This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Gneisenau
Pertz
AN

Das Leben

des

Feldmarschalls

Grafen Neithardt von Gneisenau.

Vierter Band.

1814. 1815.

Von

Hans Delbrück.

Fortsetzung des gleichnamigen Werkes

von

G. H. Pertz.

Berlin.

Druck und Verlag von G. Reimer.

1880.

- 13422 -

ASTOR LIBRARY
JAN
9
1893
NEW YORK

Dem Andenken

Seiner Königlichen Hoheit

des Prinzen Waldemar von Preußen

(geb. 10. Februar 1868, gest. 27. März 1879)

widme ich dieses Buch. Zwischen der Sorge um den fürstlichen Knaben und der Aneignung und Gestaltung des Bildes des vaterländischen Helden war mir die Arbeit des Tages in den vergangenen Jahren getheilt. Welch' eine Vereinigung, schien es, war mir da beschieden! Indem ich die Thaten der Väter beschrieb, wachte ich über dem Gedeihen Eines, der berufen war, in der Zukunft ein Thurm zu sein in unserem Heer.

Manchmal in seinen Freistunden kam er an meinen Schreibtisch und wunderte sich, daß ich doch immer lese und schreibe, oder fragte mit seinem freundlichen Gesicht, ob er mir nicht bei meiner Arbeit etwas helfen könne. Dann wünschte ich, daß auch er einmal seine Erbauung finden möge an diesen Briefen, die ich das Glück haben soll, der Nachwelt zu übergeben.

Jetzt ist der Tag gekommen, diese Blätter hinauszusenden — aber gleichzeitig verlasse ich dieses hohe Haus in tiefster Trauer.

Berlin, Palais des Kronprinzen,
den 15. September 1879.

Hans Delbrück.

Inhalt des vierten Bandes.

Seite

Siebentes Buch. Der Feldzug von 1814 1

Erstes Capitel. Einmarsch in Frankreich 3

Zweites Capitel. Allgemeine Charakterisirung des beginnenden Feldzuges 15

Drittes Capitel. Der Beginn des Kampfes 23

Viertes Capitel. Schlacht bei La Rothière 35

Fünftes Capitel. Die Niederlage des Schlesischen Heeres an der Marne 45

Sechstes Capitel. Wiedervereinigung und neue Trennung der alliirten Heere 71

Siebentes Capitel. Marsch der Schlesischen Armee auf den nördlichen Kriegsschauplatz 91

Achtes Capitel. Schlacht bei Laon 99

Neuntes Capitel. Dritte Vereinigung der verbündeten Heere . . . 117

Zehntes Capitel. Die Einnahme von Paris 130

Elftes Capitel. Der Erste Pariser Friede 137

Briefwechsel 142

Achtes Buch. Friede 1814 und 1815 259

Einrichtung des neueren Europäischen Staatensystems. Wiener Congreß. 261

Briefwechsel 275

Neuntes Buch. Der Feldzug von 1815 335

Erstes Capitel. Einleitung des Feldzuges 337

Zweites Capitel. Genesis der Schlacht bei Ligny 357

Drittes Capitel. Schlacht bei Ligny 376

Viertes Capitel. Genesis der Schlacht bei Belle-Alliance 390

Fünftes Capitel. Schlacht bei Belle-Alliance 404

Sechstes Capitel. Der Marsch auf Paris 423

Siebentes Capitel. Die Einschließung von Paris 434

Achtes Capitel. Die Uebergabe von Paris 451

Neuntes Capitel. Der Zweite Pariser Friede 458

Briefwechsel 474

Seite

Excurse 646

I. Besitz und Verlust Frankreichs an Menschenkräften (Buch 7 Cap. 3) 648
II. Müffling über die Episode der Schlacht bei Laon (Buch 7 Cap. 8) 653
III. Concentration der alliirten Armee (Buch 9 Cap. 2) 655
IV. Die Benachrichtigung Wellingtons von dem Verlust der Schlacht bei Ligny (Buch 9 Cap. 4) 661
V. Die Entscheidung der Schlacht bei Belle Alliance (Buch 9 Cap. 5) 662
VI. Stärke- und Verlust-Berechnungen (Buch 9) 679

Actenstücke 683

Kneſebeck an Gneiſenau, 22. Januar 1814 685
Blücher an Sacken, 10. Februar 1814 690
Bericht Graf Schwerins an den König, 10. Februar 1814 691
Aufzeichnung von Stoſch 692
Pro Memoria von Müffling, 11. März 1814 692
Gneiſenau an Boyen, 24. März 1814 693
Radetzky an Gneiſenau, 28. März 1814 693
Protocoll vom 29. Mai 1814 694
Sir Hudſon Lowe an Gneiſenau, 16. April 1815 697
Stoſch über den ſächſiſchen Aufſtand 697
Aufſatz von Müffling, mit Randbemerkungen Gneiſenau's, Anfang Juni 1815 698
Gründe für den Vormarſch am rechten Ufer der Oiſe. Aufſatz Gneiſenau's 699
Kneſebeck an Gneiſenau, 1. Juli 1815 700
Bruchſtücke aus den Memoiren des General Hiller von Gärtringen . . 701
Armee-Bericht 703

Siebentes Buch.

Der Feldzug von 1814.

Erstes Capitel.

Einmarsch in Frankreich.

Nachdem die verfolgende Armee das erste große Hinderniß, den Rhein, erreicht hatte, mußte die Kriegführung einen Augenblick stillstehen und in Berathung getreten werden, was nun weiter geschehen solle. Schon am 7. November fand darüber in Frankfurt, wo die Monarchen ihr Hauptquartier aufschlugen, eine Conferenz statt; das Commando der Schlesischen Armee wurde hierbei durch Gneisenau vertreten.

Dieser, scheint es, trug hier zuerst seine Ansicht vor. Er beantragte den Krieg ohne Unterbrechung den Winter hindurch fortzusetzen und in Frankreich einzurücken. Gerade was die Stärke des alten Frankreich gewesen sei, die zahlreichen Festungen, welche seine Grenzen schützten — man zählte deren über Hundert — das müsse ihm jetzt zum Verderben gereichen. Denn Napoleon habe so viel verloren, daß er nicht im Stande sei, zugleich alle diese Festungen zu besetzen und eine Feldarmee aufzustellen. Er müsse also entweder einen Theil der Festungen unbesetzt lassen und räume dem Gegner damit feste Stützpunkte in seinem eigenen Lande ein, oder er besetze alle Festungen und behalte überhaupt keine Feldarmee übrig. Gneisenau schlug deshalb vor, daß die Schlesische Armee unverzüglich bei Cöln den Rhein überschreite und, von den disponiblen Theilen der Nordarmee unterstützt in Belgien einrücke. Auf diese Weise war Holland von Frankreich abgeschnitten und befreit und die

französischen Nordfestungen bedroht. Die Große Armee sollte gleichzeitig zwischen Mainz, Straßburg und Metz vorgehen und eine kleine Abtheilung von der Schweiz aus die Franche-Comté besetzen. So war Frankreich von vorn herein der Hülfsmittel der reichen Niederlande beraubt und von allen Seiten zugleich angegriffen. Was weiter geschehen solle, wenn die Armeen die angegebenen Punkte erreicht hatten, führte Gneisenau nicht aus. Der Gedanke, diesen Krieg in Paris zu endigen und die Operationen von vorn herein direct auf die feindliche Hauptstadt zu richten, wurde freilich schon gehegt und besprochen, aber die thatsächliche Inangriffnahme schien damals noch so fern und unberechenbar, daß die practischen Vorschläge noch keinen Bezug darauf zu nehmen brauchten. Das Wahrscheinlichste schien, daß Napoleon, ehe es so weit kam, Frieden schloß.

Gneisenau's Vorschlag schien anfänglich Zustimmung unter den versammelten Generalen und Staatsmännern zu finden. Nur bemerkten die Oesterreicher, daß sie vorziehen würden, die Armee am Mittelrhein kleiner, das Heer, das aus der Schweiz vordringen sollte, größer zu machen. Gneisenau erhob dagegen keine Einwände, obgleich der Unterschied denn doch sehr bedeutend zu sein scheint. Denn wenn die beiden Hauptarmeen von Belgien und dem Mittelrhein aus in Frankreich eindrangen, so konnten sie sich allmählich so weit nähern, um im Innern Frankreichs zu taktischer Cooperation zu gelangen, was man schwerlich erwarten durfte, wenn sie von Belgien und der Schweiz aus vorgingen.

Gneisenau vertraute mehr auf die den Moment ergreifende Thatkraft und Elasticität der Heerführung als auf von fern her berechnete Combinationen. Man weiß aber, wie stark die gerade entgegengesetzte Richtung in der alliirten Heeresleitung vertreten war. Der Generaladjutant des Königs von Preußen, Knesebeck, stellte sich diesmal an die Spitze dieser Partei. Er acceptirte den Gedanken der Oesterreicher mit der Hauptarmee durch die Schweiz in Frankreich einzudringen, weil von dieser Seite Frankreich ver-

hältnißmäßig am wenigsten durch Festungen gedeckt war. Dieses Vorgehen der Hauptarmee sollte in der rechten Flanke durch die Schlesische Armee gedeckt werden. Die Unternehmung auf die Niederlande mußte also aufgegeben werden; die Schlesische Armee sollte vorläufig Mainz belagern und auf dem linken Rheinufer nach Umständen operiren, bis sie, nachdem die Hauptarmee ihre große Schwenkung vollendet hatte, ebenfalls vorgehen konnte. Die Hauptarmee aber sollte suchen, im südlichen Frankreich mit der von Italien kommenden österreichischen Armee und mit der über die Pyrenäen vordringenden Wellington'schen Armee sich zu vereinigen, und mit diesen gemeinschaftlich auf Paris zu operiren. Diesem Plan schlossen sich nun auf das lebhafteste die Oesterreicher an und befürworteten ihn in eigenen Memoires. Auffallend ist in demselben die Mischung von phantastisch weitem Ausgreifen im Ziel und Aengstlichkeit in der Anlage. Es ist schwer glaublich, daß Strategen, die das ganze Schlesische Heer für erforderlich hielten, nur um dem Hauptheer die rechte Flanke zu decken, ernsthaft einen Zug auf Paris beabsichtigt haben sollten. In der That haben gerade die Vertheidiger dieses Plans, Schwarzenberg und Knesebeck, sich dem Marsch auf Paris, als er später thatsächlich unternommen werden sollte, mit Entschiedenheit, ja mit Leidenschaft widersetzt. Es wird daher nicht anders sein, als daß wenigstens die Oesterreicher in ihrem Feldzugsplan die Perspective auf den Marsch nach Paris eröffneten, nur um den Kaiser Alexander zu gewinnen und in der bestimmten Erwartung, daß dieser Theil ihres Planes nicht zur Ausführung kommen werde. In Wirklichkeit besagte der Knesebeck-Oesterreichische Plan also nur, daß die Große Armee auf der Flanke gedeckt durch die Schlesische, der hauptsächlich die Belagerung der Festungen zugefallen wäre, in großem Bogen durch die Schweiz bis auf das Plateau von Langres vorgehen sollte. Weiter rechnete man nicht, in der Erwartung, Napoleon werde sich durch eine solche Bedrohung des inneren Frankreich zum Frieden bewegen lassen.

Gneisenau wandte gegen diesen Plan ein, daß man auf solche Weise Napoleon im Besitz der wichtigen Niederlande lasse, die jetzt ohne Schwertstreich zu haben seien, daß man ihm gestatte, seine nördlichen Grenzfestungen ohne Besatzung zu lassen und dadurch seine Feldarmee erheblich zu verstärken, daß vor Allem sechs Wochen vergingen, bis die Bewegung durch die Schweiz über die französische Grenze überhaupt beginnen könne und jetzt Alles darauf ankomme, Napoleon keine Zeit zu neuen Rüstungen zu lassen, daß endlich die beabsichtigte Cooperation mit der italienischen und spanischen Armee völlig aussichtslos sei. Die Vertreter Englands und des Prinzen von Oranien, die vor Allem Interesse an der Eroberung der Niederlande hatten, stimmten Gneisenau auf's entschiedenste bei. Dennoch wurde nach heftigen und bei dem Mangel einer entschiedenen Leitung meist sehr verwirrten Debatten endlich der Oesterreichisch-Knesebeck'sche Plan von dem gemeinschaftlichen Kriegsrath angenommen. Eine Reihe von Betrachtungen und Interessen vereinigten sich zu seinen Gunsten.

Bei nicht wenigen der Staatsmänner und Generale galt ein Feldzug in das Innere von Frankreich noch immer für ein höchst gefährliches Unternehmen. Der in diesem Kriege so häufig wirksame Factor der Unkenntniß der wahren Stärke des Gegners ist hier wieder von der größten Bedeutung. Man wußte wohl, daß Napoleon nicht viel mehr als 70000 Mann über den Rhein zurückgebracht habe, aber man war völlig außer Stande zu schätzen, zu welchen Leistungen die französische Nation sich erheben werde bei einem Angriff auf ihr eigenes Stammesgebiet. Wenn nur annähernd ähnliches geschah, wie es Preußen im Frühling dieses Jahres gethan hatte, so konnte Napoleon immer noch eine imposante Heeresmacht in's Feld führen. Mitten durch die französischen Festungen hindurch zu gehen und den unmittelbaren Kampf aufzusuchen, konnte daher höchst gefährlich werden. Man stellte sich vor, daß Napoleon etwa eine Position zwischen Saarlouis, Thionville, Luxemburg, Longwy, Verdun nehmen

werde, immer beide Flügel gedeckt durch Festungen. Hier würde es ebenso unmöglich sein ihn anzugreifen, als ihn etwa mit seiner ganzen Armee im Rücken lassend auf Paris zu marschiren. Ein Vorgehen in dieser Richtung wäre also sicher bald zum Stehen gekommen. Sicherer schien es, die Armeen so haltend, daß sie sich gegenseitig deckten, durch die Schweiz die französischen Festungen zu umgehen. Wenn man dann durch dieses Manöver eine günstige Stellung in Frankreich erlangt hatte — für solche hielt man das Plateau von Langres, weil dort die meisten französischen Flüsse entspringen und also an der Quelle umgangen werden konnten — so hoffte man, werde Napoleon sich ohne weiteren Kampf zum Frieden entschließen. Man hoffte also an die Stelle eines Winterfeldzugs eine bloße Winterbewegung zu setzen.

Die noch ängstlicheren Anhänger der alten Schule fanden freilich auch dies noch zu kühn und verlangten zunächst Winterquartiere und darauf einen regelrechten Feldzug, beginnend mit der Belagerung der Grenzfestungen. Daß sie nicht durchdrangen, lag zum Theil daran, daß man nicht die Mittel hatte, die Truppen den Winter hindurch zu erhalten. Schwarzenberg namentlich wünschte, und glaubte damit schon viel zu erreichen, wenigstens einige Monate auf Frankreichs Kosten leben zu dürfen.

Das wäre nun freilich auch geschehen, wenn man nach Gneisenau's Ideen durch Belgien und Lothringen in Frankreich eingedrungen wäre. Aber da man eine große tactische Entscheidung überhaupt nicht mehr nöthig zu haben glaubte und namentlich den Zug nach Paris kaum als eine ernsthafte Möglichkeit ansah, so faßte man hauptsächlich in's Auge, welche Länder Napoleons Gewalt thatsächlich zuerst entzogen werden würden. Das Manöver durch die Schweiz trennte Frankreich von Italien, wohin Oesterreich vornehmlich seine Herrschaft auszudehnen gedachte. Ebenso gab es ihm Gelegenheit in der Schweiz die alten aristokratischen Regierungen wieder einzusetzen, was für die Zukunft wichtig er-

ſchien. An den Niederlanden hingegen hatte Oeſterreich kein directes Intereſſe.

Setzte nun Oeſterreich es durch, daß die Hauptarmee den Weg durch die Schweiz nahm, ſo iſt es erklärlich, daß der Kaiſer Alexander wünſchte, die Schleſiſche Armee in der Nähe zu behalten und deshalb den Zug nach den Niederlanden verwarf.

Ja es gab Einige, welche von dem Zuge nach den Niederlanden gerade deshalb abriethen, weil er ſo ſehr große Reſultate zu verſprechen ſchien. Sie glaubten nämlich, wenn es zu Friedensverhandlungen käme, würde England die eroberten franzöſiſchen und niederländiſchen Colonien nicht zurückgeben wollen und dadurch für immer ein unerträgliches Uebergewicht zur See behaupten. Es ſei deshalb beſſer, Frankreich vorläufig im Beſitz der Niederlande zu laſſen, damit es ein Compenſationsobject in der Hand habe, das die Engländer zur Herausgabe der Colonien bewegen könne.

Ueberhaupt waren die Friedensfreunde ſämmtlich für den Zug durch die Schweiz, nur weil dadurch eine Pauſe in der Kriegführung geſchaffen wurde, welche möglicherweiſe zu Verhandlungen Raum gab. Allerdings war es wohl eine eigenthümliche Verblendung zu meinen, zu einem Frieden mit Napoleon zu gelangen, wenn man ſtatt ihn vollends niederzuwerfen, ihm die unſchätzbare Zeit zu neuen Rüſtungen freiwillig ließ.

Noch einmal wurde das ſchon beſchloſſene Unternehmen wieder in Frage geſtellt, als die Schweiz (18. Nov.) ſich neutral erklärte. Kaiſer Alexander, der wohl Abſichten der Reaction von Seiten Oeſterreichs in der Schweiz argwöhnte, verlangte, daß die Neutralität reſpectirt werde. Gneiſenau benutzte dieſe Gelegenheit *),

*) Der Brief bei Pertz III, 536 iſt hierauf bezüglich, alſo etwa vom 20. November. Der dazu gehörige Feldzugsplan ſteht S. 551. Der dazwiſchen ſtehende Brief S. 543 bezieht ſich noch auf den erſten Plan und iſt etwa vom 9. November. Schwerlich ſteht dieſer Aufſatz in Zuſammenhang mit dem vorher abgedruckten Brief an Kneſebeck.

um noch einmal einen Plan vorzulegen, wonach die Niederlande der Nordarmee überlassen und die beiden anderen gemeinschaftlich sofort über Mainz und Metz in Frankreich einrücken sollten, um, wenn man bis dahin nicht zum Frieden gelangte, bis auf Paris selbst fortzugehen.

Eigentlich erst dieser Vorschlag Gneisenau's traf die Situation völlig, wie sie war, indem darin auch nicht mehr vorläufig von der Eroberung einzelner Provinzen, oder bloßem Terraingewinn die Rede war und das Weitere der Zukunft vorbehalten, sondern sofort der directe Angriff auf das Centrum der feindlichen Macht in's Auge gefaßt wurde.

Um so weniger konnte ein solcher Vorschlag bei der herrschenden Stimmung durchdringen.

Fast am allerschärfsten trat ihm der König selbst entgegen und reizte den General dadurch zu Aeußerungen von großer Bitterkeit. Der König wollte den Rhein überhaupt nicht überschreiten, um nicht alles bisher Gewonnene von Neuem auf's Spielt zu setzen. Noch am 7. December beantragte er geradezu, in einem von Knesebeck ausgearbeiteten Memoire, das Ergebniß der mit Napoleon eingeleiteten Unterhandlungen am Rhein abzuwarten. Der Zustand, in welchem seine Truppen den Rhein erreichten, schien ihm, und darin stimmte gewiß die große Mehrzahl der Generale, namentlich York mit dem König überein, unbedingt einige Erholung und Instandsetzung zu erheischen. Das York'sche Corps, das im August mit 38,000 Mann in's Feld gerückt war, zählte jetzt etwas über 11,000. Von diesen hatten viele unbrauchbare, selbst gar keine Gewehre; nicht Wenige gingen barfuß, in leinenen Hosen, ohne Mäntel. So sollte man in einen Winterfeldzug eintreten. Von den 106 Kanonen folgten dem Corps, obgleich es nie ein Geschütz verloren, im Gegentheil die unbrauchbar gewordenen durch eroberte ersetzt hatte, noch 42, auch diese vielfach in sehr schadhaftem Zustande. Wenn Gneisenau trotzdem ohne Aufenthalt den Krieg fortsetzen wollte, so übersah er die

Härte, die darin für die eigene wackere Armee lag, nicht, aber da die französische Armee nothwendig noch viel mehr reducirt war, so war es ihm, wie er dem König schrieb, Gewissenssache, nicht durch Unterlassung einer letzten Anstrengung zu versäumen, was hinterher mit Blut gebüßt werden müßte.

Ein formeller Beschluß über die Eröffnung des Feldzuges wurde endlich überhaupt nicht gefaßt, aber die Große Armee rückte allmählich ihre Quartiere immer mehr nach Süden vor, um auf diese Weise die Bewegung durch die Schweiz einzuleiten (dem Kaiser Alexander versprach man mit Ausnahme der Baseler Brücke die Neutralität der Schweiz zu respectiren) und die Schlesische Armee, die schon ihre Bewegung nach den Niederlanden begonnen hatte, wurde zurückgerufen und bezog Winterquartiere bei Frankfurt.

Ohne Zweifel war es nicht zum wenigsten die Hoffnung, daß dem Blutvergießen überhaupt jetzt ein Ende gemacht werden könne, welche dazu beitrug, daß die langsameren und weniger entschiedenen Beschlüsse die Oberhand gewannen. Von Anfang an gingen neben den Ueberlegungen des Kriegsraths sehr ernsthaft gemeinte Friedensverhandlungen nebenher.

An der Spitze der Friedenspartei stand Oesterreich, aus demselben Grunde, aus dem es im Frühling so zögernd der großen Alliance beigetreten war: aus Furcht vor Rußland. Wenn nur Napoleons erdrückende Suprematie abgewälzt war, so wünschte Metternich im Uebrigen die eintretenden Veränderungen auf das geringstmögliche Maß einzuschränken, damit nicht vielleicht auf anderen Seiten ebenso drückende Verhältnisse entständen wie die bisherigen. Wie Metternich gegen die völlige Entfernung Napoleons war, nicht sowohl wegen des verwandtschaftlichen Verhältnisses zum österreichischen Kaiserhause, als weil gar nicht abzusehen war, was an seine Stelle in Frankreich treten würde, vielleicht irgend ein revolutionäres, jacobinisches Gouvernement, so suchte der österreichische Staatsmann auch überhaupt Frankreich stark zu lassen, um es im Gleichgewicht mit Rußland zu erhalten.

Den preußischen Staatslenkern lagen solche Reflectionen an sich nicht weniger nah, als den österreichischen. Im Frühling hatte die drängende Noth gezwungen, sie für den Augenblick zu unterdrücken: in Folge dessen aber besaß Preußen von seinen Verbündeten keinerlei bestimmte Zusagen, über die ihm beim Friedensschluß zu leistenden Entschädigungen. Wenn man jetzt am Rhein Halt machte, so konnte man wohl meinen, damit auch dem Vorrücken Rußlands in Polen Schranken zu setzen.*) Die russischen Generale sehnten sich sämmtlich nach Frieden, theils aus reiner Kriegsmüdigkeit, theils weil Rußland jenseits des Rheins keinerlei directe Interessen zu vertheidigen zu haben schien. So vermochte man auch den Kaiser Alexander für die Einleitung von Friedensverhandlungen zu gewinnen. Die Vertreter Englands im Hauptquartier stimmten bei. Man übergab gemeinschaftlich einem französischen Diplomaten, der zufällig in die Gefangenschaft der Verbündeten gerathen war, St. Aignan, einen Vorschlag, wonach die Verbündeten sich bereit erklärten mit Napoleon auf die Bedingung der Rheingrenze Frieden zu schließen — Hollands und Italiens war nicht weiter gedacht, als daß sie unabhängig sein sollten. Es war also nicht ausgeschlossen, daß diese Länder etwa als eigene Reiche unter Ludwig Napoleon und Eugen Beauharnais organisirt wurden.

Am 7. November hatten die Kriegsrathssitzungen in Frankfurt begonnen; am 8. und 9. wurden ebenda Herrn von St. Aignan diese Propositionen gemacht. Die Ergebnisse erklären sich gegenseitig. Eine Coalition, die glaubte, Napoleon außer dem, was er bereits thatsächlich verloren hatte, so gut wie nichts weiter abverlangen zu dürfen, war auch weit entfernt, einen Kriegsplan aufzustellen, der direct auf Napoleons völligen Sturz ausging. Das Höchste, wozu man sich erhob, war eine drohende und zugleich gesicherte Stellung weiter in Frankreich hinein zu gewinnen, in der

*) Bernhardi, Toll IV, 13.

Hoffnung dadurch Napoleon endlich zu einem billigen Frieden zu vermögen.

Aber eben dazu konnte sich Napoleon nicht überwinden. Nach längerem Zögern ging er zwar auf Verhandlungen ein, aber ohne die gebotene Basis seinerseits anzunehmen. Auf eine zweite Aufforderung nahm er sie allerdings an, aber unter Vorbehalten, welche es ihm möglich machten, jeden Augenblick davon zurückzutreten.

Mittlerweile erhoben sich die größer Gesinnten im Lager der Verbündeten mit Heftigkeit gegen diese kurzsichtigen und muthlosen Machinationen. Stein kam in Frankfurt an und machte seinen Einfluß auf den Kaiser Alexander geltend. Das englische Cabinet wurde bedenklich, wie die öffentliche Meinung einen so unsoliden Frieden, als das Ergebniß zwanzigjähriger Kämpfe aufnehmen werde. Die laue Art, wie Napoleon die ihm gemachten Anerbietungen erwiederte und ebenso das Geräusch, mit dem er seine Neurüstungen betrieb, entzog der Friedenspartei selber den Boden. Man hielt also wenigstens daran fest, daß durch die Friedensverhandlungen die kriegerischen Operationen nicht unterbrochen werden sollten.

Der Schriftwechsel mit Napoleon wurde fortgesetzt, aber mittlerweile überschritt die österreichische Armee in der letzten Hälfte des December, angeblich von den Schweizern selbst gerufen und gegen die Zusagen an den Kaiser Alexander, die Grenzen dieses Landes und rückte von Südwesten in Frankreich ein. Die Schlesische Armee blieb so lange vor Mainz liegen und benutzte die unfreiwillige Muße, sich einigermaßen zu retabliren. Das York'sche Corps wurde durch nachrückende Ersatzmannschaften und Reconvalescenten wieder von 11,000 auf 22,000 Mann gebracht; auch die anderen Heertheile der Verbündeten erhielten bedeutende Verstärkungen.

Blücher nahm den Schein an, als werde er diesen Winter überhaupt nichts weiter unternehmen. Er ließ alle Vorbereitungen treffen für längere Winterquartiere und schalt öffentlich über seine

gezwungene Unthätigkeit. Dann überschritt er plötzlich (1. Jan.) in drei Colonnen, bei Mannheim, Caub und Coblenz den Rhein. Die Franzosen waren auch jetzt noch nicht im Stande Widerstand zu leisten und zogen sich schnell über die Mosel zurück.

Eine Bestimmung über das Zusammenwirken der verschiedenen Heere im Innern Frankreichs war im Voraus nicht getroffen worden. Man hatte angenommen, daß die Hauptaufgabe der Blücher'schen Armee sein würde, Deutschland gegen einen Einfall der Franzosen zu decken. Wenn dann die Hauptarmee bei ihrem Vorrücken aus der Schweiz Widerstand finden würde, sollte Blücher vom Rhein her durch Diversionen ihr zu Hülfe kommen. Da nun die Hauptarmee anfänglich einen Feind überhaupt sich nicht gegenüber fand und Blücher, auf eigene Hand ebenfalls offensiv vorgehend, den seinigen vor sich hertrieb, so näherten sich die Sphären der beiden Heere allmählich einander und es konnte eine wirkliche Cooperation in Aussicht genommen werden. Von beiden Seiten gingen ziemlich zugleich Vorschläge dazu aus. Schwarzenberg forderte Blücher auf, sich an ihn heranzuziehen, da Napoleon wahrscheinlich einen großen Schlag vorbereite, dem er ausweichen müsse, wenn er nicht auf die Unterstützung der Blücher'schen Armee rechnen könne. Schwarzenberg besorgte nämlich, Blücher möge sich statt nach Süden, mehr nach Norden ziehen, um mit den Armeecorps, welche unter Bülow und Winzingerode von dieser Seite in Frankreich eindrangen, Fühlung zu gewinnen. Blücher faßte jedoch zunächst auch nur eine Cooperation mit Schwarzenberg in's Auge und forderte diesen seinerseits auf, sich zu ihm hinzuziehen. Von bemerkenswerther Verschiedenheit ist jedoch die beiderseits hinzugefügte Motivirung. Schwarzenberg besorgte einen Angriff Napoleons, wenn man weiter vorrücke und glaubte dem ohne Unterstützung nicht Stand halten zu können. Blücher meldete in seinem — von Gneisenau aufgesetzten — Schreiben, daß der Feind bei Metz nach einigen Angaben 40,000 nach anderen 80,000 Mann beisammen habe; er gedenke dieselben anzugreifen

(er selbst hatte augenblicklich nur 50,000 Mann zur Verfügung) da dies die einzige organisirte, größere Masse sei, die der Feind für jetzt besitze. Sollte die Schlesische Armee sich dem Feinde jedoch nicht gewachsen zeigen oder zurückgeschlagen werden, so werde Blücher zu manövriren suchen, bis seine Verstärkungen angelangt seien oder die Große Armee in der Flanke des Feindes erscheine. Zu diesem Zweck bittet er Schwarzenberg, dessen auf dem Fleck verfügbaren Kräfte 117,000 Mann betrugen, sich ihm zu nähern. Schwarzenberg also verlangte Blüchers Hülfe zu seiner Vertheidigung, Blücher diejenige Schwarzenbergs zum Angriff.

Diese Verhandlungen wurden bald gegenstandslos, da die Franzosen auch an der Mosel nicht Stand hielten und über die Maas zurückwichen. Die Schlesische Armee durchschritt fast ohne Kampf die Festungsreihen, zwischen denen man Napoleons Widerstand erwartet hatte. Zu gleicher Zeit nahm die Große Armee langsam, immer unter den äußersten Vorsichtsmaßregeln vorrückend, fast ohne Gefecht, Langres und das Ziel des Feldzuges, wo nach der Idee der Autoren dieses Feldzugsplans, derselbe zu Ende sein sollte, war erreicht. In Wahrheit kann man von hier aus seinen eigentlichen Beginn rechnen.

Zweites Capitel.

Allgemeine Charakteristik des beginnenden Feldzuges.

Müffling, der Generalquartiermeister im Blücher'schen Stabe, der uns später eine werthvolle Darstellung dieser Feldzüge geliefert hat und der, da er schon ehedem sich mit der militärischen Schriftstellerei abgegeben, auch wohl schon früh diese Absicht gefaßt und geäußert hatte, war doch unmittelbar nach der Beendigung des Krieges wieder davon zurückgekommen und motivirte diese Unterlassung in einem Briefe an Gneisenau in bemerkenswerther Weise. „Der Ausgang unserer Campagne hat mir Gottlob alle Lust benommen" sagt er, „etwas darüber im Ganzen zu schreiben. Nach unglücklichen Vorfällen ist es ein Vergnügen, der Welt zu zeigen, daß mehr geschah, als man im Allgemeinen glaubte, um das Unglück abzuwenden; nach einem glücklichen Ausgang, wo in der Regel jeder Zuschauer die Begriffe von der höchsten Vollkommenheit der Anlage hat und wo man am Ende auf die menschlichen Verhältnisse zurückführen muß, giebt es keine einladenden Motive für den Geschichtschreiber". Der Mitlebende und Mithandelnde berührt hier eine Schwierigkeit, der auch der heutige Geschichtserzähler noch unterliegt. Auch schon mancher Leser wird es beim Studium grade der Freiheitskriege empfunden haben, daß die Erzählungen dieser Zeit oft mehr einen peinlichen als einen erhebenden Eindruck hinterlassen. Am wenigsten erquicklich aber unter diesem Gesichtspunkt ist von allen Feldzügen der Epoche derjenige

von 1814. Wenn man an ihn herantritt, wie er beginnt, eigentlich erst am Ende Januar, wo die Alliirten zum ersten Mal nennenswerthen Widerstand finden und beendigt ist zwei Monate später, am 30. März mit der Einnahme von Paris, so scheint das Resultat groß und lockend für den Geschichtschreiber. Wenn man aber weiter überlegt, daß, wie wir die Sachlage jetzt kennen, die Verbündeten von Anfang an nach der Schlacht bei Leipzig dieses Resultat überhaupt ohne weiteres Blutvergießen hätten erreichen können, so ist es klar, daß die Geschichtserzählung viel mehr bei den retardirenden als den treibenden Kräften der großen Action zu verweilen hat und nirgends macht sich die Undankbarkeit dieser Aufgabe mehr geltend als in der Biographie des Mannes, der selbst recht eigentlich der Träger der vorwärtsstrebenden Tendenz war und endlich doch nicht die Genugthuung hatte, daß der letzte, entscheidende, den Ruhm verleihende Stoß seine That gewesen wäre.

Ueberschauen wir es im Ganzen, woher es kam, daß im Jahre 1814 die kriegerische Action der Verbündeten trotz ihrer erdrückenden Uebermacht so schwächlich war im Vergleich mit derjenigen des Jahres 1813, so sind die Gründe zum Theil schon bei der Entwickelung des Feldzugsplans hervorgetreten. Die Coalition des Jahres 1813 war zu Stande gekommen, weil die Unabhängigkeit und Existenz aller einzelnen europäischen Staaten bedroht war. Der Kampf war gefochten worden um die Fragen, ob Europa in Zukunft, wie bisher aus einer Anzahl gleichberechtigter, verschiedengearteter Staaten bestehe oder alle politische Individualität in einem Universalstaat aufgehoben werden solle. Hätte man die Frage auf die Erhaltung und das Interesse jedes einzelnen bestehenden Staates gestellt, so hätte die Coalition nimmer Leben gewinnen können. Erfahrung und Ueberlegung konnten keinen Zweifel darüber lassen, daß, nach Beendigung des augenblicklichen Kampfes, in Zukunft das Interesse Rußlands demjenigen Oesterreichs und Englands, Oesterreichs demjenigen Preußens nicht viel weniger feindlich gegenüberstehen werde, als heute demjenigen Frankreichs. An dieser

Klippe waren alle früheren Versuche einer allgemeinen Coalition vom Jahre 1792 an gescheitert: sie wurde erst möglich, als die Noth jeden der Einzelstaaten zwang, momentan sein Special-Interesse, das dem der Nachbarn entgegengesetzt war, zurücktreten zu lassen und sich mit diesen auf der Basis des vor dem allgemeinen Umsturz bestehenden Machtverhältnisses zu gemeinsamer Abwehr zu vereinigen: alle Bündnißverträge des Jahres 1813 sind nicht zum Zweck des Erwerbes, sondern der Erhaltung und der Setzung in den vorigen Stand geschlossen. Man kann sagen, der Kosmopolitismus der Napoleonischen Universalmonarchie rief einen Antikosmopolitismus hervor: mit Gewalt abstrahirten gerade die edelsten und kräftigsten Führer der Gegenbewegung von den Interessen Preußens, Oesterreichs, Rußlands, Englands und widmeten sich mit der ganzen Leidenschaft, die ihre Größe ausmacht, der Idee der allgemeinen staatlichen und nationalen Unabhängigkeit.

Durch den Feldzug von 1813 war dieses Ziel so weit erreicht, daß es sich politisch nur noch darum handelte, festzustellen, ob Napoleon fähig sei, von jetzt an als nationaler König der Franzosen und nicht bevorrechtigtes Mitglied der europäischen Staatenfamilie weiter zu existiren, oder ob er zur Verhütung ewig erneuerter Kämpfe völlig beseitigt werden müsse. Konnte man jetzt zu einem Frieden mit ihm gelangen, der die Existenz der übrigen Staaten vorläufig sicherte, so durften die einzelnen leitenden Staatsmänner auch überlegen, ob sie durch eine Fortsetzung des Kampfes den Interessen des ihnen anvertrauten Staats noch wirklich dienten.

Am frühesten und stärksten trat diese Meinung bei den Oesterreichern auf, deren Feldherr Schwarzenberg den Oberbefehl über die gesammten verbündeten Heere führte. Ihm war es lange positiv verboten, Napoleon völlig niederzuwerfen.

Obgleich nun eine solche Disposition des Oberfeldherrn dem Kriege allerdings einen eigenthümlichen Charakter geben mußte, so kann man doch keineswegs den Mangel in der Kriegführung der Verbündeten allein auf dieses politische Moment zu-

rückführen. Ein ganz allgemeines, man möchte sagen, psychologisches Element war fast noch stärker. Die einfache Unfähigkeit, welche in traditionell regierten Staaten immer einen größeren Raum bei der Regierung einnimmt, als in revolutionären, wo es überhaupt nur einer gewissen Kraft gelingen kann, sich bis an die Spitze emporzuarbeiten, machten sich im Heerlager der Verbündeten im Feldzuge von 1814 viel stärker geltend als 1813. Im Feldzuge von 1813 hatte die offenbare Nothwendigkeit Napoleon in der Schlacht zu besiegen zum Handeln gezwungen, die Gefahr selbst der gesammten Kriegführung der Verbündeten eine gewisse Energie verliehen, und da es im Kriege meist mehr darauf ankommt, daß überhaupt etwas geschieht, als was geschieht, so hatte auch der Erfolg nicht gefehlt. Man sollte meinen, daß die größere Wahrscheinlichkeit des Sieges es leichter macht einen kühnen Entschluß zu fassen. Aber gerade das Gegentheil ist der Fall. Gerade die höchste Wahrscheinlichkeit eines unmittelbar bevorstehenden glücklichen Abschlusses macht gewöhnliche Naturen um so ängstlicher, Alles wieder zu verlieren. Die Hoffnung ganz ohne Wagniß zum Ziel zu gelangen, lähmte 1814 die Kraft, wie 1813 die Noth sie gesteigert hatte. Obgleich die Verbündeten im ersten Augenblick geradezu mit zehnfacher Uebermacht im Felde erschienen, 270,000 gegen 27,000, so suchte Schwarzenberg doch von Neuem dem Grundsatz des vorigen Feldzuges Geltung zu verschaffen, daß die Armee, welche von der französischen Hauptmacht angegriffen würde, sich zurückziehen solle, während die anderen derweile das gegen sie detachirte Corps zu schlagen suchen sollten.

Ueberhaupt sichert eine sehr große materielle Ueberlegenheit zwar im Allgemeinen den endlichen Sieg, aber keineswegs einen schnellen Sieg. Das gilt ebenso vom ganzen Kriege, wie vom einzelnen Gefecht. Im Gegentheil bringen große Massen schon an sich eine gewisse Langsamkeit der Bewegung mit sich. Vor Allem aber hat der Wunsch mit möglichster Sicherheit zu operiren und möglichst allen und jeden widrigen Zufall zu vermeiden, auf

den kühnen Feldherrn verständiger Weise ebenso sehr Einfluß, wie auf den ängstlichen, und auf Blücher und seinen Berather wirkten je länger je mehr die veränderten Verhältnisse der Kriegführung in ganz analoger Weise wie auf Schwarzenberg.

Anfänglich zwar wollte die preußische Heeresleitung den Krieg im Geiste des vorjährigen Feldzuges weiterführen: eine bittere Erfahrung lehrte sie, daß die Zeiten sich geändert hatten. Frisch vorrückend sahen sie plötzlich den Bundesgenossen nicht mehr an ihrer Seite und erlitten, von dem verzweifelten Gegner in einem unglücklichen Momente angefallen, eine schwere Niederlage. Wer stand ihnen dafür, daß sich nicht Aehnliches bei der nächsten Gefahr, der sie sich aussetzten, wiederholte? Zwar gelang es ihrer kühnen Initiative den nun drohenden, vollkommenen Rückzug zu verhindern und die unmittelbare Fortsetzung des Krieges zu erzwingen. Weiter aber reichte ihre Kraft nicht. Um Napoleon allein mit dem Blücher'schen Heer niederzukämpfen, hätte es einer Kriegführung im Geiste der rücksichtslosesten Kühnheit bedurft. Vielleicht wäre es so möglich gewesen; es konnte aber auch zu einer vollständigen Niederlage dieses Heeres führen. Da begann man auch im Schlesischen Hauptquartier zu überlegen, ob man zu einem solchen Wagniß Veranlassung habe. Setzte man den Kampf nur fort, so konnte der endliche Sieg der Verbündeten nicht zweifelhaft sein und es kam sehr wenig darauf an, ob der Abschluß einige Wochen früher oder später erreicht wurde. Wohl aber schien es jetzt Zeit, ebenfalls daran zu denken, daß nach dem Sturz Napoleons die Neuvertheilung Europa's stattfinden müsse und hierauf die militärische Situation jedes einzelnen Staats den entscheidenden Einfluß haben werde. Die allgemeine Völkerbefreiung war erreicht, aber hinter ihr standen die Interessen Preußens, für die man den Nachkommen ebenfalls verantwortlich war. Ohne Zweifel hatte man es mehrmals in der Hand, dem Kriege mit einem Schlage ein Ende zu machen, aber niemals kennt der Feldherr und am wenigsten in einer fast auseinander fallenden Coa-

lition in dem entscheidenden Augenblick selbst, die gesammte Situation so genau, daß nicht ein jedes, auf wahrhaft großen Erfolg angelegtes Unternehmen ein Wagniß enthalte, das auch zu einem Echec führen kann. Zu welchem Zweck sollte man sich einer solchen Gefahr aussetzen? Man konnte jetzt einfach abwarten, daß das mechanische Uebergewicht der Verbündeten Napoleon allmählich erdrücke. Auch die Preußen überließen also jetzt Napoleon freiwillig den unschätzbaren Vortheil der Initiative und damit eine moralische Ueberlegenheit, die der materiellen Ueberlegenheit der Verbündeten nahezu die Wage hielt und diese endlich nur allmählich zu ihren Gunsten sinken ließ.

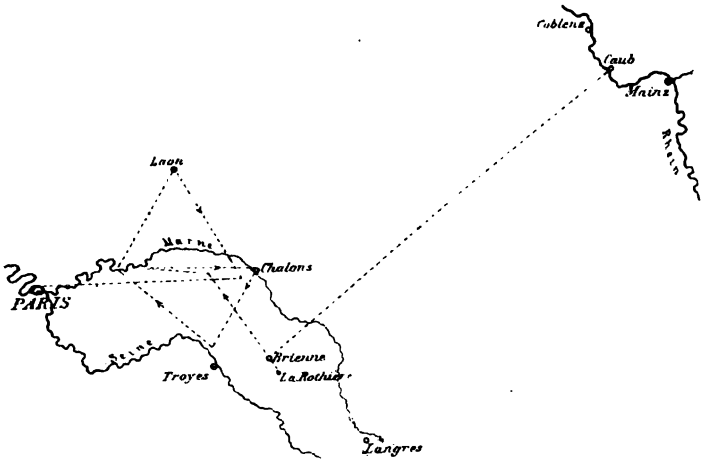
Indem Napoleon in der verzweifelten Kühnheit des Untergangs unbedingt jede Chance, die sich ihm darbot ergriff, traf es sich, daß ihm noch einige Mal eine so glückliche zufiel, daß er den Verbündeten große Verluste zufügte und sie zum Weichen zwang. Indem die Verbündeten im Gegentheil nicht eher die Entscheidung herauszufordern wagten, als sie alle Chancen mit Gewißheit für sich sahen, mußten sie länger warten, als das reale Verhältniß der Kräfte nöthig gemacht hätte.

So entstand ein Feldzug, der, obgleich kurz der Zeit nach und abgeschlossen mit einer epochemachenden Entscheidung, doch in sich ohne große kriegerische Ereignisse, die als Mark- und Wendepunkte dienen, ungemein schwer zu übersehen ist. Wir wollen uns die Uebersicht erleichtern, indem wir die springenden Punkte, bevor wir auf den Feldzug selbst eingehen, nebeneinanderstellen.

Am 29. Januar fand der erste Zusammenstoß zwischen Blücher und Napoleon bei Brienne statt und gleich darauf (1. Februar) die Schlacht bei La Rothiere, in welcher Napoleon von den vereinigten Heeren der Verbündeten geschlagen wurde. Nun trennten sich Blücher und Schwarzenberg, um auf zwei verschiedenen, parallelen Wegen auf Paris zu marschiren und die Corps des ersteren werden vereinzelt in vier Gefechten in der Nähe der Marne ge-

ſchlagen (10., 11., 12. und 14. Februar). Napoleon wendet ſich nun zurück gegen die große Armee, die ſtehen geblieben iſt, und ſchlägt einzelne Theile derſelben, namentlich bei Montereau (18. Februar). Darauf zieht ſich die Große Armee zurück, und Blücher, der ſeine Armee wieder geſammelt hat, vereinigt ſich mit ihr (bei Troyes). Der erſte Verſuch zum Marſch auf Paris iſt mißlungen und der vollkommene Rückzug ſteht in Ausſicht.

Marſch der Schleſiſchen Armee.



Jetzt beginnt der zweite Theil des Feldzuges, indem Blücher ſich abermals von der Großen Armee trennt und nicht direct auf Paris, ſondern in nördlicher Richtung abmarſchirt, um ſich mit den von Holland kommenden Corps von Bülow und Winzingerode zu vereinigen. Napoleon zieht ihm nach und greift ihn erſt bei Craonne (7. März), dann bei Laon (9. und 10. März) an, wird aber zurückgeſchlagen. Mittlerweile iſt die Große Armee, da ihr nur Marſchälle gegenüber ſtehen geblieben ſind, ebenfalls wieder vorgerückt und hat dieſe in mehreren Gefechten, namentlich bei Bar ſur Aube (27. Februar) zurückgetrieben. Darauf hat die

Große Armee indeß Halt gemacht und wartet das Resultat der Kämpfe zwischen Blücher und Napoleon ab.

Napoleon, obgleich geschlagen, wendet sich wirklich noch einmal gegen sie, und es kommt zu dem Treffen von Arcis sur Aube (20. und 21. März). Das ist das letzte Gefecht zwischen den Verbündeten und Napoleon selbst. Ihm folgt unmittelbar die Entscheidung, die nicht durch Gefecht, sondern durch ein bloßes Manöver binnen acht Tagen herbeigeführt wird.

Drittes Capitel.

Der Beginn des Kampfes.*)

Wie wir uns erinnern, war bei den Berathungen in Frankfurt von keiner Seite Paris als das directe strategische Object des Feldzuges aufgestellt worden. Noch Gneisenau hatte in dem zweiten von ihm aufgestellten Plan, in welchem er vorschlug, mit den gesammten vereinigten Armeen geradeaus über Metz vorzudringen, nur ziemlich entfernt die Bedrohung von Paris in Aussicht genommen, falls man nicht schon früher zum Frieden gelangt sein sollte. Der Feldzug hing aber in erster Linie von der noch nicht zu übersehenden Thatsache ab, welche Kräfte Napoleon noch aufbringen würde.

Man hat es meistens so dargestellt, als ob Frankreich im Jahre 1814 an waffenfähigen Männern bereits so erschöpft gewesen sei, daß es aus diesem Grunde nicht länger Widerstand zu leisten

*) Für die Geschichte dieses Feldzuges ist mir eine unschätzbare Hülfe geworden, indem der Major im Großen Generalstabe Boie, der so eben zum Zwecke seiner Vorlesung an der Kriegs-Akademie den Feldzug nach den Acten des Kriegsarchivs neu bearbeitet hatte, so gütig war, mir seine Hefte zur Verfügung zu stellen. Die Punkte, wo ich auf Grund seiner Forschung von der herrschenden Erzählung wesentlich abgewichen bin, habe ich bemerklich gemacht. Von wie entscheidender Bedeutung sie für die richtige Auffassung des Feldzuges sind, wird man aus dem Folgenden ersehen. Ich bin daher um so mehr Herrn Major Boie zu ungemeinem Danke verpflichtet.

vermocht habe. Dem ist jedoch nicht so. Die Verluste des eigentlichen Frankreich in den letzten Kriegen an Todten, dienstunfähig Gewordenen und Gefangenen, einbegriffen die noch in den rückwärts liegenden Festungen Eingeschlossenen, betragen vielleicht 500,000 Mann*). Das Land, das 29½ Million Einwohner zählte, hätte bei gleicher Anstrengung, wie sie Preußen machte, 1,500,000 Mann stellen können, also nach Abzug jenes Verlustes immer noch 1,000,000 Mann. Napoleon aber gebot, die Armeen in Italien und Spanien, sowie alle zur Festungsbesatzung in Frankreich verwendeten Nationalgarden inbegriffen, in diesem Feldzug nie über mehr als 300,000 Mann; und unter diesen war doch auch noch immer eine bedeutende Zahl von Rheinländern, Holländern, Belgiern, Italienern, Kroaten und Polen. Zweimalhunderttausend, auch nur hunderttausend Mann mehr hätten ihn in Stand gesetzt, allen Angriffen der Verbündeten zu widerstehen; aber alle Aushebungen und Aufrufe noch während des Feldzuges reichten immer nur gerade hin, den durch Gefechts-Verlust und Desertion verursachten Abgang zu decken. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß es in erster Linie nicht physische, sondern moralische Ursachen waren, welche den Widerstand Frankreichs im Jahre 1814 lähmten.

Da gerade diejenigen Elemente ausgefallen waren, die den Stock eines regulären Heeres bilden, so hätte es zur Heranziehung der schon festhafteren Masse populärer Formationen, nach Art der Landwehr bedurft. Es fehlte an denselben nicht; die National-Garden sind eine der damaligen preußischen Landwehr ganz analoge Institution. Aber es ist unmöglich, solche Formationen mit Erfolg durchzuführen, ohne das bereitwillige Entgegenkommen der Nation. Wenn die Wehrmänner in Masse dem Appell nicht Folge leisten oder wieder nach Hause gehen, so ist die stärkste Staats-Execution unfähig, ihrem Willen Geltung zu verschaffen.

*) S. Excurs.

Schon vor dem Einmarsch in Frankreich hatte eine bedeutsame Kundgebung die Verbündeten darauf vorbereitet, daß die französische Nation Napoleon in diesem letzten Kampf nicht zur Seite stehen werde. Der Kaiser hatte seinem autokratischen Regiment eine Art von Volksvertretung attachirt, die unter dem Namen des gesetzgebenden Körpers einige formelle Rechte ausübte. Da der gesetzgebende Körper weder thatsächlich vom Volke gewählt war, noch in einem Contact mit der öffentlichen Meinung stand, noch die Staatseinrichtungen überhaupt eine gesetzliche Opposition zuließen, so hatte diese Körperschaft bisher weder eine Bedeutung gehabt, noch Beachtung gefunden. In einem Augenblick jedoch, wo die öffentliche Meinung auf's Höchste erregt, und in ihrem Urtheil durchaus einmüthig war, konnte sie auch in jener Versammlung zum Ausdruck gelangen.

Napoleon selbst hoffte anfänglich durch den gesetzgebenden Körper auf die öffentliche Meinung einen günstigen Einfluß zu üben. Er war im December zusammengerufen worden, um eine bereits decretirte Erhöhung der Steuern gutzuheißen und Napoleon ließ ihn vermittelst einer Commission Einsicht nehmen in den Stand der auswärtigen Angelegenheiten, um ihm und der öffentlichen Meinung zu beweisen, daß er selbst jetzt den Frieden auf Grund der Rheingrenze ehrlich wünsche und allen Plänen der Weltherrschaft entsagt habe. Denn darauf kam es an, das französische Volk zu überzeugen, daß es nicht für die Welteroberung, sondern für die Erhaltung des eigenen Landes — in dem Umfang wie sie es reclamirten — zu kämpfen habe.

Die Commission überzeugte sich auch zu ihrer eigenen Ueberraschung von der momentanen Wahrheit der Behauptung der Regierung, berichtete demgemäß an die Kammer, verband aber mit diesem Bericht einen sehr entschiedenen Protest gegen die Despotie der inneren Verwaltung. Der Einwand der Minister, daß es jetzt wahrlich nicht an der Zeit sei, vor den Augen Europas inneren Zwiespalt zu besprechen und auszufechten, konnte seines Eindrucks

auf die Deputirten nicht verfehlen; aber auf der anderen Seite war es ebenso einleuchtend, daß nur in diesem Augenblicke, wo die öffentliche Meinung für Napoleon von Bedeutung war, sie Gelegenheit hatte, ihrem Willen Achtung zu verschaffen. Nach dem Siege hätte Napoleon ihrer nicht mehr bedurft und ihre Beschwerden bei Seite geschoben.

So gelangte der Antrag der Commission mit überwältigender Majorität zu vorläufiger Annahme. Napoleon gerieth darüber in den äußersten Zorn. Er schloß auf der Stelle die Berathungen und entließ die Deputirten, indem er sie, bei Gelegenheit der Neujahrs-Gratulation, persönlich auf das Heftigste anließ und die Führer des Verraths beschuldigte.

So war der Conflict zwischen dem Kaiser und der französischen Nation, so zu sagen, öffentlich erklärt. Die Verbündeten, die immer auf diesen Zwiespalt gerechnet hatten, thaten Alles, ihn zu befördern. Schon Anfang December, noch in Frankfurt, hatten sie eine Proclamation erlassen (datirt vom 1. December), in der sie feierlich erklärten, daß sie nicht die französische Nation bekriegten, sondern nur ihre eigene Unabhängigkeit gegen den Kaiser Napoleon vertheidigten. Nachdem man die Grenze überschritten hatte, wurden Gefangene und Deserteurs entlassen und mit Pässen in die Heimath geschickt, um von den Gesinnungen der Verbündeten Zeugniß abzulegen. In Nancy hielt Blücher an die Behörden eine ihm von Gneisenau ausgearbeitete Rede, in der er Frankreich selbst bedauerte wegen der Opfer, welche der unersättliche Ehrgeiz seines Herrschers ihm auferlege und die Aufhebung der verhaßtesten Abgaben in den von den Verbündeten besetzten Departements ankündigte.*)

Wirklich wurden die Verbündeten allenthalben ohne Widerstand und vielfach mit Freudenbezeugungen empfangen. Der Auf-

*) In Gneisenau's Papieren befindet sich das Concept dieser Rede von seiner Hand, deutsch und französisch. Nach Müffling wäre die Rede deutsch gehalten.

ruf des Landsturm, der sogenannten levée en masse, die Napoleon beim Einmarsch der Verbündeten in den zunächst bedrohten Provinzen verordnete (3. Jan.), blieb gänzlich erfolglos. In der regulären Armee fehlte es noch nicht an gutem Willen, aber ebenso sehr an der Zahl, wie an der Ausrüstung. Nicht nur entzogen sich die jungen Leute der Aushebung, sondern für die wirklich Eingetretenen waren nicht die genügenden Waffen vorhanden; namentlich fehlte es an Gewehren. Die Fabriken konnten immer nur eine begrenzte Zahl liefern, und wenn auch im Privatbesitz gewiß noch eine bedeutende Anzahl existirten, so wagte Napoleon doch nicht, sei es des Eindrucks wegen, sei es, weil er keinen Erfolg davon erwarten durfte, sie allgemein einzufordern.

Je weiter die Verbündeten in das eigentliche Frankreich eindrangen, desto mehr mußten die Zweifel über den wahren Zustand der französischen Kriegsmacht schwinden. Die Verhältnisse zeigten sich noch viel günstiger, als man selber gehofft hatte. Die Verbündeten geboten zum mindesten über die doppelte Uebermacht im Felde und ein Volkskrieg war nicht zu befürchten.

Der Schluß, den Gneisenau daraus zog, war, daß man gradeswegs nach Paris marschiren müsse. In immer wiederholten Briefen an Stein, der sie dem Kaiser Alexander vorlegte, an Knesebeck, den Generaladjutanten des Königs, an Hardenberg, an Radetzky, den Generalstabschef des Fürsten Schwarzenberg, an Schwarzenberg selbst führte er aus, daß es in der Hand der Verbündeten liege, dem Kriege mit einem Schlage ein Ende zu machen. Man brauche nur den Entschluß zu fassen, nach Paris zu marschiren; in einem so centralisirten Lande wie Frankreich, bei einer der Regierung so feindseligen Stimmung der Bevölkerung, sei der Verlust der Hauptstadt entscheidend.

Dieser Anschauung stellte sich im großen Hauptquartier dieselbe Coalition entgegen, die schon in Frankfurt den Umweg durch die Schweiz durchgesetzt hatte: Unfähigkeit und Politik.

Oesterreich und momentan auch der König von Preußen und

ſein Staatskanzler Hardenberg, im Unterſchied von den preußiſchen Generalen, wollten nicht die vollſtändige Niederwerfung Napoleons: der öſterreichiſche Staatsmann und Hardenberg mehr aus Gründen der Politik; die öſterreichiſchen Generale und auch wohl der König von Preußen mehr auf Grund ihrer überkommenen militäriſchen Anſchauungen oder der angeborenen Abneigung gegen große Entſcheidungen und Umwälzungen.

Wenn man die Unfähigkeit an ſich als ein ſelbſtändiges Moment in dem Kampf des alten Europa gegen Napoleon und die Revolution behandelt, ſo iſt das nichts anderes als das, was man gewöhnlich mit geringer Achtung die militäriſche Theorie nennt. Daß die militäriſche Theorie ein ſtarkes hemmendes Moment in der kriegeriſchen Action der Epoche war, iſt gewiß. Wenn man ſich aber fragt, wie es kam, daß ſie grade im Lager der Verbündeten eine ſolche Rolle ſpielte, ſo erſcheint die Theorie nur als das Gewand, in das die militäriſche Inferiorität ſich geſchickt zu verhüllen weiß. Simple Einfalt und Zaghaftigkeit ſind als Mitarbeiter nicht gefährlicher, denn als Gegner, da ſie von echter Kraft endlich doch mit fortgeriſſen werden. Stark werden ſie erſt, wenn ſie die ſchwer zu durchdringende Rüſtung einer Theorie, d. h. einer falſchen Theorie, denn eine wahre könnte nie ſchädlich ſein, anlegen.

Die Fertigkeit des Syſtematiſirens iſt daher eine Eigenſchaft, die auch unbedeutenden Perſonen großen Einfluß verſchaffen kann. Wenn der Fürſt Schwarzenberg ſich ſcheute, die furchtbare Entſcheidung einer allgemeinen Schlacht herauszufordern, ſo fand er die unentbehrliche Unterſtützung bei ſeinem General-Quartiermeiſter, General Langenau, der einem Syſtem der Kriegführung huldigte und es darzulegen wußte, wonach man durch bloße Manöver ebenfalls die Entſcheidung herbeizuführen meinte. Das iſt die ſogenannte methodiſche Kriegführung. Die meiſten öſterreichiſchen Generäle lebten in dieſen, aus dem Siebenjährigen Krieg ſtammenden Ideen; ſie führten auch wohl als Grund gegen den Marſch nach Paris an, daß Eugen und Marlborough, die doch auch große

Feldherren gewesen, in ähnlicher Lage ihn nicht unternommen hätten. Den Gedanken, Paris selbst wirklich in Besitz zu nehmen, wies man von vorn herein zurück. Man gab höchstens die Möglichkeit einer Bedrohung zu. Diese aber sei wiederum unthunlich, da jenseits des Plateaus von Langres eine vortheilhafte und sichere Stellung überhaupt nicht existire. Es gäbe also jenseits dieses Plateaus überhaupt kein strategisches Object, nach dessen Besitz man streben könne. Langenau bewies, daß das Plateau von Langres Frankreich beherrsche, das heißt in anderen Worten, daß man von hier aus das ganze Land in Besitz nehmen könne, und darauf weiter, daß es höchst gefährlich und nicht rathsam sei, über das Plateau von Langres hinauszugehen, das heißt mit anderen Worten, daß man von hier aus kein feindliches Land weiter in Besitz nehmen könne.

Auf preußischer Seite nahm eine ähnliche Stellung wie Langenau der General Knesebeck ein. Er huldigte zwar keinem bestimmten System der Kriegführung, verwarf diese Lehren sogar alle principiell, stellte aber in jedem einzelnen Fall selbst ein System auf, aus dem er seine, oder wie es fast scheint, auch nicht einmal seine eigenen, sondern die Ansichten des Königs, selbst wenn er nicht mit ihm übereinstimmte, bewies. Er hielt das Manöver im Allgemeinen für eine magische Kraft, die den Sieg vorbereite und in diesem Augenblick, wo Gneisenau vor allem Anderen Schnelligkeit der Operationen verlangte, um Napoleons Rüstungen zuvorzukommen, demonstrirte Knesebeck, daß die Verbündeten durch Verhandlungen vierzehn Tage Zeit zu gewinnen suchen sollten, um zu erfahren, wo Napoleon sich aufgestellt habe.

Gneisenau gab sich alle Mühe, solche Räsonnements zu widerlegen. Er stellte die Ansicht auf, daß man beim Vorgehen weder um die Deckung des Rückens noch um die französischen Festungen besorgt zu sein brauche, da durch einen letzten Sieg über Napoleon und sein Heer und durch die Einnahme von Paris der Krieg beendigt werde. Man brauche nichts mit sich zu führen als einige

hundert Wagen mit Munition, dann sei in einer bestimmt vorher zu nennenden Zahl von Tagen — von der Mosel rechnete er noch achtzehn — das Werk gethan.

Weder bei den Oesterreichern noch bei seinem eigenen König fanden Gneisenau's Vorschläge Zustimmung. Friedrich Wilhelms schwunglose Natur hatte zu schwer an den Unglückszeiten getragen, um nicht jeder weitaussehenden Unternehmung, die vielleicht alles Gewonnene wieder in Frage stellte, von vorn herein abhold zu sein. Den Oesterreichern blieb das leidenschaftliche Drängen nach Paris überhaupt unverständlich: sie meinten, es sei wohl das Verlangen nach den verfeinerten Genüssen der französischen Hauptstadt neben der einfachen Eitelkeit, die man hinter diesem Treiben suchen müsse; und das seien doch kleine Motive in einer so großen Zeit.*)

An einer Stelle aber fand das Samenkorn endlich doch gutes Land. Der lebhafte Geist des Kaisers Alexander, angeregt durch den Ehrgeiz Frankreich vollkommen überwunden zu haben, bewies sich diesmal den Gründen Gneisenaus, dessen Briefe ihm von Stein vorgelegt wurden, zugänglicher als in Frankfurt. Er verlangte den Vormarsch. Die Oesterreicher widersprachen. Der Conflict wurde so heftig, daß Alexander endlich erklärte, er werde allein mit seinen Truppen den Krieg zu Ende bringen und sich dann an den König von Preußen wandte, ob er ihn dabei im Stich lassen würde. Das erklärte Friedrich Wilhelm nicht thun zu können, und so mußten sich auch die Oesterreicher, um nicht ganz vom Schauplatz abzutreten, fügen. Sie stellten aber eine Gegenforderung. Noch waren die in Frankfurt angeknüpften Verhandlungen mit Napoleon nicht abgebrochen. Napoleon hatte sogar einen Bevollmächtigten, Caulain-

*) Ueber die persönliche Stimmung und Anschauung der Oesterreicher, namentlich Schwarzenberg's, sind wir sehr gut unterrichtet durch die Briefe des Letzteren an seine Gemahlin, die mitgetheilt sind in dem Buch von Thielen, Erinnerungen aus dem Kriegerleben eines 82jährigen Veteranen. Hier heißt es u. a.: „Blücher und mehr noch Gneisenau — denn der gute Alte muß seinen Namen leihen — treiben mit einer so wahrhaft kindischen Wuth nach Paris, daß sie alle Regeln des Krieges mit Füßen treten".

court, ernannt, der bei den Vorposten angekommen war. Oesterreich setzte also jetzt durch, daß gleichzeitig mit dem weiteren Vormarsch, ein Friedenscongreß eröffnet werden sollte. Von der in Frankfurt gestellten Bedingung der Rheingrenze konnte aber natürlich nicht mehr die Rede sein. Die Gesandten erhielten also die Instruction, die Rückkehr Frankreichs in die alten Grenzen vorzuschlagen und eröffneten ihre Sitzungen in Chatillon.

So setzte sich die Große Armee, nachdem sie etwa eine Woche in der Gegend von Langres still gelegen hatte, in der Richtung auf Paris wieder langsam in Bewegung, als Schwarzenberg die überraschende Nachricht erhielt, daß die Schlesische Armee bereits auf demselben Wege einen Marsch vor ihm stehe.

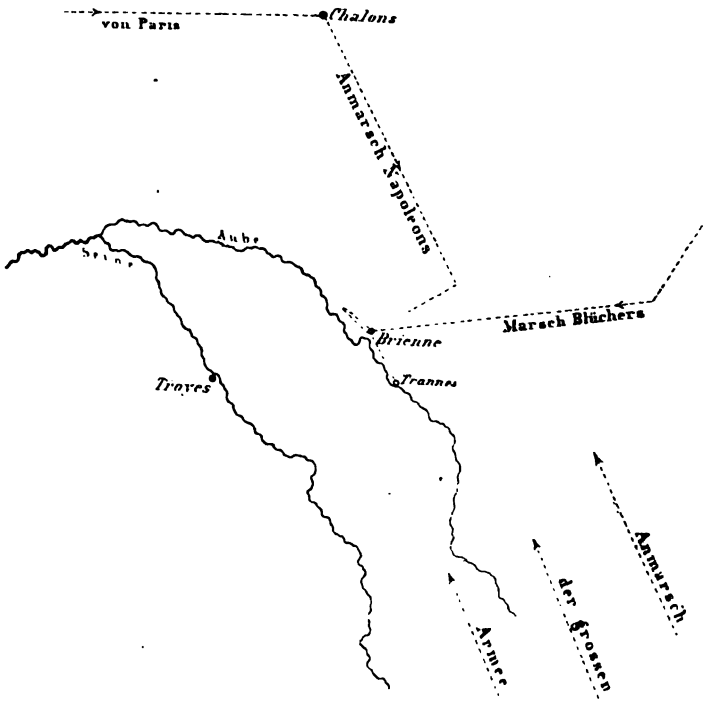
Blücher hatte von seinen drei Corps dasjenige von Langeron vor dem stark besetzten Mainz zurückgelassen. Das zweite, York, hatte den Befehl erhalten, einen Versuch auf die Moselfestungen zu machen und sie, wenn sie durch Handstreich nicht zu nehmen wären, vorläufig einzuschließen. So blieb Blücher nur das dritte Corps, Sacken, übrig, etwa 27,000 Mann. Dennoch wollte Blücher mit dem bisher so erfolgreichen Vormarsch nicht einhalten: er war aber, indem er seine Bewegung fortsetzte, nach Süden ausgebogen, um im Fall des Kampfes den Rückhalt der Großen Armee zu haben. So hatte die Schlesische Armee sich aus eigenem Antrieb an die Spitze der Großen Armee gesetzt.

Indem man sich mit ihr vereinigte und vor ihr herzog glaubte man sie auch wohl eher mit fortzureißen, als durch bloße Argumente. Die Bewegung war nicht gefahrlos, denn die französischen Marschälle, an denen man vorbeimarschirte, geboten jetzt, nachdem sie sich auf ihre Verstärkungen zurückgezogen hatten, vereinigt über mehr als 30,000 Mann und gerade kam auch Napoleon bei der Armee an.

Da er Blüchers Schwäche erkannte*), beschloß er sofort zum

*) Bernhardi's Darstellung wird hier durch die Correspondance de Napoléon berichtigt. Bernhardi glaubt, die Bewegung Napoleons sei ursprünglich gegen die Flanke der Schwarzenbergischen Armee gerichtet gewesen.

Angriff überzugehen. Aber als die Franzosen ihren Marsch antraten, marschirte Blücher schon vor ihnen weg, quer über die Heerstraße auf der sie vorrückten und sie befanden sich unvermuthet in seinem Rücken.



Blücher hatte die Stadt Brienne an der Aube erreicht und schon begann man hier, rechtsschwenkend auf Paris weiter zu marschiren. Als er aber den Anmarsch der Franzosen in seiner nunmehrigen Flanke bemerkte und erfuhr, daß das Gros der Hauptarmee noch um mehrere Märsche hinter ihm zurück sei, so beschloß er mit seinem vereinzelten Corps dem drohenden Angriff auszuweichen und sich auf die heranrückende Hauptarmee zurück-

zuziehen. Das ließ sich jedoch nicht mehr ohne Gefecht bewerkstelligen. Ein großer Theil der Truppen war bereits über Brienne nordwärts hinaus und mußte durch diese Stadt, auf die Napoleon seinen Angriff richtete, zurück. Das Gefecht fand also statt in umgekehrter Front, die Franzosen mit dem Rücken, die Russen mit dem Gesicht gegen Deutschland. Da Napoleon auch erst einen Theil seiner Truppen heran hatte und Blücher durch einige russische Vortruppen der Hauptarmee, die sich ihm zur Verfügung stellten, verstärkt war, so waren die Kräfte auf beiden Seiten etwa gleich, weniger als 30,000 Mann. Die Aufgabe der Blücher'schen Armee war, die Stadt Brienne so lange zu halten, bis die nördlich der Stadt befindlichen Truppen und Parks dieselbe, hinter der Front der Kämpfenden entlang ziehend, passirt hatten. Die Franzosen griffen mit den Truppen, wie sie ankamen, an, zuerst nur mit Cavallerie und Artillerie. Sie drangen jedoch nicht durch, und als die Infanterie die schlechten Wege endlich überwunden hatte, hatten auch die russischen Truppen nnd Parks sämmtlich Brienne erreicht. Nun wurde sogar auf directen Befehl Blüchers ein großer Cavallerie-Angriff gemacht, der vollkommen gelang, einen Theil der feindlichen Infanterie sprengte und eine Anzahl Kanonen in die Gewalt der Russen brachte. Um dieselbe Zeit jedoch war eine Abtheilung französischer Infanterie, die Stadt nördlich umgehend, gerade da eingedrungen, wo bisher der fortwährende Durchmarsch stattgefunden hatte und in Folge dessen keine besondere Sicherung angeordnet war.

Hinter der Stadt Brienne liegt auf einem Hügel ein Schloß. Hier hatte Blücher im Anfange des Gefechts mit seiner Umgebung gespeist, während die Granaten der Franzosen, die die Stadt Brienne anzündeten, fortwährend einschlugen. Hierhin kehrte er, als der Tag sich schon seinem Ende zuneigte, vom Schlachtfelde zurück und stieg mit Gneisenau in die oberen Räume, um noch einmal das ganze Feld zu übersehen. Man wollte hier im Nachtquartier bleiben und es war befohlen, die Pferde in die Ställe

am Fuß des Schloßhügels zu führen. Plötzlich fielen Schüsse in unmittelbarer Nähe und im Schloßhof selbst. Die Franzosen, welche die Stadt umgangen hatten, waren unbemerkt, wohl von Einwohnern geführt, auch in das Schloß gedrungen. Schnell stiegen Blücher und Gneisenau wieder herunter, fanden glücklicherweise ihre Pferde noch auf dem Hof und entzogen sich der Gefahr. Sie ritten in die Stadt, aber auch hier stießen sie auf die eben eingedrungene feindliche Cavallerie. Es war jetzt dunkel geworden, aber die brennenden Häuser der Stadt verbreiteten Helligkeit und ließen den Feind deutlich erkennen. Trotzdem konnte sich Blücher nicht zu schleuniger Flucht entschließen, sondern ritt langsam vorwärts an der Spitze seiner Suite, bis Gneisenau ihn fragte, ob er sich etwa als Gefangener im Triumph durch Paris führen lassen wolle? Nun jagte man eiligst davon.

So billig aber wollte Blücher Napoleon den Ruhm, das Schlachtfeld in Besitz genommen zu haben, nicht überlassen. Noch Abends um 10 Uhr ließ er seinerseits einen Angriff auf Brienne unternehmen, der die Russen wieder in Besitz der Stadt brachte. Der Angriff auf das Schloß jedoch wurde abgeschlagen und man stand endlich davon ab. Der Zweck des Kampfes, der ungefährdete Rückzug der Armee war vollkommen erreicht und die Erneuerung konnte stattfinden, sobald man sich mit der Großen Armee vereinigt hatte. Noch in der Nacht und im Laufe des nächsten Vormittags zog sich die Armee zurück in die südwärts gelegene vortheilhafte Stellung von Trannes, wo die nahe an den Fluß, die Aube, tretenden Berge eine Art Engpaß, wie es in der militärischen Sprache heißt, ein Défilé bilden. Der Verlust in dem Gefecht bei Brienne hatte auf beiden Seiten etwa 3000 Mann betragen.

Viertes Capitel.

Schlacht bei La Rothière.

Zwei Tage vor dem Gefecht bei Brienne hatte Schwarzenberg verſuchen wollen, ſeinerſeits den Preußen klar zu machen, daß der von ihnen ſo heftig geforderte Zug nach Paris militäriſch wie politiſch, in Preußens Intereſſe ſo gut wie Oeſterreichs unräthlich ſei. Er beſtritt nicht eigentlich, daß die verbündeten Heere nach Paris kommen konnten, wenn ſie wollten. Aber was dann? Es war doch nicht ſo gewiß, daß die Einnahme von Paris nothwendig dem Kriege ein Ende machen werde.

Oeſterreich, Preußen, Rußland hatten alle vor Kurzem nach dem Verluſt der Hauptſtadt den Krieg mit verdoppelter Energie weiter geführt und grade dadurch hatte Rußland endlich geſiegt und das hatte Napoleon in's Verderben geſtürzt, daß er geglaubt hatte, der Verluſt Moskau's müſſe nothwendig die Unterwerfung Rußlands nach ſich ziehen. Konnte nicht Paris den Verbündeten zum Moskau werden?

Wenn die Verbündeten auf Paris vorgingen, ſo fürchtete Schwarzenberg Folgendes. Sei es nun, daß vorher eine Schlacht ſtattfand oder nicht: Napoleon konnte ſuchen, mit ſeiner ganzen Macht den Alliirten die Verbindung mit Deutſchland abzuſchneiden; für ihn war dieſe Bewegung an ſich ungefährlich, da er immer eine Reihe von Feſtungen, Straßburg, Metz, Verdun, in ſeinem eigenen Rücken behielt. Den Verbündeten hingegen würde es bald

an Proviant sowohl wie an Munition gefehlt haben. Aus diesen Gründen wünschte Schwarzenberg in erster Linie überhaupt nicht nach Paris vorzugehen, sondern in einer drohenden Stellung halten zu bleiben, um über den Frieden zu verhandeln. Das hätte Napoleon freilich Zeit gegeben, seine Rüstungen zu vollenden. Oder in zweiter Linie wollte Schwarzenberg bei weiterem Vorgehen, wie es die Regeln der Kriegführung über Flanken- und Rückendeckung nöthig machten, in einem dicht geschlossenen Ring von Belgien bis Genf — man hatte sogar daran gedacht, mit Wellington in Verbindung zu treten — vorgehen, so daß Napoleon nirgends eine Lücke fand, durch welche er die Verbindungen der Verbündeten bedrohen konnte.

Um auch die Preußen hierfür zu gewinnen, hatte Schwarzenberg also den gewandten Obersten Steigentesch zu Blücher geschickt. Aber Blücher und seine Freunde waren dabei geblieben, daß wirklicher Friede nur durch die vollständige Niederwerfung Napoleons gewonnen werden könne, daß diese vollständige Niederwerfung in der Einnahme von Paris liege, daß die Macht zur Einnahme von Paris vorhanden sei und daß man darum auf Paris marschiren müsse. Der Oberst Steigentesch war ein Mann nicht ohne Geist; er muß es wohl gefühlt haben, daß hier eine andere Luft wehe, als im Großen und österreichischen Hauptquartier, und wenn wir der Erzählung eines der Anwesenden trauen dürfen, so sagte er beim Weggehen: „Ihr Freunde, bei Euch wird es einem alten Soldaten wohl; ihr habt das Gefühl der Kraft und die Sicherheit, die sich daraus entwickelt."

In einem Schreiben an Schwarzenberg, das Gneisenau aufsetzte, wurde zugleich der Standpunkt der Preußen noch einmal entwickelt. Sechs Tagemärsche, sagte Gneisenau, habe die Vorhut nur noch bis Paris. Stelle Napoleon sich dem Marsch entgegen, so könne der zweifellosen Uebermacht der Verbündeten der Sieg unmöglich entgehen. Stelle Napoleon sich ihrem Vorrücken nicht entgegen, sondern werfe sich auf die Communicationen, in den

Rücken der Verbündeten, so sei es desto besser, denn dann erhalte man Paris ohne Schwertschlag. Der Thron Napoleons müsse umgestürzt werden, — eigentlich hier zum ersten Mal tritt diese Forderung so zu sagen officiell auf — diese Rache seien die Regenten ihrer so oft mit schnödestem Hohn behandelten Krone, ihren so lange gepeinigten Völkern schuldig. „Bleiben wir hinter dieser Forderung zurück", so schloß Gneisenau seine Auseinandersetzung, „so werden uns Zeitgenossen und Nachkommen verdammen."

Solche Argumente konnten auf den Fürsten Schwarzenberg keine Wirkung haben. Für ihn und Oesterreich gab es weder eine politische noch eine moralische Nothwendigkeit, Napoleon vom Thron zu stürzen. Schwarzenberg war fest überzeugt, daß man schon jetzt zum Frieden mit Napoleon gelangen könne, wenn nur der Kaiser Alexander und die Preußen ihr Gelüst auf Paris bezwingen wollten. Nicht der Trotz Napoleons, sondern der Uebermuth der Verbündeten verlängere den Krieg. An dem Tage des Gefechts von Brienne schrieb er gradezu an seine Gemahlin, daß eine Niederlage jetzt den Frieden beschleunigen würde.

Als nun die Nachricht kam, daß Blücher von Napoleon selbst bei Brienne angegriffen sei, hielt man ihn für verloren. Dennoch ließ man die Corps, welche ihm zunächst standen, nicht sofort zu seiner unmittelbaren Unterstützung vorrücken, sondern nur hinter ihm, ungefähr da, wo sie waren, eine Aufnahmestellung einnehmen. An diese wurden die Reserven, die noch weit zurück waren, herangezogen. Zwei Corps, Wrede und Wittgenstein, hatte Schwarzenberg sofort in seine rechte Flanke geschickt, um die durch Blüchers Abzug entstandene Lücke auszufüllen und wagte sie auch jetzt nicht von dort heranzuziehen, da er auf allen Seiten einen Angriff Napoleons für möglich hielt. Die übrigen Corps standen mehr oder weniger weit entfernt in der linken Flanke und gelangten auch in den nächsten Tagen nicht in die Sphäre der bevorstehenden Action.

Blücher also blieb vorläufig bei Trannes stehen und hielt das

Défilé beſetzt, geſtützt auf das Corps des Kronprinzen von Würtemberg, der ihm zunächſt ſtand und ihm aus eigenem Antrieb ſeine Hülfe zugeſagt hatte. Napoleon jedoch wagte nicht, das Défilé anzugreifen. Augenblicklich war er dazu zu ſchwach; wenn er Verſtärkungen heranzog, ſo mußte Blücher in derſelben Zeit ſehr viel bedeutendere vom Hauptheer erhalten. Napoleon gab alſo den Gedanken an ein offenſives Vorgehen an dieſer Stelle überhaupt auf und zog deshalb nur die ganz nahe ſtehenden Corps an ſich. Mit dieſen blieb er vorläufig bei Brienne ſtehen. Seine Abſicht war allein, durch dieſe herausfordernde Stellung zu imponiren. Eben hatten die Verbündeten ja erklärt, ſich wieder auf Verhandlungen einlaſſen zu wollen; in dieſen Tagen mußten ſie beginnen. Napoleon ſtellte ſich alſo ſo zuverſichtlich wie möglich. Vor einem etwaigen Angriff ſeitens der Verbündeten ſcheute ſeine Kühnheit ſich nicht und einer wirklichen Niederlage glaubte ſein Genie immer noch vorbeugen zu können.

So hatten die verbündeten Truppen zwei Tage (30. und 31. Jan.) Zeit, ſich näher um den Gegner zuſammen zu ziehen. 41,000 Mann hatte Napoleon nur zur Stelle; mit Leichtigkeit konnten die Alliirten mehr als das Dreifache, 140,000 Mann auf ihn werfen.

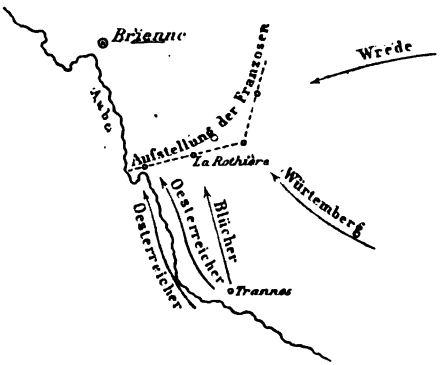
Aber dazu ließen die inneren Gegenſätze der Coalition es nicht kommen. Wir wiſſen nicht viel von den Verhandlungen, die ſtatt hatten und können auf dieſelben nur zurückſchließen aus dem höchſt eigenthümlichen Reſultat, zu dem ſie führten. Zu einem umfaſſenden Angriff mit der geſammten vorhandenen Streitmacht verſtand ſich Schwarzenberg nicht. Er ſchätzte ohne Zweifel die Kräfte Napoleon's viel höher, als ſie in Wirklichkeit waren und wollte unter keinen Umſtänden eine vollſtändige Niederlage, die ihm doch immer nicht ausgeſchloſſen ſchien, riskiren. Um jedoch in Etwas dem Drängen Kaiſer Alexanders und der Preußen nachzugeben, erklärte er ſich bereit für den folgenden Tag zwei von ſeinen Corps, Gyulai und Würtemberg, unter Blüchers

Befehl zu stellen. Blücher erhielt dadurch zu seiner unmittelbaren Disposition gegen 50,000 Mann. Dazu sollte das russische Garde- und Reservecorps in der Stellung von Trannes zur Unterstützung bereit stehen; Blücher hatte jedoch keine directe Verfügung über dasselbe. Schon diese Truppen repräsentirten eine sehr beträchtliche Uebermacht über die Franzosen, sie wurde jedoch noch größer dadurch daß der bairische General Wrede, mit seinem aus Baiern und Oesterreichern zusammengesetzten Corps aus eigenem Antrieb von der Disposition des Oberbefehlshabers, welcher ihn in die rechte Flanke detachirt hatte, abwich und in der Einsicht, daß der entscheidende Kampf bei Brienne gefochten werde, direct dorthin marschirte. Als er diese seine Absicht dem Oberbefehlshaber meldete, hatte man auch hier schon die Nützlichkeit dieser Maßregel eingesehen und demgemäß Befehle abgesandt. So kamen im Ganzen 90,000 Verbündete wirklich in's Gefecht.

Der Oberbefehlshaber der gesammten verbündeten Streitkräfte überließ also, obgleich er zur Stelle war, den Befehl für die bevorstehende Schlacht dem Feldmarschall Blücher. Verschiedene Motive wirkten dabei zusammen. Schwarzenbergs eigener Abneigung gegen eine entscheidende Schlacht kam die geringe Meinung, die Kaiser Alexander von seinem Feldherrntalente hegte, entgegen. Blücher hinwiederum war bereit, auch mit der halben Macht der Verbündeten die Schlacht zu wagen und die Kenntniß des Terrains, die er sich bereits erworben hatte, wurde für die Uebertragung des Befehls an ihn angeführt. Das Eigenthümliche dieser Anordnung, man kann wohl sagen das eigenthümlich Ehrenvolle für Blücher tritt um so mehr hervor, wenn man bedenkt, daß in den ganzen vereinigten Armeen überhaupt nur die wenigen Tausend Mann der Garde Preußen waren*), die nicht einmal in's Gefecht kamen. Man hat gemeint, nun habe umgekehrt die Uebertragung des Befehls an Blücher bewirkt, daß nicht alle Truppen

*) Abgesehen von einem kleinen Cavallerie-Detachement.

zum Gefecht herangezogen und unter ihn gestellt wurden, damit das Beiseiteschieben Schwarzenbergs nicht gar zu grell hervortrete. So direct war das wohl nicht die Absicht, doch ist es thatsächlich nicht unrichtig. Es sollte eben überhaupt eine Schlacht im höchsten Sinne des Worts, eine möglichst vollkommene Ueberwindung des Gegners unter der höchsten Anspannung aller vorhandenen Kräfte, nicht unternommen werden, sondern die Kraft und Contenance des Feindes sollte geprüft werden, indem man versuchte, ihn von der Stelle, wo er stand, zurückzudrücken. Hierzu delegirte der Oberfeldherr den unternehmendsten der Generale mit dem größten Theil der Gesammtmacht; mißglückte das Unternehmen, so sicherten die nicht verwendeten Corps immer den Rückzug. Das war viel in den Augen Schwarzenbergs, der einen Sieg überhaupt nicht einmal wünschte; wenig in den Augen derjenigen, die dem Kriege durch eine kräftige Operation für immer ein Ende machen wollten.



Am 1. Februar war Alles bereit. Die Franzosen standen noch auf derselben Stelle, südlich der Stadt Brienne, den rechten Flügel an die nach Norden fließende Aube gelehnt. Sie hielten namentlich einige Dörfer besetzt, von denen das wichtigste das in der Mitte gelegene La Rothière ist. Der linke Flügel war stark zurückgebogen, so daß die Schlachtordnung fast einen rechten Winkel

bildete. Gegen diese Seite richtete sich der Flankenangriff des Wrede'schen Corps. Das in dem Winkel selbst liegende Dorf griffen die Würtemberger an. Auf La Rothière richteten sich die Russen unter Sacken und Olsoufjew; hier hielt sich Blücher selbst auf mit seinem Stabe. Das unmittelbar an der Aube liegende Dorf griffen an beiden Ufern die Oesterreicher an.

Bei der erdrückenden Ueberlegenheit der Verbündeten konnte der Sieg von vornherein nicht zweifelhaft sein. Es kam auch nicht so sehr viel darauf an, wie der Angriff disponirt wurde, wenn nur überhaupt mit Nachdruck und Einheit verfahren wurde. Warf man die ganze Kraft auf den linken Flügel des Feindes, den der Kronprinz von Würtemberg und Wrede angriffen, so konnte es gelingen, dem anderen Flügel den Rückzug abzuschneiden. Umgekehrt schnitt man den linken Flügel ab, wenn Blücher La Rothière schnell nahm und von hier gegen Brienne vorging.

Zu einem solchen Erfolg waren aber weder die inneren noch die äußeren Verhältnisse des Angriffs angethan. Die Schlacht begann erst um 1 Uhr Mittags, so daß an dem kurzen Wintertage für ausgreifende Manöver überhaupt keine Zeit blieb. Warum das geschah, darüber fehlt es an einem durchschlagenden Zeugniß. Müffling giebt an, man habe auch an diesem Tage noch einen Angriff Napoleons erwartet; wenn das geschah, hätte man allerdings Gelegenheit gehabt seine Armee vollkommen zu zertrümmern. Doch widersprach ein solches Abwarten der Natur Blüchers zu sehr, um es für wahrscheinlich zu halten, daß er den halben Tag stillgestanden hätte, wenn schon früher der gesammte Aufmarsch vollendet war. Wie es scheint *), kam das Reservecorps erst um Mittag hinter der Schlachtlinie an. Ebenso war auf das Eingreifen Wrede's, das entscheidend werden konnte, nicht vor dem Nachmittag und überhaupt nicht mit Bestimmtheit zu rechnen,

*) Nach der Disposition Barclay de Tollys sollte das Grenadiercorps die Stellung von Trannes mit Tagesanbruch besetzen; doch sagt Bernhardi ausdrücklich, daß es erst Mittags angekommen sei.

da er von einer ganz anderen Seite anmarschirt kam und nicht einmal unter Blüchers Befehl stand.

Nun zeigte sich sofort beim Beginn des Gefechts auch die vielgespaltene Oberleitung. Von den verschiedenen Manövern, die möglich waren, entschied sich Blücher für dasjenige gegen La Rothière; hauptsächlich wohl im Hinblick auf die vorgerückte Zeit, da man gegen La Rothière aus dem Défilé von Trannes nur gerade aus vorzurücken brauchte. La Rothière liegt aber in der Ebene; den eigentlichen Schlüsselpunkt der feindlichen Schlachtordnung bildeten die auf Höhen liegenden Dörfer, bei denen sie den Winkel machte. Hierhin wollte daher der russische General Toll den Hauptangriff gerichtet wissen. Toll war ein sehr einsichtiger und tüchtiger Soldat und der erste militärische Rathgeber Kaiser Alexanders. Die Bedeutung, die er für die Coalition hatte, trat eben dadurch, daß seine Stellung nur eine rathende war, wenig hervor; wie es dann aber geht, desto mehr war er sich selbst dessen bewußt und suchte so zu sagen Ersatz für den ihm nicht zu Theil werdenden Ruhm in der Anmaßung seines eigenen Auftretens. Nachdem er den Kaiser Alexander schon vermocht hatte, einen Theil der russischen Reserven eben auf jenen Punkt, den der Kronprinz von Würtemberg angriff, zu senden, suchte er auch noch mitten im Gefecht Blücher für seine Ansicht zu gewinnen. Vollkommen aber widersprach es Blüchers Natur, Rath von anderer Seite anzunehmen, nachdem er Gneisenau's Disposition einmal gebilligt hatte. Er lehnte Toll's Einreden ziemlich schroff ab und dieser gerieth endlich auch mit Gneisenau noch in einen Wortwechsel. So kamen die russischen Reserven überhaupt erst am Abend spät, zersplittert und zum Theil garnicht mehr in's Gefecht.

Das Terrain war für die Vertheidigung in so fern ungünstig, als die Franzosen eine für ihre geringe Zahl zu große Strecke zu besetzen hatten. Für den Angriff jedoch war es noch viel ungünstiger, da derselbe im Anmarsch beengt war und deshalb seine

thatsächliche Uebermacht nicht recht entwickeln konnte. Die Hauptmasse der Verbündeten debouchirte aus Trannes. Der Kronprinz von Würtemberg mit seinem Corps konnte sich jedoch nicht einfach daneben aufstellen, da hier ja eben die bewaldeten Anhöhen begannen, sondern mußte weiter landeinwärts durch das Gehölz einen sehr engen Weg nehmen. Von ihm war abermals Wrede vollkommen getrennt. Das Wetter trug dazu bei, die Schwierigkeiten des Aufmarsches zu vermehren. Der Boden war vorher vollkommen aufgeweicht gewesen und in der letzten Nacht etwas gefroren, so daß man durch die leichte Kruste, die sich gebildet hatte, fortwährend durchbrach. Die Artillerie konnte nur in der Weise vorwärts gebracht werden, daß man zunächst die eine Hälfte stehen ließ und die andere doppelt bespannte. Dazu schneite es so stark, daß man zeitweilig das Schlachtfeld garnicht übersehen konnte.

Die Schlacht verlief nun derart, daß die Verbündeten auf allen Punkten gleichmäßig sehr allmählich ihre Uebermacht zur Geltung brachten, die Franzosen zurückdrückten und ihnen ein Dorf nach dem anderen entrissen. Doch währte der Kampf bis tief in die Nacht und das von den Oesterreichern angegriffene Dorf an der Aube wurde endlich nur freiwillig von den Franzosen geräumt.

Napoleon, der schon im Begriff gewesen sein soll, an diesem Tage seine so sehr exponirte Stellung zu verlassen, leitete die Vertheidigung in der kriegerischsten Weise, indem er fortwährend selbst zum Angriff vorging und trotz seiner Minderzahl die schon verlorenen Dörfer mit seiner Reserve wieder zu nehmen suchte. Ohne Zweifel standen seine Truppen an militärischem Gehalt den versuchten Corps der Verbündeten damals bedeutend nach. Doch ist der moralische Impuls, den die Offensive verleiht so groß, daß es den Franzosen wirklich mehrmals gelang, noch erheblich vorzudringen.

Endlich aber mußten sie unterliegen und zogen sich in der Nacht durch Brienne zurück. Ihr Verlust an Mannschaft war

nicht sehr bedeutend, etwa 6000 Mann, einbegriffen etwa 2000 Gefangene und dazu nicht weniger als 60—70 Geschütze. Die Verbündeten hatten an Todten und Verwundeten allein etwa 6000 Mann verloren, wohl in Folge der stärkeren Artillerie-Wirkung der Franzosen. Doch war die Stimmung durch diesen ersten Sieg auf französischem Boden über Napoleon selbst sehr gehoben und die Partei der Eifrigen zweifelte nicht mehr, daß es jetzt gradeswegs auf Paris gehe.

Fünftes Capitel.

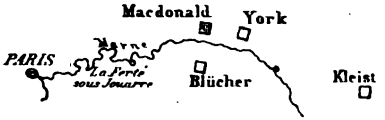
Die Niederlage des Schlesischen Heeres an der Marne.

Am Tage nach der Schlacht kamen die Führer der verbündeten Heere zu einem Kriegsrath auf dem Schlosse von Brienne zusammen und es wurde jetzt wirklich beschlossen auf Paris zu marschiren. Jedoch die Rücksichten der Verpflegung sprachen für eine Trennung der augenblicklich versammelten übergroßen Masse. Blücher überließ also dem Wunsch Schwarzenberg's *) gemäß dem Hauptheer die Verfolgung Napoleons und machte von Brienne zunächst einige Märsche nordwärts um dann nach Westen ausbiegend die Richtung auf Paris einzuschlagen. Auf diesem Wege sollte er das York'sche Corps, das von den Moselfestungen herankam, an sich ziehen und durch das preußische Corps von Kleist, sowie das russische von Kapzewitsch verstärkt werden, die aus Deutschland nachgerückt kamen.

Dem General York war es zwar nicht geglückt, wie man gehofft hatte, eine der Festungen Saarlouis, Thionville, Luxemburg, Metz, Longwy zu überrumpeln, aber er hatte den Marschall Macdonald, seinen Vorgesetzten vom Jahr 1812, der aus den Niederlanden heranmarschirt kam, aus Chalons vertrieben und

*) Schon in der Disposition zur Schlacht bei La Rothière ist Seitens Schwarzenberg's die Trennung der Heere und die Nordwärtsschiebung Blüchers vorgesehen.

verfolgte ihn jetzt in der Richtung auf Paris. Als Blücher nun von Brienne aufbrach, näherte er sich der Flanke des Macdonald'schen Corps von Süden, und marschirte, die Richtung nach Paris nehmend, mit ihm und dem verfolgenden York etwa in gleicher Höhe. Man machte zunächst kleine Märsche, um die Corps von Kleist und Kapzewitsch herankommen zu lassen. Da man aber selbst einen etwas kürzeren Weg nach Paris hatte als Macdonald, so tauchte am 8. Februar*) die Möglichkeit auf, durch schnelles Vorwärtsmarschiren den Weg Macdonald's auf Paris vor ihm zu kreuzen und ihn mit seinen 12,000 Mann und einem sehr bedeutenden Train sowohl von Paris als von Napoleon abzudrängen und voraussichtlich mit sehr großem Verlust nach Norden zu treiben.



Dies Manöver beschloß Blücher in Ausführung zu bringen. Natürlich aber hatte er keine Zeit, die Ankunft der Corps von Kleist und Kapzewitsch abzuwarten, die noch zwei Tagemärsche entfernt waren. Sie mußten dem voranziehenden Heertheil so schnell wie möglich folgen. Die Schlesische Armee blieb also in drei Theile zersplittert, York mit 18,000 Mann, der Macdonald an der Marne entlang folgte, Sacken und Olsufjew mit 20,000

*) In der Müffling'schen Darstellung des Feldzuges erscheint es, als ob man diese Absicht viel früher gehabt habe. Das ist jedoch nicht der Fall. Am 6. Februar wird Sacken noch befohlen, sich mit York in gleicher Höhe zu halten; man konnte also nicht die Absicht haben Macdonald durch Sacken den Weg zu verlegen.

Mann, die schräg von Süden heranmarschirend, Macdonald den Weg zu verlegen suchten, endlich Kleist und Kapzewitsch mit 17,000 Mann, den vorigen folgend. Der Punkt, wo Sacken in Macdonald's Weg fallen sollte, ist La Ferté sous Jouarre an der Marne, kaum drei Märsche vor Paris.

Diese Operation war ohne jede Gefahr, wenn die Hauptarmee, die den näheren Weg nach Paris hatte, sich auf ungefähr gleicher Höhe mit der Schlesischen hielt. Blieb aber die Hauptarmee und ihr gegenüber die Napoleonische stehen, so boten die weit auseinander gezogenen Colonnen der Schlesischen Armee der letzteren beim Vorrücken die linke Flanke. Auf die Thatkraft der Hauptarmee durfte man nun freilich nicht mit Bestimmtheit rechnen, aber wenn die Hauptarmee auch zurückblieb, so war das schnelle Vorrücken der Schlesischen Armee dennoch unbedenklich, da sie sich in der Entfernung eines Marsches parallel der Marne bewegte und also bei Annäherung eines überlegenen Feindes von links jede einzelne Colonne nach rechts über die Marne ausweichen und durch Abbrechen der Brücken so viel Zeit gewinnen konnte, um die Verbindung mit den anderen Colonnen herzustellen.

Dennoch führte dies Unternehmen zu einer Niederlage der Schlesischen Armee, die die Entscheidung des Feldzuges um sechs Wochen verzögerte und den glücklichen Ausgang einen Moment ganz und gar in Frage stellte.

Wir erinnern uns, daß das Vorrücken der Großen Armee über Langres, das zur Schlacht bei La Rothière führte, das Resultat eines Compromisses war, wonach gleichzeitig mit dem weiteren Vormarsch Friedens-Verhandlungen in's Werk gesetzt werden sollten. Der Sieg von La Rothière hatte auf die Stellung der Parteien keinen Einfluß gehabt; vielmehr eher den bestehenden Gegensatz verschärft. Die Entschiedenen drängten um so mehr auf den völligen Sturz Napoleons, nachdem seine Schwäche offenbar geworden war; die Gemäßigten wünschten um so dringender

den baldigen Frieden, da es ihnen immer schwerer wurde, den Eifer der anderen zurückzuhalten.

Da der Vertreter Napoleons, Caulaincourt, schon an den Vorposten wartete, so kamen die Bevollmächtigten wirklich schon am 3. Februar zwei Tage nach der Schlacht bei La Rothière in Chatillon zusammen und eröffneten am 5ten ihre Sitzungen. Die Entschiedenheit und Geschlossenheit, mit der die Bevollmächtigten der Verbündeten hier auftraten, ließ nichts zu wünschen übrig: sie erklärten von vorn herein, daß sie nicht nur im Namen der vier Großmächte, sondern im Namen Europa's unterhandelten; sie verhandelten daher überhaupt nicht einzeln, sondern nur collective, als Ein Wille. Innerlich aber war das Verhältniß dies, daß die Einen hofften, der Vormarsch der Armee werde den völligen Sturz Napoleons bringen, ehe diese Verhandlungen zu einem Resultat führten, die Anderen, der Congreß werde den Krieg beendigen, ehe die Thatsachen zum Aeußersten gelangten. Und keine Partei nahm es sich übel, in diesem Sinn auf den Lauf der Dinge einzuwirken. Während der Kaiser Alexander seinen Botschafter instruirte, durch Erhebung formeller Schwierigkeiten die Verhandlungen hinzuziehen, beschloß Schwarzenberg die Kriegführung so einzurichten, daß eine große taktische Entscheidung im Sinne Alexanders überhaupt vermieden wurde. Er erklärte es für unmöglich die geschlagene französische Armee, die sich bei Troyes wieder setzte, direct anzugreifen und begann dieselbe statt dessen südwärts zu umgehen. Auf diese Weise wollte er sich Paris ohne Kampf nähern und die Stadt unmittelbar bedrohen. Das Manöver, das im Uebrigen den Principien methodischer Kriegführung, denen Schwarzenberg huldigte, durchaus entsprach, wurde mit der größtmöglichen Langsamkeit ausgeführt. Die Unfähigkeit der österreichischen Magnaten, denen in diesem Staat die Führung der Armeecorps anvertraut wird, kam in diesem Fall der Absicht des Oberfeldherrn zu Hülfe. Es kam vor, daß ein Armeecorps einen Weg für unpassirbar erklärte und den eben ge-

machten Tagemarsch zurückmachte, um einen anderen Weg zu suchen, während an demselben Tage, wie wenigstens behauptet wird, ein russisches Armeecorps den fraglichen Weg benutzte und überwand. Wo man auf Widerstand stieß, glaubte man auch eine bedeutende Macht vor sich zu haben. Wenn dann größere Kräfte herangezogen waren und um den Erfolg zu sichern den Feind auf beiden Seiten in weiten Bogen umgangen hatten, so zeigte sich, daß man es mit einem unbedeutenden Nachtrab zu thun hatte. Da nun die Franzosen der unmittelbaren Verfolgung nach der Schlacht bei La Rothière — die der Hauptarmee zufiel — durch eine ausgezeichnete Vertheidigung der Flußübergänge sofort Halt geboten, so geschah es, daß die Große Armee sechs Tage gebrauchte, um die sechs Meilen von Brienne nach Troyes zurückzulegen *). Dann stellte sie die Bewegungen auf zwei Tage völlig ein. Kaiser Franz hatte auf Metternichs Vorschlag Schwarzenberg den geheimen Befehl gegeben, die Seine nicht wieder zu überschreiten. Man darf dem Fürsten Schwarzenberg den Charakter einer wohlwollenden Loyalität, den er sonst bewährt hat, deshalb noch nicht absprechen, weil er ohne Widerspruch diesem Befehl seines Herrn nachkam. Seine militärischen uud politischen Ansichten waren durch die Schlacht bei La Rothière nicht geändert worden. Er hielt noch immer das Vorgehen auf Paris für höchst gefährlich und dazu für durchaus überflüssig, da er glaubte, es liege jetzt nur an den Verbündeten zu einem billigen und dauerhaften Frieden mit Napoleon zu gelangen.

Die erste Voraussetzung für das Gelingen des Manövers der Schlesischen Armee gegen Macdonald, die stetige Verfolgung und dadurch das Festhalten Napoleons durch die Hauptarmee, war also nicht erfüllt und Blüchers Armee bot in ihrem Vormarsch, ohne es zu wissen der Gesammtmacht Napoleons die Flanke.

*) 7. Februar wird Troyes besetzt.

Napoleon hatte eigentlich bei Troyes noch einmal Widerstand leisten wollen. In seiner Umgebung und in der Armee hatte jedoch vollkommene Hoffnungslosigkeit Platz gegriffen. Die Desertion der Neu-Conscribirten nahm seit der Schlacht bei La Rothière Ueberhand: sie wird für diese Tage auf mehr als 12000 Mann berechnet. Als man nun den Marsch Blüchers erfuhr, durch den die Stellung bei Troyes vollkommen umgangen wurde, zog Napoleon sich nicht nur eiligst weiter nach Paris zurück, sondern ertheilte auch Caulaincourt eine unbedingte Vollmacht — carte blanche — zum Friedensschluß auf dem eben eröffneten Congreß zu Chatillon *).

Er hoffte in diesem Augenblick kaum etwas Anderes als die Verbündeten so lange von Paris abzuhalten, bis der Friede wirklich geschlossen sei. Zu dem Zweck mußte er sich zunächst gegen Blücher wenden, der der Schwarzenberg'schen Armee voraus war. Er hatte jetzt von Spanien 15,000 Mann alte Soldaten an sich gezogen und dazu wiederum so viel Rekruten, daß er trotz der starken Desertion der Großen Armee gegenüber 70,000 Mann ziemlich nah beisammen hatte. Von diesen nahm er 30,000 Mann mit sich, befahl zwei anderen Divisionen mit etwa 8000 Mann **) ihm ebenfalls zu folgen und hoffte damit Blücher, den er auf 40—45,000 Mann anschlug, gewachsen zu sein. Doch hatte er zunächst keinen anderen Plan, als sich ihm quer vorzulegen und ihn zurückzuschlagen.

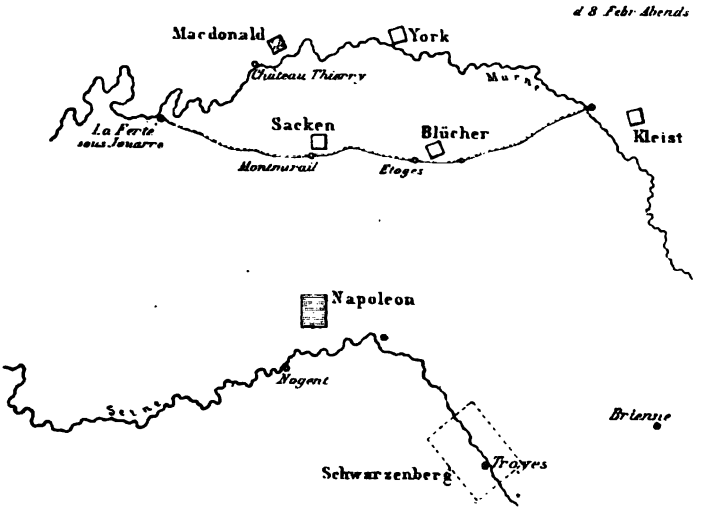
Erst unterwegs erfuhr er ***), daß er bereits im Rücken des Sacken'schen Corps stehe. Diese Nachricht bestärkte ihn natürlich in seinem Entschluß und zeigte ihm die lockende Aussicht, die

*) 5. Febr.; in Caulaincourts Hände gelangt, am 6. Febr. Am 7ten legen ihm die Gesandten die Bedingungen vor. Am 8ten sind diese Bedingungen in Napoleons Hände gelangt.

**) Leval 6000 Mann, eine Division, die eben aus Spanien ankam, und St. Germain 2500 Reiter.

***) Am Vormittag des 9. Februar.

Blücher'schen Corps vereinzelt zu treffen, zu schlagen und das Kriegsglück vollkommen zu wenden.



Im Blücher'schen Hauptquartier, das sich mit dem Olsufiew'schen Corps einen Marsch hinter Sacken befand, war man schon am Abend vorher, ehe Napoleon selbst noch die Sachlage vollkommen erkannt hatte, auf die drohende Gefahr aufmerksam geworden. Einige Reiterschwadronen des französischen Vortrabs alarmirten am Abend des 8. Februar das Hauptquartier, als man sich auf dem Schlosse von Etoges eben zu Tische gesetzt hatte. Man stieg zu Pferde und begab sich vor das Dorf. Verschiedene Meinungen wurden laut, was die auffallende Erscheinung zu bedeuten haben möge. Sollte etwa dahinter der Anmarsch einer größeren Macht verborgen sein? Am folgenden Tage war Sacken, der bereits einen Marsch voraus hatte, bestimmt den weiteren Marsch auf La Ferté zu machen, um Macdonald abzuschneiden. Müffling rieth von dem Manöver abzustehen. Einen Augenblick gab Gnei-

senau nach; dann aber ließ er ihm doch sagen, wenn er selbst bestimmt wisse, daß er für seine linke Flanke nichts zu besorgen habe, so möge er nur vorwärts marschiren.

Man hat es häufig so dargestellt, als ob diese nachträgliche Aenderung der schon gegebenen Ordre das bald eintretende Mißgeschick veranlaßt habe. Doch ist dem nicht so*). Man kann nicht einmal sagen, daß Müffling's Vorschlag die Lage der Verbündeten vollkommen gesichert hätte. Dagegen hätte die consequente Durchführung von Gneisenau's Operationsplan die Verbündeten nicht nur vor jedem ernsteren Unfall bewahrt, sondern wahrscheinlich zu einer vollständigen Niederlage Napoleon's geführt**).

Die für die Verbündeten unglückliche Complication entstand dadurch, daß am folgenden Tage eine Ordre des Kaisers Alexander und Schwarzenberg's einlief, wonach das Kleist'sche Armeecorps zur Großen Armee stoßen sollte.

In den Erklärungen, die Gneisenau später seinen Freunden über die Entstehung der Unglücksfälle der Schlesischen Armee giebt, erwähnt er dieses Umstandes nicht. Hätte Gneisenau danach gesucht sich zu entschuldigen, so genügte dieser Befehl, wenn er auch in die übliche vorsichtige Form einer bloßen Meinungsäußerung gekleidet war, vollkommen ihn zu decken. Er erwähnt ihn aber nicht; es scheint, er hatte ihn vergessen. Wenn jene Ordre aber

*) Sämmtliche ältere Darstellungen dieser Periode des Feldzuges basiren auf unrichtigen Factis; namentlich auf der Annahme, daß der Alarm in Etoges am Abend des 9. Februar stattgefunden habe. Siehe hierüber die meisterhafte und abschließende Untersuchung von Boie „Die Stunden der Entscheidung" ꝛc. in den Jahrbüchern für die Deutsche Armee und Marine Bd. 26 (1878).

**) Wenn nämlich am Abend des 9ten, wie es sehr wohl möglich war, die Corps von Kleist und Kapzewitsch bei Champaubert und Etoges eintrafen: dann stieß Napoleon beim Debouchiren entweder auf 20,000 Mann und Blücher behielt die vollkommene Freiheit des Handelns für sich und die Disposition über die anderen Corps; oder aber Napoleon, der ziemlich spät angriff, traf überhaupt nur auf die Nachhut und fügte ihr vielleicht einigen Schaden zu, aber die ganze alliirte Armee vereinigte sich bei Montmirail.

auch nicht seinem Gedächtniß gänzlich entschwunden war, oder wenn ihn Jemand daran erinnert hätte, so würde er sich doch wohl nicht auf dieselbe berufen haben. Denn das hatte Gneisenau mit Blücher und, dürfen wir hier wohl hinzufügen, mit Friedrich dem Großen gemein, und vor Napoleon voraus, daß er seine Verantwortlichkeit selbst trug. Wenn Gneisenau in jenem Augenblick gegen die Anordnung des großen Hauptquartiers Bedenken gehabt hätte, so würde er Blücher nicht gerathen haben, dieselbe auszuführen. Er glaubte aber, die gewünschte Bewegung ohne Schaden machen zu können und sah sie darum auch als seine eigene That an.

Dennoch ist objectiv jener Befehl die Veranlassung zur Niederlage Blüchers geworden und wenn er also als der eigentliche Grund zu Napoleons Erfolgen zu betrachten ist, so ist es interessant zu sehen, wie es am letzten Ende auch Napoleons Strategie war, welche denselben hervorrief.

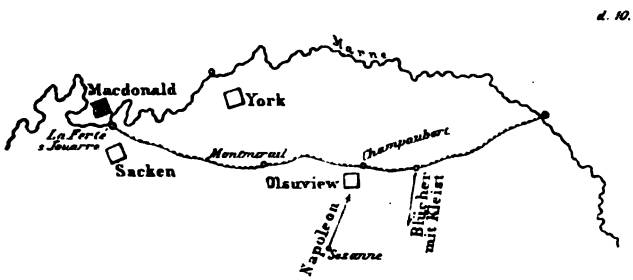
Wie wir uns erinnern, hatte sich Napoleon nach der Schlacht bei La Rothière nach Troyes zurückgezogen. Das war nicht die gerade Straße nach Paris, sondern südwestlich derselben. Dies Manöver zeugt von eben so vieler Kühnheit, wie tiefer Berechnung. Denn da die Verbündeten nach der Schlacht von La Rothière sich trennten, so wurde derjenige Theil, der Napoleon selbst gegenüber blieb, einigermaßen dadurch aufgehalten, daß er ihn nicht in der naturgemäß angenommenen Richtung fand. Er wurde zu einer Seitwärtsbewegung veranlaßt, um seine Flanke zu decken und dadurch von den anderen Truppentheilen getrennt. Da nun gar Schwarzenberg versuchte Napoleons Stellung noch weiter westlich zu umgehen, so entstand zwischen seiner eigenen und der Blücher'schen Armee ein weiter Zwischenraum und diesen eben auszufüllen, wurde das Kleist'sche Corps berufen. Die Berufung an sich wäre ein Fehler noch nicht gewesen; Blücher und Gneisenau stimmten ihr ja ohne Weiteres zu. Verderblich wurde sie erst dadurch, daß in demselben Augenblick die österreichische Politik dem Vorrücken

der Hanptarmee Stillstand gebot und das Kleist'sche Corps die Verbindung auf die es rechnete, nicht fand.

Auch der Grund, welcher den Kaiser Alexander veranlaßte, persönlich für diese Heranziehung des Kleist'schen Corps einzutreten, verdient wohl der Erwähnung. Seine politischen Ideen erwuchsen auf dem Grunde individueller Gemüthsregungen. Jetzt lebte er in dem Gedanken seines Siegereinzuges in Paris. Er fühlte sich dessen schon so sicher, daß er an Blücher schrieb, wenn die Schlesische Armee zuerst vor den Thoren von Paris erscheine, so solle sie nicht eher einmarschiren, als die Monarchen ihren Einzug gehalten hätten. Er habe das mit dem König von Preußen so abgemacht; wichtige politische Gründe — er meinte ohne Zweifel, daß die Monarchen, namentlich er selbst durch ihr Auftreten die französische Nation gewinnen wollten — sprächen dafür. Wie Gneisenau selbst sagt, hatte man sich im Schlesischen Hauptquartier, wo man von romantischer Eitelkeit völlig frei war, dieser Anordnung durchaus nicht entgegengesetzt und war bereit ihr nachzukommen. Dennoch ist es wohl möglich, daß Kaiser Alexander zweifelte, ob man sich so strict daran halten würde und die Vermuthung hat daher viel für sich, daß er aus diesem Grunde wünschte, die Blücher'sche Armee durch die Entziehung des Kleist'schen Corps etwas zurückzuhalten. Statt dessen wies er ihr das noch weit zurückstehende Winzingerode'sche Corps zu.

Am Vormittag des 9. Februar, dem Tage nach jener abendlichen Alarmirung kamen diese Befehle in Blücher's Hände. Kleist war bisher, wie wir wissen, bestimmt, am folgenden Tage dem Sacken'schen Corps weiter auf der Pariser Straße zu folgen. Durch diese Bewegung wäre die gesammte Schlesische Armee concentrirt worden und jedem Angriff Napoleons nicht nur gewachsen, sondern weit überlegen gewesen. Nun aber wurde beschlossen, nicht nur Kleist, sondern auch Kapzewitsch und Olsufjew südwestlich vorwärts zu führen, um gemeinschaftlich die Verbindung mit der Großen Armee aufzunehmen. Statt ihrer sollte York die

nördliche Straße, auf welcher er bisher Macdonald verfolgt hatte, verlassen und sich zu Sackens Unterstützung hinter diesen setzen. Die vollständige Concentration der Armee wurde also aufgegeben und statt dessen zwei, einen sehr starken Tagemarsch von einander entfernte Gruppen gebildet — auf der einen Seite York und Sacken, auf der anderen Blücher mit Kleist, Kapzewitsch und Olsufjew.



(In obigem Diagramm befindet sich ein Fehler; Macdonald gehört auf die westliche Seite der Ausbiegung der Marne.)

Die am Abend vorher erregte Besorgniß vor einem feindlichen Flankenangriff, der sich zwischen diese beiden Gruppen geworfen hätte, war im Laufe des 9ten vollkommen verschwunden. Zwar hatte das Olsufiew'sche Corps, das allein in der Nähe des Hauptquartiers war, gar keine Cavallerie bei sich, so daß es unmöglich war, das Terrain weiterhin aufzuklären, aber alle anderen einlaufenden Nachrichten ließen sowohl eine Offensive des Feindes undenkbar erscheinen, als sie auch eine ausreichende Erklärung der vorhergehenden Alarmirung gewährten. Die Nachrichten des Kaisers Alexander und Schwarzenberg's, die gleichzeitig mit dem Befehl, das Kleist'sche Corps betreffend, eingelaufen waren, besagten, daß die Verbündeten in Troyes eingezogen seien und auf Nogent operirten. War das wirklich geschehen, so mußte mittlerweile das Hauptheer bereits bei Nogent angekommen sein und dem französischen Corps, das die Blücher'sche Armee bedrohte, im

Rücken stehen. An eine Offensive desselben war unter diesen Umständen nicht zu denken. Ueberhaupt durfte man gar nicht einmal größere Massen an diesem Punkt vermuthen. Denn andere Meldungen von demselben Tage besagten, daß der Kosaken-General Seslawin, der bei der gemeinschaftlichen Feststellung des Operationsplans den Befehl erhalten hatte, die Verbindung zwischen dem Schlesischen und Böhmischen Heer zu erhalten, wirklich gegen die linke Flanke des Feindes vorgegangen sei. Wenn hier größere Bewegungen stattgefunden hatten, so mußte man zweifellos durch Seslawin davon berichtet sein.

Man glaubte also, daß eins der französischen Armeecorps den Rückzug in dieser Richtung genommen und jene Reiter zur Recognoscirung ausgesandt habe. In diesem Irrthum wurde man noch mehr bestärkt dadurch, daß die Reiter am anderen Morgen sich wieder zurückzogen: in Wahrheit, weil der Marschall Marmont, zu dessen Corps sie gehörten, die Unternehmung gegen das Schlesische Heer schon nicht mehr für thunlich hielt.

Die beiden Voraussetzungen nun, welche es Gneisenau unmöglich erscheinen ließen, daß sich in seiner Flanke ein feindliches Heer befinde, waren hinfällig. Denn eben an jenem Tage, an welchem Kaiser Alexander und Schwarzenberg die Nachricht von der Einnahme von Troyes abgesandt, hatte Schwarzenberg statt weiter vorzurücken zwei Ruhetage befohlen und Seslawin war, ohne daß Blücher davon benachrichtigt worden wäre, von der rechten Flanke abberufen und auf die linke versetzt worden, weil man diese für besonders gefährdet hielt und Seslawin für den tüchtigsten der Kosaken-Generale galt.

Blücher und sein Generalstab hielten also sowohl einen französischen Angriff, wie überhaupt die Ansammlung größerer feindlicher Truppenmassen in ihrer Flanke für völlig unmöglich und die befohlenen Bewegungen waren am folgenden Morgen eben begonnen, als die Nachricht einlief, daß Napoleon selbst mit Truppen in Sezanne sei (10. Februar Morgens zwischen 8 und 9 Uhr).

Man erkannte die Möglichkeit, daß die zersplitterte Armee en détail geschlagen werde. Gneisenau sprach es aus, daß die einzelnen Armeecorps sich sofort zurückziehen müßten, um sich jenseits der Marne zu vereinigen. Es scheint, daß wie an jenem Abend, als der erste Alarm entstand, eine allgemeine Besprechung stattfand. Gegen den Gedanken des Rückzuges wurde eingewandt, daß man die verabredete und von Schwarzenberg und den Monarchen geforderte enge Verbindung mit der Hauptarmee, ebenso wie die eigene Operationslinie, die directe Verbindung mit Deutschland, dadurch aufgebe. Ueberhaupt war die ganze Stimmung, wohl vor Allem Blüchers, für nichts weniger als für einen Rückzug empfänglich. Es war zwar möglich, aber es war auch in diesem Augenblick noch in keiner Weise erwiesen, daß die in Sezanne versammelte Truppenmacht für einen Angriff bestimmt sei. Es war der zehnte Tag seit dem Siege von La Rothière und bisher hatte man bei den Franzosen nur zahlreiche Spuren von Muthlosigkeit und Auflösung entdeckt; kaum daß man ihnen zugemuthet hätte, sie würden vor Paris noch zu einer Vertheidigungsschlacht sich aufraffen. So protestirte man von allen Seiten gegen die Idee des Rückzuges und Gneisenau gab nach und stimmte zu, daß die begonnene Operation fortgesetzt und Sacken und York*) der Befehl gesandt wurde, im Falle sich wirklich ein feindlicher Angriff gegen die Marne entwickele, sich eben auf der bedrohten Straße Chalons-Montmirail-La Ferté an Blücher heranzuziehen, sich sogar durch den Feind durchzuschlagen und nur im Nothfall den Rückzug über die Marne zu nehmen.

Bis dahin hätte man noch jede Berührung mit Napoleon vermeiden können: dieser Befehl enthielt den falschen Gedanken, der die vier für die Verbündeten unglücklichen Gefechte erzeugte. Er wollte die Concentrirung der Armeen auf eben der Straße, die

*) Der Befehl an York ist nach dem Concept im G. St. A. von 9 Uhr (nicht 7 Uhr, wie Droysen sagt), an Sacken von 9½ Uhr datirt.

binnen Kurzem im Besitz Napoleons sein mußte und auf der daher die einzelnen Corps dem Feinde nach einander, wie man sagt, freiwillig in die Hände liefen.

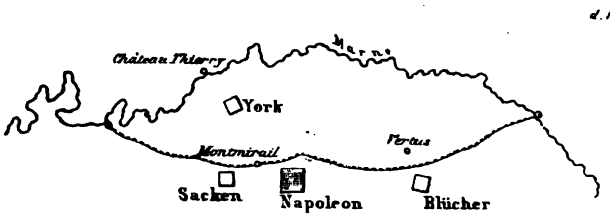
Schon wenige Stunden nach Erlaß jenes Befehls fiel der erste Schlag. Napoleon stand schon seit dem vorigen Tage mit 30,000 Mann — darunter seine ganze Garde und 10,000 Mann Cavallerie — bei Sezanne und marschirte jetzt mit seiner ganzen Macht nordwärts auf Champaubert, wo nur Olsufjew mit 3600 Mann Infanterie stand. Der Weg, den die Franzosen zu nehmen hatten, war so schlecht, daß er Napoleon als kaum passirbar gemeldet worden war: — auch ein Grund, weshalb die Verbündeten weniger vor einem Angriff auf dieser Seite besorgt gewesen waren. Der Kaiser aber ließ durch die Maires alle Pferde der umliegenden Dörfer zusammenbringen, um sie vor die Geschütze zu spannen und die Bauern aufbieten, um die schlimmsten Stellen des Weges noch während des Marsches auszubessern und marschirte vorwärts.

Das kleine russische Corps wurde, da es keine Cavallerie bei sich hatte, und die Stärke des Angriffs deshalb nicht früh genug erkannte, da endlich der General seinen Posten nicht verlassen zu dürfen meinte und sich nicht zurückziehen wollte, vollkommen gesprengt. Der General selbst wurde gefangen; wenig mehr als die Hälfte rettete sich oder schlug sich durch in heroischem Kampf.

Noch ehe die Nachricht von dieser Niederlage bei Blücher eingelaufen war, war das Hauptquartier bereits sehr unruhig geworden durch die positive Meldung, daß nicht nur Napoleon selbst, sondern auch die Garde und im Ganzen etwa 35,000 Mann bei Sezanne seien. Nun war es zweifellos, daß ein Angriff bevorstehe.

Doch erwartete man ihn nicht vor dem folgenden Tage. Die Nacht also hatte man noch für sich. Es war erst Nachmittags 3 Uhr. Man blieb also bei dem angenommenen Plan die Armee nicht rückwärts, sondern in der unmittelbaren Nähe zu conzen-

triren und sandte York und Sacken den Befehl, Ersterem, der näher stand, in der Nacht bis Etoges, Letzterem von La Ferté zurück bis Montmirail zu marschiren. Gleich darauf kam die Nachricht von der Niederlage des Olsufjew'schen Corps, mit der zugleich die Verbindung mit den Corps von York und Sacken abgeschnitten war. Sie erhielten diesen Befehl erst am folgenden Tage. Napoleon befand sich so vollkommen innerhalb der verbündeten Armee, daß zwischen ihm und dem Blücher'schen Hauptquartier zu Vertus sich überhaupt keine Truppen mehr befanden. Blücher hatte gar keine Bedeckung bei sich und mußte schleunig dem Kleist'schen Armeecorps folgen, um sich in seinen Schutz zu begeben und dann sofort wieder mit diesen Truppen denselben Weg auf die Pariser Straße bei Vertus zurückzukehren.



Daß der eben erwähnte Befehl an York und Sacken nicht mehr durchkam, wäre an sich kein Unglück gewesen, da man doch die Unmöglichkeit der Vereinigung der Armee bei Vertus allmählich einsah. Aber da der Befehl einmal abgegangen war und man sein Schicksal nicht wissen konnte, so blieb Blücher selbst vorläufig durch denselben gebunden und mußte bei Vertus zur etwaigen Aufnahme der beiden detachirten Corps stehen bleiben. Die Ereignisse bei diesen selbst aber entwickelten sich nun ganz unabhängig vom Oberfeldherrn nach den Entschließungen der beiden Corpsführer.

Selbst die letzten Befehle Blüchers, die noch angekommen

waren, hatten schon eine andere Situation vorgefunden, als sie voraussetzten. York hatte den ersten Befehl Blüchers (9ten Ab.), der ihn nach Montmirail verwies, nicht befolgt. Diese Maßregel sollte zur Unterstützung Sackens gegen Macdonald dienen. Da York aber bereits Nachricht hatte, daß Macdonald vor Sacken über La Ferté hinaus zurückgewichen sei, so hatte er eine augenblickliche Unterstützung nicht mehr für nöthig gehalten und seinen Truppen den Umweg auf sehr schlechter Straße ersparen wollen. Sehr entschieden dazu beigetragen, auf der einen Seite, daß der Befehl erlassen, auf der anderen Seite, daß er nicht befolgt wurde, hatte der Umstand, daß auf der Karte der Weg von Chateau Thierry nach Montmirail als Chaussee angegeben war, was sich als unrichtig herausstellte. York ging also nur mit einem Theil seines Corps bis zur Hälfte des Weges vor, um nach allen Seiten bereit zu sein. Als nun der nächste Befehl an die beiden Generale im Hauptquartier ausgefertigt wurde, der sie von der Annäherung Napoleons avertirte und sie anwies, ihre Corps zu augenblicklicher Bewegung nach allen Seiten bereit zu stellen (10. Febr. Morgens 9 Uhr, bei York präsent. 11½ Uhr Ab.), war darin vorausgesetzt, daß York bereits hinter Sacken, also dem von hinten erwarteten Feinde zunächst stände; wohl nicht mit Absicht, aber unwillkührlich war daher der an ihn gerichtete Befehl *) eingehender gehalten und wenn er auch in erster Linie die Concentrirung der Armee bei Vertus in Aussicht stellte, wobei man jetzt auf Napoleon stoßen mußte, so stellte er doch auch für den Nothfall den Rückzug über die Marne frei. In dem Befehl an Sacken, bei dessen Abfassung die Vorstellung vorschwebte, daß er selbstverständlich den Bewegungen York's folgen müsse, war des Rückzuges über die Marne überhaupt nicht gedacht.

Diese Differenz traf auf das unglücklichste mit dem sehr verschiedenen Temperament der beiden Generale zusammen und er-

*) Beide Befehle sind von Müffling concipirt.

zeugte eine Disharmonie in der Auffassung der Situation, welche beiden verderblich wurde. York, der bei unübertrefflicher Bravour im Gefecht strategisch der äußersten, stets schwarzsichtigen Vorsicht huldigte, und dazu die Gefahr der Situation besser übersah, glaubte den Fall der Noth, in welchem Blücher den Rückzug über die Marne freigestellt hatte, bereits eingetreten und traf dazu seine Vorbereitungen. Sacken, von frischer freudiger Thätigkeit, noch mehr erhoben in diesem Augenblick durch die allseitige Anerkennung, die ihm für die Schlacht bei La Rothière geworden war, lebte ganz in der allgemeinen Stimmung, daß das herrliche Ende des schweren Kampfes unmittelbar bevorstehe. Daß ihm Macdonald bei La Ferté doch entgangen war, reizte ihn nur noch mehr, anderwärts durch eine kühne That Ersatz zu suchen. Ihm gegenüber war weder eines Rückzuges Erwähnung gethan, noch war er selbst der Mann auf diesen Gedanken zu verfallen, ehe er dazu gezwungen war. Im Gegentheil, er kehrte auf der Stelle, als er die erste Nachricht von der drohenden Ansammlung der Franzosen in seinem Rücken, empfing, noch in der Nacht von La Ferté nach Montmirail zurück und als York's Botschaft mit der Aufforderung über die Marne zu gehen, ihn endlich traf, war er bereits mit den Franzosen im Gefecht. Sei es nun, daß er wirklich glaubte, wie er dem Adjutanten York's sagte, er habe nur einen unbedeutenden Feind vor sich, sei es, daß er glaubte, mit York vereinigt Napoleon selbst überlegen zu sein und gar zu stürmisch, sich des erhabensten Ruhmes zu bemächtigen hoffte: er lehnte York's Vorschlag des Rückzuges ab und forderte diesen vielmehr auf ihn zu unterstützen; selbst wenn York, wie jetzt sein Adjutant einwandte, keine Artillerie durchbringen könne; er selbst habe deren genug.

So griff Sacken mit seinen 16,000 Mann die 25,000 Napoleons bei Montmirail, bis wohin ihm Napoleon schon entgegen gekommen war, an. Napoleon übersah die Lage vollkommen. Er ließ die Russen sich erst an der Erstürmung des Dorfes Marchais abringen, wartete ruhig die Ankunft aller seiner Truppen ab,

brach dann plötzlich auf dem linken Flügel der Russen, über welchen sie ihren Rückzug nehmen mußten, mit gewaltiger Uebermacht los und war im Begriff das ganze Corps vollständig über den Haufen zu werfen — als endlich, Nachmittags 4 Uhr, York's Infanterie sich durch den aufgeweichten Weg durchgearbeitet hatte und die Franzosen durch ihren unerwarteten Flankenangriff zum Stehen brachte. Nur der kleinere Theil des Yorkschen Corps*) kam wirklich noch zum Kampf, aber ihr Eingreifen genügte, den Russen Luft zu machen und ihnen den sehr schwierigen Weg querfeldein nach Norden auf Chateau Thierry zu ermöglichen.

Hätten die beiden Generale von Anfang an dieselbe Idee des Angriffs verfolgt, so wären sie einer Niederlage wohl entgangen, da sie 34,000 Mann gegen die 25,000 Napoleons vereinigen konnten. Ein augenblicklicher Sieg war doch aber keineswegs gewiß und schon eilten Napoleon von der anderen Seite bedeutende Verstärkungen zu**), die den Verbündeten endlich doch den Rückzug auferlegt hätten. Nun aber, da vermöge des getheilten Oberbefehls die Truppen nicht geeignet zusammenwirkten, mußten die Verbündeten nothwendig erliegen. York hatte von Anfang an einen Sieg für unmöglich gehalten und sofort eine von seinen Brigaden auf Chateau Thierry zurückgeschickt, um den Rückzug über die Marnebrücke zu sichern. Unter unendlicher Mühsal zog man sich in der Nacht hierhin zurück. Die Preußen machten die Nachhut, wurden aber, da sie die russische Bagage noch decken sollten, von den Franzosen am anderen Tage wieder eingeholt und erlitten abermals noch bei Chateau Thierry selbst herbe Verluste.

*) In der Geschichte der Kriege werden 5000 Mann angegeben.

**) Das Reitercorps St. Germains, 2500 Pferde, das schon am 12ten von Meaux kommend, Napoleon hinter Montmirail begegnete und die 6000 Mann starke Division Leval, die aus Spanien kommend, am 11ten in La Ferté Gaucher eintraf. Schulz, Geschichte der Kriege XII, 195 und Bernhardi, Toll IV, 372 rechnen St. Germain in die 30,000 Mann Napoleons ein; dieser selbst nicht, Corresp. XXVII, 173.

Napoleon bereitete sich nun vor, ihnen am dritten Tage auch noch über die Marne zu folgen, und sie vollkommen aufzureiben, da die Langsamkeit der Großen Armee ihm immer noch Zeit zu lassen schien. Da erhielt er die Meldung (14ten früh), daß Blücher selbst sich gegen ihn in Bewegung gesetzt habe.

Blücher hatte die Trümmer des Olsufjew'schen Corps mit Kleist und Kapzewitsch vereinigt um die folgenden Tage in quälendem Zweifel, ohne etwas thun zu können, verbracht. Napoleon stand auf derselben geraden Straße nach Paris mit bedeutender Macht zwischen ihm und seinen beiden Generalen: so viel war klar. Aber wohin wandte er sich jetzt? Er konnte sich sowohl nach rechts auf Blücher, wie nach links auf die Generale werfen. Man sah sich gegenüber einer starken Cavallerie und dahinter Fußvolk. Aber es war unmöglich diesen Schleier zu durchdringen, da unglücklicher Weise der größte Theil der eigenen (Kleist'schen) Cavallerie beim Rheinübergang, der mit Booten bewerkstelligt werden mußte, durch Eisgang aufgehalten, den Anschluß an die Armee noch nicht erreicht hatte. Engagirte man aber gleich das ganze Corps, so gerieth man in Gefahr den Rückzug zu verlieren, da immer noch nicht die Große Armee nahe genug heran war, der Schlesischen die Flanke zu sichern *). Blücher wollte trotzdem vorwärts, aber Gneisenau und Müffling bewiesen **) ihm, daß man unter allen Umständen zu weit entfernt sei um in ein Gefecht zwischen Napoleon und den beiden Generalen eingreifen zu können. Der Ausgang desselben mußte abgewartet werden. Man kann sich die Stimmung Blüchers dem Feinde unmittelbar gegenüber still liegen zu müssen, während die Freunde vielleicht von ihm bedrängt wurden, denken. Am 11ten hatte man den Kanonendonner von Montmirail gehört und aus einzelnen Nachrichten, die man zufällig auffing, geschlossen, daß Napoleon die beiden Generale angegriffen habe und

*) Sezanne war immer noch von den Franzosen besetzt (Boie).

**) Rostitz' Memoiren. Gen. St. Arch.

das Gefecht unentschieden geblieben sei. Am zweiten Abend (12. Febr.) lief ein Schreiben York's ein, worin er über den Ausgang des Gefechts von Montmirail berichtete und den Rückzug auf der Straße nach Chateau Thierry meldete. Er sprach dabei jedoch die Hoffnung aus, daß es dem Feind unmöglich sein werde, ihm auf dieser Straße zu folgen; anderenfalls werde er mit Sacken die Marne passiren. Obgleich Blücher nun seinerseits schon (11. Febr. früh) den Generalen den Befehl gesandt hatte zur Vereinigung mit ihm über die Marne zurückzugehen, so glaubte er nach dieser Meldung York's doch annehmen zu dürfen, daß sie sich diesseits derselben halten würden; dann mußte Napoleon bereits wieder auf dem Rückzug sein. Da nun auch endlich zwei Regimenter Cavallerie eintrafen und die Vortruppen der Hauptarmee von Süden her Deckung verhießen, so beschloß man vorwärts zu gehen (13. Febr. Mittags). Die Nachtheile, die man in diesen Tagen erlitten hatte, hatten noch keineswegs die freudige Siegeszuversicht des Marsches auf die feindliche Hauptstadt zerstört.

Der Marschall Marmont, den Napoleon Blücher gegenüber gelassen hatte, wich ohne Widerstand zurück und berichtete an den Kaiser, der noch in den Vorbereitungen war, bei Chateau Thierry über die Marne zu gehen, um die beiden geschlagenen feindlichen Corps, wie er hoffte, völlig zu vernichten. Diese Botschaft jedoch zwang ihn von seiner Beute abzulassen: aber nur um ihm den neuen Gegner selbst in die Hände zu liefern. Er gab Marmont den Befehl, immer weiter, bis nach Montmirail zurück zu weichen, um den Feind sicher zu machen: während dessen kehrte er mit seiner ganzen Macht um und hatte sich am folgenden Tage mit Marmont vereinigt.

Bei den Verbündeten hatte sich ein französischer Edelmann aus der Umgegend eingestellt, der als Legitimist den Sieg der Coalition wünschte, und hatte versichert, daß Napoleon sich gegen Paris zurückgezogen habe. Diese Nachricht stimmte so sehr mit den bisherigen Annahmen des Hauptquartiers, daß man ihr voll-

kommen vertraute*). Man setzte also am folgenden Tage (14. Febr.) die Bewegung gegen Montmirail fort.

Bei dem Dorfe Vauchamps stieß die Avant-Garde auf so überlegenen Widerstand, daß sie nicht durchzudringen vermochte und die Ankunft des Gros abwartete. Eben war dies angelangt und aufmarschirt, als einige Gefangene eingebracht wurden und aussagten, daß York und Sacken schon vor zwei Tagen über die Marne zurückgetrieben seien und man in diesem Augenblick Napoleon selbst mit seiner ganzen Macht gegen sich habe. Jetzt drängte Gneisenau zu sofortigem Rückzug und Blücher gab, obwohl unwillig genug, nach.

Ein solcher Rückzug unmittelbar vor dem Feinde ist nun immer nicht ganz ohne Verlust zu bewerkstelligen, aber unter gewöhnlichen Umständen keineswegs gefährlich. Man ordnet ihn auf folgende Weise. Eine Abtheilung wird vorausgeschickt und besetzt das nächste Défilé, einen Flußübergang, einen Wald oder ein Dorf. Die Cavallerie mit der reitenden Artillerie kommt als Arrière-Garde an die Queue und verschafft durch einen Vorstoß dem Gros die Zeit, sich durch dieses Défilé hindurch zu ziehen. Dann folgt die Arrière-Garde schnell und die Besatzung des Défilé's vertheidigt dasselbe so lange bis das Gros das nächste Défilé erreicht hat. Unter dem Schutz der Arrière-Garde folgt hierauf auch die Besetzung des ersten Défilé's. So geht es fort, bis die Dunkelheit einbricht und man sich durch einen Nachtmarsch dem Feind völlig entziehen kann.

Mehrere Umstände wirkten zusammen, daß die verbündeten Truppen an diesem Tage nur unter sehr hartem Verlust das Manöver vollführten. Blücher hatte etwa 19,000 Mann zur Verfügung, darunter 1400 Reiter, Napoleon gegen 30,000**) Mann,

*) Nach Boie ist es höchst wahrscheinlich, daß die Angabe in gutem Glauben nach anfänglichen Bewegungen Napoleons gemacht wurde.

**) So rechnet er selbst (Corr. XXVII, 192). Seine Verluste in dem vorausgehenden Treffen waren durch die Ankunft der Division St. Germain mehr als ersetzt.

darunter etwa 8000 Reiter. Von Napoleons Infanterie mag nur der kleinere Theil wirklich zum Gefecht gekommen sein, da der Rückzug der Verbündeten von Anfang an beschlossen war; das Entscheidende war die Ueberlegenheit der Cavallerie. Sofort als die bisherige Avant-Garde aus Vauchamps zurückgezogen wurde, drängte die französische Cavallerie die wenigen Regimenter der Verbündeten bei Seite, warf sich auf die noch nicht geordneten Infanterie-Bataillone und vernichtete sie vollständig.

Der Rest der Armee begab sich auf den Rückzug. Die schwere Artillerie wurde voraufgeschickt; die Infanterie marschirte in länglichen Carree's. Der Feind drängte unausgesetzt nach, vornehmlich mit Artillerie und Cavallerie. Bis zu dem Walde von Etoges, der Schutz verhieß, hatte man zwei Meilen durch eine vollkommene Ebene. Die Ortschaften an der Straße konnten keine Unterstützung gewähren, da der Feind sie auf der Ebene sofort umging. Bald sah man, daß die Masse der feindlichen Cavallerie sich in Bewegung setzte, um im weitem Bogen auf Nebenwegen vor den Verbündeten den Wald von Etoges zu erreichen und ihnen den Eintritt zu versperren. Die größte Eile wäre nöthig gewesen, um ihr zuvorzukommen. Aber Blücher, der sich über die feste Haltung der Truppen freute, hatte im Anfang mit Absicht langsam marschiren und auch wohl einmal Halt machen lassen. Der russische General, welcher am Morgen zur Sicherung des Rückens in dieser Gegend zurückgelassen war — es waren die Reste des Olsufjew'schen Corps, die er befehligte und die eben an dieser Stelle vor vier Tagen unterlegen waren — dieser General, der jetzt hätte den Wald von Etoges besetzen sollen und dadurch die Zwischenschiebung der feindlichen Cavallerie zwischen den Wald und die Verbündeten verhindert hätte, that das nicht, sondern war bereits durch den Wald weitermarschirt. So gelang es, als beim Einbruch der Dunkelheit das Heer sich dem Walde näherte, den Franzosen sich vor ihnen quer über die Chaussee zu postiren. Die Cavallerie war bei ihren vergeblichen Bemühungen den Feind auf-

zuhalten, in den Wald getrieben worden und die Infanterie war von allen Seiten eingeschlossen. Blücher setzte sich dem heftigsten Kleingewehrfeuer aus, um, wenn denn heute Alles verloren sei, den Franzosen nicht lebend in die Hände zu fallen. Als das Schicksal ihn verschonte, faßte er wieder Muth, indem er zu Gneisenau sagte*): „Da ich heute nicht todtgeschossen worden bin, wo ich es so gern gewollt, so ist mir ein langes Leben beschieden; ich werde in Zukunft schon Alles wieder gut machen". Gneisenau ordnete jetzt die preußische Infanterie auf der Chaussee zum Angriff auf die feindliche Reiterei, die zum Glück für die Verbündeten durch den aufgeweichten Boden auf den Nebenwegen keine Artillerie hatte mitführen können. Gewehr- und Kartätsch-Feuer schuf eine Lücke; alle Angriffe aus der Flanke prallten ab an dem festen Zusammenhalten der Carree's, und man gewann den Wald.

Ueber die Haltung der Truppen in diesem Augenblick ist uns ein merkwürdiges Zeugniß aufbewahrt. Als englischer Militär-Bevollmächtigter begleitete das Hauptquartier Hudson Lowe, der spätere Hüter Napoleons auf St. Helena. Von ihm erzählt Einer der Anwesenden**): „Er war mir schon, als ich ihn zuerst erblickte, durch den finsteren Unmuth, durch sein mürrisches Stillschweigen, welches er immer behauptete, merkwürdig geworden; jetzt war er völlig wie umgewandelt. Der gefährliche Tag, die Zucht der Truppen in den drohendsten Verhältnissen, der Muth, die Entschlossenheit, die Alle gezeigt hatten, erschienen dem kühnen Engländer so großartig, daß er noch immer von der Erinnerung ergriffen war. Die Zunge war ihm plötzlich gelöst; er ergoß sich in Lobsprüchen. Der so gewaltsam erregte Mann erschien mir höchst liebenswürdig und die Erinnerung an diese Stunde hat

*) Der Wortlaut stimmt in den verschiedenen Ueberlieferungen nicht völlig überein. Die meinige ist aus derjenigen von Damitz und Nostitz (Memoiren Kr. Arch. d. Gen St.) nach innerer Wahrscheinlichkeit zusammengezogen.

**) H. Steffens, Was ich erlebte, Bd. 8, S. 21. Dasselbe berichtet Nostitz in seinen Memoiren.

mich nie verlassen." So berichtete auch Lowe selbst an seine Regierung *): „Die Worte fehlen mir um meine Bewunderung auszudrücken für die Unerschrockenheit und Disciplin der Truppen. Das Beispiel des Feldmarschalls Blücher, welcher allenthalben und an den exponirtesten Stellen war, des General Kleist, des General Kapzewitsch, des General Gneisenau, welcher die Bewegung auf der Chaussee leitete, des General Zieten und des Prinzen August von Preußen, der immer an der Spitze seiner Brigade sie zu den heldenmüthigsten Anstrengungen entflammte, konnte nicht verfehlen, den Soldaten eine Entschlossenheit einzuflößen, die den Feind hat mit Staunen und Bewunderung erfüllen müssen."

Nachdem die Truppen einige Stunden geruht hatten, wurde vor Tagesanbruch der weitere Rückmarsch angetreten. Der Feind folgte nicht mehr und Blücher vereinigte sich wieder mit den im Bogen heranmarschirenden Corps von Sacken und York (16. Febr.).

Das Kleist'sche Corps hatte an jenem Tage die Hälfte seines Bestandes verloren, 4000 Mann; die meisten todt; die Verwundeten meist auch zugleich gefangen; die Russen hatten 2000 Mann verloren. Der Gesammtverlust der Blücher'schen Armee an den vier Gefechtstagen Champaubert (10. Februar), Montmirail (11ten), Château Thierry (12ten), Vauchamps-Etoges (14ten) betrug volle 15,000 Mann.

Ueberseben wir noch einmal, wie dieses große Unglück kam, so stand der unvergleichlichen Thatkraft und Urtheilskraft Napoleons doch eine gewisse, aus gar zu großer Siegeszuversicht entspringende Unvorsichtigkeit der Blücher'schen Heeresleitung gegenüber, die ebenso wenig die Unzuverlässigkeit der Verbündeten wie die Schnellkraft Napoleons genügend in Rechnung zog. Geht man aber von diesen letzten Ursachen auf die einzelnen Ereignisse, so erstaunt man, wie anhaltend und schrecklich sich in diesen Tagen der bloße Zufall gegen die Verbündeten wendete. Napoleon hätte

*) Abschriftlich im Geh. St. A. Uebers. in Beauchamp, Histoire de la campagne de 1814 I, 460. Bericht Lowes vom 15. Februar.

das ganze Unternehmen wahrſcheinlich garnicht gewagt, hätte er von der Annäherung des Kleiſt'ſchen und Kapzewitſchen Corps im Voraus gewußt. Es hätte auch nothwendig mißlingen müſſen, wenn dieſe Corps nicht im letzten Augenblick eine andere Richtung erhalten hätten: ſie marſchirten gerade in dem Augenblick von dem bedrohten Punkte fort, als Napoleon ſich auf denſelben in Bewegung ſetzte: Beide ohne etwas von einander zu wiſſen. Nun lag es noch immer in der Hand der commandirenden Generale in jedem einzelnen Falle das Gefecht rechtzeitig abzubrechen oder ſogar überhaupt zu vermeiden; wie man es in dem Feldzug des vorigen Jahres ohne Zweifel gethan hätte und York es auch diesmal wollte. Indem Olſufjew aber Stand hielt und Sacken und nachher Blücher ſogar angriffen, wurde Napoleon recht eigentlich von ſeinen Gegnern der Erfolg entgegen getragen; er ſelbſt hat ihn nicht erzwungen, noch wäre er dazu im Stande geweſen. Man darf aber darum von ſeiner Feldherrnkunſt nicht geringer denken: denn wenn vielleicht öfter ebenſo vortrefflich angelegten Manövern andere Zufälle keinen Erfolg gegönnt haben, ſo iſt ihm dafür auch kein Ruhm zu Theil geworden. Man giebt ihm alſo höchſtens hier zu viel, was ihm dort zu wenig geworden iſt. Kunſt und Glück müſſen zuſammen wirken: ein weniger kühner und weniger energiſcher Feldherr würde auch die hier ſich darbietende glückliche Conſtellation nicht in der Weiſe Napoleons ausgenutzt haben.

Studirt man die Begebenheiten der erſten Periode des Herbſtfeldzuges von 1813, ſo findet man, daß hier ebenfalls der bloße Zufall äußerlich eine ſehr bedeutende Einwirkung gehabt hat: bei Großbeeren, wie an der Katzbach, wie bei Nollendorf. Hier alſo fielen die Würfel für die Verbündeten. Das wahre Verhältniß der beiderſeitigen Kraft aber zeigt ſich in der Wirkung, welche das widrige Schickſal hier und dort auszuüben vermochte. Denn während die Napoleoniſche Armee unter jenen Schlägen moraliſch zuſammenbrach, ſo nahm die Schleſiſche Armee den Kampf ſofort

von Neuem auf. „Wir thaten, als ob wir nicht geschlagen wären", schrieb Gneisenau später an Clausewitz, „und am fünften Tage ergriffen wir wieder die Offensive". Wohl fehlte es nicht an gegenseitigen Anklagen unter den verbündeten Generalen, wer Schuld sei an dem erlittenen Unglück: namentlich seitens York's, der durch seinen Ungehorsam doch so viel beigetragen hatte zur Verwirrung der Verhältnisse, wenn seine Grundanschauung zuletzt auch als die richtigste sich bewährt hatte. Aber nichts war der Thatenfreudigkeit Blücher's und Gneisenau's widerwärtiger, als solches Ausgrübeln dessen, wie es hätte kommen können, wenn in irgend einer Periode seitens der Verbündeten überhaupt keine Fehler gemacht worden wären und am wenigsten, wenn die angegebenen Fehler aus zu großer Kühnheit entsprungen waren. Der frische Sacken war ihnen ohnehin sympathischer, als der stets mißmuthige York, dem man mehr seinen Wunsch, der Schlacht mit Napoleon von vorn herein aus dem Wege zu gehen, als seinen Ungehorsam als Fehler anzurechnen geneigt war. Blücher nahm alle Fehler auf sich selbst, suchte auch York durch einen von Gneisenau aufgesetzten Brief zu beruhigen und war nur darauf bedacht, den erlittenen Schaden wieder gut zu machen.

Sechstes Capitel.

Wiedervereinigung und neue Trennung der alliirten Heere.

Die Niederlage des Schlesischen Heeres stand im engsten Zusammenhang mit den inneren Verhältnissen des Großen Hauptquartiers. Der Conflict, der hier ausgebrochen war, hatte sich mehr und mehr verschärft und erreichte gerade in den Tagen jener Niederlage den höchsten Grad.

Der Leiter der österreichischen Politik, Fürst Metternich, war ein Mann, der nicht nur die Politik seines eigenen Staates mit Geschick und Erfolg führte, sondern auch seine Anschauung von den allgemeinen Verhältnissen bei fremden Diplomaten mit solcher Kraft und Kunst geltend zu machen wußte, daß er auf die Politik anderer Staaten häufig Einfluß übte. So war es ihm gelungen die Vertreter Englands im Großen Hauptquartier, an ihrer Spitze den Minister des Auswärtigen Lord Castlereagh selbst, für die Anschauung zu gewinnen, daß das Ziel des Krieges erreicht sei und nichts übrig als mit Napoleon Frieden zu schließen. Hardenberg huldigte durchaus derselben Ansicht und ebenso im Grunde seines Herzens der König, wenn er sich auch verpflichtet hatte, den Kaiser Alexander nicht zu verlassen, so lange dieser weiterkämpfe. Die Kriegspartei war also bisher vom Kaiser Alexander allein vertreten gewesen, als ihm ganz unerwartet aus der Ferne secundirt wurde. Das englische Volk war einem Frieden mit

Napoleon durchaus entgegen und die leitenden Kreise, die zu Haus mehr unter dem Einfluß der öffentlichen Meinung und der Siegesstimmung standen als die Diplomaten, denen im Großen Hauptquartier die Schwäche der Coalition täglich vor die Augen trat, geriethen in einen merkwürdigen Gegensatz zu diesen ihren geschäftsführenden Vertretern. Der Prinz-Regent selbst und der Erste Minister Lord Liverpool ließen den russischen Gesandten wissen, sie seien nicht für einen Frieden mit Napoleon, sondern für die Wiedereinsetzung der Bourbons.

Auf diese Nachricht hin*) trat auch der Kaiser Alexander jetzt positiv mit seiner Absicht hervor, mit Napoleon überhaupt nicht mehr Frieden zu schließen. Daß das französische Volk seiner überdrüssig sei, war nicht mehr zweifelhaft. Auch Metternich bestritt das wohl nicht — aber was sollte an seine Stelle treten? Kaiser Alexander machte den Vorschlag, sobald Napoleon abgesetzt sei, das französische Volk zu Wahlen zu berufen und durch eine Nationalversammlung sich selbst einen neuen Herrscher zu küren. Alexanders ehemaliger Erzieher La Harpe sollte der Wahlhandlung vorsitzen. Metternich war entsetzt über diesen Vorschlag, der das Princip der Revolution durch die legitimen Mächte selbst hätte sanctioniren lassen. Wenn der Zug nach Paris dazu dienen sollte, durfte Oesterreich ihm nicht nur nicht seine eigene Unterstützung leihen, sondern mußte sich ihm direct widersetzen.

Alexander aber fühlte sich des Erfolges bereits so sicher, daß er nicht mehr anstand den äußerlich bisher beobachteten Compromiß,

*) Der Causal-Zusammenhang zwischen diesen beiden Thatsachen kann keinem Zweifel unterliegen, wenn er auch nicht positiv bezeugt ist. Metternich verlegt in seinen Memoiren das Folgende nach Langres, zieht aber die Verhandlungen in Langres und Troyes überhaupt zusammen. Hardenberg bezeugt in seinem Tagebuch direct, daß Kaiser Alexander am 11. Februar mit dem Vorschlag einer allgemeinen Wahlversammlung auftrat und da Metternich erzählt, einmal zurückgewiesen sei er nicht wieder auf diese Idee zurückgekommen, so muß auch er in seiner Erzählung Vorgänge die in Troyes spielten, im Gedächtniß gehabt haben.

wonach die kriegerischen Operationen und die Friedensverhandlungen nebeneinander hergehen sollten, wieder aufzuheben und den Congreß in Chatillon durch Abberufung seines Gesandten zu unterbrechen.

Diese Unterbrechung war Niemand erwünschter gewesen als Napoleon. Caulaincourt hatte ihn von den neuen Forderungen der Verbündeten benachrichtigt und verlangte Verhaltungsbefehle. In Frankfurt hatte man noch die Rheingrenze geboten; jetzt bot man nur noch die alten Grenzen Frankreichs von 1792. Schon soll Napoleon durch die dringenden Bitten seiner Umgebung, namentlich Berthiers und Marets sich zu einer Antwort haben bewegen lassen, wonach die Verhandlungen auf der gebotenen Grundlage fortgeführt werden sollten. Er hätte sich ihnen also principiell schon unterworfen gehabt, als die Meldung von dem Stande der Blücher'schen Armee anlangte, die die kühnsten Hoffnungen in ihm erweckte*). Welche Instruction darauf hin an Caulaincourt erlassen worden ist, ist nicht bekannt geworden — es wäre immerhin schwierig gewesen, die Verbündeten, die auf einer positiven

---

*) Für diese Darstellung haben wir keine andere Autorität als diejenige von Napoleons Cabinetssecretär Fain im Manuscript de 1814. Bei der Unzuverlässigkeit dieses Schriftstellers haben die meisten Historiker die Erzählung verworfen. Dennoch stehe ich nicht an dieselbe (nach dem Vorgang Boies) aufzunehmen. Um auch hier bei Fain Fälschung zu vermuthen fehlt vor Allem eins: die Erzählung ist nicht derart, daß sie seiner Tendenz dient. Was soll ihn bewogen haben, zu erzählen, Napoleon habe sich, wenn auch nach langem Kampf, endlich doch den schimpflichen Bedingungen der Verbündeten unterworfen, wenn es nicht wahr war? Am 8. Februar Morgens 11 Uhr schreibt Napoleon an seinen Bruder Joseph „es ist noch möglich, daß ich in einigen Tagen Frieden mache". Ob er um diese Zeit die Bedingungen der Verbündeten schon gekannt hat, ist freilich ungewiß. Aber auch in den späteren Briefen an seinen Bruder findet sich keinerlei Andeutung, als ob er die Bedingungen von Chatillon a limine zurückgewiesen habe. Im Gegentheil, er spricht, als wenn er sie direct bereits acceptirt gehabt habe, vgl. Corr. de Nap. XXVII; namentlich den Brief vom 18. Februar. Jedenfalls hat Napoleon im Laufe des 8. Februar die Mittheilung der Friedensbedingungen erhalten und am Morgen des 9ten sehr früh eröffnete sich ihm die Aussicht auf einen Sieg über Blücher.

und unverzüglichen Antwort bestanden, hinzuhalten, ohne den Mangel an gutem Willen offenbar werden zu lassen und damit den Congreß auf der Stelle aufzuheben — Caulaincourt kam aber garnicht mehr dazu eine autorisirte Antwort abzugeben, denn ehe sie anlangte, hatte Rußland die Verhandlungen suspendirt (10. Februar).

Caulaincourt, der persönlich dringend den Frieden wünschte, war darüber fast nicht mehr betroffen, als die Verbündeten Rußlands selbst. Namentlich die Oesterreicher waren auf das äußerste gereizt und erbittert und als nun gemeldet wurde, daß Napoleon mit einem großen Theil seiner Macht sich gegen Blücher gewandt habe, so sah Schwarzenberg in dieser Nachricht keineswegs eine Veranlassung, entweder Blücher direct zu Hülfe zu kommen oder die Abwesenheit Napoleons zu benutzen, und das von ihm zurückgelassene Heer mit Energie anzugreifen, auf Paris zu marschiren und dadurch eine Entscheidung im Sinne Alexanders herbeizuführen *). Mit unausgesetztem Drängen konnten Alexander und Friedrich Wilhelm die Große Armee in den kritischen Tagen doch nur in der bisher eingehaltenen Richtung, parallel mit der Seine, so daß der Fluß die gegnerischen Heere trennte, vorwärts bringen. Nur die Führer der nicht-österreichischen Corps thaten aus eigenem Antrieb, um Blücher zu degagiren oder ihrer eigenen militärischen Empfindung genug zu thun, einige kräftigere Schritte. Der Kronprinz von Würtemberg machte an einem Tage mit seinem Corps den Marsch, der ihm für zwei aufgegeben war und eroberte Sens.

*) Die erste Meldung erhielt Schwarzenberg am 9. Februar Abends durch Wittgenstein. Es war dieselbe Meldung die Blücher erst am 10ten Morgens empfing. Schwarzenberg hatte jedoch daraus noch ebenso wenig wie Blücher mit Bestimmtheit auf ein offensives Vorgehen Napoleons geschlossen. Dann hörte Schwarzenberg am 10ten selbst den Kanonendonner von Champaubert. Am 11ten Nachmittags 5 Uhr langte ein Schreiben Blüchers an mit der Bitte ihm durch eine Diversion in dem Rücken des Feindes zu Hülfe zu kommen. Durch diese wäre wenigstens die letzte und schwerste Niederlage des 14ten verhindert worden. Man erfüllte jedoch Blüchers Bitte nicht.

Wrede und der russische General Wittgenstein trieben, als sie endlich über die Seine pousirt wurden, die französischen Marschälle bedeutend zurück. Kaiser Alexander schickte selbst eine Division russischer Cavallerie vor in der Richtung auf Montmirail. Doch genügten diese Anstalten nicht, die Niederlage Blüchers zu verhindern.

Daß Blücher in seiner Isolirung großen Gefahren ausgesetzt sei, dessen war sich Schwarzenberg wohl bewußt *), aber wenn die Blücher'sche Armee auch wirklich einen Echec erlitt, so sah Schwarzenberg darin in erster Linie einen Zwischenfall, der geeignet war den Uebermuth der gesammten Kriegspartei zu dämpfen und für das vergossene Blut glaubte nicht er die Verantwortung tragen zu müssen, der längst den Frieden gewünscht, sondern der Kaiser Alexander, der ihn seiner Ansicht nach allein verhindert hatte.

Ueberhaupt wurden in diesem Augenblick die Gedanken des ganzen Hauptquartiers und auch wohl Schwarzenberg's selbst viel mehr durch die politische als durch die militärische Situation in

*) Er schrieb am 11ten an seine Gemahlin: „Im engsten Vertrauen wisse, daß Caulaincourt auf die alten Grenzen Frankreichs zu unterschreiben bereit ist, wie sie in Königszeiten waren. Kaiser Alexander will nicht mehr, besteht aber darauf, bis nach Paris vorzudringen; ich fürchte, wir werden diese Reise mit viel Menschenblut bezahlen und Schlachten sind immer große Krisen, deren Resultat sehr oft unerwartet ist. Meinen alten Blücher zieht es schon wieder mit solcher Macht gegen das Palais Royal, daß er schon wieder anfängt wie unsinnig vor zu rennen, ohne zu bedenken, daß der Feind vor ihm zwar schwach ist, in seiner Flanke aber die feindliche Armee steht; es wäre ein Wunder, wenn dieses Zerstückeln seiner Kräfte ihm nicht abermals einen Unfall bereiten sollte. Mit jedem Tage wird unsere Vorrückung schwieriger." An demselben Tage, jedoch später schrieb Schwarzenberg an Blücher: „... Mir scheint es, als ob der Feind sich durch die Angriffe auf die Colonnen, welche sich ihm am schnellsten nähern, Zeit gewinnen und sie zu falschen Bewegungen veranlassen will. Er kann übrigens bei den schlechten Wegen sich ebenso wenig schnell vor- als rückwärts bewegen und wird daher gewiß E. E. Zeit lassen die verschiedenen Corps der unterhabenden Armee mit einander in Verbindung zu setzen." Aus dem Brief an die Fürstin geht hervor, daß Schwarzenberg doch keineswegs dessen so gewiß war, daß Blücher Zeit haben würde seine Corps zu vereinigen. Nach Bernhardi, Toll IV, S. 424 f.

Anspruch genommen. Es kam so weit, daß Metternich endlich geradezu drohte, von der Coalition zurückzutreten *). Daß unter solchen Verhältnissen der österreichische Oberbefehlshaber nicht zu einer kühnen und energischen Kriegführung disponirt war, läßt sich denken.

So hatte sich in den sechs Tagen vom 10ten bis 15. Februar die Große Armee etwa acht Meilen vorwärts bewegt (die beiden vorhergehenden Tage waren Ruhetage gewesen) und sich auf diese Weise Paris bis auf etwa acht Meilen genähert. Die Marschälle hatten erheblichen Widerstand nicht leisten können und binnen Kurzem mußte Paris selbst in die Hände des Feindes fallen, wenn ihm nicht entschiedener entgegen getreten wurde. Diese offenbare Gefahr hatte Napoleon endlich gezwungen von der Blücher'schen Armee abzulassen. Erhebliche Erfolge konnte er hier ohnedies nicht mehr erreichen, da Blücher sehr bedeutenden Verstärkungen entgegen zog, namentlich der bisher so schmerzlich vermißten Cavallerie und einem russischen Armeecorps unter Winzingerode. Mit York und Sacken wieder vereinigt, und alle herannahenden Verstärkungen eingerechnet, gebot er wieder über eine Macht von 68,000 Mann.

Napoleon stand nach dem Treffen von Etoges ähnlich so in der Flanke der an ihm vorbeimarschirten Großen Armee, wie sechs Tage vorher in der Flanke der Schlesischen. Man erwartete ihn schon in directem Anmarsch, aber seine Kräfte waren jetzt zu gering, als daß er das gegen Blücher ausgeführte Manöver hier hätte einfach wiederholen können. Da er doch Einiges gegen Blücher stehen lassen mußte, so hätte er augenblicklich kaum mehr als 20,000 Mann zur Verfügung gehabt und wenn auch die Corps der Großen Armee, in Folge des Drängens der Monarchen auf der einen und des Widerwillens Schwarzenberg's auf der anderen Seite, sehr auseinander gezogen waren, so wäre er doch bald auf

*) Tagebuch des Fürsten Hardenberg, 14. Februar.

sehr überlegene Kräfte gestoßen. Manche Corps waren ihm allein gewachsen und die ganze Armee zählte 110,000 Mann.

Napoleon ließ also einen kleinen Theil seines Heeres Blücher gegenüber stehen und eilte mit dem Rest zurück um die gegen Paris gedrängten Truppen zu verstärken, sich dem Feind vorzulegen und ihn zurückzutreiben.

Im großen Hauptquartier wurde beschlossen, unter diesen Umständen den Rückzug anzutreten. Zwar übersah Schwarzenberg, daß die Verluste, die Blücher erlitten hatte, im Verhältniß zu den Gesammtstreitkräften der Verbündeten von keiner Bedeutung seien, aber da er schon vorher es auf eine entscheidende Schlacht nicht hatte ankommen lassen wollen, so lag jetzt am allerwenigsten ein Grund dazu vor. Im Gegentheil: die Situation hatte sich jetzt so gestaltet, daß, falls die Voraussetzungen der Friedenspartei unter den Verbündeten richtig waren, der Abschluß des Friedens nun erfolgen konnte. Nach der Ansicht dieser Partei war ja der Abschluß des Friedens bisher nicht durch den mangelnden guten Willen Napoleons, sondern der Verbündeten aufgehalten worden. Die Verbündeten waren jetzt in Folge ihrer Niederlage zum Frieden gestimmt und was Napoleon betraf, so war, muß man wohl sagen, die Kleinheit der Gesinnung bei vielen unter den leitenden Persönlichkeiten der Coalition so groß, daß sie meinten, Napoleons Ehrgeiz und Selbstbewußtsein müsse nicht bezwungen, sondern geschont werden: jetzt, nachdem er gesiegt hatte, glaubten sie daher, würde er eher zum Frieden geneigt sein, als nach einer Niederlage. Sämmtliche Minister forderten in einer gemeinsamen, sehr ernst gehaltenen Erklärung den Kaiser Alexander auf, seinem Gesandten die Theilnahme am Congreß in Chatillon wieder zu gestatten und dieser gab nach, wenn er auch in einem sehr klar und gut geschriebenen Memoire seine Auffassung wahrte, daß ein dauerhafter Friede mit Napoleon nicht möglich sei. Die österreichische Politik hatte also freies Feld. Während die Gesandten in Chatillon die Berathungen wieder aufnahmen,

aber an den alten Bedingungen fest hielten, sandte Schwarzenberg einen seiner Adjutanten an Berthier, den Chef des Generalstabes bei Napoleon, mit der Bitte um Waffenstillstand. Da die Verhandlungen in Chatillon wieder eröffnet waren, so nahm Schwarzenberg an, daß nun auch unverzüglich die Unterzeichnung des Friedens erfolgen werde und man daher, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, schon jetzt die Feindseligkeiten einstellen könne. Er nahm das als so selbstverständlich an, daß er Berthier schrieb, er habe die Waffenruhe bei seiner Armee bereits befohlen und erwarte von französischer Seite das Gleiche *).

Während diese Verhandlung eingeleitet wurde, wurde zugleich ein schleuniger Rückzug angetreten, doch gelang es Napoleon, vermöge der ungeschickten Anordnungen Schwarzenberg's noch einige Corps ganz ähnlich wie vorher die Blücher'schen vereinzelt anzufallen und namentlich dem Würtembergischen Corps bei Montereau einen sehr schweren Verlust beizubringen.

An Blücher hatte Schwarzenberg gleichzeitig die Aufforderung erlassen, sich wieder mit ihm zu vereinigen und dieser war sofort aufgebrochen. Ein Ruhetag mußte der Schlesischen Armee genügen sich wieder in Stand zu setzen, Munition, Lebensmittel und Schuhe zu empfangen, den Hufbeschlag zu erneuern und Ersatzmannschaften einzureihen. Die Cadres wurden reorganisirt und die zu sehr zusammengeschmolzenen zusammengezogen; im York'schen Corps wurden aus vierzehn Landwehr-Bataillonen vier formirt. Am 18. Februar war die Schlesische Armee wieder auf dem Marsch und am 20ten Nachmittags, am sechsten Tage nach der Niederlage traf Gneisenau selbst in Troyes beim Großen Hauptquartier ein, um die Schlesische Armee zur Stelle zu melden und die Verabredungen über die jetzt zu ergreifenden Maßregeln zu treffen.

*) Den Waffenstillstands-Vorschlag hat Schwarzenberg auf eigene Hand gemacht, wie folgender Satz in Hardenberg's Tagebuch zeigt: „Metternich reçut la nouvelle d'un armistice proposé par Schwarzenberg et part pour le quartier général".

Schwarzenberg hatte Blücher gerufen, wie er ihm schrieb, um mit ihm gemeinschaftlich eine Schlacht zu liefern. Da er aber mit solcher Bestimmtheit auf den Abschluß eines Waffenstillstandes rechnete, so hatte er auch wohl von Anfang an der Hoffnung gelebt, daß es thatsächlich zu einer Schlacht nicht mehr kommen würde. Die Concentrirung der Armee war nur angeordnet, um durch die Masse der Streitkräfte sich auf alle Fälle zu sichern und auf Napoleon, falls er wirklich noch Schwierigkeiten machen sollte, Eindruck zu machen.

Jetzt war es schon der dritte Tag und Napoleon hatte auf Schwarzenberg's Brief — den Adjutanten hatte er garnicht angenommen — noch immer nicht geantwortet. Schwarzenberg begann bedenklich zu werden, ob die Voraussetzungen seiner bisherigen Kriegführung auch begründet gewesen seien. Er hatte gehofft und erwartet durch eine bloße Bedrohung Napoleon zum Frieden zu bewegen. Was nun, wenn das mißlang? Sollte man eine Schlacht liefern? Man hatte zwar eine bedeutende Uebermacht, aber in einer allgemeinen Schlacht ist doch immer sehr viel vom Zufall abhängig und wenn sie nun verloren ging? Wer weiß, wie viel von dem ganzen Heer durch das aufgeregte Land, durch die feindlichen Festungen hindurch den Rhein überhaupt erreicht hätten; die drei Monarchen selbst wären in Gefahr gekommen und der Zug auf Paris hätte ein Seitenstück gebildet zu dem Zuge auf Moskau. Die süddeutschen Fürsten wären auf der Stelle wieder zu Napoleon übergetreten. Selbst wenn man in der bevorstehenden Schlacht siegte, that man nicht blos die Arbeit Rußlands? Oesterreich wünschte ja garnicht den Untergang Napoleons. Schwarzenberg war in einer verzweifelten Stimmung. Bald beschloß er die Schlacht anzunehmen, bald befahl er einen Marsch weiter zurückzugehen, um eine günstigere Stellung zu suchen. Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm, der, so sehr er auch ursprünglich gegen das Unternehmen gewesen war, über die Nothwendigkeit es jetzt militärisch durchzuführen, vollkommen klar sah, setzten dem

Oberfeldherrn scharf zu und er empfand ihre Vorwürfe aufs bitterste. Aber war denn wirklich schon alle Möglichkeit der Schlacht durch Friedensschluß zu entgehen, verschwunden? Den Waffenstillstand schien Napoleon allerdings nicht annehmen zu wollen, aber man konnte doch erst abwarten, was der wieder eröffnete Congreß von Chatillon bringen würde. Was war denn verloren, wenn man noch einige Märsche zurückging? Man empfing abermals bedeutende Verstärkungen, die schon aus Deutschland im Anzuge waren und war Napoleon dann noch nicht zum Frieden bereit, so ging man wirklich vor und lieferte ihm eine Schlacht.

Fast erwünscht, darf man wohl glauben, kam in diesem Augenblick Schwarzenberg aus dem Süden die Nachricht, daß hier die Oesterreicher die bei Lyon standen von den Franzosen zurückgedrängt worden seien. Wenn man dieser Bewegung nicht Einhalt that, so bedrohten die Franzosen die Operationslinie der Großen Armee aus der Schweiz nach Langres. Auf der Stelle sandte Schwarzenberg ein österreichisches Armeekorps zur Unterstützung ab. Er war also schon entschlossen vorläufig Napoleon keine Schlacht zu liefern. Man hatte ja den augenscheinlichen Beweis, in welcher gefährlichen Situation man sich hier mitten im feindlichen Lande befand.

Gneisenau hatte Troyes noch verlassen in der Hoffnung, daß es zur Schlacht kommen würde. Die rückgängige Bewegung der Hauptarmee war nach seiner Ankunft einen Augenblick sistirt worden*). Der Ruhetag, der der Schlesischen Armee angekündigt war, mußte aufgegeben werden, da Schwarzenberg glaubte, ihrer

*) 19. Februar hatte man beabsichtigt vor Troyes eine Stellung zur Schlacht zu nehmen.

20sten sehr früh Befehl zum Rückzug hinter Troyes. Nachmittag Ankunft Gneisenau's in Troyes; Sistirung des Rückzuges; an demselben Tage schreibt Schwarzenberg an seine Gemahlin, er werde eine Schlacht annehmen. In der Nacht Meldung von der Süd-Armee.

21sten ein österreichisches Corps abgeschickt; Schwarzenberg erklärt dem Com-

sofort zur Deckung seiner linken Flanke zu bedürfen. Jetzt näherten sich die Franzosen, die bisher dem Rückzug der Großen Armee nicht so schnell hatten folgen können. Diese stand in der mehrere Meilen breiten Front, in der sie zurückgegangen war; die Schlesische Armee auf dem rechten Flügel. Man erwartete den Befehl zur Concentrirung und zum Vorgehen. Statt dessen theilte Schwarzenberg mit, daß er der Großen Armee befohlen habe, hinter Troyes über die Seine zurückzugehen; alle Anstalten ließen keinen Zweifel, daß der Gedanke der Schlacht überhaupt aufgegeben sei (22sten Vormittags).

Was war zu thun? Die Schlesische Armee hatte wahrlich schwer zu tragen an der jüngsten Niederlage. Schadenfroh höhnten jetzt die Klugen, die immer vor der Pariser Promenade, wie sie sie nannten, gewarnt hatten. Die commandirenden Generale der Armee selbst standen an der Spitze der Tadler. Der eigene König konnte seine Neigung sich durch nachträgliche Kritik schadlos zu halten für die thatsächliche Nachgiebigkeit, die er seinen überlegenen Rathgebern und Dienern bewies, nicht bemeistern und hatte für Gneisenau als er in Troyes ankam, statt der Aufmunterung und des Trostes ebenfalls ein Wort des Vorwurfs. Gneisenau hatte sich nicht darauf eingelassen zu beweisen, daß nicht das Vorgehen der Schlesischen sondern das Zurückbleiben der Großen Armee die Schuld trage an der Niederlage: nicht durch Worte, sondern durch Thaten hatte die Schlesische Armee die Scharte auswetzen und ihren Ruhm wieder herstellen wollen. Darum war sie auf den ersten Ruf wieder auf dem Kampfplatz erschienen; in dieser Gesinnung hatte sie dem Schicksal getrotzt und die Nachrede verachtet: jetzt sollte

---

mandirenden desselben, Bianchi, er werde hier zur Zeit nicht schlagen, sondern seinen Verstärkungen entgegen gehen. Abends 11 Uhr endgültiger Rückzug hinter Troyes befohlen;

22sten Nachm. 4—5 Uhr Grolmann und gleich darauf Napoleons Briefe treffen in Troyes ein.

23sten früh 10 Uhr Grolmann kehrt zu Blücher zurück und dieser befiehlt den Abmarsch nach Norden, der noch in der Nacht beginnt.

sie den Kampfplatz, ohne ihre Ehre gerettet zu haben, fremdem Interesse und fremder Verzagtheit folgend, verlassen.

Der schlimmste Argwohn wurde laut: man ahnte, daß es nicht blos böser Zufall gewesen, der vor einer Woche die Große Armee zurückgehalten, der Schlesischen zu Hülfe zu kommen; man glaubte jetzt ganz gewiß unter dem Vorwand einer Schlacht aus der günstigen Position im Norden nur herangerufen zu sein, um mit zurückgenommen zu werden.

Und während so die Befehlshaber durch das ihnen auferlegte Joch sich niedergedrückt fühlten, war der Soldat physisch den härtesten Leiden ausgesetzt. Die Biwacks-Nacht bei Mery lebte in der Erinnerung des Schlesischen Heeres als die schrecklichste des Krieges. Die Lebensmittel waren ausgegangen und in der Umgegend nichts mehr zu finden. Man lagerte auf einer kahlen, kreidigen Hochebene, über die sich jetzt eine dünne feuchte Schneedecke ausbreitete; es war sehr kalt und ein scharfer Wind. Kleidung und Schuhzeug des Mannes waren bereits durch den Winterfeldzug sehr mitgenommen und gewährten ihm keinen Schutz; an Stroh fehlte es für die Massen völlig; um sich Holz zu verschaffen rissen die Leute die noch stehen gebliebenen Häuser und Hütten ein, oder zündeten sie direct an, um sich zu wärmen. Dazu mußte das Heer den größten Theil des Tages in der Erwartung eines Angriffs unter Waffen stehen; in dem Vorpostengefecht, das sich entspann, wurde Blücher selbst leicht verwundet.

Aus dieser Noth entsprang ein großer Entschluß. Oberst Grolmann wurde in das Große Hauptquartier geschickt (22sten Mittags) um zu bitten, abermals wie bei La Rothière Blücher einen Theil der Hauptarmee zu leihen; er wollte sich anheischig machen, auch mit einem Theil die Franzosen zu besiegen. Wenn aber dieser Vorschlag, wie vorauszusehen, nicht angenommen werden würde, so sollte Grolmann die Erlaubniß erbitten, daß Blücher sich von der Großen Armee wieder trenne und durch ein Manöver gegen Paris Napoleon zwinge von der Großen Armee ab-

zulassen. So hoffte man auch den Rückzug der Großen Armee zum Stehen zu bringen. Wenn sich dann Napoleon gegen die Schlesische Armee wandte, zog sich diese nach Norden auf die von dort anrückenden starken Corps von Bülow und Winzingerode zurück und war selbständig allen Eventualitäten gewachsen.

Grolmann konnte an demselben Tage eine definitive Antwort noch nicht erhalten. Am nächsten Morgen (23sten) ganz früh *) ertheilten jedoch die Monarchen sowohl wie Schwarzenberg ihre Zustimmung, daß die Blücher'sche Armee sich von der Böhmischen trennen und nördlich in der Richtung auf die Marne operiren dürfe. Im Großen Hauptquartier verstand man das wahrscheinlich so, daß die Schlesische Armee sich der allgemein zurückgehenden Bewegung zwar anschließen aber dabei eine andere Richtung als die Große Armee einschlagen solle**). Das erschien immerhin nützlich auch von Schwarzenberg's Gesichtspunkt aus, da dadurch die Aufmerksamkeit des Feindes getheilt und die Energie seines Nachdrängens vielleicht etwas verlangsamt wurde. Daß Blücher beabsichtigte, nicht selbst zurückgehend des Feindes Flanke dann zu gewinnen, wenn dieser sich weiter gegen die Hauptarmee vorwage, sondern sofort selbst des Feindes linke Flanke umgehend vorwärts zu gehen, scheint Grolmann im Unklaren gelassen zu haben. Zu dem letzteren Manöver würde Schwarzenberg's Zustimmung wohl in diesem Augenblick nicht zu erlangen gewesen sein. Denn in dem

*) „Am Vormittag", nach Damitz sogar schon um 10 Uhr soll Grolmann in Mery wieder angekommen sein. Er hat also jedenfalls Troyes schon vor Beginn des Kriegsraths (8 Uhr) verlassen; die Entfernung beträgt vier Meilen.

**) Das geht hervor aus dem nachfolgenden Befehl des Königs, in welchem vorausgesetzt wird, daß die Schlesische Armee die Aube bei Arcis überschreiten werde. Ebenso aus dem Brief Schwarzenbergs an Blücher vom 23sten, worin er ihm mittheilt, daß er noch an diesem Tage die Brücke bei Lesmont zerstören werde. Wenn Schwarzenberg wußte, daß Blücher bei Baudemont die Aube überschreiten werde, so konnte er nicht auf den Gedanken kommen, daß Blücher an der sieben Meilen entfernten Brücke von Lesmont ein Interesse habe. Auf der anderen Seite wird freilich die Bewegung Blüchers von vorn herein als eine offensive bezeichnet.

Einen oder Anderen lag die Entscheidung über das fernerhin zu beobachtende System der Kriegführung. Nach Blüchers Absicht blieben die Heere im Innern Frankreichs, in der Nähe von Paris und der Feldzug endete nothwendig entweder mit dem völligen Sturz Napoleons oder einer Niederlage der Verbündeten. Beides fürchtete Schwarzenberg fast gleich sehr. Nach seinen Ideen sollten die Heere zurückgehen, erst die Grenzfestungen belagern*) und so allmählich vordrückend Napoleon, wenn er wirklich immer noch nicht zur Nachgiebigkeit gestimmt war, durch immer engeres Einschnüren einen billigen Frieden, der beiden Seiten die Existenz sicherte, abpressen.

Ohne Zweifel hätte dieses System Napoleon gegenüber so wenig je zu einem Resultat geführt, wie einst im Siebenjährigen Kriege gegen Friedrich den Großen. Aber in demselben Augenblick, wo Blücher selbständig die Kriegführung in andere Bahnen lenkte, gewann auch die Aussicht der österreichischen Partei greifbare Gestalt. Fast in derselben Stunde mit Grolmann war im Großen Hauptquartier die lang ersehnte Antwort Napoleons auf den vor fünf Tagen gemachten Waffenstillstands-Vorschlag eingetroffen und eben als Grolmann abritt, traten die sämmtlichen leitenden Personen der Coalition darüber zu einem großen Kriegsrath zusammen.

Jetzt mußte es sich zeigen, ob die Grundvoraussetzung der österreichischen Politik und Kriegführung berechtigt gewesen sei oder nicht.

Napoleon war, wie wir gesehen haben, im Begriff gewesen, die Friedensbedingungen der Verbündeten mit den alten Grenzen Frankreichs anzunehmen, als sein Sieg über Blücher und die Suspension der Friedensverhandlungen durch den Kaiser von Rußland dem Lauf der Dinge plötzlich eine andere Wendung zu geben schienen. Um die Bedeutung dieser Incidenz-Fälle nicht zu überschätzen, ist es gut sich zu vergegenwärtigen, daß auch so

*) Wie weit Schwarzenberg wirklich zurückgehen wollte, ist nicht ausdrücklich gesagt. In seiner Umgebung wurde die Ansicht ausgesprochen, man müsse bis an den Rhein zurückgehen. Er selbst tadelt die Führung dieses Krieges „ohne Basis".

noch ein zweiter Feldzug erforderlich war, um Napoleon vollkommen abzustoßen. Er selbst schrieb in jener Zeit an seinen Bruder Joseph, daß er, wenn er jetzt Frieden schließe, in zwei Jahren den Kampf zu erneuern gedenke. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß Napoleon auch wenn ihn diesmal eine rechtzeitige Unterwerfung rettete, nicht viel anders, als es später wirklich geschah, fortgekämpft und geendet hätte. Jetzt gab ihm der unvermuthete Umschwung des Glücks die Ueberzeugung, daß das Schicksal ihm den demüthigenden Friedensschluß ersparen werde und alle Gedanken durch Schein-Frieden eine Erholungsfrist zu gewinnen, waren von jetzt an aufgegeben. Als der Adjutant Schwarzenberg's mit dem Antrag auf Waffenstillstand erschien, nahm er ihn nicht an und gab überhaupt vorläufig keine Antwort. Er hielt diesen Versuch der Annäherung für eine Art der elendesten Feigheit *). Gerade jetzt, als die Verbündeten die Verhandlungen in Chatillon wieder anknüpften, nahm er die unbeschränkte Vollmacht zum Abschluß des Friedens, die er Caulaincourt nach der Schlacht bei La Rothière ertheilt hatte, zurück und gleichzeitig versuchte er durch die Verkündigung seiner Siege unter den ungeheuerlichsten Uebertreibungen, die französische Nation zu einer thätigen Theilnahme am Kriege zu encouragiren. Namentlich in den Gegenden, die von den Leiden des Krieges und der Schonungslosigkeit der feindlichen Heere unmittelbar betroffen waren, blieben seine Aufrufe nicht ohne Wirkung. Dennoch überschätzte Napoleon, wie immer die ausschweifendste Phantasie mit der kühlsten Berechnung verbindend, die Bedeutung seiner Erfolge nicht. Als die Große Armee sich so weit zurückgezogen und concentrirt hatte, daß wesentliche Vortheile über einzelne Abtheilungen nicht mehr in Aussicht standen, beantwortete er endlich den Schwarzenbergschen Antrag auf Waffenstillstand durch einen Brief an den Kaiser Franz, sowie durch einen anderen Berthiers an Schwarzenberg.

*) Er schrieb an seinen Bruder Joseph: „Il est difficile, d'être lâche à ce point". „Ces misérables, au premier échec tombent à genoux."

Diese Briefe waren es, welche etwa gleichzeitig mit Grolmann im Großen Hauptquartier eintrafen (22. Februar). Napoleon bot darin den Frieden, auf Grund der in Frankfurt vorgeschlagenen Bedingungen der Rheingrenze. Auf das Bestimmteste, mit Indignation verwarf er die Bedingungen von Chatillon, die alten Grenzen Frankreichs und suchte zugleich den Kaiser Franz darauf zu verweisen, daß Oesterreichs Interessen mit jenen Bedingungen vollkommen Genüge geschehen sei.

Als das österreichische Cabinet diese Ansprache erhielt, konnte es eigentlich über die Lage der Dinge nicht mehr in Zweifel sein. Auf Grund der Rheingrenze hätte von den anderen Mächten zum wenigsten England, Belgiens wegen, unter keinen Umständen Frieden geschlossen. Wenn die englischen Staatsmänner ebenso wie Hardenberg bisher zur Friedenspartei gehalten hatten, so hatten sie einen Frieden gemeint, der Frankreich im Wesentlichen auf seine ehemaligen Grenzen zurückführe. In den nun wieder eröffneten Verhandlungen zu Chatillon ist weder jetzt noch später jemals Napoleon eine Aussicht auf Milderung jener Bedingungen gemacht worden. Dennoch schien seine Erklärung den Verbündeten noch kein genügender Grund die Verhandlungen mit ihm überhaupt abzubrechen. Es wirkte wohl Alles zusammen: die militärischen Autoritäten des Großen Hauptquartiers und vielleicht auch der Kaiser Alexander, der leicht aus einem Extrem in's andere umschlug, hielten in der That die strategische Situation für höchst gefährlich; gerade jetzt soll eine Meldung des Kosackengenerals Seslawin eingelaufen sein, die Napoleons Stärke auf 180,000 Mann angab. Metternich glaubte vielleicht, die eine oder die andere Seite endlich dennoch zum Nachlassen in den Bedingungen zu bewegen, und wenn das auch nicht geschah, so konnte eine Verlangsamung in der Entwicklnng der Dinge der Tendenz Oesterreichs immer eher nützen als schaden. Der Kriegsrath beschloß also mit Napoleon in förmliche Waffenstillstandsverhandlungen einzutreten.

Wir haben oben die Ansicht ausgesprochen, daß der Oberst Grolmann vielleicht Schwarzenberg nicht völlig über die offensiven Absichten Blüchers aufgeklärt habe, da sonst Schwarzenberg schwerlich seine Einwilligung dazu gegeben haben würde. Es ist auch möglich, daß Schwarzenberg in dem Augenblick, als er jene Einwilligung ertheilte, sehr wenig Gewicht auf dieselbe legte, da eben der Kriegsrath zusammentrat, dem er den Antrag auf Waffenstillstand vorzulegen gedachte *). Sobald daher Napoleon sich bereit erklärt hatte, über einen Waffenstillstand zu verhandeln, sandte Schwarzenberg sofort die bestimmteste Contre-Ordre an Blücher und wußte auch, um der Befolgung ganz sicher zu sein, den König Friedrich Wilhelm zu vermögen, Blücher, im Hinblick auf den bevorstehenden Waffenstillstand den Befehl zu senden, seine Offensiv-Bewegung einzustellen und sich wieder an die Große Armee heranzuziehen.

Die Waffenstillstands-Conferenz trat nun zusammen. Der Antrag der Verbündeten lautete dahin, daß sofort eine vorläufige Waffenruhe eintreten solle, während welcher über einen wirklichen Waffenstillstand mit Demarkationslinie verhandelt werden könne. Napoleon lehnte die vorläufige Waffenruhe ab; über den Waffenstillstand wurde zwar noch längere Zeit verhandelt, aber von Anfang an ohne wirkliche Aussicht auf Einigung.

Dennoch wiederholte Schwarzenberg seinen Befehl an Blücher sich an die Hauptarmee heranzuziehen, diesmal unter dem Hinzufügen, daß man, da die Waffenstillstand-Verhandlungen gescheitert seien, eine Schlacht zu liefern gedenke **). Genau unter demselben Gesichtspunkt hatte Schwarzenberg eine Woche vorher das Blücher'-

*) Daß dieser Antrag von Oesterreich gestellt wurde, kann keinem Zweifel unterliegen. Dafür, daß Grolmann vor Beginn jenes Kriegsraths Troyes verließ, spricht außer den positiven Zeitangaben auch der Umstand, daß Blücher in seinem Brief an Kaiser Alexander nur des beabsichtigten Rückzuges, der schon vorher beschlossen war, nicht des Waffenstillstandes Erwähnung thut.

**) Die Worte lauten: „Da wir zwischen dem 26sten und 27sten einen entscheidenden Schlag zu geben in die Lage kommen dürften".

sche Heer an das Hauptheer herangezogen und war dann doch der Schlacht ausgewichen. Wir haben alle Veranlassung anzunehmen, daß auch diesmal endlich die für den weiteren Rückzug sprechenden Gründe bei ihm die Oberhand behalten haben würden, da er in einem noch zwei Tage später geschriebenen Brief an seine Gemahlin auseinandersetzt, daß es völlig unmöglich sei, in diesem Augenblick mitten im feindlichen Lande eine Schlacht zu wagen. Der Rückzug würde also voraussichtlich bis an die Grenze fortgesetzt worden sein.

Im Schlesischen Hauptquartier war man überzeugt, daß dies und nichts anderes die Absicht sei. Sobald daher der Oberst Grolmann mit der Erlaubniß zu einer getrennten Operation eingetroffen war, stand in Gneisenau der Entschluß fest, jetzt und für immer das Schlesische Heer dem Einfluß des österreichischen Oberbefehls zu entziehen. Er veranlaßte Blücher an den König und an den Kaiser Alexander zu schreiben mit der Bitte die bisher im Norden operirenden Corps von Bülow und Winzingerode unter seinen Befehl treten zu lassen, damit das Schlesische Heer eine genügende Stärke erhalte, um selbständig auftreten zu können. Dann brach das Schlesische Heer auf der Stelle, noch in der Nacht, auf. Nun verfehlte der erste Befehl zur Rückkehr das Schlesische Hauptquartier*), vermuthlich eben weil das Heer eine andere Richtung eingeschlagen hatte, als Schwarzenberg annahm und als die Befehle Schwarzenberg's wie des Königs Blücher endlich er-

*) Ueberbringer war der österreichische Major v. Marschall. Derselbe ist schon am 23sten, wahrscheinlich sehr spät in der Nacht (also noch an demselben Tage, an welchem Schwarzenberg die Einwilligung zu Blüchers Operation gegeben hatte) abgesandt worden. Der nächste Befehl, ebenso wie die Cabinets-Ordre Friedrich Wilhelms III. ist vom 24sten früh oder Vormittags. Der dritte Befehl vom 24sten Abends, nachdem die Waffenstillstands-Verhandlungen gescheitert waren. In diesem letzten Befehl ist gesagt, daß Schwarzenberg „bereits gestern", also durch Marschall beantragt habe, daß Blücher nach Dienville, zur Vereinigung mit der Hauptarmee marschire. Die beiden letzten Befehle, also auch die Cabinets-Ordre und überhaupt die erste Ordre zur Umkehr, die an ihn gelangte, hat Blücher in der Nacht vom 25sten zum 26sten erhalten.

reichten, erklärte dieser, er sei jetzt zu weit vorgedrungen, um ohne Gefahr wieder umkehren zu können und sei daher außer Stande jenen Befehlen nachzukommen.

Schon einen Tag bevor Blücher selbst diese Entscheidung fällte, war man in dem Großen Hauptquartier zu demselben Entschluß gekommen. Es hatte abermals (25. Februar in Bar sur Aube) ein großer Kriegsrath stattgefunden, in welchem zunächst der Kaiser von Rußland und der König von Preußen von Neuem darauf antrugen, nachdem die Waffenruhe abgelehnt war, eine Schlacht anzunehmen. Zu dem Zweck war ja Blücher zurückgerufen worden. Namentlich Friedrich Wilhelm III., der sonst die Sachlage keineswegs als hoffnungsvoll ansah, vertrat jenen Vorschlag mit der größten Entschiedenheit*). Oesterreich widersetzte sich aber mit solcher Bestimmtheit, daß der Kaiser Alexander endlich nachgab. Darauf proponirten die beiden Monarchen nach einer Idee, die Gneisenau dem Kaiser Alexander eingegeben hatte, sie selbst wollten beide mit dem russisch-preußischen Gardecorps sich von der Hauptarmee trennen und der Schlesischen anschließen. Ihre eigenen Minister aber müssen sich gegen diesen Vorschlag ausgesprochen haben, da berichtet wird, daß derselbe durch die Majorität der Stimmen abgelehnt worden sei**). Nun kam man zu dem von Blücher vorgeschlagenen Arrangement, von dem man sagen muß, daß es in der That die sich widerstrebenden Tendenzen der Coalition auf eine höchst glückliche Weise vereinigte.

Die Kriegspartei gewann so viel, daß die verbündeten Heere nicht bis an die Grenze zurückgingen, sondern im Innern Frankreichs verblieben. Das widersprach an sich auch nicht den Interessen Oesterreichs.

Eine Hauptschlacht, die sofort sei es zum Untergang Napoleons, sei es zu einer vollständigen Niederlage der Verbündeten geführt hätte, blieb vermieden. Einer Armee ausschließlich aus

*) Metternich's Memoiren.

**) Hardenberg's Tagebuch. Geh. St. A.

Preußen und Russen bestehend, blieb es überlassen, es mit Napoleon auszufechten, ob sie nun wirklich stark genug seien, ihre Forderungen durchzusetzen oder nicht. Die österreichischen Streitkräfte liefen unter keinen Umständen mehr Gefahr. Brachten die Preußen und Russen Napoleon nach schwerem Kampf zur Unterwerfung, so stand Oesterreich mit ungebrochenen Kräften da und konnte seinen Einfluß voll aufrecht erhalten. Behauptete sich Napoleon, so bildete das Hauptheer eine zweite Staffel, die allen übertriebenen Ansprüchen dieser Seite abermals eine Schranke setzte.

Das Schlesische Heer wurde also jetzt zum wirklichen Hauptheer erhoben, während das Böhmische vorläufig nur als Nebenheer auftrat und sich so lange zurückzog, bis Napoleon mit einem Theil seiner Armee gegen Blücher abmarschirt war. Unter allen Umständen mußte jetzt noch einige Zeit vergehen, ehe die endgültige Entscheidung fiel. Inzwischen wandte Metternich noch einmal Alles an, Napoleon zu freiwilliger Unterwerfung zu vermögen. Kaiser Franz schrieb ihm einen Brief, in welchem er auf das Bestimmteste jeden Gedanken sich von seinen Bundesgenossen zu trennen, ablehnte. Zugleich schlossen die vier alliirten Großmächte ein neues Bündniß auf zwanzig Jahre. Die Waffenstillstandsverhandlungen, ebenso wie die Verhandlungen über den Frieden in Chatillon wurden fortgesetzt, aber Napoleon nahm auch nicht einmal den Schein der Nachgiebigkeit an. Da mußte denn auch Metternich den Gedanken seiner völligen Beseitigung ernstlich in's Auge fassen. Ohne Zweifel ist er endlich mit dem Kaiser Alexander zu einer Art von Einigung gelangt, wer eintretenden Falls Napoleon im französischen Gouvernement ersetzen solle. Wie weit wirkliche Uebereinstimmung erreicht wurde, oder wann man so weit gelangte, ist leider nicht überliefert. Nur so viel ist zu bemerken, daß von dem Augenblick an, wo der Friedens-Congreß zu Chatillon sich thatsächlich ohne Resultat auflöste (18. März), die österreichische Kriegführung eine größere Entschiedenheit und Energie zeigt.

Siebentes Capitel.

Marsch der Schlesischen Armee auf den nördlichen Kriegsschauplatz.

Als im Schlesischen Hauptquartier die Erlaubniß der Souveräne und des Oberfeldherrn eingetroffen war, hatte Müffling den Vorschlag gemacht, gerade nach Norden zu marschiren. Auf diesem Wege hätte man sich am schnellsten den Corps von Bülow und Winzingerode, mit denen man vereinigt zur Offensive übergehen wollte, genähert und lief keine Gefahr von Napoleon verfolgt und etwa vor der Vollziehung dieser Vereinigung angegriffen zu werden. Gneisenau jedoch rieth dem Feldmarschall die Richtung auf Paris, nordwestlich an der linken Flanke des feindlichen Heeres entlang einzuschlagen. Auf diese Weise bedrohte man Paris und zwang dadurch Napoleon sofort von der Verfolgung der Großen Armee abzulassen und sich gegen die Schlesische zu wenden. Man erreichte also zunächst, daß die Große Armee zum Stehen kam und nicht etwa den französischen Boden überhaupt verließ. Wie man später zur Vereinigung mit den beiden nördlichen Corps gelangte, mußten die Umstände ergeben.

Was die Bedrohung von Paris betrifft, auf welcher dieses Manöver scheinbar basirt, so fand dieselbe in Wirklichkeit doch nicht statt. Den 57,000 Mann Blüchers standen zunächst freilich nur die von Napoleon nach den Gefechten an der Marne zurück-

gelaſſenen unbedeutenden Truppentheile gegenüber. Aber wenn dieſe den Zug des Schleſiſchen Heeres auch nicht erheblich aufhalten konnten, und ſelbſt mit den Depots und Nationalgarden von Paris vereinigt die Stadt nicht hätten vertheidigen können, wenn alſo Paris wirklich auf einen Moment in den Beſitz der Verbündeten gelangt wäre, ſo hätte dieſer Triumph doch nur von kurzer Dauer ſein können und ſicherlich zum Untergang der Schleſiſchen Armee geführt. Sie wäre unverzüglich, von Napoleon mit großer Uebermacht in oder bei Paris angegriffen worden und hätte, vollkommen iſolirt, nicht einmal eine Rückzugslinie gehabt. Weder Napoleon noch Gneiſenau ſelbſt dachten daher in dieſem Augenblick an die Möglichkeit eines wirklichen Angriffs auf Paris ſelbſt. Für Napoleon kam nur der moraliſche Verluſt in Betracht, daß eine feindliche Armee durch ihr Erſcheinen in der unmittelbaren Nähe der Hauptſtadt das Vertrauen der Bevölkerung auf ihn und ſeine Zukunft noch mehr erſchütterte. Mag dies aber auch ein noch ſo wichtiger Factor für ihn geweſen ſein, was ihn in Wahrheit von der Schwarzenberg'ſchen Armee jetzt abzog, war nicht der Wunſch Paris zu beſchützen, ſondern Blücher in ſeiner Vereinzelung eine Niederlage beizubringen. Er ſtand ja momentan geradezu im Rücken von Blüchers Heer. Das Eigenthümliche des Manövers der Schleſiſchen Armee beſteht alſo darin, daß ſie ſich freiwillig in eine höchſt gefährliche Lage begab, nicht weil jenſeits der Gefahr ihr ein würdiger Preis winkte, ſondern weil ſie den Feind dadurch verlockte, den ihn auf der anderen Seite erwartenden Vortheil fahren zu laſſen. Sache der eigenen Gewandtheit war es dann, wenn die Abſicht erreicht war, ſelber ſich der Gefahr zu entziehen. Das Wagniß dieſes Unternehmens erſcheint um ſo größer, wenn man bedenkt, daß die Schleſiſche Armee den Angriff einer Macht auf ſich lenkte, welcher ſo eben die geſammte vereinigte Streitmacht der Verbündeten, dreifach ſo ſtark, als die Schleſiſche Armee allein, nicht Stand zu halten ſich getraut hatte.

Blücher alſo marſchirte an der linken Flanke des fran-

zösischen Heeres vorbei, auf einer Straße, etwas südlich derjenigen auf welcher kaum zwei Wochen vorher das Schlesische Heer so schmerzliche Verluste erlitten hatte. Drei Tage lang blieb Napoleon über den Charakter des feindlichen Unternehmens im Unklaren. Er dachte um so weniger an eine wirkliche Offensiv-Bewegung als er Blücher durch die jüngste Niederlage noch viel zu sehr geschwächt wähnte. Er glaubte, als er von der Bewegung des Schlesischen Heeres Meldung erhielt, zunächst, daß dasselbe in nördlicher Richtung zurückgehe; also das was Müffling vorgeschlagen und wozu etwa auch Schwarzenberg glaubte, die Erlaubniß gegeben zu haben. Schon darauf hin begann Napoleon aber einen Theil seiner Truppen in dieser Richtung vorzuschieben und als er endlich völlig bestimmte Nachrichten über die Stärke und den Marsch der Schlesischen Armee erhielt (27. Februar ganz früh), gab er die weitere Verfolgung der Großen Armee auf und wandte sich in Person mit der Hälfte seines Heeres gegen Blücher. Blücher hatte sich mittlerweile, die schwachen Streitkräfte des Marschall Marmont vor sich hertreibend, Paris bis auf sechs Meilen genähert. Da aber von einem Anrücken Napoleons immer noch nichts zu spüren war, so hatte man noch keinen Beweis, daß die Absicht den französischen Kaiser von der Hauptarmee abzuziehen, schon erreicht sei. Man setzte also die Operation in der bisherigen Tendenz fort. Auf dem directen Wege noch weiter vorzugehen, war unmöglich; man mußte daran denken, jetzt die Verbindung mit Bülow und Winzingerode anzubahnen. Zu diesem Zweck mußte man sich nördlich ziehen und die Marne überschreiten. Da schien es denn günstig zusammen zu treffen, daß auch der Marschall Marmont, wohl in der Erkenntniß, daß die Verbündeten doch nicht nach Paris gehen würden, ebenfalls schon die directe Straße verlassen hatte und seitwärts über die Marne gegangen war. Die Verbündeten konnten also nichts besseres thun, als im Ueberschreiten der Marne, den dort befindlichen Streitkräften noch einen Schlag beizubringen zu suchen. Dann kam

Napoleon ganz gewiß selbst, konnte aber dennoch die Vereinigung der verbündeten Heere jenseits des Flusses nicht stören.

Den Uebergang über die Marne konnten die Franzosen natürlich nicht hindern; der Versuch jedoch, ihnen noch einen Schlag beizubringen mißlang. Wenn auch an sich unbedeutend, so ist die kurze Episode dieses Versuches doch interessant, weil sich in ihr besonders frappant das Element der Kriegführung bemerkbar macht, das im Jahre 1813 Napoleon trotz annähernd gleicher materieller Mittel auf beiden Seiten gelähmt und endlich zu Fall gebracht hatte und welches die nun unmittelbar folgende Periode der Schlacht bei Laon lange Zeit den Geschichtschreibern als ein strategisches und psychologisches Räthsel hat erscheinen lassen. Das Schlesische Heer stand unter seiner altbewährten Führung den Franzosen unter Marmont in dreifacher Ueberlegenheit gegenüber. Dennoch richtete es nicht nur nichts gegen dieselben aus, sondern erlitt sogar selbst einen nicht unbedeutenden Verlust.

Es war das Unsichere und Gefährdete ihrer allgemeinen strategischen Situation, welche sich mit solcher Macht gegen die Verbündeten geltend machte und ihr materielles Uebergewicht vollkommen aufhob.

Blücher war von der Seine abmarschirt, ohne die Antwort der Souveräne auf seine Bitte, Bülow und Winzingerode unter seine Befehle zu stellen, abzuwarten. Es war daher vorläufig nur eine Aufforderung an diese Generale ergangen, sich ebenfalls in der Richtung auf Paris in Bewegung zu setzen, um dort in Gemeinschaft mit Blücher zu operiren. Man befand sich also auf der einen Seite in der Ungewißheit, ob die Generale dieser Aufforderung genügen und ob sie endlich wirklich der Schlesischen Armee überwiesen werden würden, auf der anderen, ob, wann und auf welchem Wege Napoleon anmarschirt kommen würde. So wurden die Bewegungen unsicher, weil man das Gesetz des Handelns mehr von außen empfing, als sich selbst gab. Bei der Unternehmung gegen die französischen Marschälle handelte es sich darum, ob man die Marne mehr unterhalb, näher zu Paris (bei

Meaux oder Trilport) oder weiter oberhalb (bei La Ferté) überschreiten solle. Auf dem ersteren Wege hätte man den Feind direct angefallen, vielleicht von Paris abgedrängt, die Stadt auf's äußerste bedroht und moralisch wie physisch die größte Wirkung erzielt. Auf dem anderen Wege konnte man nur eine einfache Verfolgung ausüben, aber man sicherte sich unter allen Umständen den Rückzug und die Verbindung mit den beiden Corps der Nordarmee, die auf jenem anderen Wege verloren gehen konnte. Nun kam zuerst von dem General von Winzingerode weit zurück von Rheims auf die erste an ihn ergangene Aufforderung eine ablehnende Antwort. Er berief sich darauf, daß er unter dem Befehl des Kronprinzen von Schweden stände und fand das ganze Unternehmen zu verwegen. Von Bülow wußte man nicht einmal, ob er überhaupt aufgefunden worden sei. Sehr bald aber kam jetzt eine Nachricht aus dem Hauptquartier, daß die beiden Generale unter Blücher gestellt seien; man hatte also das Recht ihnen zu befehlen und konnte ihre Cooperation mit Sicherheit in die Rechnung ziehen. Gleichzeitig überzeugte man sich, daß Napoleon noch der Hauptarmee gegenüber stehe. Während nun also kurz vorher Alles dafür gesprochen hatte, die äußerste Vorsicht anzuwenden, hatte es jetzt den Anschein, als ob man sich noch völlig frei bewegen dürfe. Dann entstand aber doch ein plötzlicher Alarm bei den Vorposten, der sich dem Gros mittheilte, daß Napoleon von hinten nahe und zugleich wurde ein Vorrücken der Marschälle berichtet; sie konnten aus Paris Verstärkungen erhalteu haben. Im Einzelnen ist nicht mehr nachzuweisen, wie diese verschiedenen Nachrichten auf die Befehlsertheilung einwirkten, doch ist das Schwanken deutlich zu erkennen. Die Operation über Trilport, die die Russen ausführen sollten, wurde befohlen und dann doch aufgegeben. Das York'sche Corps mit einem großen Theil der Cavallerie war rückwärts aufgestellt, um auf alle Fälle gegen einen Anfall Napoleons von hinten bereit zu stehen. So kam es, daß das Corps von Kleist, das zuerst an den oberen Uebergang

über die Marne geschickt worden war, isolirt von den Franzosen unter Marmont mit ebenso viel Kühnheit wie Geschicklichkeit angegriffen wurde, ohne daß andere Truppen zu seiner Unterstützung in der Nähe waren. Als der General Kleist dies erkannte, zog er sich zurück, erlitt aber doch einen Verlust von nahezu 1000 Mann. Nunmehr ging die ganze Schlesische Armee über die Marne, konnte aber nichts weiter unternehmen, denn jetzt nahte Napoleon heran *).

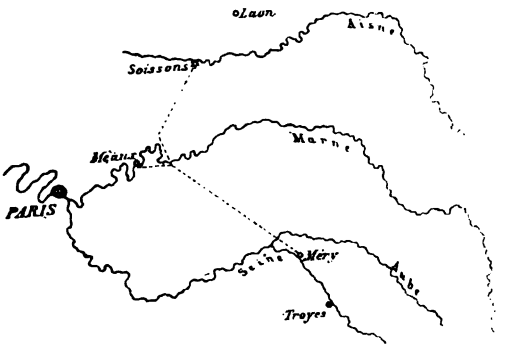
Sobald man sich der Thatsache, daß Napoleon wirklich mit einem beträchtlichen Theil seines Heeres zur Stelle sei, vollkommen vergewissert hatte, änderte sich die Tendenz der Blücher'schen Kriegführung. Als die Nachricht, daß Blücher der Oberbefehl über die beiden Corps der Nordarmee zugetheilt sei, eingetroffen war, hatte man noch dem General Bülow befohlen, ebenfalls in der Richtung auf Paris vorzugehen (auf Dammartin) und dem General Winzingerode bei Rheims die Verbindung mit der Großen Armee zu erhalten **).

---

*) Die Darstellung der Ereignisse des 27sten und 28. Februar ist in den bisherigen Feldzugs-Geschichten ungenügend. Nach den Forschungen Boie's im Kriegsarchiv verliefen die Ereignisse folgendermaßen. Abends den 26sten kommt die ablehnende Antwort Winzingerode's. Am Morgen des 27sten marschirt Sacken auf Meaux, Kleist auf La Ferté. Sacken wird zurück gewiesen, Kleist geht bei Sameron über. Am 27sten früh (oder schon in der Nacht) kommt ein österreichischer Rittmeister, Graf Secheny, von Schwarzenberg und bringt die Nachricht, erstens daß Napoleon noch der Großen Armee gegenüber stehe, zweitens ein Schreiben Schwarzenberg's, worin über den Kriegsrath vom 25sten berichtet wird (Abgedr. Damitz III, S. 586). Die officielle Befehlsübertragung kommt jedoch erst am 28sten Vormittags mit Ribbentrop. Am 27sten Abends $10^1/_2$ Uhr (bisher unbekannt) befiehlt Blücher Sacken am andern Tage bei Trilport überzugehen. Sacken antwortet um Mitternacht, daß er das thun werde. Am 28sten früh entsteht Unruhe und Alarm beim York'schen Corps. Mittags $12^1/_2$ Uhr meldet Sacken sehr besorgt, der Feind rücke von Meaux aus vor. Mittags Befehl Blüchers, Sacken und York sollen bei Sameron die Marne am Nachmittag überschreiten. Am 28sten Abends meldet der russische General Korff das wirkliche Herannahen eines französischen Heeres von Süden. Positive Gewißheit, daß der Kaiser selbst bei diesem Heere sei, gewann man erst durch eine Meldung Tettenborns, am 2. März Vormittags.

**) Bernhardi (IV, 2 p. 153) bestreitet dies Letztere; es ist jedoch nach den Acten des Kr. A. richtig (nach Boie). Dieser Befehl ist auch vollkommen erklärlich

Jetzt nahm man jenen Befehl zurück und ging behufs der Vereinigung selber jenen beiden Corps in nordöstlicher Richtung entgegen. Auf diese Weise machte das Schlesische Heer, nachdem es über die Marne gegangen war, in seiner strategischen Position eine Schwenkung. Bisher war die Direction der Bewegungen von Südost auf Paris gegangen; die Verbindungslinien gingen über Nancy. Jetzt stand man nordöstlich von Paris und eröffnete sich durch Vereinigung mit dem General Bülow eine neue Verbindungslinie mit der Heimath über Belgien.



Die Vereinigung ging ungehindert bei Soissons von Statten und Blücher gebot jetzt über ein Heer von mehr als 100,000 Mann.

---

dadurch daß man garnicht beabsichtigte eine große Offensiv-Armee in der Nähe von Paris zusammen zu ziehen, sondern hier nur demonstriren und in die Defensive fallen wollte, sobald Napoleon kam. Blücher berichtet am 28sten an den König: „Mir entgeht das Schwierige meiner Lage nicht, wenn der Kaiser Napoleon (wie es zu vermuthen ist) sich schnell gegen mich wendet und die Große Armee alsdann nicht auch augenblicklich wieder vorrückt. Die Eroberung von Paris könnte uns, wie es scheint, in diesem Augenblick nicht verwehrt werden, und ich könnte sie den 2ten oder 3. März ausführen, wenn sie den Krieg entschiede; allein dies ist wohl nicht anzunehmen, da ich es gleich wieder verlassen müßte, um mich zu einer Schlacht zusammen zu ziehen". Demnach ist also eine Defensivschlacht gemeint, wenn gleichzeitig Blücher an Schwarzenberg schreibt: „Wenn der Kaiser Napoleon gegen mich vorrückt, so werde ich alle meine Kräfte concentriren und ihm eine Schlacht liefern, in der ich gegen 20,000 Mann Cavallerie vereinigen kann". Die Citate nach Boie.

Gerade die Hälfte, einige 50,000 Mann führte Napoleon in schnellen Märschen gegen dasselbe heran. Die vor acht Tagen, am 24. Februar begonnene Operation des Schlesischen Heeres war am 3. März mit der Concentrirung der sechs Corps York, Kleist, Bülow, Sacken, Langeron (Kapzewitsch), Winzingerode abgeschlossen und vollständig gelungen. Der weitere Verlauf der Dinge hing davon ab, welches neue strategische Ziel Blücher sich setzen würde.

Achtes Capitel.

Die Schlacht bei Laon.

Der Beschluß, den auf Gneisenau's Rath Blücher in Betreff der hinfort einzuhaltenden Kriegführung faßte, war, wie Gneisenau es selbst bezeichnet haben soll, aus der activen Kriegführung in die passive überzugehen. Die jetzt in Blüchers Hand concentrirte Heeresmacht sollte nicht zu einem massiven Angriff und vollständigem Niederkämpfen Napoleons verwandt werden, sondern sie sollte sich begnügen, etwaige Anfälle des Gegners zurückzuweisen und die einmal eingenommene Position zu behaupten.

Wir haben den Keim zu diesem Entschluß bereits beobachtet. Die erfolglose Operation des Schlesischen Heeres gegen den so sehr viel schwächeren Marmont ist das Vorspiel zu demselben. Doch liegt der Mangel jetzt, so zu sagen, auf dem entgegengesetzten Ende. Blücher war nicht, wie dort, von verschiedenen Seiten zugleich bedroht, sondern auf dem Fleck mit seiner Uebermacht vollkommen Herr der Situation, aber es fehlte ihm jetzt an einem sicheren und würdigen strategischen Ziel. Er war ohne jede Nachricht von der Hauptarmee und wußte nicht, ob sie wieder im Vorrücken begriffen, ob sie nur ihren Rückzug eingestellt habe.

Den Gedanken, allein mit der Schlesischen Armee, auch in ihrer jetzigen Stärke, Paris einzunehmen, hatte man nie gehabt. Man überschätzte damals im Schlesischen Hauptquartier

die Truppenmacht Napoleons bedeutend; aber selbst wie wir die gegenseitige Stärke heute kennen, war ein solches Unternehmen unausführbar. Napoleon hatte der Schlesischen Armee gegenüber 55,000 Mann; selbst wenn man diesen eine totale Niederlage beibrachte, so würde Napoleon doch immer noch gegen 30,000 Mann nach Paris gebracht haben. War dann die alliirte Hauptarmee noch weit entfernt, so konnte er auf einen Moment seine sämmtlichen Truppen von dort wegnehmen und die Schlesische Armee bei Paris von Neuem mit 80—90,000 Mann angreifen. Er wäre damit der Schlesischen Armee, die doch auch Verluste erlitt und Besatzungen zurücklassen mußte, gewachsen gewesen*). Brachte er ihr dann in dieser vorgeschobenen Position eine Niederlage bei, so hätte solche zu einer vollkommenen Deroute geführt. Ein neuer Sieg hätte freilich den Krieg entschieden, aber für ein so verzweifeltes Spiel lag ein Grund nicht vor. Selbst ein Sieg hätte also in diesem Augenblick einen materiellen Vortheil nicht weiter gebracht, als das Schlesische Heer etwas näher an Paris heranzuführen. Die Entscheidung des Krieges aber hing davon ab, ob das Hauptheer bereit sei, dem Schlesischen die Hand zu reichen. Nach den Erfahrungen des Februar hatte man gegründete Ursache hieran zu zweifeln. Wenn die politischen Verhältnisse das Hauptheer bleibend verhinderten zur Einnahme von Paris mitzuwirken, so war das Schlesische Heer dazu allein, auch jetzt noch, zu schwach.

Hätte man geglaubt, daß nur militärische Gründe bislang den entscheidenden Vormarsch des Hauptheeres verhinderten, so hätte man vielleicht so argumentirt, daß ein vollständiger Sieg des Schlesischen Heeres über Napoleon, wenn er auch nicht direct bis Paris führe, doch unter allen Umständen Schwarzenberg Muth

*) Napoleon selbst 30,000 Mann; von der Armee Macdonald's, die im Ganzen 40,000 Mann stark war, ebenfalls 30,000; 10,000 die thatsächlich in den nächsten Tagen Napoleon aus Paris nachgeschickt wurden; dazu die Depots und die National-Garden von Paris. Blücher hätte, wenn er direct auf Paris marschirte, schwerlich viel mehr als 80,000 Mann mitgebracht.

machen werde, ebenfalls vorzugehen und auf diese Weise die Entscheidung herbeiführe. Aber eben daran, daß blos militärische Gründe die oberste Heerführung bestimmten, zweifelte man. Ganz im Gegentheil, man überlegte, ob nun nicht ein möglichstes Aufbrauchen der preußischen Streitkräfte ein ganz erwünschtes Resultat für die Oesterreicher sei*). Daß für den künftigen Friedensschluß weniger die Leistung jedes Einzelnen als die Macht, über die er am Ende noch verfügte, das entscheidende Moment für seine Ansprüche abgeben werde, war gewiß. In der Position, in der sich die Verbündeten befanden, konnten sie den Krieg beenden, sobald sie nur wollten; Preußen hatte kein Interesse, nur um den Ausgang etwas schneller herbeizuführen, noch mehr von seinen Streitmitteln zu opfern, um vielleicht beim Friedensschluß in Folge dessen benachtheiligt zu werden. Die Stimmung, daß die Preußen und Russen bisher Alles gethan hätten und nun auch einmal die Oesterreicher vorgehen möchten, wurde auch in der Armee, namentlich bei den höheren Officieren laut.

Parallel mit dieser Reflection ging eine andere.

Bis zu den Gefechten an der Marne war die Schlesische Armee, obgleich in einem ununterbrochenen Vormarsch begriffen, doch immer leidlich gut verpflegt worden. Die Ortschaften, welche die Truppen passirten, mußten den täglichen Bedarf liefern und waren auch für den bloßen Durchmarsch dazu genügend im Stande. Die letzten drei Wochen hatte man aber auf Gebieten operirt, die bereits durch Durchmärsche sei es der Verbündeten, sei es der Franzosen ausgesogen waren und wenig mehr liefern konnten. Die Einwohner, die das erste Mal noch ziemlich entgegenkommend gewesen waren, flüchteten sich jetzt, um den letzten Rest ihrer Habe

*) Daß diese Besorgniß nicht unbegründet war, ist jetzt actenmäßig beweisbar. In einem Memoire Radetzky's, Schwarzenberg's Generalstabschef, vom 21. November 1813 heißt es: „... Die Preußen, welche ohnedies für den nächsten Feldzug die wenigsten Truppen liefern und denen beim einstigen Frieden, so wie sie sich jetzt zeigen, die wenigsten Truppen zu wünschen sind".

zu retten oder begannen thatsächlichen Widerstand zu leisten. Die Unsicherheit in den letzten Operationen hatte dahin geführt, daß die Truppen mehrfach hintereinander hatten Nachtmärsche machen müssen oder im besten Fall ganz spät in der Nacht an ihren Bestimmungsort gelangten. Dann suchte man sich aus den zunächst gelegenen leerstehenden Dörfern Lebensmittel, Holz und Stroh zu verschaffen. Von Lieferung und regelmäßiger Vertheilung war nicht mehr die Rede; jeder half sich so gut er konnte. Die Einzelnen wie die Truppentheile suchten sich einander zuvorzukommen und die Beute abzujagen. Selbst wenn man endlich an ein Magazin gelangte, konnte eine ordnungsmäßige Vertheilung nicht mehr durchgesetzt werden; in der Furcht zu kurz zu kommen, entnahmen sich die Truppentheile ihren vermeintlichen Antheil geradezu mit offener Gewalt. So wurde das Wenige, was wirklich vorhanden war, oft durch den Mangel an Ordnung noch zerstört und verschwendet und die Truppen litten in der kalten Jahreszeit und bei den größten Strapazen noch ungemein durch den Mangel. Entsetzt sah das Bülow'sche Corps, das bisher auf das vortrefflichste verpflegt worden war und noch nie bivouakirt hatte, auf den elenden, abgerissenen Zustand der Soldaten von York und Kleist. Aus dem physischen Uebel aber erwuchs das moralische: die Auflösung der Disciplin. Das ist die gefährlichste Seite des Requisitionssystems. Der Soldat gewöhnt sich daran für sich selbst zu sorgen, und während auf der einen Seite das Commando seine Macht verliert, wo der Hunger herrscht, geht auf der anderen selbst im Moment des Ueberflusses der Unterschied zwischen befohlener Requisition und willkürlichster Plünderung in Feindesland verloren. York, dessen Natur sich freilich in scenenhafter Uebertreibung gefiel, nannte in vollem Zorn sein eigenes Corps einmal eine Räuberbande, sich ihren Räuberhauptmann. Die höheren Officiere sind in solchen Zeiten ohnmächtig, da die niederen hier die Empfindung der Mannschaften theilen. Eine geworbene Armee, wie noch diejenige Friedrichs des Großen, würde

sich unter solchen Umständen vollständig aufgelöst haben: wohlbedacht stellt Friedrich deshalb die Fürsorge für die Verpflegung als die erste Aufgabe des Feldherrn hin und läßt nur im äußersten Nothfalle einmal die Truppen durch die Einwohner verpflegen. Das ist fast der wichtigste Unterschied zwischen der mit ihm abschließenden Epoche der Kriegführung und derjenigen des dreißigjährigen Krieges. Selbst in der nationalen preußischen Armee des Freiheitskrieges drohte jetzt die Zuchtlosigkeit überhand zu nehmen.

Einige Ruhe zur Herstellung der geordneten Verpflegung und der Disciplin schien unter diesen Umständen ein dringendes Bedürfniß. Es schien gerathen von der Napoleonischen Art der Kriegführung, der Blücher und Gneisenau bis dahin gehuldigt hatten, mehr zu der älteren schonenden Kriegsweise, wie sie alle anderen Generale, namentlich auch Wellington in Spanien beibehalten hatten, überzugehen. Von den preußischen Generalen hatte York schon immer in diesem Sinne gesprochen und war zum Theil deshalb mit Gneisenau in Feindschaft gerathen. Jetzt gewann diese Anschauung einen neuen Vertreter an dem General von Bülow und einen sehr beredten Wortführer an dessen Generalstabschef Boyen, der seit langem Gneisenau befreundet, um so mehr seiner Ansicht Gehör verschaffte, als Gneisenau sich mit ihm in den politischen Grundideen eines Sinnes wußte und bei ihm hinter dem Rath zur Vorsicht nicht etwa Mangel an Energie argwöhnte.

So kam es, daß die Schlesische Armee sich in Verbindung mit den neuen Corps hinter der Aisne aufstellte und abwartete, was Napoleon thun werde.

Napoleon war nicht genügend unterrichtet über die Stärke, welche die Schlesische Armee jetzt erlangt hatte und, wie er ihren bisherigen Rückzug wie eine Art Flucht vor ihm aufgefaßt hatte, so glaubte er durch weiteres Drängen sie ganz bis nach Belgien zurücktreiben zu können. Der gerade Weg war ihm aber nun

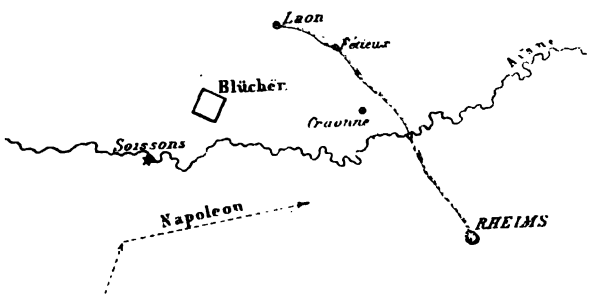
durch die Festung Soissons, die in den Händen der Verbündeten war, versperrt und das brachte eine höchst merkwürdige Idee in ihm zur Ausbildung, die von jetzt an die Situation beherrscht.

Seit es Napoleon geglückt war die erste Bewegung gegen Paris zurückzuweisen und sich ihm darauf die Aengstlichkeit der obersten Heeresleitung der Verbündeten in dem schleunigen Rückzuge offenbart hatte, hatte er sich der Besorgniß um Paris allmählich entschlagen. Er glaubte es außer Acht lassen zu dürfen, wenn er zum Zwecke einer anderweitigen Operation den Verbündeten den directen Weg nach Paris momentan frei gebe: sie würden sich doch nicht so weit vorwagen. Nun hatte er in den Grenzfestungen, namentlich Metz und Mainz, ziemlich bedeutende Garnisonen zurückgelassen, die sich dort als überflüssig zeigten. Er hatte beim Beginn des Feldzuges gemeint, die Verbündeten würden vor denselben so bedeutende Belagerungscorps zurücklassen, daß ihnen endlich überhaupt kein Heer zum Eindringen in das Innere übrig bleibe und deshalb großen Werth auf die Festungen gelegt. Die Verbündeten hatten jedoch nur ganz unbedeutende Beobachtungscorps zurückgelassen. Napoleon befahl daher jetzt den Besatzungen, die Festungen nur nothdürftig sichernd, hervorzubrechen, sich zu vereinigen und so eine neue Feldarmee zu bilden. Auf diese Weise wollte er sich selbst so zu sagen eine neue Basis schaffen. Bisher war immer seine eventuelle Rückzugslinie auf Paris gegangen. Jetzt dachte er daran, gerade nach der entgegengesetzten Seite zu marschiren, sich durch jene Festungstruppen zu verstärken und die Verbündeten durch den drohenden Angriff von hinten zum Rückzug zu zwingen.

Diese Operation war vorläufig nur eventuell in's Auge gefaßt und wesentlich auf die Große Armee berechnet. Zunächst hoffte Napoleon noch immer, der Schlesischen Armee einen Schlag beibringen zu können. Das Manöver, das er deshalb vollzog, ist jedoch schon basirt auf jener Idee eines Marsches nach Osten.

Während nämlich Gneisenau den Angriff sei es geradeaus,

sei es vom rechten Flügel her erwartete, überschritt Napoleon die Aisne einen Marsch weiter oberhalb (6. März) und bedrohte den linken Flügel der Verbündeten. Er griff sie also von Süd-Osten an und beraubte sich dadurch im Fall einer Niederlage der Verbindung mit Paris. Siegte er aber, so drängte er Blücher von seiner Rückzugsstraße auf Belgien ab und trieb ihn in das Innere von Frankreich. Die Kühnheit dieses Manövers machte selbst Blücher und Gneisenau stutzig. Man dachte zuerst den Franzosen entgegenzugehen und sie — nach der Art der Schlacht an der Katzbach — nach dem Uebergang über den Fluß anzugreifen und in den Fluß hineinzuwerfen. Aber dazu hätte man nicht eben beschließen müssen, den Krieg von jetzt an mit Vorsicht zu führen. Um ganz sicher zu gehen, wollte man erst genaue Meldungen abwarten. Diese kamen erst am Nachmittag 2 Uhr und so hatte Napoleon diesseits des Flusses bereits eine feste Stellung gewonnen, ehe die Verbündeten sich nur in Bewegung gesetzt hatten. Da nun auch das Terrain sich nicht so günstig erwies, wie man geglaubt hatte, so stand man von dem Angriff ab.



Napoleon befand sich jetzt vollkommen östlich von den Verbündeten bei Craonne. Er glaubte dieselben noch immer in vollem Rückzug und hoffte ihnen bei der Stadt Laon, über welche fast der einzige Weg ging, den sie nehmen konnten zuvorzukommen. Blücher dachte zwar nun nicht an weiteren Rückzug, legte jedoch

ebenfalls auf den Besitz von Laon einen großen Werth, einerseits weil er sich doch unter allen Umständen die directe Verbindungslinie mit der Heimath nicht abschneiden lassen wollte, andererseits weil Laon selbst eine vortreffliche Vertheidigungsposition bietet und gerade für die Absicht, die Blücher in diesem Augenblick hatte, eine feste Stellung einzunehmen und ohne selbst etwas zu wagen, den Feind seine Kräfte daran abringen zu lassen, von der Natur wie geschaffen erschien. Er sandte also noch am Abend (des 6. März) das Corps Bülow ab zur Besetzung von Laon und überwies dem General Winzingerode eine Masse von 10,000 Reitern mit 40 Stück reitender Artillerie, um sich durch einen Nachtmarsch bei Fetieux auf die Straße zu setzen, die von Laon hinter Craonne vorbei über die Aisne führt. Dadurch war den Franzosen der Zugang zu Laon vorläufig verlegt und die gesammte Armee konnte am anderen Tage daselbst mit Sicherheit Stellung nehmen. Wenn aber die Franzosen am anderen Tage bei Craonne den Rest der verbündeten Armee angriffen, so konnte ihnen Winzingerode in die rechte Flanke fallen und sie erlitten eine vollständige Niederlage.

Zu anderen Zeiten hätte Blücher sicherlich einzig und allein dies letztere Ziel in's Auge gefaßt, Bülow nicht nach Laon geschickt, sondern ihn und dazu York und Kleist mit Winzingerode vereinigt und, wenig besorgt um den eventuellen Rückzug Alles was zur Hand war gegen den Feind geführt. Aber so dachte man jetzt nicht. Eine Schlacht bei Craonne mit der völlig umgekehrten Front, blieb immer ein mißliches Ding. Schon den Nachtmarsch wollte man der abgehetzten Infanterie von York und Kleist nicht mehr zumuthen. Um eine große Schlacht zu liefern, war ja die Stellung von Laon viel günstiger, als die von Craonne. Gelang das Manöver Winzingerode's, so konnte schon hierdurch dem Feinde schwerer Verlust beigebracht werden.

Aber Winzingerode führte seinen Auftrag überhaupt nicht aus. Ein Nachtmarsch auf Querwegen ist für Cavallerie immerhin nicht angenehm und Winzingerode war nicht der Mann un-

gewöhnliche Schwierigkeiten zu überwinden. Während man im Hauptquartier, wie es scheint, in der Nacht sich noch mehr von der Vortheilhaftigkeit des Unternehmens überzeugte und am anderen Morgen auch Kleist und York nach Fetieux aufbrechen ließ, erfuhr man, daß Winzingerode seinen Marsch noch nicht einmal angetreten habe. Nun war ein besonderer Erfolg nicht mehr zu hoffen und es blieb nur übrig die gesammte Armee jetzt in die Stellung von Laon zu ziehen. Zu diesem Zweck mußte jedoch das Gefecht, wie es einmal angelegt war, durchgefochten werden, da die Franzosen in der That am Vormittag bei Craonne mit Heftigkeit angriffen. Die Russen, die hier standen, etwa 28,000 Mann*) unter Sacken, erhielten den Befehl, sich von Position zu Position fechtend zurückzuziehen, wozu das Terrain sehr günstig war. Inzwischen machten die preußischen Corps und Winzingerode die Umgehung über Fetieux, die sich nun noch mehr dadurch verlangsamte, daß die Corps sich gegenseitig aufhielten. So kamen sie zu spät, um überhaupt noch irgend etwas zu thun und die Russen hatten unterdessen einen ziemlich schweren Stand gehabt. Doch hatten die Franzosen einen Verlust von über 8000, die Russen nur von 4700 Mann. In der Nacht und am anderen Tage ging dann die ganze verbündete Armee in die Stellung von Laon.

Napoleon konnte jetzt zwar nicht mehr zweifeln, daß die Schlesische Armee bedeutende Verstärkungen erhalten habe, aber der moralische Erfolg, daß bei Craonne die Russen das Schlachtfeld verlassen hatten und zurückgewichen waren, hielt ihn bei dem Unternehmen gegen die Schlesische Armee, das ihm Thron und Reich retten mußte, wenn es gelang, fest. War Blücher bis dahin immer zurückgewichen, aus welchen Gründen auch immer, so wich er vielleicht auch noch fernerhin. Napoleon ließ also in der Nacht (vom 8ten zum 9ten) einen Ueberfall auf Laon versuchen und als dieser mißlungen war, führte er am anderen Tage seine

*) Nach Boie 25,000 Mann unter Woronzoff, 3000 Reiter unter Wassiltschikow. Die übrigen standen weiter zurück und kamen nicht in's Gefecht.

Armee, 45,000 Mann, zum Angriff auf die verbündete Armee, die über 100,000 Mann zählend eine ungemein starke Stellung einnahm. Den Mittelpunkt bildete die auf einem steilen Berg liegende, noch mit einer Mauer versehene Stadt Laon, und vor derselben lag ein Sumpf, der das französische Heer in zwei Theile zertrennte, die sich gegenseitig nicht unterstützen konnten. Ein Nebel, der das Feld bedeckte, ließ den Kampf ziemlich spät beginnen. Dann wurde bis zum Abend ohne viel Energie und ohne Entscheidung um einige vor der Front liegende Dörfer gekämpft. Napoleon, der selbst auf dem linken Flügel commandirte, war nicht im Stande viel auszurichten und wartete außerdem die Ankunft Marmont's ab, der jenseits jenes Sumpfes auf dem rechten Flügel angriff und ziemlich spät ankam. Auf der anderen Seite machten die Verbündeten ebenfalls keine großen Anstrengungen. Nachdem der Nebel gefallen war, hatten sie wohl die Schwäche der feindlichen Armee erkannt, glaubten aber vorläufig nur einen Theil derselben vor sich zu haben, und hielten sich deshalb, ihrem Grundsatz getreu in vorsichtiger Defensive.

Erst in der Nacht geschah ein kräftiger Schlag. Die Corps von York und Kleist überfielen jenen, den rechten Flügel der feindlichen Armee bildenden Heertheil Marmont's und sprengten ihn vollkommen auseinander. Die gesammte Artillerie Marmont's, 46 Geschütze und 2500 Gefangene blieben in den Händen der Preußen, die selber einen kaum nennenswerthen Verlust erlitten. Die Reste des geschlagenen Corps flüchteten in voller Verwirrung südwärts über die Aisne.

Die Schlesische Armee hatte sich den Tag über defensiv verhalten, weil man glaubte, daß Napoleon noch bedeutende Kräfte in Reserve habe. Da sich auf dem linken Flügel nichts davon gezeigt hatte, so vermuthete man sie auf dem rechten noch hinter Marmont*). Noch in der Nacht wurde deshalb eine Disposition

*) So erklärt Boie die nachfolgende Disposition.

ausgegeben, wonach der größere Theil des Heeres Marmont am anderen Morgen in südöstlicher Richtung folgen solle. Von dem linken französischen Flügel unter Napoleon selbst nahm man an, daß er sich nach der Niederlage des rechten Flügels ebenfalls schleunigst zurückziehen werde; ihm sollten zwei Corps folgen.

Bei Ausgabe dieser Disposition wurde jedoch sogleich vorbehalten, sie zu ändern, falls jener linke Flügel des Feindes sich dem Rückzuge des anderen nicht anschließen werde. Man erwartete das wohl kaum; dennoch geschah es.

Napoleon hatte die Nachricht von der Niederlage Marmont's erst am Morgen so spät erhalten, daß er nicht mehr vor Tagesanbruch sein Heer zurückführen konnte. Ging er jetzt zurück und die Verbündeten griffen ihn an, so konnte er sehr großen Verlusten nicht entgehen. Blieb er aber noch länger stehen, so mochten ihn die Verbündeten mittlerweile umgehen und vernichten. Napoleon wagte es darauf hin. Um nicht als völlig Besiegter von Laon abzuziehen, setzte er das Letzte auf's Spiel und suchte, da es ihm an wirklichen Kräften fehlte, durch bloße Haltung dem Gegner zu imponiren und in seinem Vordringen aufzuhalten.

Wirklich gelang ihm das. Als der General Bülow am Morgen vorging und die Franzosen zu energischem Widerstand bereit fand, als sie endlich selbst noch zum Angriff vorgingen, glaubte man sich das nicht anders erklären zu können, als daß die französischen Reserven gerade hinter diesem Flügel verborgen seien. Die ursprüngliche Disposition, welche den Haupttheil der Armee zur Verfolgung Marmont's bestimmte, wurde also zurückgenommen. Man glaubte aller Kräfte gegen Napoleon selbst zu bedürfen.

Nun waren die Corps von York und Kleist durch die Verfolgung in der Nacht und am Morgen schon in der Richtung auf Craonne bis südlich Fetieux gelangt. Sie standen also in einer Entfernung von weniger als zwei Meilen seitwärts im Rücken der Armee Napoleons. Grolmann, der Generalstabschef Kleist's machte den Vorschlag, die Corps nicht einfach in die alte Schlacht-

linie zurück, sondern direct in den Rücken Napoleons zu führen. Geschah das, so war der Kaiser mit seiner ganzen Armee verloren. Der Befehl, den man erhalten hatte*), schrieb nicht positiv vor, wohin man sich begeben sollte, sondern verlangte nur eventuelle Unterstützung bei Laon. Auch durch das von Grolmann vorgeschlagene Manöver wurde also dem Wortlaut des Befehls Genüge gethan. Dennoch wagte York, der die Idee mit Feuer aufnahm, den kühnen Schritt nicht ohne Autorisation des Oberfeldherrn. Man wußte doch nicht so genau, wie es vorne stand und setzte vielleicht die eigenen Armeecorps der Gefahr aus, allein angegriffen zu werden. Er und Kleist, der sich York freiwillig unterordnete, schickten daher den Grafen Brandenburg und Grolmann selbst nach Laon, um die Zustimmung Blüchers zu erbitten.

Blücher hatte nach Gneisenau's Rath und Gneisenau mit Blüchers Zustimmung diese Episode des Krieges nach dem Grundsatz geleitet, daß er sich auch durch die lockendsten Gefechtsvortheile nicht hinreißen lassen wolle, unter den augenblicklichen Umständen offensiv gegen Napoleon vorzugehen. Dennoch können wir uns kaum denken, wie wir diese beiden Männer kennen, daß die Aussicht, die sich ihnen in diesem Augenblick bot, sie nicht alle Vorsätze der Bescheidung hätte vergessen machen sollen. Aber es war ein neuer Umstand eingetreten, der allein hingereicht hätte, vor der Hand auf alle Action zu verzichten. Blücher, schon am 8ten un-

*) Den ersten Befehl, Halten zu bleiben, erhielt York 11 Uhr, den folgenden „bald darauf": „Uebereinstimmende Nachrichten sagen aus, daß der französische Kaiser unserem rechten Flügel gegenüber steht. Es würde gefährlich sein, wenn er noch einen Angriff (ein erster hat schon stattgefunden) gegen uns unternehmen sollte, von unseren Corps getrennt zu sein. Ew. Excellenz wolle daher mit Ihrem Corps umkehren und unserer hiesigen Stellung sich dergestalt nähern, daß Sie uns hier zu unterstützen bereit sind, während Ihre leichte Cavallerie im Verfolgen des von Ihnen geschlagenen Feindes bleibt." Auf die Außenseite des Briefes wurde dann noch geschrieben: „Auf der Straße nach Rheims so schnell als möglich zu bestellen. Auch ist diese Ordre dem Herrn General von Sacken vorzuzeigen, im Falle sie ihm auf dieser Straße begegnen sollte, damit er dasselbe befolge" (Nach Boie). Dieser Befehl war also nicht die Antwort auf die Sendung Graf Brandenburg's, sondern ging derselben voraus.

wohl, war am Tage vorher, während der Schlacht erkrankt. Eine Augenentzündung hatte ihn ergriffen, er war in heftigem Fieber und litt an Einbildungen, so daß es ihm unmöglich war, eine wirkliche Thätigkeit auszuüben*). Dennoch war es unthunlich, ihm eine dienstliche Stellvertretung zu beschaffen. Nach preußischen Grundsätzen hätte der älteste der commandirenden Generale den Befehl übernehmen müssen. Das war der russische General Langeron. Dieser aber fühlte sich einer solchen Aufgabe nicht gewachsen und verwies darauf, daß nach russischen Grundsätzen der Chef des Generalstabes zur zeitweiligen Uebernahme des Oberbefehls berufen sei. So hätte Gneisenau den directen Oberbefehl gehabt. Aber Gneisenau war jünger als die sämmtlichen Corpsbefehlshaber und mit mehreren von diesen, namentlich York auf das bitterste verfeindet. Nimmermehr hätte Gneisenau auf eine freiwillige und ausgesprochene Unterwerfung unter seine Autorität rechnen dürfen. Noch ließ sich Blüchers Befehl nominell aufrecht erhalten, indem man ihn die Ordres unterzeichnen ließ. Aber ein solches Arrangement genügte nicht für eine große, allgemeine Offensiv-Schlacht gegen Napoleon, wo es galt unerwarteten Zwischenfällen auf der Stelle zu begegnen und vom Fleck aus mündlich die Massen zu regieren.

In jedem andern Moment des Krieges hätte die Erkrankung Blüchers eine ganz unersetzliche Kraft hinweggenommen: grade jetzt empfand Gneisenau sie gewiß verhältnißmäßig leicht. Er huldigte ja schon längst dem Grundsatz stricter Defensive: die Krankheit Blüchers bewirkte jetzt nichts weiter, als ihn in dieser Anschauung noch mehr zu bestärken und jede andere Versuchung von vorn herein unmöglich zu machen. Nachdem er sich einmal klar gemacht hatte, daß bloßes Stehenbleiben der Schlesischen Armee

*) Blüchers Krankheit entwickelte sich erst allmählich. Am Morgen des 10ten schrieb er noch zwei Briefe, an Bonin (Mil. Wochenbl. 1877 No. 50) und an seine Frau. Der letztere ist aber schon unvollendet und Graf Brandenburg fand ihn krank und nicht anwesend auf dem Schlachtfelde.

den Verbündeten in jedem Augenblick die Möglichkeit gewähre, dem Kriege ein Ende zu machen, sobald sie nur wollten und wie sie wollten, so konnte ihn selbst die verführerische Aussicht auf einen glänzenden Sieg nicht verleiten, eine Schlacht ohne einheitlichen Oberbefehl zu engagiren. Er lehnte also den Antrag des Grafen Brandenburg, unter dem Hinweis, daß das Spiel unter allen Umständen gewonnen sei und man nicht mehr nöthig habe, etwas zu riskiren, ab. Napoleon zog darauf, nachdem er den Tag mit einzelnen Gefechten hingehalten, in der Nacht ungefährdet ab und ging über die Aisne.

Hätte Gneisenau gewußt, wie es in Wahrheit in jenem Augenblick drüben stand, er hätte wohl trotz aller Vorsätze und Bedenken dennoch die allgemeine Offensive entfesselt. Denn Napoleon hatte nicht viel über 30,000 Mann an diesem Tage den 100,000 Verbündeten, die ihn rings einschließen konnten, entgegenzustellen. Gneisenau freilich glaubte, Napoleon habe noch über 71,000 Mann zu gebieten. Ein deutscher Secretär des Kaisers, den man gefangen genommen hatte, versicherte es mit Bestimmtheit und wußte Zutrauen zu seinen Angaben zu erwecken. Unmöglich war es keineswegs, da seit einiger Zeit nun doch die Bewaffnung der Nationalgarde in Fluß gekommen war und man weder das Ergebniß dieser Rüstungen noch die Zahl der von den Spanischen Armeen herangezogenen Truppen berechnen konnte. Auch wenn Napoleon 71,000 Mann hatte, behielten zwar die Verbündeten immer noch eine erhebliche Ueberzahl, aber sie genügte nicht, um mit Sicherheit eine Offensive in zwei vollkommen getrennten Massen zu unternehmen, von denen die eine mit Uebermacht angefallen und über den Haufen geworfen sein konnte, ehe die andere herankam. Blücher selbst hatte, wie Gneisenau damals Stosch vertraut hat, nach der Niederlage an der Marne seinen Generalstabschef sehr ernstlich dafür verantwortlich gemacht, daß er die Corps in Zukunft concentrirt halte, um nicht eine Wiederholung jener Unglücksfälle zu erleben.

Man ist wohl geneigt, den Irrthum Gneisenau's über die Stärke des Feindes an die Spitze zu stellen und den Mangel an Activität in erster Linie hieraus abzuleiten. Doch ist es in der That umgekehrt: die Rücksicht auf die Zahl des Feindes fängt erst an Einfluß zu üben, seitdem der Grundsatz vorsichtiger Kriegführung als solcher zur Annahme gelangt ist. Die Kenntniß der Stärke des Feindes ist fast immer ein sehr unsicherer Factor in der Berechnung der Chancen einer Schlacht: weil sie aber wiederum einer der wichtigsten Factoren ist, so ist die Berechnung der Chancen überhaupt ein sehr untergeordnetes Moment in den Eigenschaften des Feldherrn und entscheidend allein die Kühnheit, welche es auf eine große Ueberlegenheit des Feindes und eine Niederlage ankommen läßt.

Dieser Kühnheit hatten Blücher und Gneisenau für diese Episode des Feldzuges freiwillig entsagt und der Erfolg dieses Entschlusses ist geeignet über manche räthselhaft erscheinende große Entscheidung in den Geschicken der Völker Licht zu verbreiten. Fragt sich der Geschichtsfreund beim Studium der Kämpfe des alten Europa gegen das revolutionäre und kaiserliche Frankreich, von dem Feldzug des Herzogs von Braunschweig an bis zum Rückzug Schwarzenbergs von der Seine, nicht immer von Neuem, wie es möglich war, daß solche immer wiederholte Fehler, Fehler die dem einfachsten Verstande auf der Hand zu liegen scheinen, von Männern gemacht wurden, die mit Aengstlichkeit ausgesucht waren das Heil großer Monarchen und Völker wahrzunehmen? Hier das Beispiel Gneisenau's mag uns lehren, wie es kam. Gneisenau sah sich durch äußere Verhältnisse veranlaßt, den Krieg zeitweilig ohne Wagniß zu führen. Aber wohin war er damit gelangt? Die Schlesische Armee wich vor dem halb so starken Feind Schutz suchend hinter einen Fluß. Der Feind folgt; man will ihm entgegen gehen, aber die Befehle werden so spät gegeben, daß der Plan nicht mehr gut ausführbar ist. Man fällt wieder in die Defensive, macht aber, um die günstige Gelegenheit nicht

ganz ungenützt vorüber gehen zu lassen, durch eine Umgehung mit bloßer Cavallerie einen halben Versuch dem Feind eins zu versetzen; dieser Versuch mißlingt durch Mangelhaftigkeit in der Ausführung, wie denn geringe Energie an der höchsten Stelle sich schnell nach unten fortpflanzt und so geschieht es, daß bei Craonne Napoleon über einen Theil der verbündeten Armee wenigstens einen moralischen Erfolg davonträgt, während die übrigen Heerestheile unthätig oder entfernt sind. Endlich rafft man sich gleichsam auf zu einem Vorstoß; der Erfolg ist glänzend, mit dreifacher Ueberlegenheit hat man jetzt den Feind von zwei Seiten umklammert: ein Druck und er ist nicht mehr. Doch nein — man läßt ihn unverfolgt und ohne weiteren Nachtheil den Rückzug antreten.

Es ist nicht nur, daß ein den materiellen Mitteln entsprechendes Resultat nicht erreicht wird. Selbst das niedrig gesteckte Ziel, und das ist die eigenthümliche Natur des Krieges, wird nun nicht mit desto größerer Leichtigkeit und Perfection genommen, sondern im Gegentheil die Ausführung der unbedeutenden Aufgabe läßt die sonst bewährte Kraft des Künstlers am meisten vermissen. Graf Brandenburg, der die Ablehnung des von ihm überbrachten und leidenschaftlich befürworteten Antrages Yorks an Gneisenau auf das bitterste empfand, schrieb später in einer Aufzeichnung über diesen Theil des Feldzuges: „Die Unentschlossenheit, Unsicherheit und Nachlässigkeit, welche in dieser ganzen Periode im Hauptquartier des Feldmarschalls herrschte, ist kaum mehr denkbar". Auch andere Beobachter wollten finden, daß das Bewußtsein dem gefürchteten Imperator persönlich gegenüberzustehen, die Kraft der eigenen Heerführer gelähmt habe. Später hat man in der Erkrankung Blüchers den Grund der veränderten Kriegführung finden wollen. Doch ist dies nicht zutreffend, da Blücher Gneisenau selber noch zur Vorsicht ermahnt hat und die Führung der Schlesischen Armee schon längere Zeit vor Blüchers Erkrankung denselben Charakter trägt wie bei Laon. Wirkliche Einsicht in die Genesis der Kriegführung dieser Episode konnte erst die Kenntniß

des Gneisenau-Boyen'schen Briefwechsels bringen. Wir lernen daraus mit Sicherheit den früher nur vermutheten und zuweilen angedeuteten Entschluß Gneisenau's kennen, den Krieg von jetzt an ohne Wagniß zu führen. Das war in diesem Fall geboten, aber es ist wider die Natur des Krieges. Ein Krieg ohne Wagniß ist ein kaltes Feuer. Fehler auf Fehler im Allgemeinen und im Einzelnen muß ein solcher Entschluß nach sich ziehen. Wenn nun darin ein Blücher und Gneisenau verfielen, die sich die zaghafte Vorsicht nur einmal ausnahmsweise selbst aufnöthigten, so wird es leichter jene anderen Feldherren zu verstehen, die alle nacheinander Napoleon unterlegen waren: denn ihnen fehlte entweder die Kühnheit der großen Feldherrnnatur selbst oder die materiellen Mittel, das Aeußerste zu wagen und so verfielen sie aus einem Fehler in den anderen und das Bewußtsein ihrer Schwäche selbst vergrößerte in steigender Progression ihre Inferiorität bis zur vollkommenen Hülflosigkeit.

Auf der anderen Seite kann Napoleon, sobald er bemerkt, daß der Gegner zu eigner Offensive nicht geneigt ist, Alles wagen: denn schlägt es unglücklich aus, so verliert er immer nur, was ihn ein mißglückter Versuch kostet; eine andere Gelegenheit bietet bessere Chancen und wenn das Glück einmal für ihn schlägt, so trägt er einen vollständigen und endgültigen Triumph davon. Das konnte ihm diesmal, Blücher und Gneisenau gegenüber nun freilich nicht gelingen und darin unterscheidet sich die Führung der Schlesischen Armee immer noch von derjenigen der Hauptarmee: diese wich mit doppelter Uebermacht vor Napoleon zurück, obgleich sie nach einem Siege Paris zu nehmen und den Krieg zu beenden fähig gewesen wäre; die Schlesische Armee hatte ebenfalls die doppelte Uebermacht, war aber nicht in der Lage mit einem Siege den Krieg auch zu beenden: sie nahm aber wenigstens eine Defensiv-Schlacht an, warf den Gegner und zwar so, daß jener von seiner kleinen Armee in der Reihe von Gefechten, die man als die Schlacht bei Laon zusammenfassen kann, 16 bis

17,000, die verbündete Armee nur 8 bis 9000 Mann verlor *), und ſchuf damit eine Lage, die die Entſcheidung des Krieges nur noch eine Frage der Zeit ließ.

*) Napoleon verlor bei einem vergeblichen Angriff auf Soiſſons wenigſtens 1000, die Ruſſen bei der Vertheidigung ebenſoviel, bei Craonne Napoleon wenigſtens 8000, die Ruſſen 4700, bei Laon Marmont bei dem nächtlichen Ueberfall etwa 4000, die Preußen 400, in den weiteren Gefechten bei Laon die Franzoſen etwa 3500 Mann, die Verbündeten jedenfalls weniger. Napoleon verlor von ſeiner Armee faſt ein Drittel, die Verbündeten noch nicht ein Elftel.

Neuntes Capitel.

Dritte Vereinigung der verbündeten Heere.

Das ausschlaggebende Moment für das Nachlassen in der Intensität der Kriegführung der Schlesischen Armee war die Unkenntniß über das derweilige Verhalten des Hauptheeres. Wir haben dasselbe verlassen, während es noch vor Napoleon zurückwich und Blücher seinen Vormarsch antrat. So hatte es bereits die Stelle des alten Schlachtfeldes von La Rothière passirt, als sichere Meldungen einliefen, daß nur noch ein Theil des französischen Heeres weiter folge; der Rest war also offenbar gegen Blücher umgekehrt. Wir erinnern uns, daß es namentlich der König von Preußen gewesen war, der dem weiteren Rückzug der Großen Armee widersprochen hatte. Nun da Blücher allein vormarschirt war, hielt der König es für doppelt wichtig, daß die Große Armee den Feind nicht aus den Augen lasse, damit Blücher ihm nicht völlig ohne Unterstützung Preis gegeben bleibe. Er hatte sich deshalb zur Arriere-Garde begeben und setzte es durch, daß auf jene Meldungen hin, die Armee nicht nur sofort Halt machte, sondern auch zum Angriff überging und die ihr gegenüberstehenden schwachen Kräfte, wie zu erwarten, mit Verlust zurück trieb (bei Bar sur Aube, 27. Febr.). Dann war ein Theil der Armee, vier Corps, im Vorrücken geblieben, bis sie ungefähr dieselbe Stellung im Süden der Seine erreichten, die sie beim Beginn des Rück-

zuges einnahmen. Dort standen sie während der Kämpfe der Schlesischen Armee bei Laon.

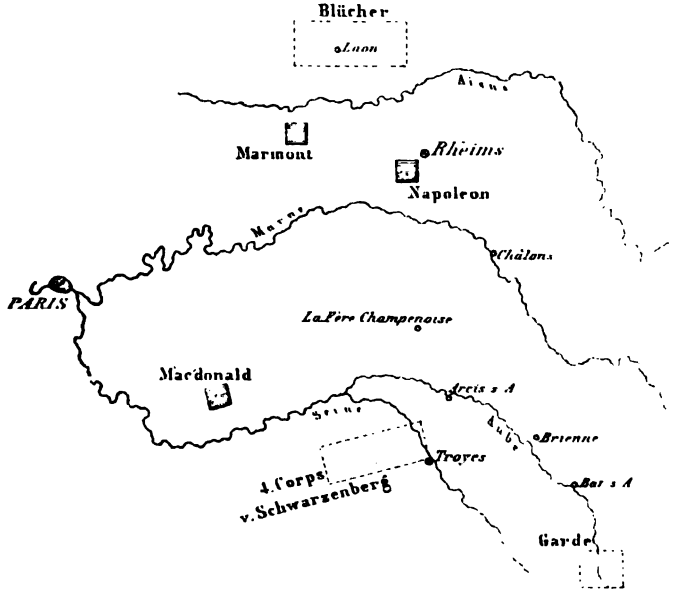
Das große Garde- und Reserve-Corps blieb vier Märsche weiter zurück bei Chaumont, um eventuell nach dem Süden, wo die Operationslinie bedroht schien, abrücken zu können. Die vorderen Heertheile waren in weite Cantonnements auseinandergelegt, und ruhten eine Woche, durch den Fluß getrennt von den Franzosen unter Macdonald, die ebenfalls der Erholungspause froh waren. Die doppelte Rücksicht auf den Ausgang der Kämpfe im Norden sowohl wie im Süden zwischen Lyon und Genf, ließ einen bestimmten Plan über das was weiter geschehen solle, vorläufig noch nicht aufkommen.

Zuerst schwanden nun die Besorgnisse wegen der Bedrohung im Süden. Die schon im Februar abgesandten Truppen genügten den Feind zum Rückzug auf Lyon zu nöthigen und als man sich auf dieser Seite sicher fühlte, beschloß man, sobald nun eine Nachricht einlaufe, daß Napoleon selbst von Blücher geschlagen sei und sich auf Paris zurückziehe, ebenfalls weiter gegen die feindliche Hauptstadt vorzurücken. Auch im Falle, daß Blücher eine Niederlage erlitten, oder daß überhaupt keine Schlacht stattgefunden und Napoleon so gegen die Große Armee anrücke, beschloß man Stand zu halten; es ist freilich wohl ein Zweifel erlaubt, ob man wirklich diesem letzteren Beschluß treu geblieben sein würde.

Das Schlesische Heer war nach der Schlacht bei Laon Napoleon nur bis an die Aisne gefolgt und hatte sich dann die lange ersehnte Ruhe ebenfalls gegönnt. An dem Flusse entlang und nordwärts ging man in ausgedehnte Quartiere. Für den Fall, daß Napoleon auf's Neue angriffe, sollte sich die Armee wiederum in die Stellung von Laon zusammenziehen, um ihn zurückzuwerfen. Alle weiteren Pläne wurden abhängig gemacht einerseits von dem weiteren Manövriren Napoleons selbst, andererseits von den Nachrichten über die Hauptarmee.

Auf beiden Seiten stand also momentan die Action der ver-

bündeten Heere still; nördlich der Aisne lagerte das Schlesische Heer, südlich der Seine das Böhmische, beide über 100,000 Mann stark, beide etwa vier Tagemärsche von einander und von Paris entfernt. In der Mitte befand sich Napoleon, Alles in Allem mit etwa 80,000 Mann.



Aber noch war die moralische Kraft des französischen Kaisers nicht gebrochen und die Unthätigkeit der Schlesischen Armee gab ihm drei Tage nach der Schlacht bei Laon noch einmal Gelegenheit zu einem nicht unbedeutenden Triumph. Während man naturgemäß seinen Rückzug auf Paris erwartete, stieß er plötzlich mit einem Gewaltmarsch nach Osten vor, überfiel in Rheims ein der Schlesischen Armee von Deutschland nachrückendes Corps von Russen und Preußen und brachte ihm einen Verlust von 2800 Mann bei. Nachdem er auf diese Weise eine Art von Revanche für den Echec Marmonts bei Laon genommen hatte, gönnte er

seinen abgehetzten Truppen ebenfalls drei Tage Ruhe (14. bis 17. März).

Gerade in dieser Zeit geben uns die Briefe Gneisenau's wieder einigen Einblick in sein persönliches Empfinden und seine Auffassung der Kriegslage, worüber es in der Episode des Unglücks an gleichzeitigen Aeußerungen fast vollständig mangelt. Um so mehr springt der Gegensatz in die Augen zwischen den Briefen Gneisenau's im Januar während des unaufhaltsamen Vormarsches und den Briefen in der uns jetzt beschäftigenden Periode. Wie siegesgewiß, stolz und hoffnungsfroh klingt es dort: jetzt, so kurz vor dem endgültigen, vollen Triumph, unmittelbar nach einer gewonnenen Schlacht ist von dieser Stimmung nichts übrig, als die theoretische Gewißheit: wir können noch immer, ebenso wie damals, wenn wir nur wollen. Aber sollte man wirklich noch wollen? Die Erfahrung des Februar hatte gelehrt, daß die letzte Entscheidung doch von Kräften abhängig sei, die ihrem eigenen Impuls folgten und über die man nicht gebieten könne. Daß mittlerweile bereits ein Umschlag in den Ansichten des Großen Hauptquartiers und der bisher widerstrebenden Mächte erfolgt sei, ahnte man im Schlesischen Hauptquartier noch nicht. Das Gefühl der Ohnmacht, in der der Mensch sich den Dingen gegenüber befindet, hatte sich hier der Geister bemächtigt: das ganze Heer lechzte nach Frieden. Alles wirkte zusammen in diesen Tagen der Ruhe, wo nicht mehr rastlose Thätigkeit die grübelnden Gedanken verscheuchte, die Stimmung zu drücken. Blücher blieb krank. Mehrere Tage konnte er nicht einmal unterschreiben, wollte nichts von den Kriegsereignissen und Geschäften hören und war nur mit Mühe zu bewegen das Commando nicht niederzulegen*). Darüber kam der innere Zwiespalt in der preußischen Heerführung zum vollen Ausbruch, indem York plötzlich erklärte, er werde die Armee verlassen. Ein eigenhändiger Brief Blüchers mußte ihn

*) Nach den Memoiren v. Nostitz. Erst den 14ten erscheint wieder Blüchers Unterschrift unter den Documenten (v. Ollech, Militair-Wochenbl. 1873, S. 412).

zurückholen. Gneisenau selbst wurde von einem vorübergehenden Unwohlsein befallen*) und ebenso der Generalquartiermeister Müffling, sein erster Gehülfe. Dazu wurde dieser, der sich nicht wenig einbildete auf den Einfluß, den das Vertrauen Gneisenau's ihm gewährte, eifersüchtig, daß Gneisenau jetzt auch den neu angekommenen Boyen zu Rath zog und markirte eine Verantwortung ablehnende Zurückgezogenheit.

Die Armee wurde der besseren Verpflegung, die die Ruhezeit ihr verschaffen sollte, auch erst allmählich theilhaftig, da sich so schnell größere Zufuhren nicht herbeischaffen ließen. Die Corpsbefehlshaber berichteten darüber in sehr entmuthigender Weise an das Obercommando. Die Nachrichten, die man endlich von der Großen Armee erhielt, zeigten bei derselben noch immer keine größere Energie als ehedem. Auf der anderen Seite aber wurde Gneisenau durch eine eigenthümliche Erscheinung im Rücken der Schlesischen Armee beunruhigt.

Der Kronprinz von Schweden, Bernadotte, der bisher gegen Dänemark gekämpft hatte, war nun am Rhein erschienen. Aber nicht nur daß er keinerlei Anstalten machte, seine Streitkräfte zu Gunsten der Verbündeten wirksam werden zu lassen: er entließ gefangene, französische Officiere**) und verbot die freiwillige Bewaffnung der deutschen Bewohner des linken Rheinufers. In der That hegte Bernadotte die groteske Hoffnung, nach der Beseitigung Napoleons selber von den Franzosen zum Herrscher gewählt zu werden: Kaiser Alexander war diesem Gedanken günstig: durch Verrath gegen die Verbündeten hoffte Bernadotte auch die Sympathien des französischen Volkes zu erwerben. Also auch nach dieser Seite mußte von jetzt an sorgsam ausgeschaut werden. Um so mehr blieb Gneisenau dabei, die momentan günstige Situation nicht durch selbständige Initiative auf das Ungewisse hin

*) Nach der Aufzeichnung des Grafen Brandenburg (Kriegs-Archiv).

**) 37 Generale und Obersten giebt Gneisenau in einem Briefe an Gruner vom 27. April an.

zu gefährden. Es war genug, wenn man Napoleon vorläufig festhielt.

Der Anstoß zu der Weiterentwicklung dieser Situation ging von der Großen Armee aus. Auf die Nachricht von dem Siege Blüchers hatte sie begonnen sich gegen Paris wieder in Bewegung zu setzen (14. März). Nun wandte sich Napoleon gegen sie. Er stand wiederum, wie im Februar nach den Siegen an der Marne, vollständig in der Flanke der Großen Armee. Damals war er an ihr vorbeimarschirt, um sich ihr auf dem Wege nach Paris vorzulegen und sie eventuell durch eine Schlacht zurückzuwerfen. Dies Manöver wagte der Kaiser diesmal nicht. Er fühlte sich nach allen den Verlusten, die er erlitten hatte, zu schwach, um es auf eine wirkliche Schlacht in der Nähe der Hauptstadt ankommen zu lassen. Napoleon wählte also jetzt einen andern Weg; er versuchte durch eine bloß moralische Wirkung das zu erreichen, wozu ihm seine materiellen Mittel keine Aussicht mehr gaben. Es ist der Punkt, wo die höchste Feldherrn-Kühnheit in die ankerlose Verwegenheit des Abenteurers übergeht.

Von den 41,000 Mann, die er um sich hatte, ließ Napoleon 23,000 unter Marmont dem Schlesischen Heer gegenüber stehen und marschirte mit den anderen 18,000 gradeswegs, wie er meinte, in den Rücken der Großen Armee, nach Troyes, wo er das Hauptquartier der Souveräne vermuthete. Der Erfolg dieses Schrittes erschien ihm, wie er sich selbst sagte *), unberechenbar; unter allen Umständen hoffte er durch sein unvermuthetes Erscheinen die feindliche Armee sofort zum Umkehren zu bewegen.

In der That gelang es Napoleon, den gewünschten Effect auf eine der beiden maßgebenden Persönlichkeiten im Großen Hauptquartier hervorzubringen. Der Kaiser Alexander, stets weniger durch die Erwägung der realen Verhältnisse, als durch allgemeine Vorstellungen seines phantasievollen Geistes geleitet, hatte in der

*) Correspondance XXVII, S. 327.

nahen Hoffnung endlich an der Spitze des coalirten Europa als Sieger in Paris einzuziehen bisher die Anschauungen der entschiedenen Kriegspartei vertreten. Jetzt, in dem Augenblick, als man sich von Neuem gegen das schimmernde Ziel in Bewegung setzte, erschrak er gewaltig, als der Anmarsch Napoleons aus der Flanke gemeldet wurde. Er verlangte auf der Stelle eine rückwärtige Concentrirung der gesammten Armee. Ganz der entgegengesetzten Ansicht war Schwarzenberg. Wir wissen, wie Schwarzenberg in dem ganzen Verlauf des Feldzuges einer Vorsicht, die an Zaghaftigkeit grenzt, das Wort geredet hatte. Seine Gründe waren die der nüchternsten Berechnung gewesen. Zunächst lag es überhaupt nicht im Interesse Oesterreichs eine große Entscheidung herbeizuführen, da dieselbe den unmittelbaren Sturz Napoleons nach sich ziehen mußte. Ging ferner die große Schlacht, für deren Ausfall man doch niemals mit völliger Sicherheit einstehen kann, verloren, so mußte unter der Verfolgung Napoleons durch ganz Frankreich hindurch, das verbündete Heer vollkommen in Trümmer gehen. Ohnehin war es fortwährend im Süden durch den Marschall Augereau bedroht. Diese ganze Reflexion nun, welche am 22. Februar Schwarzenberg zum Rückzug bestimmten, war jetzt hinfällig geworden. Der Congreß zu Chatillon hatte sich (18. März) resultatlos aufgelöst. Es war entschieden, daß mit Napoleon ein Friede überhaupt nicht mehr geschlossen werden würde. Auch Oesterreich wünschte also jetzt eine baldige militärische Entscheidung. Fiel dieselbe wirklich noch einmal ungünstig aus, so konnte doch der Verlust, den man erlitt, nicht so sehr groß werden, da Blücher durch seine Stellung im Rücken Napoleons jede energische Verfolgung seitens der Franzosen verhinderte *). Endlich war auch im Süden Augereau auf Lyon zurückmanövrirt. Indem Schwarzenberg also mit der Ruhe eines verständigen Mannes überlegte, daß ein Grund zu besonderer Aengstlichkeit nicht vorhanden

*) Radetzky, Denkschriften S. 295.

sei, sagte er sich auch, daß Napoleon nothwendig überhaupt nur sehr geringe Streitkräfte in diesem Augenblick um sich haben könne. Es war gewiß, daß er große Verluste bei Laon erlitten hatte; ebenso hatte er einen Theil der dortigen Armee Blücher gegenüber stehen lassen müssen. Mit den Truppen unter Macdonald, die bisher die Seine vertheidigt hatten, konnte er noch nicht vereinigt sein. Schwarzenberg kam also, nachdem er erst der Meinung Kaiser Alexanders mehr oder minder bereitwillig nachgegeben und den Rückzug befohlen hatte, allmählich zu dem festen Entschluß, Napoleon nicht nur abzuwarten, sondern ihm sogar entgegenzugehen und ihn anzugreifen.

Aber sei es nun, daß er nicht das genügende Ansehen als Feldherr hatte, um seinen Willen gegen die Meinung Kaiser Alexanders durchzusetzen, sei es, daß er selbst doch nicht standhaft und thatkräftig genug war, alle Hindernisse des Zufalls zu überwinden: die Absicht, Napoleon vor seiner Vereinigung mit Macdonald anzugreifen und zu schlagen, wurde nur sehr unvollkommen erreicht und es entwickelte sich in dem zweitägigen Gefecht von Arcis sur Aube ein abgeschwächtes Seitenstück zu der eben gelieferten Schlacht von Laon.

Napoleon geht der verbündeten Armee, die sich nach der rechten Flanke concentrirt hat und die Front nach Norden nimmt, mit völlig unzulänglichen Kräften entgegen. Man will ihn mit großer Ueberlegenheit umfassend angreifen, aber, wie bei Craonne, gelangt durch den Fehler eines Corpsführers, hier des Kronprinzen von Würtemberg, ein großer Theil der Armee nicht auf das Schlachtfeld. Die Garden will man nicht einsetzen und so kämpft überhaupt nicht viel mehr als ein Corps der verbündeten Armee, das bairisch-österreichische unter Wrede. Doch schon dies genügt die Franzosen in Schach zu halten. Am anderen Tage will Napoleon, nachdem er Verstärkungen erhalten hat, den Kampf erneuern. Er glaubt, wie bei Laon, die feindliche Armee im Abzuge. Sobald er sich vom Gegentheil überzeugt hat, tritt er den Rückzug

an über den Fluß.. Unentschlossenheit läßt erst am Nachmittag die Verbündeten ihrerseits den Angriff beginnen, der jetzt nur noch den Nachtrab der Franzosen trifft, so daß sie ohne erheblichen Verlust entkommen.

So war Napoleons Anfall auf Schwarzenberg ebenso gescheitert wie der auf Blücher und jetzt wurde seine Lage kritisch. Denn unmittelbar hinter ihm her hatte sich Blücher, auf die Nachricht, daß das französische Heer abmarschirt sei, ebenfalls wieder in Bewegung gesetzt (18. März). Wahrscheinlich hat Napoleon schon während des Gefechts bei Arcis am zweiten Tage (21. März) Meldung darüber erhalten und deshalb den Abzug beschleunigt.

Dennoch war Napoleon weit entfernt seine Lage als verzweifelt anzusehn. Seine beiden letzten Operationen, die mit den Zusammenstößen von Laon und Arcis endeten, hatten eine solche Richtung gehabt, daß es den verbündeten Heeren nicht schwer geworden wäre, ihn von Paris abzuschneiden. Hätte Napoleon dies als eine tödtliche Gefahr angesehn, so hätte er schon während des ganzen März anders operiren müssen. Noch am zweiten Tage der Schlacht bei Laon hatte er an seinen Bruder Joseph geschrieben, die Blücher'sche Armee sei gefährlicher für Paris als die Schwarzenbergische; er dürfe sich nicht von ihr abwenden ehe er ihr nicht noch einen Schlag beigebracht habe. Die darauf folgende Unthätigkeit der Schlesischen Armee aber hatte wohl seine Anschauung in dieser Hinsicht modificirt. Er hatte sich allmählich vollkommen hineingelebt in den Gedanken, die Schlesische Armee könne und werde es ebensowenig wie die Böhmische wagen, in seinem Rücken auf Paris vorzugehn. Der Gedanke, im äußersten Fall nicht auf Paris, sondern auf die östlichen Festungen zurückzugehn, schon seit Craonne in ihm lebendig und wirksam, wurde jetzt nach dem Scheitern aller directen Versuche gegen die feindlichen Heere zur That. Von Arcis zog sich der Kaiser also in östlicher Richtung zurück, indem er auch den beiden selbständigen Corps unter Macdonald und Marmont befahl ihm zu folgen.

Macdonald, der bisher an der Seine gestanden hatte, erreichte noch den Anschluß, indem er vor der Front der Großen Armee unbehindert entlang zog. Mit ihm vereinigt 50,000 Mann stark, wandte sich der Kaiser nun südöstlich, also auf die Operationslinie der Großen Armee über Langres und Basel.

Eine Zeit lang blieb man im Großen Hauptquartier im Unklaren über die Bewegung Napoleons. Man bewegte sich deshalb nur langsam nach allen Seiten tastend, in nördlicher Richtung vorwärts. Endlich ließen die Meldungen keinen Zweifel mehr, daß Napoleon, wie die Kosacken berichteten, die Richtung auf Moskau eingeschlagen habe und zugleich stießen die Vortruppen auf die vorausgesandte Cavallerie der Schlesischen Armee (23. März). Die verbündeten Armeen hatten sich also im Rücken der Napoleonischen Armee wieder vereinigt. Jeder Zweifel über die Absicht Napoleons wurde zerstreut dadurch, daß die Vortruppen Blüchers einen Brief Napoleons an die Kaiserin aufgefangen hatten, in welchem er ihr seinen Plan mittheilte. Gneisenau hatte davon sofort eine Abschrift an das Hauptquartier übersandt.

Im ersten Augenblick scheint man dort nichts als Schrecken empfunden zu haben über diese unerwartete Wendung. Man erwog, daß es unmöglich sei, auch durch den angestrengtesten Marsch vor Napoleon auf der bisherigen Operationsstraße eine Stellung zu gewinnen, um eventuell in der richtigen Front mit ihm zu schlagen. Wenn jetzt eine Schlacht stattfand, sei es nun daß man Napoleon folgte, sei es daß dieser umkehrte und seinerseits angriff, so mußte man mit völlig verkehrter Front kämpfen, in welcher Napoleon immer noch der Rückzug auf seine Grenzfestungen blieb, während die Verbündeten überhaupt keinen Rückzug hatten. Man beschloß also sich vor Allem vollständig mit der Schlesischen Armee zu vereinigen, um jedem Angriff Napoleons gewachsen zu sein und im äußersten Fall den Rückzug nach Belgien zu haben. Um keinen Augenblick zu verlieren wurde der Armee sogar ein Nachtmarsch anbefohlen. Dieser erwies sich jedoch als unnöthig, da

sich herausstellte, daß auch ein Theil von Blüchers Infanterie schon ganz in der Nähe, in Chalons, war.

Am anderen Tage (24sten) überlegte man die Lage der Dinge ruhiger und im Stabe des Kaisers von Rußland wurde der Gedanke laut, die Gelegenheit zu benutzen und Paris in Besitz zu nehmen. Der General Toll machte den Vorschlag beide vereinigte Armeen hierzu zu verwenden und Napoleon nur 10,000 Mann Cavallerie nachzuschicken, so daß er zunächst die Bewegung der Verbündeten nicht einmal bemerken und unter allen Umständen erst nach der Einnahme von Paris sie wieder erreichen konnte. Einmal in Paris durfte man aber hoffen, wie Gneisenau immer ausgesprochen hatte, Napoleons Herrschaft überhaupt zu stürzen und damit jeden weiteren Kampf überflüssig zu machen.

Gerade Kaiser Alexander, der noch vor wenigen Tagen selbst Schwarzenberg an Aengstlichkeit übertroffen hatte, ergriff die Idee Tolls mit der größten Lebhaftigkeit. Die Vortheilhaftigkeit war so einleuchtend, daß sich auch Schwarzenberg ihr nicht verschließen konnte. Der Gedanke Napoleon mit den vereinigten Heeren weiter zu bekämpfen, wurde also aufgegeben und am folgenden Tage (25. März) der Marsch auf Paris angetreten.

Wie wir sahen, waren am zweiten Tage nach dem Treffen von Arcis die Vorposten der beiden verbündeten Armeen zusammengetroffen (23sten). Die Schlesische Armee war, sobald Napoleon sich wieder in Bewegung setzte, ebenfalls aus ihrer Ruhe hinter der Aisne aufgebrochen (18ten), aber anfänglich nur langsam marschirt. Theils entsprach das den angenommenen Gründen der Vorsicht, theils machte man sich von der bevorstehenden Gestaltung des Krieges eine unrichtige Vorstellung und wandte deshalb die Aufmerksamkeit anderen Dingen zu. Man glaubte naturgemäß Napoleon werde sich zuletzt auf Paris zurückziehen. Für die Kämpfe, die hier noch zu erwarten waren, wollte Gneisenau durch Wiedereroberung Soissons, das man nach dem Treffen von Craonne wegen Mangels an Lebensmitteln für die Besatzung auf-

gegeben hatte, eine gesicherte Basis schaffen. Das Corps von Bülow begann daher die Belagerung dieser Festung. York und Kleist drängten die französischen Truppen unter Marmont, die Napoleon an der Aisne hatte stehen lassen, zurück und gingen in der Richtung auf Paris vor. Der Rest der Armee suchte zunächst den Verbleib Napoleons selbst festzustellen und schob sich südwärts vor. Eine große Cavalleriemasse wurde vorausgeschickt, wohl in der dreifachen Absicht Aufklärung zu verschaffen, die Armee selbst vor einem unvermutheten Anfall zu bewahren und ihrerseits durch ihr Auftreten im Rücken Napoleons der Böhmischen Armee zu secundiren.

Noch verhielt sich die Schlesische Armee in einer mehr abwartenden Stellung, als die Bewegungen Marmonts das Signal zur Wiederaufnahme der Offensive gaben. Napoleon hatte, wie wir oben erwähnten, nach dem Echec von Arcis beschlossen, alle seine Truppen zu dem Marsch nach Osten zu vereinigen. Marmont verließ also die Straße nach Paris und wandte sich zunächst nach Süden. Gneisenau schloß daraus, da er von Arcis noch nichts wußte, daß Napoleon seine Gesammtmacht zu einem Angriff auf die Große Armee zusammenziehe. Jetzt konnte dem Kriege mit einem Schlage ein Ende gemacht werden. Die Situation und Gruppirung der Heere war ganz ähnlich der einstmaligen von Leipzig. Die Schlesische Armee erhielt den Befehl (22sten Ab.) schleunig vorzugehen, um den Feind im Rücken anzugreifen, während die Hauptarmee ihn in der Front festhielt *).

Diese Bewegung führte, da Napoleon sich der eisernen Umarmung bereits entzogen hatte, zu der Vereinigung der beiden verbündeten Armeen, indem sie zugleich Marmont von Napoleon trennte, während wie wir sahen, Macdonald, der der Hauptarmee gegenüber gestanden hatte, den Anschluß an Napoleon erreichte.

Schon nachdem Blücher durch jenen aufgefangenen Brief Na-

*) Die Ordres für diese Tage bei Ollech, Mil. Woch. Bl. 1873, S. 467 ff.

poleons über die Absichten des Kaisers Aufklärung erhalten hatte, hatte er Bülow, der Soissons belagerte, befohlen, sich zum eventuellen Marsch auf Paris bereit zu halten. Am folgenden Tage (24sten) äußerte Gneisenau Boyen gegenüber die Idee, jetzt mit der Hälfte der vereinigten Armeen Paris zu erobern, während die andere Hälfte Napoleon selbst folge. Da kam vom Großen Hauptquartier die Nachricht, daß dort ebenfalls an demselben Tage bereits der Beschluß gefaßt worden sei mit der Gesammtmacht auf Paris zu gehen.

Als der Befehl im Schlesischen Hauptquartier anlangte, befand sich die Armee schon in dieser Richtung auf dem Marsch, um zunächst die von Napoleon abgetrennten Truppentheile anzugreifen.

zu gefährden. Es war genug, wenn man Napoleon vorläufig festhielt.

Der Anstoß zu der Weiterentwicklung dieser Situation ging von der Großen Armee aus. Auf die Nachricht von dem Siege Blüchers hatte sie begonnen sich gegen Paris wieder in Bewegung zu setzen (14. März). Nun wandte sich Napoleon gegen sie. Er stand wiederum, wie im Februar nach den Siegen an der Marne, vollständig in der Flanke der Großen Armee. Damals war er an ihr vorbeimarschirt, um sich ihr auf dem Wege nach Paris vorzulegen und sie eventuell durch eine Schlacht zurückzuwerfen. Dies Manöver wagte der Kaiser diesmal nicht. Er fühlte sich nach allen den Verlusten, die er erlitten hatte, zu schwach, um es auf eine wirkliche Schlacht in der Nähe der Hauptstadt ankommen zu lassen. Napoleon wählte also jetzt einen andern Weg; er versuchte durch eine bloß moralische Wirkung das zu erreichen, wozu ihm seine materiellen Mittel keine Aussicht mehr gaben. Es ist der Punkt, wo die höchste Feldherrn-Kühnheit in die ankerlose Verwegenheit des Abenteurers übergeht.

Von den 41,000 Mann, die er um sich hatte, ließ Napoleon 23,000 unter Marmont dem Schlesischen Heer gegenüber stehen und marschirte mit den anderen 18,000 gradeswegs, wie er meinte, in den Rücken der Großen Armee, nach Troyes, wo er das Hauptquartier der Souveräne vermuthete. Der Erfolg dieses Schrittes erschien ihm, wie er sich selbst sagte *), unberechenbar; unter allen Umständen hoffte er durch sein unvermuthetes Erscheinen die feindliche Armee sofort zum Umkehren zu bewegen.

In der That gelang es Napoleon, den gewünschten Effect auf eine der beiden maßgebenden Persönlichkeiten im Großen Hauptquartier hervorzubringen. Der Kaiser Alexander, stets weniger durch die Erwägung der realen Verhältnisse, als durch allgemeine Vorstellungen seines phantasievollen Geistes geleitet, hatte in der

*) Correspondance XXVII, S. 327.

nahen Hoffnung endlich an der Spitze des coalirten Europa als Sieger in Paris einzuziehen bisher die Anschauungen der entschiedenen Kriegspartei vertreten. Jetzt, in dem Augenblick, als man sich von Neuem gegen das schimmernde Ziel in Bewegung setzte, erschrak er gewaltig, als der Anmarsch Napoleons aus der Flanke gemeldet wurde. Er verlangte auf der Stelle eine rückwärtige Concentrirung der gesammten Armee. Ganz der entgegengesetzten Ansicht war Schwarzenberg. Wir wissen, wie Schwarzenberg in dem ganzen Verlauf des Feldzuges einer Vorsicht, die an Zaghaftigkeit grenzt, das Wort geredet hatte. Seine Gründe waren die der nüchternsten Berechnung gewesen. Zunächst lag es überhaupt nicht im Interesse Oesterreichs eine große Entscheidung herbeizuführen, da dieselbe den unmittelbaren Sturz Napoleons nach sich ziehen mußte. Ging ferner die große Schlacht, für deren Ausfall man doch niemals mit völliger Sicherheit einstehen kann, verloren, so mußte unter der Verfolgung Napoleons durch ganz Frankreich hindurch, das verbündete Heer vollkommen in Trümmer gehen. Ohnehin war es fortwährend im Süden durch den Marschall Augereau bedroht. Diese ganze Reflexion nun, welche am 22. Februar Schwarzenberg zum Rückzug bestimmten, war jetzt hinfällig geworden. Der Congreß zu Chatillon hatte sich (18. März) resultatlos aufgelöst. Es war entschieden, daß mit Napoleon ein Friede überhaupt nicht mehr geschlossen werden würde. Auch Oesterreich wünschte also jetzt eine baldige militärische Entscheidung. Fiel dieselbe wirklich noch einmal ungünstig aus, so konnte doch der Verlust, den man erlitt, nicht so sehr groß werden, da Blücher durch seine Stellung im Rücken Napoleons jede energische Verfolgung seitens der Franzosen verhinderte *). Endlich war auch im Süden Augereau auf Lyon zurückmanövrirt. Indem Schwarzenberg also mit der Ruhe eines verständigen Mannes überlegte, daß ein Grund zu besonderer Aengstlichkeit nicht vorhanden

*) Radetzky, Denkschriften S. 295.

ſei, ſagte er ſich auch, daß Napoleon nothwendig überhaupt nur ſehr geringe Streitkräfte in dieſem Augenblick um ſich haben könne. Es war gewiß, daß er große Verluſte bei Laon erlitten hatte; ebenſo hatte er einen Theil der dortigen Armee Blücher gegenüber ſtehen laſſen müſſen. Mit den Truppen unter Macdonald, die bisher die Seine vertheidigt hatten, konnte er noch nicht vereinigt ſein. Schwarzenberg kam alſo, nachdem er erſt der Meinung Kaiſer Alexanders mehr oder minder bereitwillig nachgegeben und den Rückzug befohlen hatte, allmählich zu dem feſten Entſchluß, Napoleon nicht nur abzuwarten, ſondern ihm ſogar entgegenzugehen und ihn anzugreifen.

Aber ſei es nun, daß er nicht das genügende Anſehen als Feldherr hatte, um ſeinen Willen gegen die Meinung Kaiſer Alexanders durchzuſetzen, ſei es, daß er ſelbſt doch nicht ſtandhaft und thatkräftig genug war, alle Hinderniſſe des Zufalls zu überwinden: die Abſicht, Napoleon vor ſeiner Vereinigung mit Macdonald anzugreifen und zu ſchlagen, wurde nur ſehr unvollkommen erreicht und es entwickelte ſich in dem zweitägigen Gefecht von Arcis ſur Aube ein abgeſchwächtes Seitenſtück zu der eben gelieferten Schlacht von Laon.

Napoleon geht der verbündeten Armee, die ſich nach der rechten Flanke concentrirt hat und die Front nach Norden nimmt, mit völlig unzulänglichen Kräften entgegen. Man will ihn mit großer Ueberlegenheit umfaſſend angreifen, aber, wie bei Craonne, gelangt durch den Fehler eines Corpsführers, hier des Kronprinzen von Würtemberg, ein großer Theil der Armee nicht auf das Schlachtfeld. Die Garden will man nicht einſetzen und ſo kämpft überhaupt nicht viel mehr als ein Corps der verbündeten Armee, das bairiſch-öſterreichiſche unter Wrede. Doch ſchon dies genügt die Franzoſen in Schach zu halten. Am anderen Tage will Napoleon, nachdem er Verſtärkungen erhalten hat, den Kampf erneuern. Er glaubt, wie bei Laon, die feindliche Armee im Abzuge. Sobald er ſich vom Gegentheil überzeugt hat, tritt er den Rückzug

an über den Fluß.. Unentschlossenheit läßt erst am Nachmittag die Verbündeten ihrerseits den Angriff beginnen, der jetzt nur noch den Nachtrab der Franzosen trifft, so daß sie ohne erheblichen Verlust entkommen.

So war Napoleons Anfall auf Schwarzenberg ebenso gescheitert wie der auf Blücher und jetzt wurde seine Lage kritisch. Denn unmittelbar hinter ihm her hatte sich Blücher, auf die Nachricht, daß das französische Heer abmarschirt sei, ebenfalls wieder in Bewegung gesetzt (18. März). Wahrscheinlich hat Napoleon schon während des Gefechts bei Arcis am zweiten Tage (21. März) Meldung darüber erhalten und deshalb den Abzug beschleunigt.

Dennoch war Napoleon weit entfernt seine Lage als verzweifelt anzusehn. Seine beiden letzten Operationen, die mit den Zusammenstößen von Laon und Arcis endeten, hatten eine solche Richtung gehabt, daß es den verbündeten Heeren nicht schwer geworden wäre, ihn von Paris abzuschneiden. Hätte Napoleon dies als eine tödtliche Gefahr angesehn, so hätte er schon während des ganzen März anders operiren müssen. Noch am zweiten Tage der Schlacht bei Laon hatte er an seinen Bruder Joseph geschrieben, die Blücher'sche Armee sei gefährlicher für Paris als die Schwarzenbergische; er dürfe sich nicht von ihr abwenden ehe er ihr nicht noch einen Schlag beigebracht habe. Die darauf folgende Unthätigkeit der Schlesischen Armee aber hatte wohl seine Anschauung in dieser Hinsicht modificirt. Er hatte sich allmählich vollkommen hineingelebt in den Gedanken, die Schlesische Armee könne und werde es ebensowenig wie die Böhmische wagen, in seinem Rücken auf Paris vorzugehn. Der Gedanke, im äußersten Fall nicht auf Paris, sondern auf die östlichen Festungen zurückzugehn, schon seit Craonne in ihm lebendig und wirksam, wurde jetzt nach dem Scheitern aller directen Versuche gegen die feindlichen Heere zur That. Von Arcis zog sich der Kaiser also in östlicher Richtung zurück, indem er auch den beiden selbständigen Corps unter Macdonald und Marmont befahl ihm zu folgen.

Macdonald, der bisher an der Seine gestanden hatte, erreichte noch den Anschluß, indem er vor der Front der Großen Armee unbehindert entlang zog. Mit ihm vereinigt 50,000 Mann stark, wandte sich der Kaiser nun südöstlich, also auf die Operationslinie der Großen Armee über Langres und Basel.

Eine Zeit lang blieb man im Großen Hauptquartier im Unklaren über die Bewegung Napoleons. Man bewegte sich deshalb nur langsam nach allen Seiten tastend, in nördlicher Richtung vorwärts. Endlich ließen die Meldungen keinen Zweifel mehr, daß Napoleon, wie die Kosacken berichteten, die Richtung auf Moskau eingeschlagen habe und zugleich stießen die Vortruppen auf die vorausgesandte Cavallerie der Schlesischen Armee (23. März). Die verbündeten Armeen hatten sich also im Rücken der Napoleonischen Armee wieder vereinigt. Jeder Zweifel über die Absicht Napoleons wurde zerstreut dadurch, daß die Vortruppen Blüchers einen Brief Napoleons an die Kaiserin aufgefangen hatten, in welchem er ihr seinen Plan mittheilte. Gneisenau hatte davon sofort eine Abschrift an das Hauptquartier übersandt.

Im ersten Augenblick scheint man dort nichts als Schrecken empfunden zu haben über diese unerwartete Wendung. Man erwog, daß es unmöglich sei, auch durch den angestrengtesten Marsch vor Napoleon auf der bisherigen Operationsstraße eine Stellung zu gewinnen, um eventuell in der richtigen Front mit ihm zu schlagen. Wenn jetzt eine Schlacht stattfand, sei es nun daß man Napoleon folgte, sei es daß dieser umkehrte und seinerseits angriff, so mußte man mit völlig verkehrter Front kämpfen, in welcher Napoleon immer noch der Rückzug auf seine Grenzfestungen blieb, während die Verbündeten überhaupt keinen Rückzug hatten. Man beschloß also sich vor Allem vollständig mit der Schlesischen Armee zu vereinigen, um jedem Angriff Napoleons gewachsen zu sein und im äußersten Fall den Rückzug nach Belgien zu haben. Um keinen Augenblick zu verlieren wurde der Armee sogar ein Nachtmarsch anbefohlen. Dieser erwies sich jedoch als unnöthig, da

sich herausstellte, daß auch ein Theil von Blüchers Infanterie schon ganz in der Nähe, in Chalons, war.

Am anderen Tage (24sten) überlegte man die Lage der Dinge ruhiger und im Stabe des Kaisers von Rußland wurde der Gedanke laut, die Gelegenheit zu benutzen und Paris in Besitz zu nehmen. Der General Toll machte den Vorschlag beide vereinigte Armeen hierzu zu verwenden und Napoleon nur 10,000 Mann Cavallerie nachzuschicken, so daß er zunächst die Bewegung der Verbündeten nicht einmal bemerken und unter allen Umständen erst nach der Einnahme von Paris sie wieder erreichen konnte. Einmal in Paris durfte man aber hoffen, wie Gneisenau immer ausgesprochen hatte, Napoleons Herrschaft überhaupt zu stürzen und damit jeden weiteren Kampf überflüssig zu machen.

Gerade Kaiser Alexander, der noch vor wenigen Tagen selbst Schwarzenberg an Aengstlichkeit übertroffen hatte, ergriff die Idee Tolls mit der größten Lebhaftigkeit. Die Vortheilhaftigkeit war so einleuchtend, daß sich auch Schwarzenberg ihr nicht verschließen konnte. Der Gedanke Napoleon mit den vereinigten Heeren weiter zu bekämpfen, wurde also aufgegeben und am folgenden Tage (25. März) der Marsch auf Paris angetreten.

Wie wir sahen, waren am zweiten Tage nach dem Treffen von Arcis die Vorposten der beiden verbündeten Armeen zusammengetroffen (23sten). Die Schlesische Armee war, sobald Napoleon sich wieder in Bewegung setzte, ebenfalls aus ihrer Ruhe hinter der Aisne aufgebrochen (18ten), aber anfänglich nur langsam marschirt. Theils entsprach das den angenommenen Gründen der Vorsicht, theils machte man sich von der bevorstehenden Gestaltung des Krieges eine unrichtige Vorstellung und wandte deshalb die Aufmerksamkeit anderen Dingen zu. Man glaubte naturgemäß Napoleon werde sich zuletzt auf Paris zurückziehen. Für die Kämpfe, die hier noch zu erwarten waren, wollte Gneisenau durch Wiedereroberung Soissons, das man nach dem Treffen von Craonne wegen Mangels an Lebensmitteln für die Besatzung auf-

gegeben hatte, eine gesicherte Basis schaffen. Das Corps von Bülow begann daher die Belagerung dieser Festung. York und Kleist drängten die französischen Truppen unter Marmont, die Napoleon an der Aisne hatte stehen lassen, zurück und gingen in der Richtung auf Paris vor. Der Rest der Armee suchte zunächst den Verbleib Napoleons selbst festzustellen und schob sich südwärts vor. Eine große Cavalleriemasse wurde vorausgeschickt, wohl in der dreifachen Absicht Aufklärung zu verschaffen, die Armee selbst vor einem unvermutheten Anfall zu bewahren und ihrerseits durch ihr Auftreten im Rücken Napoleons der Böhmischen Armee zu secundiren.

Noch verhielt sich die Schlesische Armee in einer mehr abwartenden Stellung, als die Bewegungen Marmonts das Signal zur Wiederaufnahme der Offensive gaben. Napoleon hatte, wie wir oben erwähnten, nach dem Echec von Arcis beschlossen, alle seine Truppen zu dem Marsch nach Osten zu vereinigen. Marmont verließ also die Straße nach Paris und wandte sich zunächst nach Süden. Gneisenau schloß daraus, da er von Arcis noch nichts wußte, daß Napoleon seine Gesammtmacht zu einem Angriff auf die Große Armee zusammenziehe. Jetzt konnte dem Kriege mit einem Schlage ein Ende gemacht werden. Die Situation und Gruppirung der Heere war ganz ähnlich der einstmaligen von Leipzig. Die Schlesische Armee erhielt den Befehl (22sten Ab.) schleunig vorzugehen, um den Feind im Rücken anzugreifen, während die Hauptarmee ihn in der Front festhielt *).

Diese Bewegung führte, da Napoleon sich der eisernen Umarmung bereits entzogen hatte, zu der Vereinigung der beiden verbündeten Armeen, indem sie zugleich Marmont von Napoleon trennte, während wie wir sahen, Macdonald, der der Hauptarmee gegenüber gestanden hatte, den Anschluß an Napoleon erreichte.

Schon nachdem Blücher durch jenen aufgefangenen Brief Na-

*) Die Ordres für diese Tage bei Ollech, Mil. Woch. Bl. 1873, S. 467 ff.

poleons über die Absichten des Kaisers Aufklärung erhalten hatte, hatte er Bülow, der Soissons belagerte, befohlen, sich zum eventuellen Marsch auf Paris bereit zu halten. Am folgenden Tage (24sten) äußerte Gneisenau Boyen gegenüber die Idee, jetzt mit der Hälfte der vereinigten Armeen Paris zu erobern, während die andere Hälfte Napoleon selbst folge. Da kam vom Großen Hauptquartier die Nachricht, daß dort ebenfalls an demselben Tage bereits der Beschluß gefaßt worden sei mit der Gesammtmacht auf Paris zu gehen.

Als der Befehl im Schlesischen Hauptquartier anlangte, befand sich die Armee schon in dieser Richtung auf dem Marsch, um zunächst die von Napoleon abgetrennten Truppentheile anzugreifen.

Zehntes Capitel.

Die Einnahme von Paris.

Die französischen Truppentheile, welche durch die Vereinigung der beiden verbündeten Heere von Napoleon abgeschnitten wurden, waren zunächst das Heer Marmonts, neben dem Mortier commandirte, 21,000 Mann stark und außerdem eine Division Nationalgarde von etwa 6000 Mann Infanterie unter dem General Pacthod, die einen großen Transport von Munition und Proviant geleitete, um ihn dem Heere des Kaisers zuzuführen. Weiter zurück nach Paris waren noch einige kleinere Abtheilungen im Marsch.

Marmont bemerkte zuerst, daß er die Schlesische Armee vor sich habe und bog nach Süden aus, um noch auf diesem Wege den Anschluß an den Kaiser zu erreichen. Hier stieß er auf die Hauptarmee, die eben den Marsch nach Paris angetreten hatte und ihm also entgegenkam (25sten). Anfangs glaubten die Franzosen es nur mit einigen Kosacken zu thun zu haben, aber als die Zahl der Gegner von Stunde zu Stunde wuchs, traten sie den Rückzug auf La Fère Champenoise an. Es entwickelte sich ein Gefecht, ähnlich dem, welches Blücher am 14. Februar von Vauchamps bis Etoges durchzumachen gehabt hatte. Die Franzosen gingen unter fortwährenden Angriffen einer sehr überlegenen Cavallerie und Artillerie zurück und verloren dabei allmählich 5—6000 Mann. Nun standen zwischen ihnen und Paris bereits die Corps von York und Kleist unter des Ersteren gemeinschaftlicher Führung, die ihnen schon von der Aisne her gefolgt waren. Hätte York die Sachlage vollkommen

übersehen, so konnte er die Marschälle gänzlich abschneiden. Gneisenau hatte in dieser Hoffnung Schwarzenberg empfehlen lassen, den Feind möglichst mit Artillerie zu verfolgen, damit York es höre und von seiner Seite ebenfalls auf den Kampfplatz marschiere. York war jedoch zu weit entfernt und zu wenig von dem Stande der Dinge unterrichtet, um rechtzeitig die entscheidenden Maßregeln ergreifen zu können. Am folgenden Tage verlegte er zwar den Franzosen den directen Weg nach Paris, hatte aber noch zu wenig Truppen zur Hand um selbst zum Angriff zu schreiten. So entkamen die Marschälle, indem sie nach Süden ausbogen und einen Marsch von acht Meilen machten.

Schlimmer erging es der Division Pacthod. Dieselbe befand sich nördlich von Marmonts Heertheil und suchte den Anschluß an diesen zu erreichen. Hierbei stieß sie mit der Avantgarde des Schlesischen Heeres zusammen, bei der sich Blücher und Gneisenau selbst (Ersterer noch immer krank und im Wagen) befanden. General Pacthod ließ, als er ein feindliches Cavallerie-Regiment nach dem andern herbeieilen sah, seinen Wagenzug im Stich, spannte die Pferde desselben mit vor die Geschütze und trat den Rückzug in südwestlicher Richtung ebenfalls nach La Fère Champenoise an, wohin vor der großen Armee Marmont sich rettete. So näherten sich gegen Abend die beiden Gefechte einander. Marmont hatte bereits La Fère Champenoise passirt, als er und seine Gegner das zweite noch entfernte Gefecht im Rücken der Verbündeten bemerkten. Die Franzosen glaubten zuerst, Napoleon selbst sei wieder zur Offensive übergegangen und ließen sich dadurch selber noch zu einem Angriff encourargiren. Dieser Angriff wurde abgewiesen, die weitere Verfolgung jedoch nun eingestellt und ein Theil der bisher hier verwendeten Cavallerie dem von Norden nahenden Feinde entgegengeschickt. Ebenso waren schon von dem nachfolgenden Gros der Hauptarmee Cavallerie und Artillerie nach der Gegend des Kanonendonners dirigirt worden. Kaiser Alexander, König Friedrich Wilhelm und Schwarzenberg selbst waren zur

Stelle. Gneisenau ritt zu ihnen hinüber, Bericht zu erstatten und um Unterstützung durch Artillerie zu bitten*), da die Attaque der Cavallerie auf die festgeschlossenen Carrees bisher keinen directen Erfolg hatte erzielen können.

Ueber das persönliche Eingreifen Gneisenaus grade in diesem Gefecht ist uns eine Schilderung aufbewahrt worden, die hier Platz finden möge, um so mehr da das Verhältniß, in dem Gneisenau wirkte, es mit sich bringt, daß seine Persönlichkeit sonst fast immer hinter dem allgemeinen Zusammenwirken verschwindet. Einer der Theilnehmenden berichtet**): „Es war nach Mittag, als wir ein mächtiges Carree auf einer großen Ebene, von General Pacthod geführt, angriffen. Dieser hatte sich vor einem Sumpf aufgestellt und erwartete uns. Einige Cavallerie-Angriffe wurden abgewiesen, jetzt wurden Kanonen herbeigeführt und das Carree heftig mit Kartätschen beschossen. Dieses behauptete mit bewunderungswürdiger Tapferkeit seine Stellung. Jetzt erschienen auf der westlichen bedeutenden Höhe eine Menge Truppen. Es waren Corps der Großen Armee. Unser König war mit Kaiser Alexander da. Das feindliche Carree war völlig umzingelt und konnte sich nicht, wie es wünschte, nach einem im Rücken liegenden Sumpf zurückziehn. Das Kartätschenfeuer ward fortgesetzt, das Carree auch von den Truppen der Großen Armee beschossen. Ich ritt an der Seite des General Gneisenau. Dieser näherte sich den Feinden, warf den Mantel, den er trug, ab und erschien der feindlichen Front ganz nah in seiner glänzenden Generals-Uniform mit Orden bedeckt***). Er sprach die Feinde an und stellte ihnen vor, wie durchaus hoffnungslos ihre Lage wäre; er beschwur sie, uns nicht zum unnöthigen Blutvergießen zu zwingen; sie möchten um sich blicken, um wahrzunehmen, wie sie von allen

*) Nach einer Aufzeichnung Häckels.

**) Steffens, Was ich erlebte VIII, 77.

***) Er hatte dieselben wegen des voraussichtlichen Zusammentreffens mit den Monarchen schon am Morgen beim Abmarsch angelegt.

Seiten von einem weit überlegenen Feinde umringt wären; wie sie schon durch den kühnen Widerstand, den sie bisher geleistet, unsere Bewunderung erregt hätten und wie sie sich jetzt mit Ehren ergeben könnten. Während er sprach, schwieg das Kartätschenfeuer. Das Carree schloß sich wieder und nahm eine drohende Stellung an, ja hier und da fielen Schüsse gegen uns. Von der Seite der Großen Armee war Herr von Thiele, der Adjutant des Königs, an den General Pacthod geschickt, um ihm ähnliche Vorstellungen zu machen. Die bewunderungswürdige Haltung des tapferen Helden hatte uns in Erstaunen gesetzt, aber auch die größte Theilnahme erweckt. Aus allen Gegenden der Ebene von den Höhen herab rückten Truppen hervor und schlossen das Carree immer enger ein. Da ward das Schauspiel, welches sich jetzt in der hellen Abendbeleuchtung zeigte, großartig tragisch.

Das Carree wurde von allen Seiten angegriffen. Einzelne Kanonenkugeln der Großen Armee fielen in unsere Mitte. Auch von unserer Seite geschah ein heftiger Cavallerie-Angriff; Gneisenau begleitete ihn, ich folgte. Die locker gewordene Masse wich und ich befand ich mich an Gneisenaus Seite mitten in dem Carree. Die zerstreuten feindlichen Massen hielten noch zusammen und versuchten womöglich den Sumpf zu erreichen." Dies gelang ihnen jedoch nicht und unter den immer wiederholten Angriffen mußte sich der Rest der Division endlich ergeben.

Nach der Vernichtung der Division Pacthod und dem Ausweichen Marmonts standen nur noch einige Tausend Mann dem Vormarsch im Wege, die zwar an mehreren Stellen tapferen Widerstand leisteten, aber damit den Marsch auch nicht einmal zu verzögern vermochten. Paris selbst war ohne alle Vertheidigungsanstalten. Blieb man in schnellem directem Vorgehen, so konnten die vordersten Corps am 29. März die Stadt in Besitz nehmen.

Doch brachte die Complicirtheit der Coalition selbst eine Verzögerung hervor, die dem Feinde wenigstens die Möglichkeit eines letzten rühmlichen Widerstandes verschaffte.

Wie sich die Dinge gestaltet hatten, standen zunächst der Stadt Paris die beiden preußischen Corps von York und Kleist. Diese also würden zuerst ihre feste Hand auf die feindliche Hauptstadt gelegt haben. Das widersprach den Absichten und Anschauungen aller leitenden Persönlichkeiten im Großen Hauptquartier. Kaiser Alexander hatte bisher mit den Führern des Schlesischen Heeres darin übereingestimmt, daß einen würdigen Abschluß des großen Kampfes nur die Eroberung von Paris und die Absetzung Napoleons bilden könne. Aber die Motive von denen man beiderseits geleitet wurde, waren verschieden. Blücher und Gneisenau sahen in der Eroberung von Paris eine Züchtigung, eine Forderung der ewigen Gerechtigkeit. Auch Alexander betrachtete die Einnahme von Paris als eine Wiedervergeltung für Moskau, aber es war nicht die Wiedervergeltung an sich, die er verlangte, sondern die Vollstreckung derselben durch ihn selbst. Und nicht im Geist der Rache wollte er sie üben, sondern im Geiste der Versöhnung. Aus aller Noth und Wirrsal des Menschenalters sollte eine neue Zeit des Friedens und der Freundschaft der Völker hervorgehen, die der Czar von Rußland als neuer Heiland heraufführte. Darum mußte Napoleon fallen, weil mit ihm ein bleibender Friede nicht möglich sei. Das französische Volk aber solle nicht als der Mitschuldige des Kaisers betrachtet werden, sondern nachdem es sich nach eigener Wahl eine andere Regierung gegeben, in den neuen Völkerbund des Friedens als gleichberechtigtes Mitglied eintreten. Schon der Act der Besitznahme von Paris mußte die neue Aera inauguriren. Nicht die preußischen Corps mit ihren finsteren Rachegedanken durften als Sieger und Herren in Paris erscheinen, sondern der Kaiser Alexander selbst an der Spitze seines prächtigen Gardecorps wollte mit der Stadt auch gleichzeitig ihre Freundschaft gewinnen und vor der Weltgeschichte seinen Triumph feiern.

Der König von Preußen trat ihm dabei nicht entgegen. Er theilte mit Kaiser Alexander die Schwäche der Spielerei mit

schönen Gardesoldaten und wünschte selber nicht die zerlumpten und verwahrlosten Streiter Blüchers in der feindlichen Hauptstadt zu zeigen. Auch die Oesterreicher waren dagegen*), daß gerade die erbitterten Preußen Paris in ihre Gewalt bekämen.

Es wurde also beschlossen, daß für die Operation auf Paris in erster Linie das Garde- und Grenadier-Corps, das russische Corps Rajewsky von der Großen Armee, und von der Schlesischen das russische Infanterie-Corps von Woronzoff**) (zu Winzingerode gehörig), das am wenigsten gelitten hatte, verwandt und demnächst in Paris einziehen sollten. York und Kleist verließen die gerade Straße und zogen sich rechts, so daß sie nördlich von Paris standen. Schon hierdurch entstand einiger Aufenthalt. Dann war auch der österreichische Generalstab der Aufgabe so große Massen in Eilmärschen vorwärts zu bewegen nicht ganz gewachsen. Als man an der Marne ankam, waren die Pontons noch nicht zur Stelle, so daß die Große Armee darauf angewiesen war, die Brücken der Schlesischen Armee zu benutzen.

Im Augenblick legte man jedoch auf diese Verzögerungen keinen Werth, da man immer vor Napoleon bei Paris ankam und dann sofort in die Stadt ohne weiteren Widerstand einzuziehen hoffte. Eine Aufforderung zur Capitulation wurde schon vorausgeschickt. Die französischen Behörden in Paris, an deren Spitze der älteste Bruder Napoleons, Joseph, stand, sahen allerdings, daß sie einen dauernden Widerstand nicht zu leisten im Stande seien. Dennoch wollten sie ihrer Pflicht bis zum letzten Augenblick nachkommen. Man wußte doch vorläufig weder so genau, wie nahe schon das Gros der verbündeten Heere sei, noch wie bald auf der anderen Seite Napoleon zur Stelle sein würde. Die Aufforderung zur Capitulation wurde also abgelehnt und

*) Nach Metternichs Memoiren.

**) Auch dies ist zuletzt weggelassen worden. So daß an dem feierlichen Einzug in Paris Truppen der Schlesischen Armee überhaupt nicht Theil genommen haben.

Marmont, der den Reſt ſeines Corps in Gewaltmärſchen heranführte, beſetzte am Abend und in der Nacht, ehe die Verbündeten den gewaltſamen Angriff begannen, die Höhen im Norden von Paris.

So entbrannte noch einmal ein heftiger und verluſtvoller Kampf (30. März). Erſt allmählich konnte die numeriſche Ueberlegenheit der Verbündeten zur Entwicklung gelangen und den Franzoſen die feſten Poſitionen entreißen. Endlich am Nachmittag boten die Marſchälle, um Paris ſelbſt vor einer gewaltſamen Erſtürmung zu bewahren die Kapitulation an. Es fand eine momentane Waffenruhe ſtatt und man kam überein, daß am folgenden Morgen um 7 Uhr die franzöſiſchen Truppen die Stadt Paris geräumt haben ſollten und vor 9 Uhr die Feindſeligkeiten nicht wieder beginnen dürften.

Noch im letzten Augenblicke des Gefechts und des Krieges war Gneiſenau in eine eigenthümliche Gefahr gerathen. Während der franzöſiſche Officier, der den Waffenſtillſtand ankündigte, mit ihm ſprach, ſchlug eine Granate in einen in der Nähe ſtehenden Munitionswagen ein. Die Trainknechte zerhieben eilig die Stränge und entflohen im Gallop. Gneiſenau entfernte ſich langſam, die Granate platzte, eine heftige Exploſion fand ſtatt, die Trümmer flogen in großen Bogen über die Köpfe der kleinen Gruppe weg und Gneiſenau ſetzte das Geſpräch mit der größten Ruhe fort.

Nun wurden die Truppen aus dem Gefecht gezogen und Gneiſenau beſtieg mit den Herren ſeines Stabes den Montmartre. Steffens, der von ſeinen geognoſtiſchen Studien her mit der Lage des Berges bekannt war, machte den Führer. „Eine Glorie umſtrahlte Gneiſenau's Geſicht", wie ſich Stoſch in ſeinen Aufzeichnungen ausdrückt. Und es muß wohl ſo geweſen ſein, denn auch Steffens erzählt, wie er dort oben neben Gneiſenau ſtand, und in der Abendbeleuchtung die eroberte Stadt überſchaute, ſei der heitere, ſiegreich verklärte Held neben ihm, ihm erſchienen wie der rettende und richtende Genius des Krieges.

Elftes Capitel.

Der erste Pariser Friede.

Gneisenau hatte die Vermuthung ausgesprochen, daß Napoleon die Hoffnungslosigkeit seiner Lage begreifend und entschlossen anerkennend nichts als ein seiner würdiges Ende gesucht habe, indem er den Zug nach Osten antrat. Er hielt für möglich, daß der Kaiser Paris völlig im Stich lassen und nach Deutschland ziehen werde, um hier endlich in Feindesland von der Uebermacht erdrückt als Krieger unterzugehen. Aber Napoleon war von einer solchen Auffassung weit entfernt. Er hatte mit voller Bestimmtheit darauf gerechnet durch seinen Marsch die Verbündeten hinter sich herzuziehen. Schon am zweiten Tage schöpfte er Verdacht, daß sie dennoch andere Maßregeln ergriffen haben möchten und suchte sich Gewißheit zu verschaffen, indem er plötzlich umkehrte und die ihm nachfolgende Cavallerie auseinanderwarf. Jetzt standen die Verbündeten aber bereits drei Märsche näher an Paris als er selbst. Noch versuchte Napoleon auf einem Umweg, indem er südlich der Seine marschirte und selbst seiner Armee vorauseilte vor den Verbündeten in Paris hineinzugelangen, aber am Abend des 30. März, als die Stadt sich ergab, war er selbst noch zwei Meilen und die Spitzen seines Heeres noch drei Märsche entfernt und Tausende waren unterwegs vor Erschöpfung liegen geblieben.

Die Verbündeten hatten nach allen Seiten Umschau gehalten, um Napoleon, auf welchem Wege er auch immer heraneile, zu-

rückzuschlagen. Zuerst hatte man ihn auf dem nächsten Wege unmittelbar hinter den Verbündeten her erwartet. Die Corps, welche nicht zum Einzug in Paris bestimmt waren, sollten ihn dann an der Marne empfangen, während jene anderen Paris besetzten. Dann hatte man die Armee, theils durch Paris hindurch, theils um die Stadt herum auf die südliche Seite geführt, wo Napoleon jetzt stand und seine Truppen sammelte.

Wenn wirklich eine Fortsetzung der kriegerischen Operationen nöthig gewesen wäre, so würde Gneisenau nicht mehr in seiner alten Stellung daran Theil genommen haben. Blücher hatte wegen seiner anhaltenden Krankheit mit dem Einzuge in Paris den Oberbefehl der Schlesischen Armee niedergelegt und der russische Feldmarschall Barclay de Tolly hatte ihn an seiner Stelle übernommen. Gneisenau war in Folge dessen ebenfalls von seiner Stellung als Chef des Generalstabes zurückgetreten und dem Gefolge des Königs attachirt worden. In der That bewährte sich aber Gneisenaus stete Voraussetzung, daß mit der Einnahme von Paris der Krieg zu Ende sein würde.

Zugleich mit ihrem Einzuge gelang es den Verbündeten eine Bewegung hervorzurufen, die Napoleon die Fortsetzung des Kampfes unmöglich machte. Der Senat, ein von Napoleon selbst eingesetzter großer Rath von hohen Beamten, Officieren und sonstigen hervorragenden Persönlichkeiten, versammelte sich auf die Einladung seines Präsidenten Talleyrand und sprach die Absetzung Napoleons aus. Die Pariser Municipalität faßte eine Resolution in demselben Sinne. Zugleich erließ der Kaiser Alexander im Namen der Verbündeten eine öffentliche Erklärung, daß sie mit Bonaparte nicht mehr verhandeln würden. Der Senat errichtete eine provisorische Regierung unter Talleyrands Vorsitz und diese wandte sich an die Marschälle und Beamten mit der Aufforderung von jetzt an nicht mehr Napoleon, sondern ihr zu gehorchen.

Wenn Napoleon seit seinen Siegen im Februar den Verbündeten durchaus kein Entgegenkommen mehr bewiesen hatte, so

beruhte diese Hartnäckigkeit wohl mit auf dem Gedanken, daß materiell viel schwerere Bedingungen, als die alten Grenzen Frankreichs ihm wohl unter keinen Umständen auferlegt werden würden und daß ihm selbst im äußersten Fall immer noch Zeit bleiben werde sich im letzten Augenblick auf diese Bedingungeu hin zu unterwerfen. Als er den Marsch der Verbündeten auf Paris erfuhr, konnte er nicht mehr verkennen, daß der Moment der Krisis gekommen sei und er sandte Boten an den Kaiser Franz und den Fürsten Schwarzenberg: sie wurden nicht mehr angenommen. Er hatte sich nicht klar gemacht oder klar machen wollen, daß die Regierung eines glücklichen Generals leichter von dem Schicksal des Staates selbst zu trennen ist, als eine legitime Dynastie. Frankreich erhielt die ihm längst angebotenen Grenzen: er selbst aber mußte zurücktreten. Die Marschälle und Generale erklärten ihm, daß sie zu einem Angriff auf Paris, wie Napoleon ihn beabsichtigt haben soll, nicht mehr folgen würden. Einer nach dem andern stellte sich mit seinen Truppen zur Disposition der provisorischen Regierung. Napoleon dankte ab; die Bourbons kehrten, von der herrschenden öffentlichen Meinung selbst wieder zur Regierung berufen, zurück und schlossen mit den Verbündeten einen Vertrag ab, wonach Frankreich in seine ehemaligen Grenzen, mit einigen Verbesserungen zurückkehrte und anderweitige Leistungen ihm nicht auferlegt wurden.

Stein, Gneisenau und ihre Freunde hatten den Krieg gegen das französische Kaiserreich als einen Befreiungs- und Rachekrieg geführt. Nicht nur aus den rein militärischen Gründen hatte Gneisenau stets zu der Operation auf Paris gedrängt, sondern um der Wiedervergeltung willen. Indem die Verbündeten nun bei ihrer Ankunft vor Paris, die Pariser Bevölkerung aufforderten, Napoleon zu verlassen und auf ihre Seite zu treten, konnte jene Auffassung des Krieges offenbar nicht aufrecht erhalten werden. Außer England war es grade Gneisenau gewesen, der zuerst mit dem Gedanken aufgetreten war, Napoleon durch die Bourbons zu

bekämpfen. Gneisenau hatte das schon gefordert zu einer Zeit, als Oesterreich Napoleons Herrschaft noch zu erhalten wünschte und Kaiser Alexander mit dem Gedanken spielte, das französische Volk selbst zu der förmlichen Wahl eines neuen Herrschers zu berufen. Es ist ausdrücklich bezeugt*), daß das politische Auftreten der Verbündeten Paris gegenüber nach Gneisenaus Rath geregelt wurde. Wenn also Gneisenau es in seinem Herzen noch so sehr bedauerte, Frankreich und besonders Paris nicht einfach das Gesetz des Siegers auferlegen zu dürfen, so konnte er doch vom politischen Gesichtspunkte das Verfahren der Verbündeten principiell nicht mißbilligen.

In Kurzem jedoch schienen ihm die Verbündeten, namentlich der Kaiser Alexander, in der Annäherung an Frankreich weiter zu gehen, als nothwendig war und das erregte fast noch mehr moralisch als politisch seine ganze Indignation. Man wird es in seinen Briefen lesen. Die Historie hat dem, was uns diese über seine Stellung und Auffassung in dieser Zeit selbst sagen, nichts weiter hinzuzusetzen, da eine Einwirkung von Seiten Gneisenaus auf die Entwickelung der großen Begebenheiten nicht mehr stattfindet. Von all' den Tendenzen allgemeinen und individuellen Ursprungs, die sich zur Niederkämpfung des französischen Kaiserreiches vereinigt hatten, war die von ihm und Stein vertretene Richtung militärisch eine der stärksten gewesen, nicht hinsichtlich der materiellen Kräfte, die sie ins Feld brachte, aber durch den moralischen Schwung, den sie der Kriegführung verlieh. Politisch aber war diese Tendenz, da sie eben eine reine Tendenz war, von keinem politischen Körper getragen wurde, von allen die schwächste und mußte vor den Interessen der verschiedenen Staatsregierungen zurücktreten.

Gneisenau's Briefe sind also in dieser Zeit, so zu sagen, nur die Briefe eines Privatmannes.

---

*) S. den Brief Radetzky's in den Actenstücken.

Arndt berichtet*) in seiner anmuthenden Skizze unseres Helden, wenn dieser von Kriegserlebnissen erzählt habe, so habe er niemals von seinen eigenen Werken und Thaten gesprochen. „Da wies er alle Fragen ab; auch über Hemmer, Neider, Feinde und was Dummheit und Schlechtigkeit seinem Wollen und Streben in den Weg geworfen, darüber konnte man kaum aus Winken von ihm etwas errathen.“ Man sollte meinen hier in den Briefen an die nächsten Gesinnungsgenossen, an Clausewitz, den vertrauten Freund, werde jede Reserve aufhören. Doch bleibt uns Manches auch hier vorenthalten: über sein Verhältniß zu Blücher finden wir in Gneisenau's gesammtem Briefwechsel kaum hier und da eine positive Mittheilung; nicht einmal der Krankheit Blüchers während der letzten Wochen dieses Feldzuges wird Erwähnung gethan.

*) Schriften für und an seine lieben Deutschen. Bd. III, 403.

An Justus Gruner*).

Caub, den 1. Januar 1814.

Hier sitze ich an einem Fenster unter welchem die Truppen der Schlesischen Armee über den Rhein setzen. 16 Bataillone sind bereits übergeschifft. Die Brücke ist zu drei Viertheilen fertig. Wenn sie vollendet sein wird, werden Geschütz und Cavallerie übergehen. Der Feind hat wenig Widerstand gethan und sich nach wenigen Schüssen fortbegeben. Der herrlichste Geist waltet unter den Truppen, sie wetteiferten, wer sich zuerst in die Fahrzeuge werfen sollte. Jubelnd kamen sie an den Strom und mit Hurrahgeschrei schifften sie über. Einige Kanonen wollten Widerstand leisten, die Schützen gingen im Trab darauf los und die Geschütze flohen in vollem Jagen davon. Das Hauptquartier begiebt sich heut nach Bacharach, welcher Ort von unsern Truppen genommen ist.

Es ist nun mein voller Ernst, daß ich Ihnen, mein theurer Freund, den Rath ertheile, daß Sie mit Ihrer bewaffneten Macht auf das linke Ufer des Rheins sich begeben. Ich erwarte, daß der Feind Cöln nicht halten werde. Vielleicht, daß es Ihrer Beredsamkeit gelingt, das gut gesinnte Volk der genannten Stadt zum Aufstand und zur Ergreifung der Waffen zu bringen. Wäre dieses möglich, so haben wir an Cöln einen vortrefflichen Waffenplatz und ein Beispiel für die übrigen Städte des linken Rhein-

*) Gruner verwaltete das Großherzogthum Berg.

ufers. Von da aus können Sie noch immer das Großherzogthum Berg regieren, bis Ihr Nachfolger mündiger sein wird. Torgau hat capitulirt. Am 5ten d. wird diese Festung übergeben: die Besatzung ist kriegsgefangen. Die Oesterreicher haben die Forts Landskron und Blamont genommen und darin 16,000 Centner Pulver gefunden. Béfort ist eingeschlossen. Die Franzosen senden Truppen auf Wagen, um diesen Ort, der mit Nichts versehen ist, zu entsetzen und zu versehen.

An Romberg, Falkenhausen, Boltenstern viele Grüße und Ihnen sammt und sonders meine Glückwünsche zum Neujahr. Gott erhalte Sie.

N. v. Gneisenau.

An Clausewitz.

Creuznach, den 4. Januar 1814.

Endlich habe ich wieder die Züge Ihrer Hand erblickt und zwar Ihr Schreiben vom Dezember. Ihre früheren sind mir nicht zugekommen. Dies scheint mit meinem letzten an Sie derselbe Fall gewesen zu sein. Es enthielt selbiges sehr viel Geheimes und freimüthige Aeußerungen. Ich hatte solches einem etwa abgehenden Courier mitzugeben beschlossen, durch Uebereilung ward solches aber, mit mehreren andern Briefen vermengt, zur Post gegeben. Zu spät wurde ich meinen Fehler gewahr und argwöhnte sogleich daß solches seine Bestimmung nicht erreichen würde.

Der beiliegende Armeebericht wird Ihnen sagen, was bei unserer Armee in den letzten Tagen geschehen ist. Marmont hat sich vor uns zurückgezogen, gegen Neustadt. Wir werden seine Bewegungen bewachen um auf ihn etwas zu unternehmen. Er soll, wofern er sich nicht in den ersten Tagen über die Vogheſen fortbegiebt, uns nicht entgehen oder sich nach Landau retten müssen. Unsere Avantgarde ist bereits nach der Saar marschirt; ein kleines Detachement auf Trier. Langeron hat Maynz eingeschlossen. Die

Besatzung soll 15,000 Mann sein. Wittgenstein hat seinen Uebergang bei Fort Louis ebenfalls bewirkt und ist mit Sacken in Verbindung. Er hat nach Abzug des Bloquade-Corps von Kehl noch 15,000 Mann disponible. Wrede belagert Hüningen und Béfort zugleich, und hat dann noch 45,000 Mann disponible. Dieses zusammen, nebst dem was wir erübrigen können, bildet zusammen eine Armee, die hinreichend ist, eine Schlacht derjenigen Armee anzubieten, die der französische Kaiser bei Metz zu versammeln im Stande sein möchte. Bei sich ungünstig wendender Schlacht mögen wir durch unsere überlegene Cavalerie solche abwehren und der österreichischen Armee Zeit geben, heranzukommen. Wir wagen also sehr wenig, um Viel, ja Alles zu gewinnen, denn bei einem erfochtenen Siege dürften wir wohl bis nach Paris marschiren können, ohne viel Hinderniße zu finden.

Meine Pläne waren, wie ich Ihnen in meinem letzten meldete, anfänglich mit geringer Abänderung angenommen, hinterher aber von Knesebeck wieder bekämpft worden. Er siegte, da der Kaiser von Rußland und die österreichischen Generale seiner Meinung beifielen. Mein Entwurf war, mit der Schlesischen Armee am 15. November über den Niederrhein zu gehen, schnell in Brabant vorzudringen, und den General von Bülow über die Yssel vordringen zu lassen. Die Oesterreicher und Russen sollten über den Rhein hier und gegen Metz vorgehen. Was an Truppen in einem spätern Moment disponible war, sollte durch die Schweiz und über Béfort vordringen. Dieser Feldzugsplan konnte alsbald ausgeführt werden. Anstatt die Festungen zu vermeiden, sollte man durch selbige gerade hindurchgehen, um den Feind zu nöthigen, sie zum Theil aufzugeben, oder sich an Truppen und Mitteln zu erschöpfen. Knesebeck entwarf den Plan, die gesammte Macht durch die Schweiz in das südliche Frankreich eindringen zu lassen, die Schlesische Armee (bereits in Düsseldorf), an den Oberrhein zu rufen, um der Hauptarmee den Rücken zu decken; die Armee aus Italien über den Var zu erwarten, sich dann mit Wellington

die Hand zu bieten, und so vereint auf Paris loszugehen. Mit Holland könne man sich jetzt nicht abgeben, es müsse in Paris erobert werden pp. Seitdem scheint man diesem Plan entsagt und einen einfachern angenommen zu haben; aber sieben kostbare Wochen sind verloren worden.

Wäre mein Plan befolgt worden, ich glaube, wir wären jetzt in Paris, nach dem zu urtheilen, was wir über des Feindes Schwäche und Verwirrung seit zwei Monaten erfahren haben.

Schwarzenberg geht gegen Langres vor, wo er indessen erst den 20sten d. eintreffen will, warum so spät? weiß ich nicht.

Für Ihre Legion habe ich gearbeitet, aber vergebens. Es ist nicht möglich, auch nur das geringste von Ihrer Armee zu erhalten.

Was Ihre Person betrifft, so waren Sie dazu bestimmt, Chef des Generalstabes eines der deutschen Corps zu werden. Der König selbst hatte Sie dem Herzog von Coburg empfohlen. Der Kaiser von Rußland indessen verweigerte Sie, indem er meinte, Sie wären an Ihrem jetzigen Posten unentbehrlich. So ist also abermals einer meiner Pläne gescheitert.

Für heute will ich schließen. Mögen wir Ihnen bald erfreuliche Dinge melden können. Empfehlen Sie mich Ihrem General recht sehr. Ihrer Gemahlin die Versicherung meiner Verehrung. Erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen.

N. v. Gneisenau.

An Boyen.

Creuznach, den 4. Januar 1814.

Unser hier beigeschlossener Armee-Bericht wird Ihnen sagen, was wir in den letzten Tagen gethan haben — — —

Aber welchen herrlichen Feldzug haben Sie gemacht! Wie glänzend und nützlich zugleich! Ewig wird dieser Feldzug in der

Geſchichte leben. Auch ich bin ſtolz darauf, denn er gehört, und zwar namentlich Ihr Corps, in meinen Entwurf und die von Ihnen unternommene Ausführung rechtfertigte auf eine recht glorreiche Weiſe meine Behauptung, daß die franzöſiſchen Feſtungen größtentheils nicht oder ſchlecht verſehen ſein würden und es ſogar eine abſolute Unmöglichkeit für Frankreich ſei, ſolche auszuſtatten, am allerwenigſten in der jetzigen Kriſe. Eine Beſchämung für meine Gegner, die ſie mir vielleicht nie vergeben.

In männlicher Sprache redet Ihre Proklamation zu den Völkern die ſich von dem fremden Joche befreien ſollen. Die unſerige ſpricht dagegen ganz züchtig und jungfräulich. Gewärtigen Sie indeſſen immer die Klagen der erſchrockenen Diplomaten, denen Sie die Laſt aufgebürdet haben eine ſolche Proklamation bei den künftigen Friedensunterhandlungen zu vertreten. Solche Schmähungen ausgeſtoßen zu haben die die Ausſöhnung noch mehr erſchweren! Ich habe dieſe Diplomaten bei meinem Aufenthalt in Frankfurt und bei meinen Verhandlungen mit ihnen abermals kennen gelernt. Wenn die Generale ſie nicht fortreißen, ſo machen ſie das albernſte Zeug. Nach Paris zu gehen und dort den Frieden, wie wir ihn haben müſſen, vorzuſchreiben, iſt ihnen raſende Verwegenheit. Der Rhein, die Alpen, die Pyrenäen, das iſt das höchſte Gebot womit ſie angefangen haben und wovon ſie natürlicher Weiſe nachzulaſſen gedenken. Aber nicht allein Diplomaten, ſondern auch Generale und Regenten denken ſo .....*).

Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Generale zu wohlwollendem Andenken, und Sie, mein verehrter Freund, mögen ſich von der alten Anhänglichkeit überzeugen, womit ich Ihnen angehöre.

N. v. Gneiſenau.

---

*) Die Punkte ſind im Original. Wenn ich ſelbſt Stellen geſtrichen habe, habe ich ſoweit es überhaupt erforderlich war, Striche geſetzt. D. H.

An Rüchel.

Creuznach, 5. Januar 1814.

Aus demſelben Hauſe, worinn Ew. Excellenz vor zwanzig Jahren hier wohnten, ſende ich Hochdenenſelben meinen innigſten Dank für Ihre gütige Zuſchrift vom 20. October.

Der Marſchall Marmont weicht vor uns über Kaiſerslautern zurück. Unſere Avantgarde iſt bereits an die Saar vorgegangen, wir hoffen ihn noch am jenſeitigen Abhang der Gebirge zu treffen. Flieht er oder ſind wir mit ihm fertig, ſo gehen wir gegen Metz, um der dort ſich ſammelnden Armee eine Schlacht anzubieten. Sollte ſolche auch ſich uns ungünſtig wenden, ſo ſind wir Herren und Meiſter, um ſolche, vermittelſt unſerer zahlreichen Cavallerie abzubrechen und des Fürſten Schwarzenberg Hülfe zu erwarten. Erfechten wir den Sieg, ſo mögen wir ohne großen Widerſtand auf Paris losgehen.

Sieben koſtbare Wochen haben wir müßig gelegen. Meine Entwürfe gingen darauf, dem Feinde nicht Raſt zu geben, ſondern ſofort den Rhein zu überſchreiten und alle Truppenverſammlungen in Frankreich zu verhindern. Hätte man dieſen Entſchluß gefaßt, wir wären heute in Paris und ſchrieben den Frieden vor. Aber es fehlte an Entſchloſſenheit. Den Diplomaten, und auch vielen Anderen gefiel Frankfurth, und dieſer Ort ward faſt unſer Capua.

Dieſſeits des Rheins ſind wir ganz vortrefflich aufgenommen worden. Der Soldat lebt jetzt in Fülle und im Ueberfluß; die Erndte war eine gedoppelte. Der Geiſt unter den Truppen iſt vortrefflich. Beim Rheinübergang in der Neujahrsnacht wetteiferten die Soldaten, wer ſich zuerſt einſchiffen ſollte. Die ſchönſten Hoffnungen blühen uns. Auf eine ſolche Weiſe läßt es ſich ganz angenehm Krieg führen.

Bülow mit ſeinen braven Pommern hat einen herrlichen Feldzug in Holland gemacht, einen Feldzug der ewig in der Kriegsgeſchichte leben wird. Furchtſame Rathgeber meinten, man

müsse die Festungen meiden; ich das Gegentheil und ich behauptete, man müsse gerade durch die Festungen hindurch gehen, weil es dem Feinde durchaus unmöglich sei, sie alle zu versehen, folglich mehrere derselben in unsere Hände fallen müssen. Was in Holland geschehen ist, hat meine Behauptung gerechtfertigt.

Erlauben Ew. Excellenz, daß ich hier Hochdero Gemahlin meine Verehrung bezeuge, und genehmigen Sie die Versicherung meiner alten dankbaren Anhänglichkeit. Unverbrüchlich

Ew. Excellenz

ganzgehorsamster Diener
N. v. Gneisenau.

An Stein.

St. Wendel, den 9. Januar 1814.

Unser Armee-Bericht wird Ew. Excellenz Kenntniß von unserm Uebergang über den Rhein gegeben haben. Wir sandten nach allen Richtungen Parteien aus. Dritthalbtausend Gefangene und einige zwanzig Stück Geschütz sind unsere Beute. Trier ist unser. In wenigen Tagen wird unsere Cavallerie Luxemburg blokirt haben. Der Marschall Marmont stand uns anfänglich gegenüber. Wir hatten Anstalt gemacht ihn am westlichen Abhang der Vogesen zu umgehen, er zog sich aus dieser Gefahr indem er einen Marsch von 18 Stunden machte. Das linke Ufer der Saar hat er bereits verlassen und die Brücken dieses Flusses zersprengt. Wir folgen ihm. Wahrscheinlich wird er sich nach Metz begeben; auch dahin wollen wir ihm folgen, obgleich wir das ganze Langeron'sche Corps vor Mainz zurückgelassen haben. Ich vermuthe indessen, daß er sich auch von dort wegbegeben wird.

Die Bestürzung, Niedergeschlagenheit und Verwirrung ist in Frankreich auf's höchste gestiegen. Langsam kommen die Konskribirten zusammen; mühselig geht die Organisation von Statten

und allerwärts fehlen Gewehre. Die Dragoner haben ihre Karabiner abgeben müssen. Solche Truppen können unsern Soldaten nicht widerstehen; auch haben Generale und Soldaten wenig Willen und Hoffnung dazu. Ich zittere vor Furcht, daß man sich von Friedensanerbietungen des Kaisers Napoleon — und die werden gewiß erfolgen — täuschen lassen, und uns in unserem Siegeslaufe aufhalten wird. Nur in Paris können wir einen Frieden vorschreiben, wie ihn die Ruhe der Völker bedarf. Benutzen wir nicht diesen Moment, so verdienen wir nicht, einen anderen solchen zu erleben, und zwei Jahre später werden wir für die Schwäche gestraft werden, die wir uns jetzt zu Schulden kommen lassen. Wir sind jetzt so nah am Ziele und sollten umkehren! Von hier sind es noch sechszehn kleine Märsche nach Paris.

Wir, nämlich die Schlesische Armee wünschen, daß Wrede mit seinen disponiblen Truppen, ingleichen der Graf Wittgenstein, mit uns operire und dann wollen wir eine Schlacht suchen. Es ist die höchste militairische Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir solche gewinnen. Das Glück indessen könnte uns ungünstig sein. In diesem Fall aber können wir solche nicht ganz verlieren, denn unsere überlegene Reiterei giebt uns die Möglichkeit, selbige abzubrechen und die Annäherung des Fürsten von Schwarzenberg und der großen Reserven abzuwarten. Mit diesen vereinigt, mögen wir den Feind bis Paris zurücktreiben. Der Feind kann nicht widerstehen.

Man braucht indessen nicht einmal bis Paris zu gehen, um diese Stadt zu unterwerfen. Die Aube, die Yonne, die Seine, der Canal von Orleans führen dieser Stadt ihre Bedürfnisse zu. Unweit Nemours ist der Konfluent dieser Gewässer. Wenn man sich dort befindet, kann man allein mit Sicherheit negoziiren; denn die Verlängerung der Negotiationen ist dann uns günstig. Die in Frankreich so hochgetriebene Centralisirung der Regierung in Paris macht es Frankreich bei weitem verderblicher seine Hauptstadt in Feindes Händen zu sehen, als andern Staaten. Und

dann, so sind so viele Sachen abzumachen, daß man in einem Heerlager nicht die Zeit dazu finden würde. Ueberdies muß ja auch Völkerrache genommen werden und wir müssen die Besuche der Franzosen, in unsern Hauptstädten, in der ihrigen erwiedern. So lange dies nicht geschehen ist, ist die Rache und der Triumph nur unvollständig.

Kommt die Schlesische Armee zuerst nach Paris, so lasse ich sogleich die Brücken von Austerlitz und Jena nebst dem Siegesmonument sprengen.

Gott erhalte Ew. Excellenz und gebe Ihren Rathschlägen Eingang. Als Sie im vorigen Jahr den Rath gaben, den Krieg ohne Geld zu führen und über den Niemen zu gehen, da haben Sie ein großes Werk gethan das nun prachtvoll empor wächst. Lassen Sie uns nicht vor vollendetem Bau heimgehen. Gott schütze Ew. Excellenz.

Ihr

treuergebener

N. v. Gneisenau.

An Hardenberg.

St. Wendel, den 9. Januar 1814.

— — (Militärische Mittheilungen und Auseinandersetzung der Möglichkeit und Nothwendigkeit auf Paris zu marschiren). — — In Paris können wir einen Frieden vorschreiben, wie wir ihn bedürfen. Verständige Leute des Landes haben mir versichert, daß wenn wir bis zum Frühjahr warten wollen, Napoleon sicherlich abermals Mittel auftreiben würde, um uns zu widerstehen.

Ew. Excellenz wissen, vor wem ich mich fürchte. Es ist nicht Metternich; denn ich vertraue zu sehr seiner Einsicht, aber es sind Elemente der Schwäche vorhanden ..... Versäumen wir den jetzigen Zeitpunkt, so müssen wir zwei Jahre später abermals das Schwert ziehen. Nicht jeder ist verständig genug dies einzusehen.

Ew. Excellenz Scharfblick wird der Vortheil unserer Lage nebst der Nothwendigkeit und Gewißheit solche noch höher zu treiben, nicht entgangen sein und ich wollte nur hier die militärischen Gründe dazu anführen.

Ich kann Ew. Excellenz nicht genug schildern, wie vortrefflich Gruner das Großherzogthum Berg organisirt, den Geist belebt und steigert. Es ist dorten dies die allgemeine Stimme. Dieser Mann hat große Administrationstalente. Wie sehnlich es sein Wunsch ist in unsern Dienst wieder zurückzutreten, darf ich Ew. Excellenz nicht wiederholen. Er glaubt sich von Ihnen vergessen und von unserm Staat ausgestoßen und hat mir darüber einen äußerst schwermüthigen Brief geschrieben. Es ist Ew. Excellenz wohl möglich, es dahin einzuleiten, daß ihm ein Zeichen Ihres oder des Königlichen Wohlwollens zu Theil werde und durch seine vielen seitdem ausgestandenen Leiden hat er Ansprüche daran. Ich lege Ew. Excellenz diese Angelegenheit ans Herz.

N. v. Gneisenau.

An Oberst v. Ende.

(Gedr. bei Varnhagen, Nachlaß II, 268.)

St. Wendel, den 10. Januar 1814.

Was soll ich Ihnen, mein lieber Oberster, auf Ihre zutrauensvolle Zuschrift antworten! Lange schon habe ich die Schwierigkeit und Unannehmlichkeit Ihrer Stellung erkannt, aber auch ebenso lange die Verdienste gewürdigt, die Sie sich dabei erworben, indem Sie dem König, dem Staat, der guten Sache und dem Feldmarschall in so hohem Grade die eminentesten Dienste leisten. Ohne Sie hätte die Schlacht an der Katzbach nicht eingeleitet und durchgeführt werden können. Ohne Sie wäre so manches andere schief oder gar nicht ausgeführt worden.

Wenn Sie, mein lieber Oberster, an der Spitze einer Truppenabtheilung stehen, so haben Sie allerdings einen angenehmeren

Wirkungskreis; aber auch einen nützlicheren? Das muß ich abläugnen: Dort erwerben Sie sich Zeitungsruhm; hier, an der Stelle, wo Sie stehen, in unseren Militair-Archiven einen unvergänglichen. Aus diesen wird dereinst die Geschichte schöpfen, und Sie werden als der Mann erscheinen, der dem Grafen Langeron die Siegespalme, die dieser nicht den Muth hatte zu fassen, aufzwang.

Die ganze Unannehmlichkeit Ihrer Stellung fühlend, würde ich gern dazu beitragen Sie davon ablösen zu lassen, wenn ich nur Jemanden kennte, der Ihre Stelle ersetzen könnte. Sie vereinigen angenehme Formen und Festigkeit und sind daher unter Tausenden allein nur geeigenschaftet, einen Mann zu leiten, wie Graf Langeron. Andere würden oft alles verderben.

Ich vermuthe, daß das Zurückbleiben des Langeronschen Korps Ihren Ueberdruß über Ihre jetzige Stellung gesteigert hat. Die Zusammensetzung der Armee läßt erwarten, daß man nicht mit der Schleunigkeit gegen Paris vorgehen werde, als man wohl könnte, und dann kommt, wie Sie aus dem letzten Befehl des Feldmarschalls gesehen haben werden, Ihr Korps zeitig genug bei uns an, um in Paris mit uns einzuziehen, falls die Götter uns dieses Glück vergönnten und wir es verdienen.

Ein halbes Jahr fast haben Sie tapfer ausgehalten. Möchte es Ihnen gefallen, noch einige Monate zu verharren. Dann ist ja alles entschieden. Entweder wir sind die Herren in diesem Lande, oder wir gehen mit einem halben Frieden heim. Es ist kaum zu erwarten, daß die eigentlichen Kriegsoperationen länger noch als einige Monate dauern können. Entweder wir siegen, oder wir gehen heim, überdrüssig einer längeren Anstrengung.

Den 15ten sind die Oesterreicher in Langres und Dijon. Jetzt bereits bei Besançon, Remiremont, Vezoul, Montbeillard. Die Feinde verlassen die Saar. In Metz ist Unordnung und Verwirrung. Eine Schlacht entscheidet gegen Napoleon. Wahrscheinlich wird sie unweit Paris geliefert werden. Die Schlacht

ſollten Sie wohl in Ihren jetzigen Verhältniſſen noch mitfechten. Bringen Sie dieſes Opfer einer Sache, für die Sie ſo lange gelebt und gehofft haben.

Gott befohlen: Empfangen Sie die Verſicherung meiner hochachtungsvollen Ergebenheit.

N. v. Gneiſenau.

An Boyen.

St. Avold (zwiſchen Saarbrücken und Metz), den 13. Januar 1814.

Ihr Schreiben vom 6ten d., mein verehrter Freund, iſt mir richtig zugekommen. Mit Freude habe ich daraus erſehen, daß Sie wieder im Stande ſind die Offenſive gemeinſchaftlich mit den Engländern zu ergreifen. Haben Sie bereits überlegt, daß bei einer geglückten Expedition auf Antwerpen nicht allein Ihr Ruhm, ſondern auch Ihr zeitlicher Wohlſtand gewinnt? Da fallen Hunderttauſende als Beute-Antheil an jeden der Generale. England hat ſich erboten, die ſogenannten Priſengelder zu bezahlen ſelbſt in dem Fall, wenn die Flotte zerſtört und nicht gerettet würde.

Wir haben hier den Marſchall Marmont, den Marſchall Victor und einige Cavalerie-Corps gegen uns. Erſterer, der mit uns unmittelbar in Berührung iſt, hält nirgends Stand, ſondern weicht immer in ſtarken Märſchen zurück, ſo wie wir uns nähern. Victor kommt aus dem Elſaß. Ney ſollte in Nancy 20,000 Mann Truppen finden hat aber zu ſeinem Verdruß nur ſo viel Konſtribirte gefunden. Nach unſern Nachrichten hier iſt im Innern von Frankreich Verwirrung und Niedergeſchlagenheit herrſchend. Ein Mitglied des Corps législatif der am 1ten Paris verlaſſen hat und jetzt auf dem von uns beſetzten Gebiet ſich befindet hat erzählt, daß das genannte Corps beſchloſſen hat, ſeinen Präſidenten an den Kaiſer zu ſchicken und von ihm Rechenſchaft über die ihm von der Nation anvertrauten Kräfte zu fordern. Der Kaiſer

hat den Präsidenten sehr übel empfangen und das gesetzgebende Corps sogleich aufgelöst. Solches ist durch die laute Stimme des Pariser Publikums dazu angefeuert worden. Diese Begebenheit beweist was man nicht Alles jetzt wagen könnte wenn man die Entschlossenheit dazu hätte.

Unsere ferneren Schritte wollen wir nach denen des Feindes und nach den Fortschritten der Schwarzenberg'schen Armee abmessen. Wir denken, daß es gut sei, dreiste Bewegungen zu machen, selbst auf die Gefahr hin, einige Rückschritte machen zu müssen.

Wegen der Schneckenbewegungen des Generals Winzingerode ist an den Fürsten Schwarzenberg und an den König geschrieben worden. Vielleicht daß eine Aenderung im Commando dadurch bewirkt wird. Denn einen unternehmenden General wie Bülow unter einen, der wie Winzingerode so wenig Entschlossenheit und vielleicht selbst wenig guten Willen hat zu stellen geht nicht an.

Das Glück bleibe Ihren Fahnen treu. Gott erhalte Sie.

N. v. Gneisenau.

Caulincourt sitzt in Nancy und will Frieden schließen.

An Müffling.

St. Avold, den 14. Januar 1814.

Die Nachrichten die der Prinz Biron Ew. Hochwohlgeboren über den Feind in einem freundschaftlichen Schreiben mitgetheilt, sind sofern selbige sich bestätigen, bei weitem bedeutender als diejenigen sind, die er dem Feldmarschall mitzutheilen beliebt. Ich werde diesen seinen Unverstand rügen. Hält er selbige nicht für ganz zuverlässig — sein Schreiben stellt solche indessen als sicher dar; wenigstens ist kein Zweifel darüber ausgedrückt — so muß er solche dennoch dem Feldmarschall mittheilen, jedoch mit dem Hinzufügen, daß er solche noch bezweifle, daß sie aus dieser oder

jener Quelle kommen pp. Glücklicher Weise stehen Ew. Hochwohlgeboren und ich in einem freundschaftlichen Verhältniß; wäre dies nicht und beehrte mich der Feldmarschall nicht mit seinem Zutrauen, so könnten sonderbare Zustände für mich aus solchen Meldungen entstehen, die ich auf eine gewaltsame Art lösen müßte. Dies hat der Prinz nicht überlegt, Alles was er über den Feind erfährt, gehört dem Dienst, folglich dem Feldmarschall an, und an diesen muß er es melden

N. v. Gneisenau.

An Knesebeck.

St. Avold, den 15. Januar 1814.

Obgleich ich ein Recht habe, mich über Sie zu beklagen, daß Sie mir auf meinen letzten, noch in Frankfurt an Sie geschriebenen Brief nicht antworteten und auch meine kleine Denkschrift S. M. dem Kaiser von Rußland nicht vorgelegt hatten, so will ich doch Alles was ich auf dem Herzen habe vertagen und Ihnen abermals die Hand zu treuer Mitwirkung bieten. Der unmittelbar zwischen uns Statt gefundene Briefwechsel hat, meine ich, gute Folge gehabt; wir sind so nah am Ziel, lassen Sie uns vereint darauf losschreiten.

Was man mir in Frankfurt nicht glauben wollte, ist eingetroffen. Holland ist fast ganz erobert, weil Bülow den Muth hatte zwischen die Festungen dieses Landes sich zu begeben. Frankreich hat diese Festungen verloren, weil es nicht die Mittel hat, sie auszustatten. Das gesammte Europa würde sie nicht haben, diese Mittel. Hätten wir sofort den Rhein überschritten, als wir an diesem Strom anlangten, wir hätten mehre der bedeutendsten Festungen erobert und wir wären jetzt in Paris. Verwirruug und Niedergeschlagenheit herrscht jetzt, nachdem dem Feind 8 Wochen Zeit geblieben ist, sich zu erholen und herzustellen. Keine Festung ist hinlänglich verproviantirt; keine palissadirt: in Allen sind nur

Rekruten; die meisten alten Soldaten sind krank oder gestorben. In der Regierung ist Spaltung. Der gesetzgebende Körper ist aufgelöst, weil er seinen Präsidenten an den Kaiser mit Rechenschaftsforderung gesandt hatte, aufgemuntert durch die Stimmung des Pariser Volkes. Nun oder nimmermehr mögen wir nach Paris gehen und einen Frieden vorschreiben, wie ihn die Ruhe der Völker und die Sicherheit der alten Regentenfamilien bedarf, dann mögen wir heimkehren und unsere Tage in Ruhe und Frieden genießen.

Eine Schlacht werden wir noch liefern müssen; sie wird weder hartnäckig noch gefährlich sein. Die Zusammensetzung der feindlichen Truppen ist zu schlecht. Das ganze System unserer Feinde ist wurmstichig. Sie stimmen mir hierin gewiß bei.

Wir sitzen nun hier bis dicht vor Metz und sind in Erwartung der Nachrichten, die wir uns vom Fürsten Schwarzenberg erbeten haben. Wir lassen unterdessen Nancy, Thionville und Luxemburg bedrohen; auf letzteres vielleicht einen ungefährlichen Versuch machen. Nancy werden wir wahrscheinlich auf unblutigem Wege bekommen. Am 26sten kommt Kleist bei Trier an. Unterdessen hat Graf Henckel mit wenigen Leuten und vieler Thätigkeit die Franzosen in der ganzen Gegend von Trier in Schreck und Verwirrung gesetzt, Konscribirte befreit, Gefangene gemacht, an der Zahl über 3,000. Ueber 500 Pässe an Deserteurs (schon eingestellte Soldaten) sind in den letzten Tagen hier von uns ausgestellt worden. Für einige Millionen Franken Salzmagazine sind hier von uns genommen; vom Grafen Henckel 30 bis 40,000 Kugeln. Ueberall sind die Zeichen der Verwirrung.

Graf Czernitscheff, am 6ten zu Düsseldorf angekommen, hat an mich geschrieben und meine Meinung verlangt, welche Richtung er nehmen solle? Ich habe ihm geantwortet, ich hielte dafür, daß er wohl thue, sich in der Richtung von Lüttich zu bewegen und diese Richtung noch weiter zu verfolgen. Er werde dort in das Land der Wallonen kommen, eines kriegerischen Volkes und geneigt zum Aufstand gegen die französische Regierung. Auch werde

er dort ansehnliche Waffenfabriken der französischen Regierung treffen, durch deren Besitznehmung er selbiger empfindlich weh thun werde. Thut er dies, so erwarte ich gute Folgen davon. Es fehlt in der französischen Armee an Waffen, wie wir hier wissen. Die große Fabrik unweit Straßburg ist nun auch nicht mehr für den Feind vorhanden. Die von Charleville bei Mezières ist unbedeutend; die von Versailles liefert nur Luxuswaffen: noch ist eine kleine im Rhone-(?)Departement. Wir, in Preußen haben diese Schule der Erfahrung durchgekämpft und wissen also, daß, was die Franzosen nicht an Waffen sogleich in Bereitschaft haben, sie in den ersten Monaten sich nicht verschaffen können. Schon allein dieser Umstand müßte uns antreiben, sammt und sonders konzentrisch auf Paris loszugehen.

Ich kann mich des Gedankens auch nicht erwehren, daß um diesen letzten höchsten und entscheidendsten Zweck unseres vernünftigen Strebens zu erreichen, ein Zweck, den wir in 14 Tagen erreichen mögen, wenn wir wollen, es gut sein würde, uns weniger um die hinter uns liegenden (eigentlich französischen) Festungen zu bekümmern und mit Allem, was wir am Rhein haben, die Völkerwanderung auf Paris anzutreten. Wir verstärken uns dadurch um eine Zahl von Truppen, die zusammengenommen eine sehr ansehnliche Armee ausmachen und sind dadurch unseres Erfolges um so gewisser. Das Schlimmste, was aus einem solchen Entschluß entstehen könnte, ist daß die Garnisonen von Mainz und Straßburg Excursionen in das benachbarte Land machten und Erpressungen verübten. Weit könnten diese Excursionen nach der Natur und Zusammensetzung der Besatzungen nicht reichen. Allen Ersatztruppen und Trupps müßte man den Befehl geben, sich einerseits in Kassel andrerseits in Ulm zu sammeln und so vereint zu marschieren, wo ihnen nichts Widriges begegnen könnte. Die Gefahr würde überhaupt uur sehr kurze Zeit dauern, denn nach 18 Tagen etwa ist Marsch und Schlacht vollendet und Sieg und Friede erfochten. Die Gewißheit des Erfolges wird mir wohl Niemand streitig

machen, denn wie könnten unsere Feinde einer solchen Uebermacht widerstehen, da sie bereits jetzt vor unsern Spitzen zurückweichen. Prüfen Sie diese kriegsketzerischen Gedanken und theilen Sie mir Ihr Urtheil darüber mit. Ich weiß wie sehr ich von den Ueberzeugungen der Kriegskünstler hier abweiche, aber ich weiß auch, daß das Abweichen von der Kriegsregel oft eher frommt, als das Befolgen derselben. Ich habe hierüber seltene Erfahrungen gemacht. Und was ist am Ende Kriegsregel? Ob die Armee die des Fürsten Schwarzenberg Rücken decken soll, bei Straßburg oder bei Chalons s. M. steht ist einerlei, wenn sie nur verhindert, daß jener nicht umgangen wird. Mit jedem konzentrischen Schritt vorwärts wächst die Sicherheit und vermindert sich die Gefahr durch das wechselseitige Annähern der Armeen. Nähme man ein solches System an, so könnte z. B. im Februar über Trier eine Armee von mehr als 60,000 Mann eindringen. So würde Fürst Schwarzenberg einen furchtbaren Echellon jetzt hinter sich haben, der jede zweifelhafte Schlacht wiederherstellen könnte. Freilich die nöthige Munition für zwei Schlachten müßte man mit sich führen. Dies ist nicht so viel als man sich gewöhnlich vorstellt. Das 2. Armeecorps verschoß in der Schlacht von Gr. Görschen 5000 Schuß. Das Corps war damals 30,000 Mann stark. Auf 10 Munitionswagen zu 40 Ctr. hätte demnach diese Munition fortgeschafft werden können. Wir führen jetzt bei unserer Armee mehr Zwölfpfünder als damals das 2. Armeecorps, das davon nur einige hatte. Nehmen wir aber, der Zwölfpfünder wegen, die Hälfte mehr Munitionsgewicht an, und zugleich daß die Schlacht doppelt so heftig als jene von Gr. Görschen seyn müsse, so kann man behaupten, daß auf 30 Munitionswagen für ein Armeecorps von 30,000 Manu die Munition für eine zweite Schlacht fortgeschafft werden könne; auf 300 Wagen demnach diese Munition für 300,000 Mann. Was sind 300 Wagen gegen den ungeheuren Troß den wir mit uns führen, zum Theil sehr unnöthig. Es ist demnach ganz unnöthig, des Munitionstransports wegen deckende Corps, vielmehr

eigentlich eine Armee in den Rücken unserer Armee zu stellen und die aus Deutschland nachrückenden Ersatztruppen, Reconvaleszenten pp. sind ja, wenn sie in größeren Massen vereinigt werden, hinlänglich, um alle Versuche des Feindes zu vereiteln, die er in die Nachbarprovinzen (immer nur auf kurze Entfernung) machen könnte.

So eben kommt die Nachricht über die Räumung von Nancy und die Besetzung dieser Stadt durch unsere Truppen ein. Dieses bestätigt, was ich eben gesagt habe. Willkommen in Paris, wenn wir nur ernstlich wollen.

Noch lege ich eine Schilderung der französischen Rüstungen von dem das Nachrichtenfach so ausnehmend gut bearbeitenden Oppen ein.

Mögen Sie Alles mit Wohlwollen aufnehmen.

N. v. Gneisenau.

An Feldmarschalllieutenant Radetzky *).

(Aus Radetzky's Biographie S. 250 f.)

Saint Avold, den 15. Januar 1814.

Nancy ist unser! Der Feind ist des Widerstandes unfähig. Sein Vertheidigungssystem ist wurmstichig geworden. Die Einwohner haben unsere Truppen mit Freuden aufgenommen. Aufstand in Masse, Landsturm, Kohorten! Nichts will mehr fruchten. Das Unglück Napoleons hat ihn dem betrogenen Volk verhaßt gemacht, so wie früher sein Glück selbes blendete. Wir mögen ohne große Gefahren und Anstrengungen in Paris anlangen. Eine solche Schlacht wird weder blutig noch gefährlich seyn.

Als treue Waffengefährten sind wir bereit zu Allem, was der Herr Fürst wünschen wird, mitzuwirken. Rechnen Sie auf Alles was in unseren Kräften steht. Sie, liebe Excellenz, kennen die

*) Chef des Generalstabes bei Schwarzenberg.

Gesetze der Kriegskunst besser als ich, und wissen so wohl als ich, daß es häufig Vortheil bringt, davon abzuweichen, oder vielmehr die Abweichung zur eigentlichen Regel zu erheben. Der Fall scheint mir jetzt eingetreten. Wir haben am Rhein Truppen stehen, deren Zahl zusammengenommen eine furchtbare Armee ausmachen würde. Und zu welchem Zweck? Um Straßburg und Mainz zu beobachten. Wir haben nach Paris vierzehn Märsche, es reichen achtzehn Tage hin, diese Märsche zu vollenden, eine Schlacht zu liefern und einen Waffenstillstand vorzuschreiben.

Um des Sieges ganz gewiß zu seyn, warum sollten wir nicht Alles, was wir am Rhein haben, konzentrisch auf Paris nachrücken lassen! Der höchste Nachtheil, so daraus entstehen könnte, wäre, daß die Garnisonen der genannten beiden Plätze Exkursionen in das benachbarte Land (immer nicht sehr weit) machten. Diesen würde der Landsturm steuern und sie erschweren. Zur Sicherheit der nachrückenden Truppendetachements könnte man die nördlich des Main marschirenden in Kassel, jene südlich dieses Flusses in Ulm vereinigen, und in stärkeren Abtheilungen dem Rhein zumarschiren lassen.

Der Munitionsvorräthe wegen Armeen im Rücken aufzustellen, scheint mir Truppenverschwendung. Wenige hundert Wagen führen die für eine zweite und dritte Schlacht nöthige Munition mit sich, wie sich aus einer leichten Berechnung ergibt. Diese muß die Armee sogleich mit sich führen. Dafür kann man aus unserm ungeheuren Troß eine Menge Wägen ausscheiden. Ob die Armee, welche der etwa bis Melun vorgerückten Hauptarmee Flanken und Rücken decken soll, in Chalons sur Marne stehe oder am Oberrhein, ist an und für sich gleichgültig, wenn nur der Zweck erreicht wird. Aber in unserem besondern Fall, wo es auf eine einzige Schlacht ankommt, um uns zu vollständigen Siegern zu machen und uns in den Stand zu setzen einen Frieden vorzuschreiben, wie wir ihn bedürfen, steht diese Deckungsarmee besser in Chalons als am Rhein, da wir solche dann zur

Schlacht heranziehen können, und den Verluſt derſelben dadurch unmöglich zu machen vermögen.

Euer Excellenz erleuchteter Einſicht und langer Kriegserfahrung unterwerfe ich dieſe meine Ideen. Mancher ſchulgerechte Kriegskünſtler, der den Krieg mit regelmäßigen Belagerungen vom Rhein ab ſyſtematiſch in das Innere von Frankreich hineinführen möchte, und dadurch den Krieg verlängern, deſſen Wechſelfälle vermehren und uns erſchöpfen würde, müßte über meine Verwegenheit das Verdammungsurtheil ſprechen und meine Idee eine exzentriſche nennen. Solche Urtheile würden meine Ueberzeugung nicht ändern. Wenn aber ein Mann wie Sie, Herr Feldmarſchalllieutenant, meine Behauptung mit Gründen widerlegt, die aus einer höheren Anſicht der Dinge geſchöpft ſind, ſo will ich meine Anſicht aufgeben. Ein vorübergehender Nachtheil, und zwar ein verhältnißmäßig kleiner, muß einem dauernden Vortheil untergeordnet werden. Jener iſt die Preisgebung einiger Quadratmeilen, dieſer aber iſt die Vorſchreibung eines Friedens, wie ihn die Ruhe der Völker und die Sicherheit der Throne bedarf.

Laſſen Sie uns daher, Herr Feldmarſchalllieutenant! vorſchreiten und nachziehen, was wir vermögen. Bei Moret, zwiſchen Montereau und Nemours, liegt ein Punkt, von wo aus man Paris auf unblutigem Weg zur Unterwerfung bringen kann, falls der blutige nicht früher bereits dieſe Hauptſtadt unterworfen hätte. Dieſer Punkt liegt unterhalb dem Einfluß der Yonne, Aube, des Armançon, des Kanals von Briaire und Orleans mit der Seine, welche die Erzeugniſſe der fruchtbaren Anländer nach Paris bringen und dieſe Stadt nähren.

Ungefähr daſſelbe wie in den beiden vorſtehenden Briefen ſchrieb Gneiſenau an demſelben Tage auch an Stein und Hardenberg. Das Schreiben an den Letzteren ſchließt:

„Willkommen bald in Paris, wenn wir den Muth haben dorthin zu gehen und den Verſtand es auf die rechte Weiſe zu thun!“

Auch Blücher schrieb an demselben Tage und in demselben Sinn an Hardenberg: „In wenig monate muß es Fride sein oder ich Plantze mein Krigs Panier auf Napoleons Trohn und er marschirt nach Corsika".

Das Folgende ist ein Bruchstück aus dem Tagebuch des Englischen Militärbevollmächtigten im Großen Hauptquartier, Sir Robert Wilson, der auf Gneisenau's Veranlassung vor dem Beginn des neuen Feldzuges von dort versetzt worden war. Ich schiebe es hier ein, als Gegenstück zu den Bemühungen Gneisenau's. Man wird nicht entfernt Wilsons Bericht für wörtlich wahr halten. Aber es ist nothwendig auch von solchen Dingen Kenntniß zu nehmen, um eine volle Empfindung von der Schärfe und Heftigkeit der im Großen Hauptquartier herrschenden Gegensätze zu bekommen. Ich gebe die Uebersetzung und Bearbeitung Bernhardi's *).

— So erzählt Sir Robert von seinem Abschiedsbesuch bei dem Kaiser Alexander und den schmeichelhaften Dingen, welche dieser ihm bei der Gelegenheit sagte, um sich darauf in folgendem Bericht zu ergehen:

„Es fand darauf ein Gespräch über ein gewisses Individuum statt, sowie über ein zweites, das, wie ich zufällig entdeckte, nach England geschrieben hatte, um meine Entfernung aus dem russischen Hauptquartier zu bewirken."

„Was dieses Individuum gegen mich geltend machte, war, daß ich zu dem Waffenstillstand" — von Poischwitz — „gerathen hatte und zum Frieden, für den Fall daß Oesterreich dem Bunde nicht beitrat."

„Da der Mann preußischer Unterthan ist, gedachte ich der Sache gegen den König, der sagte: „„Dem Waffenstillstand verdanke ich meinen Thron, und was gedachten Mann betrifft, so ist er ein bösartiges, intrigantes Wesen (a mischievous, meddling being) das beständiger Ueberwachung bedarf."" — Der König fuhr dann fort und sagte mir, daß er seine Meinung durch seinen Gesandten werde aussprechen lassen, doch, meiner Bitte gemäß, ohne Namen zu nennen."

„Von diesem selben Mann sagte nun der Kaiser: „„Er ist ein Mann von ausschweifender, erhitzter Einbildungskraft und sehr leidenschaftlich. Zwei oder dreimal schon hätte er beinahe unsere Beziehungen zu dem Kronprinzen (von Schweden — Bernadotte) zu Grunde gerichtet. Er war (Bernhardi „ist") ein Agent des hannöverschen Interesses. Seine

*) Sir Robert Wilson, Private Diary etc., London 1861. Bd. II, 223. Bernhardi, Historische Zeitschrift Bd. IX, S. 30. Abgedr. in Bernhardi's Vermischten Schriften, Bd. I. S. auch Pertz III, 331.

Verbindungen mit dem Grafen Münster, eben durch den Brief dargethan, in dem er Sie verklagt, beweisen, daß er in solchen Verhältnissen steht. Er muß überwacht werden. Es trifft sich glücklich, daß er einen König hat, der Urtheil und Vorsicht genug besitzt, um seinen Character richtig zu würdigen und ihn zu beobachten.""

„Von demselben Mann redend, erklärte der Fürst Schwarzenberg gegen mich, daß er sehr bestimmte Gründe habe ihm zu mißtrauen, daß ihm — dem Fürsten — längst offenbar geworden sei, wie dieser Mann unter dem Einfluß einer dem allgemeinen Interesse fremden, Politik stehe, — und General Radetzky sagte mir, noch ehe er um das wußte, was jetzt dem Mann zur Last fiel: „„Ich habe so und so einen Plan zugesendet erhalten und so und so ein Gespräch gehabt — aber ich sage dem Fürsten (Schwarzenberg) daß der Mann da nicht nach seiner Ueberzeugung Rath giebt, sondern wie das Interesse seiner Finanzen gebietet (by the necessities of his purse). — Ich bin überzeugt, daß er ein mauvais sujet ist und in fremdem Sold steht.""

Erräth man wohl, wer gemeint ist?

„Ich nenne nun meinen Ankläger", fährt Sir Robert fort, — „Gneisenau, ein fähiger Offizier, aber solch ein Mensch, wie ich ihn beschrieben habe, und der dem Grafen Münster in dem angegebenen Sinne geschrieben hatte, weil er wußte, daß ich ein redlicher Freund der Verbündeten sei und ein unbestechlicher Diener des Staats."

„Es giebt keine Entschuldigung für eine Regierung, die einem solchen käuflichen Menschen (such a mercenary) auf sein bloßes Wort Glauben beimißt. Niemand ist sicher, wenn solcherlei Agenten als Autoritäten geachtet werden, deren Zeugniß genügt um zu verurtheilen!"

Sollte man es glauben, daß irgend ein Herausgeber, besonders wenn er, wie hier der Fall ist, ein naher Verwandter Wilson's ist — dumm genug sein konnte dergleichen drucken zu lassen?

Boyen an Gneisenau.

Breda, den 19. Januar.

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die mir unter dem 4ten gegebenen Nachrichten, ich habe nicht allein das, was Sie schon gethan hatten, sondern auch das, was Sie noch unternehmen wollen, mit großem Vergnügen gelesen, da es durchaus politisch und strategisch den Umständen angemessen ist. Ich glaube nicht, daß der Feind im Elsaß bedeutende Streitkräfte wird versammeln können, und dies wäre doch eigentlich nur das einzige zu berücksichtigende Hinderniß, was der Feind der schleunigen Ausführung unserer Entwürfe entgegenstellen könnte.

Wenn die Schlesische Armee jetzt eine entscheidende Schlacht gewinnen könnte, so wäre das unter allen denkbaren Beziehungen von einer außerordentlichen Wichtigkeit, indeß glaube ich doch, daß trotz dem Zustande, in dem sich die französische Kriegsmacht eigentlich befindet, Sie dort noch einen harten Stand haben können; man sollte fast glauben, daß, wenn es möglich wäre die französische Armee zu einer Stellungsveränderung zu zwingen, dies bei ihrer gegenwärtigen Composition sehr vortheilhaft für uns werden könnte. Wir haben hier eigentlich beinahe noch in dem

Zustande gelebt, wie es Ihnen mein letzter Brief schilderte; eine kleine Expedition nach Antwerpen abgerechnet, die uns eigentlich das Resultat gegeben hat, daß dieser Ort jetzt nicht mehr mit einem coup de main zu nehmen ist; die Flotte, deren Masten ich wie Moses das gelobte Land gesehen habe, wäre anzuzünden, wenn wir mehr als Feldgeschütz bei nns hätten. Es ist böse, daß Eisgang und mehrere andere Dinge Winzingeroden verhindert haben, bis jetzt über den Rhein zu gehen und daß der langsame Gang der holländischen Bewaffnung uns noch nicht erlaubt hat, einen Mann von unserm Blokade-Corps und Observations-Posten an uns zu ziehen.

Das, was Sie, meine hochgeachtete Excellenz von unserem Diplomatenwesen sagen, ist leider nur zu richtig. Den Grundsätzen, auf welchen man einen Frieden abschließen will, kann ich unmöglich meinen Beifall schenken. Die dauernde Ruhe von Europa, der gegenwärtige Zustand der öffentlichen Meinung und die großen Opfer, die die Nationen gebracht haben, erfordern ganz andere Grundlagen, als die schon halb erfolgte Annahme, eines einst im Uebermuth des Sieges dekretirten Waffenstillstandes. Aller Krieg in der Welt ist in der letzten Instanz angesehen, nichts Anderes als das Bestreben nach einem bessern Zustande; stellt in der europäischen Staaten-Gesellschaft nicht Zwerge gegen Riesen, verhunzt nicht im Duodez-Format den Namen „Souveränetät" und Volk, legt den Begriff „Nation" nur auf solche Erdschollen, die gemeinsames Handels-Interesse haben, durch keine fremde Einwirkung oder unvernünftig gezogene Grenzen an reger Entwicklung gehindert werden, so habt ihr das Recept eines dauerhaften Friedens, eines ehrenvollen glücklichen Zustandes und kommt dem alten Weiberwunsche „ewiger Friede", wahrhaftig näher, als durch Irr-Philosophie und Feigheit.

Einen nicht uninteressanten Aufsatz über die inneren Verhältnisse von Paris im Anfange dieses Monats lege ich Ihnen hierbei; er gehört einem vernünftigen und ruhigen Beobachter. Daß Sie in Ihren Berichten aller Sekten erwähnen, hat mich außerordentlich gefreut, fahren Sie doch ja damit fort. Der Glaube, daß dies früher absichtlich unterblieben sei hat Ihnen viel Feinde gemacht.

Kneſebeck an Gneiſenau*).

Vezoul, den 22. Januar 1814.

Wohl hatte ich in Frankfurt a. M. auf Ihren mir dort noch zuletzt geschriebenen Brief geantwortet — aber Sie hatten mir wehe, mir Un-

*) Dieſer eigenhändige Brief Kneſebecks befindet ſich unter den nachgelaſſenen Papieren Gneiſenau's. Der unter den Actenſtücken im Anhang befindliche deſſelben Datums und zum Theil wörtlich deſſelben Inhalts iſt ebenfalls ein eigenhändiger Brief, der ſich im Kriegs-Archiv des Gr. Generalſtabes befindet, wohin er aus dem Nachlaſſe Kneſebecks gelangt iſt. Er iſt alſo nicht abgeſchickt worden. In dem Hauptgegenſtande der Correſpondenz widerſprechen ſich beide Ausfertigungen direct. Die nicht abgeſchickte erklärt es für den größten Fehler dem

recht gethan, — ich fühlte mich unverdienter Weise gekränkt; — so hatte ich geschrieben — ich las den Brief noch einmal durch, und um Sie nicht zu reizen, habe ich ihn nicht abgeschickt. Er ist noch unversiegelt unter meinen Papieren, und soll nun, so wie ich ihn auffinde verbrannt werden. Denn gerne schlage ich in die Hand ein, die Sie mir reichen, um vereint zu dem großen Ziele zu wirken, dem ich glaube, wir so nahe sind.

Nur glaube ich noch wie immer, müssen wir dem Zufalle dabei, so wenig als möglich überlassen. Die Sache für die wir kämpfen ist von zu großer Wichtigkeit.

So wenig wie ich deshalb auch an alten Kriegsregeln hänge, sondern meine Kriegskunst möchte ich sagen mich für mich gebildet; — oder eigentlich gar keine habe, sondern jedesmal nur meiner Urtheilskraft folge, zu thun, was die Lage der Sachen für den Augenblick erfordert; — so kann ich doch aufrichtig gestanden Ihrer Idee, alle Corps in den Rücken heranzuziehen nicht beistimmen.

Wir würden dadurch unser Spiel allein auf eine Schlacht setzen, und dazu ist es zu hoch. So ging Napoleon immer zu Werke, und wir haben gesehen, daß es nicht weise ist. Auch setzt dies voraus, daß wir vier- bis fünffache Munition gleich bei uns hätten. Dies haben wir aber nicht, sondern müssen selbige erst von der Oder und von der Donau herholen. Während dem wird der Moment der Schlacht, die wir schlagen müssen längst gekommen sein. — Auch ist wohl noch sehr zu überdenken daß wir nicht den Fehler wie 1792 zum zweitenmale begehen.

Man weiß noch nicht wo Napoleon sich concentrirt. Man setzt nur voraus er wird es bei Paris thun. Wie, wenn er es nun aber nicht thäte? — sondern etwa bei Moulins*) oder Clermont mit allen Conscribirten, Gensdarmen Douaniers, und einem Theil der Garden sich sammelte, und belehrt durch Moscau das Manöver von Kaluga wiederholte. — Mir scheint dieser Fall gar nicht unwahrscheinlich, denn nur das Kühnste kann ihn retten; von der Hauptstadt darf er in diesem Augenblick diese Rettung nicht hoffen; — sie wird ihn nur embaraſſiren; wohl aber könnte ein Manöver ihm zu Hülfe kommen, das er auf Genf oder Basel und längst den Rhein à la Custine machte; — und durch welches er sich mit 200,000 Mann auf unsere Communication etablirte, und die Munition abschnitte; indem er selbige in den Rhein-Festungen fände.

Vor allen Dingen glaube ich also müssen wir von Langres aus erst erforschen, wo Napoleon steht und sich gesammelt hat.

Durch die Besetzung und hinter sich Habung der Punkte Langres, Dijon, Lyon, Neufchateau, Toul; die Avant-Garden vorpoussirt gegen Chalons und Troyes, die Haupt-Corps bei Joinville, Chaumont, haben wir den letzten Gebirgszug überstiegen der uns von den Ebenen der

---

Feinde jetzt Zeit zu lassen. Die andere verlangte Unterhandlungen, um jetzt Zeit zu gewinnen. Ich weiß den Widerspruch nicht anders zu erklären, als daß Knesebeck mittlerweile die Ansicht des Königs eingeholt hatte. Der nicht abgesandte Brief ist bisher von Droysen (York) und Bernhardi (Toll) benutzt worden.

*) Am Allier.

Marne und Seine trennt, und sind im Besitz aller großen zwischen dem Rhein und Paris, mit dem Rheine parallel laufender Straßen. Wir haben so zu sagen eine zweite Basis an dieser Straße. Bis hieher mußten wir ohne weiteres vorgehen; — von hier an, müssen wir erst wissen, wo unser Feind steht, weil jedes Fehlschießen, von jetzt an sehr gefährlich werden kann. Ich will z. B. einmal annehmen, Napoleon habe bei Moulins sich gesammelt; wir aber glaubten ihn bei Paris und marschirten in der Direction; er aber von Moulins über Beaune, Besançon, nach Belfort; — wie würde in kurzem unsere Lage sein? — Hier scheint mir also der Punkt gekommen zu sein, wo die Negoziations anfangen müssen; sie müssen so geleitet werden daß sie nicht über 10 bis 14 Tage dauern, und in diesen 14 Tagen müssen wir erforschen wo Napoleons Sammelplatz ist, und darnach unsere Operationen richten. — Ohne dies bestimmt zu wissen, halte ich jedes weitere Vorgehen für sehr gefährlich.

Dies ist meine Meinung — ich kann mich irren und ersuche Sie mir aufrichtig die Ihrige zu sagen. — Was ich vielleicht zu behutsam bin, sind Sie vielleicht zu kühn. Ein Zusammenbringen unserer Meinungen kann deshalb nur von Nutzen sein. Der Himmel sei mit uns; und erhalte Sie

Kneseбeck.

Kneseбeck an Gneisenau.

Langres, den 24. Januar 1814.

Ich komme soeben hier an; — und höre daß Laharpe*) von Paris angekommen ist; — noch weiß ich nicht was er bringt, noch was man hier für Ansichten über unsere weiteren Operationen hat.

Niemand weiß, wo der Feind steht, das heißt eine bedeutende Masse. Sollte keine existiren, sondern wirklich unser Gegner nur Mortier, Victor, Marmont, Macdonald und ein 50,000 Conscribirte gegen uns haben, so könnte dies meine Ansicht ändern; so wie wenn etwa sich eine bedeutende Stimme für uns zeigte; als man von Lyon zum Beispiel vermuthete. Man sagte sogar es wäre von den Lyonern eine Deputation unterwegens; auch erzählte man Napoleon solle die Pariser National-Garde aufgelöst haben.

So wie ich über alle diese Sachen mehr ins Reine bin, werde ich Ihnen wieder schreiben. Bis dahin Adieu. Gehalten glaube ich es, daß wir von jetzt, nämlich die schlesische und boehmische Armee, in unmittelbarer Verbindung halten; und stimme deshalb ganz Ihrem Manöver bei mit dem Sie sich mehr links auf Joinville gewandt haben.

Stein an Gneisenau.

(Pertz, Stein III, 518.)

Langres, den 24. Januar 1814.

Die Briefe Euer Hochwohlgeboren lege ich jedesmal dem Kayser vor, der einzig kräftig edel dasteht und die Rathschläge der Erbärmlichkeit

*) Der Erzieher Kaiser Alexanders.

und Schwäche von sich weist. Das Reich des Tyrannen wird untergehen — und die Sache des Rechts und der Freyheit wird siegen.

Pozzo ist hier, Castlereagh wird diesen Abend erwartet, und wir gehen balde von hier. —

Ich habe Ihrem Wunsch gemäß Gruner das Gouvernement vom Donnersberg, Rhein und Mosel, und Saone-Departements gegeben, ich werde Ihnen mit der nächsten Gelegenheit das Nähere über die Departements-Organisation schicken. — Leben Sie wohl und glücklich, empfehlen Sie mich dem Feldmarschall, dem ich mit nächstem schreiben werde.

An Stein.

Dammartin le St. Père, den 27. Januar 1814.

Ew. Excellenz gütige Zuschrift aus Langres habe ich heute erhalten. Die Zusicherungen die Sie mir darin über die Beharrlichkeit des Kaisers Alexander geben, belebt meine schon beflügelten Hoffnungen auf's Neue. Wenn der edle Kaiser in einem solchen Sinne verfährt so rettet er nicht allein, wie er bereits gethan hat, Europa sondern er wird auch der Wohlthäter Frankreichs. Warum sollte er nicht ein Ungeheuer vom Thron stoßen, das den seinigen umzustürzen vorhatte? Er ist es seiner Nation und der Geschichte schuldig, eine solche Nationalrache zu nehmen.

La Harpe ist, wie ich höre, im Kaiserlichen Hauptquartier. Knesebeck schreibt mir, es wäre nun, auf den Punkten worauf die Armeen angekommen sind, zeitgemäß, einen Waffenstillstand zu machen, wäre es auch nur um Zeit zu gewinnen und zu erfahren, wo der Feind stehe. Dies sind bedenkliche Dinge und Reden; ich muß dagegen warnen.

1.) Die feindliche Armee ist schwach, von schlechter Zusammensetzung und muthloser Stimmung. Dies sagen einstimmig alle Nachrichten, die uns durch unsere Kundschafter, durch die Royalisten, und selbst durch Angestellte der Bonaparte'schen Regierung zukommen. Unser Obristlieutenant von Oppen hat das Nachrichtenfach in guter Ordnung. Er, der General Müffling, wir alle, können an Truppen, die aus Belgien, an der angefallenen Grenze, und in Paris gesammelt werden mögen, nicht mehr als höchstens

80,000 Mann zusammen rechnen; aber wenn es auch 100,000, selbst 120,000 Mann wären, wie könnte sich eine solche Armee gegen unsere Truppen wehren? Ich habe die Gelegenheit genommen, den Rittmeister Panczulicheff, einen intelligenten russischen Offizier bei Gelegenheit eines von der Garnison von Stettin zu Napoleon gehenden Obristen mit ihm zu dem nächsten feindlichen General zu senden um zu sehen. Er kann nicht genug den schlechten Zustand der feindlichen Truppen schildern. Seinen Bericht lege ich Ew. Excellenz zu weiterm Gebrauch bei. Und mit solchen Truppen sollten wir Waffenstillstand oder gar Friede schließen; Wir, mit einer großen Armee im Gefühl ihrer Siege? Von Moskau gekommen um wenige Märsche von Paris sich durch einen verruchten Verräther täuschen zu lassen?

2.) Die Stimmung ist durchweg gegen Napoleon. Man ist seiner Tyranney und seiner Ehrsucht müde. Seinen Lügen glaubt man nicht mehr. Wäre ein Bourbon bei unseren Armeen, und verspräche man Amnestie, Beibehaltung der Plätze pp. alles würde sich offen für uns erklären. Die herrschende Furcht ist, wir möchten Friede schließen und ihnen den Tyrannen lassen.

3.) Man lasse sich nicht durch die Vorspiegelung täuschen, der Feind könne sich gegen unsere Communication mit dem Rhein bewegen, während wir dies gegen Paris thun. Der Feind hat zu einer solchen Offensive keine Kräfte. Aber gesetzt, er hätte sie, und er versuchte diese Offensive, so müßten wir gerade deshalb auf Paris loseilen, weil wir dies dann um so schneller thun könnten. In der Hauptstadt Frankreichs ist alles centralisirt, die Meinung, die Litteratur, die Regierung, die Hülfsmittel. Was in Frankreich durch Geburt, Reichthum, Rang, Talente eminent ist, wohnt in der Hauptstadt, nicht wie meist anderswo auf dem Lande. Die Hauptstadt Frankreichs erobern, will daher mehr bedeuten, als Wien oder Berlin in Besitz nehmen. Mit dem Besitz der Hauptstadt lähmen wir alle Nerven der Regierung und gebieten den Frieden.

4.) Ich bin daher der Meinung daß Napoleon sich unmittelbar vor Paris aufstellen wird, und zwar um so mehr da die Stimmung in Paris sehr zweideutig ist, und nur die Gegenwart einer Armee ihm die Ruhe der Hauptstadt verbürgt. Dort hat er den ganzen Apparat der Regierung in seinen Händen, Senatoren, Staatsräthe, Polizei und Gensdarmen.

5.) Besser ist, den Frieden zu gebieten, als darum zu unterhandeln. Die Diplomaten sind ein eitles Volk; ein bestimmter Zeitraum kann ohne dies nicht einer diplomatischen Verhandlung angewiesen werden, jene werden also, wenn man in eine Unterhandlung mit Waffenstillstand willigt, diese über die Gebühr verlängern und Napoleon eine für sich kostbare Zeit gewinnen. Strategie ist die Wissenschaft des Gebrauchs von Zeit und Raum. Ich bin weniger geizig auf diesen als auf jene. Raum mögen wir wiedergewinnen; verlorne Zeit nie wieder. Daher zur Schlacht, ehe sich der Feind besinnt. Sie wird weder blutig noch gefährlich sein.

Die Vorsehung hat uns hieher geführt. Wir mögen Rache nehmen für so viele über die Völker gebrachte Leiden, für so viel erduldeten Uebermuth, damit das discite justitiam, moniti, non temnere divos bewährt werde. Thun wir es nicht, so sind wir Elende, die es verdienen, alle zwei Jahre einmal aus ihrer trägen Ruhe geschreckt und mit der Sklaven-Geissel bedroht zu werden. Von des edlen Alexanders Seite kann uns so etwas nicht kommen, aber ich kenne wohl Leute die stets Gespenster sehen.....

Gott erhalte Ew. Excellenz. Mit unverbrüchlicher Anhänglichkeit

Ihr treuergebener

N. v. Gneisenau.

An Stein.

Brienne, den 28. Januar 1814.

Der Oberst von Steigentesch ist aus dem Schwarzenbergschen Hauptquartier in das unserige geschickt worden, um uns zu be-

wegen unsere Märsche aufzuhalten. Man wird dort, wie ich sehe, unschlüssig. Ich beschwöre Ew. Excellenz den Leuten dort Muth einzusprechen. Ich habe für den Feldmarschall Blücher ein Schreiben an den Fürsten Schwarzenberg aufgesetzt*), worin ich die Gründe entwickelte, die uns bestimmen müssen jetzt immer vorwärts zu gehen um eine Schlacht zu suchen. Selbige wird nicht gefährlich sein und wir werden leichtes Spiel haben. Zeitgenossen und Nachwelt würden uns nicht vergeben wenn wir, so nah am Ziele, davor zurückweichen. Es giebt aber noch einen Grund, ja nicht stehen zu bleiben; dies ist die Verfahrungsweise der Russen. So lange man im Marsch bleibt sind die Excesse seltner; so wie man mit ihnen zum Stillstehen kommt, fangen die furchtbarsten Unordnungen an. Viermal habe ich jetzt die Erfahrung gemacht. Dieses könnte wirklich die Einwohner gegen uns in die Waffen bringen. Ueberdies sind die Hochebenen, welche wir in der letzten Zeit durchschritten haben, nicht so fruchtbar, daß sie uns mehrere Tage ernähren könnten. Nähern wir uns hingegen in der zeitherigen Richtung Paris, so sind wir die Herren der Aube, Yonne, Seine, des armançon und des Kanals von Briare und benutzen den Wassertransport für unsere Subsistenz, während wir diese der Hauptstadt entziehen und selbige dadurch vielleicht zur schnellen Unterwerfung bringen. Unser Corps Tscherbatoff steht noch sechs Märsche von Paris von Pougy nach Ramerup, in gleicher Höhe mit Troyes und wir sollten Halt machen!!

Wenn meine Ideen im Schwarzenbergischen Hauptquartier nicht Eingang finden, so bitte ich Ew. Excellenz, Seiner Majestät dem Kaiser zu rathen mit den Russen und Preußen allein die Unternehmung zu machen. In wenigen Tagen haben wir, die Schlesische Armee, 80,000 Mann versammelt. Ueberdies ist die Avantgarde von Wittgenstein, unter Pahlen, dicht neben uns. Der Kaiser mag seine Reserven, Grenadiere und Garden vorrücken

*) Dies Schreiben, ganz ähnlichen Inhalts, wie das voraufgehende an Stein, ist gedruckt bei Bernhardi, Toll IV, 268.

laſſen, und wir ſind ſtark genug, um Alles über den Haufen zu werfen, was ſich uns entgegenſtellt.

Möchte ſich der Kaiſer das heutige Schreiben des Feldmarſchalls an den Fürſten Schwarzenberg geben laſſen. Darin habe ich unſere Meinung frei ausgeſprochen. Es iſt endlich einmal Zeit, daß man wiſſe, was man will und ſich der Geſchenke der Vorſehung würdig zeige.

Gott erhalte Ew. Excellenz

N. v. Gneiſenau.

An Stein.

(Pertz, Stein III, 532.)

Brienne, den 2. Februar 1814.

Ew. Excellenz ſind bereits früher, als ich Ihnen dieſe Nachricht zukommen laſſen kann, von unſerem geſtrigen Siege unterrichtet. Wir haben die vorletzten Kräfte des Feindes zerſtört; die letzten ſollen auch bald vernichtet ſeyn. Bei dieſem neuen Kampf hat Napoleon kein Feldherrn-Talent gezeigt; die Hartnäckigkeit, womit er die zweite Hälfte deſſelben durchfocht, war allein zu loben. Er führte noch in der Nacht die junge Garde zur Wiedereroberung des Dorfes La Routiere mit großer Entſchloſſenheit heran, und ſetzte ſich dabei ſehr aus.

Ich hoffe, daß man nun wenigſtens ſich zu größeren Ideen erheben und nicht einen Frieden mit einem Böſewicht ſchließen wird, der alle Regenten beſchimpfte? Die dies thun wollen, verdienen auf's neue durch den Kaiſerlichen Jakobinismus gezüchtigt zu werden, der ſie durch die ſtete Furcht peinigte, ihrer Präfekten-Throne verluſtig zu werden.

Man ſagt mir, es beſtehe eine Partei gegen den Fürſten Wolkonsky. Ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er ſich geſtern mit einer zuvorkommenden Bereitwilligkeit in Herbeiführung der Reſerven, der Garden, in Ergänzung der Munitionen benommen

hat, eine Bereitwilligkeit, die man nicht immer findet. Dagegen muß ich mich sehr über die Insolenz des Generals Toll gegen den Feldmarschall beschweren, und dieser durch seine Insolenz so bekannte Toll könnte leicht an Wolkonsky's Stelle kommen, der einen sanften Charakter hat und mit dem leicht zu verhandeln ist, während daß Toll mit dem starrsten Eigensinn auf den verrücktesten Ideen beharrt. So wollte er gestern durchaus alle Reserven gegen unsern rechten Flügel gerichtet wissen, während ich darauf bestand, daß solche gegen unser Centrum geführt würden. Hätte man seiner Meinung gefolgt, so ging die Schlacht verloren, denn der Feind hatte seine Hauptmacht bei dem Dorfe La Routiere, in seinem Centrum.

Gott erhalte Ew. Excellenz und bleiben Sie mir gewogen

N. v. Gneisenau.

An demselben Tage schreibt Gneisenau an Hardenberg: — „Da (in Paris) mögen wir wieder einen Bourbon einsetzen, der in Frankreich friedlich regieren und schon allein durch seine Gemüthsstimmung und die Art seiner Erhebung niemals geneigt sein wird, seine Nachbarn zu beunruhigen. Dabei muß man Frankreich solche Gränzen geben, die es nicht mehr furchtbar machen."

Der nachfolgende Brief ist von Amalie von Helwig geb. v. Imhof, der Dichterin und Uebersetzerin der Frithjofs-Sage. Gneisenau hatte in der Zeit des Frankfurter Aufenthaltes viel mit ihr verkehrt und sie hatte sein Interesse in hohem Grade erregt. Die Dichterin lebte später in Berlin und Gneisenau blieb ihr sein Lebenlang in naher Freundschaft verbunden. Der Brief an sich ist ohne Bedeutung, ich gebe ihn nur als einen von einer sehr großen Zahl, die bis zuletzt denselben Geist der enthusiastischen Verehrung athmen. Der Gemahl der Dichterin war ursprünglich in schwedischen Diensten, trat dann in preußische über und starb als General.

Amalie v. Imhoff (Helwig) an Gneisenau.

Heidelberg, den 11. Januar 1814.

Schon seit mehreren Tagen ringe ich, und, wie Sie mein edler Freund ersehn, vergebens mit dem Entschluß Ihnen diese Zeilen zu ersparen — Sie in Mitte glorreicher und mühevoller Beschäftigungen nicht, auch nur für einen Augenblick an fremdartiges zu erinnern — doch hat meine geschäftige Helferinn meinem Gefühl ein so weiches Kissen untergeschoben, indem sie diesem die Hoffnung giebt, es könne Ihnen ja nichts fremdartig seyn was von Ihnen ausgehend sich wiederum allein auf Sie bezieht, wie es diese wenigen Zeilen thun, die ich nur darum nothwendig nennen möchte, weil alles unabänderliche auch nothwendig sein muß. —

So seyen Sie mir denn tausendfach in diesem neuen Jahre gegrüßt, wohl darf ich hinzusetzen gesegnet, wie Sie das alte Jahr zugleich mit den Ufern des Rheins verlassend hinüber traten in ein neues Feld des Sieges über welches Sie auch Freiheit und Friede zu verbreiten bestimmt sind. Der Uebergang in Manheim ließ mich ahnden was bei Ihnen geschehen werde, und nie feierte mein Herz stiller ein ahndungsvolles Ereigniß. — So gläubig und freudig im Ganzen für alle das beste hoffend steht das zaghafte Weib doch mit bangen Schrecken gefesselt, wie das Bild des theuren Freundes ihr aus dieser gestaltlosen Masse in wohlbekannten so leicht vergegenwärtigten Zügen hervortritt. — Ich fühle mich so schwach, so aller Kraft entbehrend welche Vernunft, ja die freudigste Begeisterung für eine heilige Sache geben soll. —

Haben Sie denn Geduld mit mir — aber auch die Geduld welche sich in thätiges Gefühl verwandelnd — Mitleid heißt. — Alles geht so gut, aber man spricht doch noch von entscheidenden Schlägen. — Lassen Sie mich das Gerücht einer solchen Begebenheit nicht so kalt aus fremden Munde erreichen — erlösen Sie mich, ich bitte Sie darum, aus der Knechtschaft dieser Zeitungen die so viel und so wenig enthalten. Gönnen Sie mir den Trost, die unaussprechliche Beruhigung durch zwei Worte Ihrer Hand — wenn Sie wollen, durch einen Adjutanten, zu erfahren wo Sie sind — wie Sie sich befinden. Die Nachrichten über tief nach Frankreich verbreitete Krankheiten erschrecken fast noch mehr meine Vorstellung — stellen Sie sich denn vor, ich bäte im Namen Ihrer Kinder — um Vorsicht gegen diesen schlimmsten Feind — gebrauchen Sie diese doch — nicht für sich — um der Ihrigen — um einer Freundin willen, die flehentlich darum bittet. — Ich darf mich wohl nicht schämen zu gestehen, daß recht heiße Zähren Sie in diesem Augenblick um Schonung Ihrer theuren Gesundheit bitten — wir Frauen sind einmal so geschaffen daß wir mit allen Kräften unseres Daseins dem anhangen, den wir wahrhaft achten. — Ich weiß gewiß daß ich im Namen mancher edlen Freundin, vieler theuren Entfernten spreche — mein Recht hiezu ist gewiß das allergeringste, das letzte wie ich gerne glauben will. — — Betreten Sie kein Krankenhaus — nehmen Sie Ihr eigenes Bett wär's auch nur frisches Stroh — ach, und vor allem lächeln Sie nicht indem Sie diese Zeilen lesen.

Vertrauend empfehle ich Sie in die waltende Obhut des Höchsten — in seiner Hand ruhen unsere Hoffnungen und Schmerzen. Vermuthlich trifft Sie dies in tausendfachen Zerstreuungen der Pflicht über sich selbst — möchte es Sie daran erinnern daß Sie so vielen Guten Ihre

Erhaltung schuldig sind. — Zwei Zeilen nur brauchen Sie mir zu sagen ob Sie dieses Blatt erhalten. Ihre Freundschaft wird sie mir nicht versagen.

Amalie.

Major v. Falkenhausen an Gneisenau.

Gien bei Masset, den 28. Januar 1814.

Euer Excellenz werden aus meinem Rapport von heute an des Herrn Feldmarschalls Excellenz mit mehrerem: die unglaublich gute Stimmung der Einwohner in der ganzen Gegend bis an die Maas entnommen haben. Die Beförderung der guten Sache stets vor Augen habend, ist es meine Pflicht Euer Excellenz mit den Mitteln bekannt zu machen, welche man hier für jene aufzubringen im Stande wäre.

Meine Ansicht, die ich der Weisheit eines reiferen Ermessens gerne unterwerfe, wäre nemlich folgende:

„Es müsse schnell eine National-Garde, eine Art Landsturm gebildet und mit diesen die Festungen Luxemburg, Longwy, Givet, Rokroy ꝛc. berannt werden".

Hierzu finden sich die Einwohner sehr bereit, denn eine solche Blokade ist eine Art Beschützung ihres eigenen Heerdes, welcher durch Ausfälle leiden kann. Durch Proklamationen, die man in die Festungen schickt, wird die Garnison zur Desertion verleitet. Die National-Garde und die Conscribirten des Landes, welches einen großen Theil der Garnisonen ausmacht, werden geneigt sein, auf die Seite ihrer eigenen Landsleute zu treten, indem sie dadurch wenigstens ein momentanes Ende ihrer Leiden erblicken; sie werden sich auf ihre Väter und Kinder zu schießen weniger erlauben, als auf fremde Soldaten, von denen sie glauben mißhandelt zu werden; der Schwindel wird sie ergreifen und die Commandanten müssen sich ergeben.

Ferner müßten

„die Resourcen des Landes in den Fonds für die Vertheidigung des Vaterlandes fließen".

Zu diesem allen ist nothwendig:

Einen Civil- und einen Militairgouverneur „für die österreichischen Niederlande" zu senden, welche beide mehrere Employés gleich mitbringen müssen. Sämmtliche Herren müßten der französischen Sprache vollkommen mächtig und Vollmacht mitbringen. Daß es hierzu keinen besseren als den Herrn Staatsrath Gruner giebt, habe ich in Düsseldorf deutlich bemerkt und hier würde derselbe noch mehr Satisfaction haben. —

Um den vorgesetzten Zweck zu erreichen, bedarf es hier weder Militairs, noch Geld, noch Waffen noch sonst etwas, das Land liefert alles, nur des Mannes bedarf es, der die Geschäfte leitet. — Spätestens 10 bis 12 Tage nach Ankunft desselben soll wenigstens Luxemburg umringt sein.

Ich glaube von Euer Excellenz nicht als Schwindler gekannt zu sein. Ich weiß, was die Wichtigkeit eines Rapports ist und glaube weniger versprochen zu haben als geleistet werden wird. Von einem Volk, welches die Fahnen vom Hochaltar nimmt und mir in ziemlich blutiger

Affaire mit denselben unaufgefordert voranreitet, so daß ich nur folgen durfte, das von allen Seiten sich zum Kampf anbietet, von einem Volk welches in den ältesten Geschichten als eines der muthigsten bekannt und so gestimmt ist, läßt sich alles erwarten, wenn es gut geführt wird.

Genehmigen Euer Excellenz die Versicherung meiner unbegränzten Hochachtung, mit welcher ich zu verharren die Ehre habe als

Euer Excellenz

unterthänigster

Falkenhausen.

Gibsone an Gneisenau.

Danzig, den 7. Januar 1814.

Der General Massenbach ist schon hier, und hat viel Festigkeit gegen die Russen gezeigt, die zwar etwas nachgegeben haben, aber die Preußen doch eigentlich in Nichts, was das Gouvernement Danzigs betrifft mischen lassen wollen. Es ist immer ein Versehen, daß vom Kaiser keine Ordre an den Herzog von Würtemberg gekommen ist, die Festung zu überliefern; indeß hätte dieser doch können den Dohna zum Commandanten anstellen, da er einsehen muß, daß Danzig nicht russisch bleibt. Es wäre sehr zu wünschen, daß ein Befehl vom Kaiser dieser fatalen Ungewißheit ein Ende machte, denn sonst bleibt Danzig ein Schutthaufen, da Niemand etwas thut, noch thun wird, es zu heben. Das Uebel rührt anfänglich von der Erwartung der Russen, daß sie Danzig behalten würden, und nun wollen sie es ungern aufgeben. Man sagt auch bestimmt, daß der Senat dem Herzog die Erklärung hat thun lassen, Danzigs einzige Rettung bestehe in seiner Unabhängigkeit unter russischem Schutz, wodurch vermuthlich die Russen sich werden verleiten lassen hier noch länger zu verweilen. Hingegen haben mehrere Kaufleute dem Gouverneur den heißen Wunsch geäußert, unter preußische Herrschaft wieder zu kommen, was ein Jeder sicher wünschen muß, der nicht zum Senat oder zu den Zünften gehört.

Bei dieser Gelegenheit bin ich um so mehr überzeugt, man müsse den Danzigern gewissermaßen Vormünder in den Organisationspersonen setzen, die nach Grundsätzen des allgemeinen Wohls streng handeln, ohne sich im Geringsten durch individuellen Rücksichten irre führen zu lassen. Daher sollte man Niemanden zu jenem hohen Beruf anstellen, den man nicht ganz vortheilhaft kennt, und zumal keinen Danziger, der nicht einen unbezweifelt guten Ruf hat, denn man ist gar zu geneigt durch persönliches Interesse sich verleiten zu lassen. General Massenbach ist zwar alt, hat aber den besten Willen, und einen vortrefflichen Gehülfen in Graf Dohna.

Der Poulett muß ein böser Mensch sein. Er hat nie frei gegen den Herzog gesprochen, sondern sich stets gebückt um Orden und Rang zu bekommen, ohne daß man recht weiß wofür. Durch den Herzog hat er in diesen Tagen den Senat bewegen wollen, seinem würdigen Freund, Namens Arnoldi — früher ein Schauspieler, jetzt ein Spieler — den Posten als Mühlen-Junker in der Stadt zu ertheilen, der ein paar Tausend jährlich einbringt und stets einem verarmten Bürger pflegte gegeben

zu werden; indeß wird wohl dies nicht gelingen, da Dohna und Massenbach sich dagegen geäußert haben. Man sagt Poulett habe ein russisches Patent in der Tasche als General, und es sieht allerdings darnach aus, da er mehr gegen als für Preußen sich zeigt.

In meinem Letzten ersuche ich Sie den Sir Ch. Stewart wieder zu bitten, mich als General-Consul zu empfehlen. Wenn es auch nur für ein Jahr ist und ohne Gehalt, so bin ich's zufrieden. Ich würde dadurch mehr Einfluß bekommen, und könnte bei der Regeneration Danzigs nützlicher sein, wie ich denn wiederum dadurch auch im Posten mehr würde wirken können. Will man aber mich nicht wählen, so ernenne man doch einen Andern, da es ja schlimm ist, daß in ganz Preußen kein englischer Consul, oder höchstens nur Einer, sich befindet.

An Gibsone.

Soudron zwischen Arcis und Chalons s. M., den 6. Februar 1814.

Mein theurer Freund!

Es thut mir leid, daß die Schnelligkeit womit sich die Begebenheiten ereilen, mir nicht erlaubten Ihnen von unserm Gefechte bei Brienne am 29. Januar und von der Schlacht bei La Rothière am 1. Februar sogleich Nachricht zu geben. Das Kriegesglück ist uns abermals günstig gewesen. Wir waren nur mit einem Viertheil der Schlesischen Armee — die andern drei Viertheile hatten andere Bestimmungen — gegenwärtig; auf unser Glück vertrauend, gab man ein Oesterreichisches Armee-Corps nebst den Baiern und Würtembergern am 1. Februar unter des Feldmarschalls Blücher Befehl. Die Truppen wurden von den Unterfeldherrn größtentheils gut geführt; alles traf zur rechten Zeit ein. Der Feind ward aus seiner ersten Stellung und dann nach und nach aus den vier Dörfern die er besetzt hatte, getrieben. Er wehrte sich hartnäckig und suchte besonders sein Centrum, das Dorf La Rothière, wieder zu erobern. Napoleon führte selbst die junge Garde heran, allein alle seine Anstrengungen waren vergebens, er mußte, nachdem einige Stunden in die Nacht hineingefochten worden war, uns das Schlachtfeld überlassen. Unser Armee-Bericht den Sie früher erhalten haben werden, als diesen

Brief, wird Sie näher über unsere Bewegungen unterrichten. Am 29sten bei Brienne war der Feldmarschall und ich und noch einige des Gefolges während der Dunkelheit der Nacht zweimal in Gefahr, dem Feind in die Hände zu fallen.

Am 3ten d. Mts. hat die Avantgarde des York'schen Corps einen Theil des Macdonald'schen Corps geschlagen, und gestern hat General York Chalons a. M., worin sich Macdonald mit seinem Corps befand, angegriffen und ihn genöthigt die Stadt durch eine Capitulation zu verlassen, zufolge welcher die Stadt und alle Vorräthe unversehrt übergeben werden sollte. Dies ward jedoch nicht gehalten, sondern die Brücke gesprengt und der Branntwein in den Magazinen vergossen. Gestern erreichten wir hier ein aus Vitry ziehendes Corps, kanonirten es nach und nahmen ihm eine Kanone und 82 Pulver- und Mehlwagen ab. Von Morgen an ziehen wir gegen Paris. Die französischen Generale sind in Verzweiflung. Eine Bombe zündete gestern die Wohnung des Marschall Macdonald an. Er sagte: „Je voudrais que cette bombe m'eut tué moi-même".

Das Volk ist Napoleons Herrschaft, mit nur sehr wenigen Ausnahmen von Herzen überdrüssig. Man sehnt sich nach einem ruhigen Bourbon, der Friede mit den Nachbarn hält. Man findet viel Gutmüthigkeit und Bereitwilligkeit. Aber die Verwirrung der Sprache, die Ungenügsamkeit des Soldaten und die Plünderungssucht — unsere Preußen machen hiervon Ausnahme — bringen die Leute um alle ihre Besonnenheit. Viele gehen umher wie wahnsinnig, und manche sind es wirklich schon. Der Schrecken geht vor uns her und Hungersnoth folgt uns. Hier und da sind die Truppen von den Bauern mit Gewehrschüssen empfangen worden; im Ganzen ist das Land ruhig, was bei den vielen Excessen der Soldaten und bei dem reizbaren Charakter der Nation wirklich ein Wunder ist.

Ihrem Wunsch in Betreff des Consulats habe ich an Sir Charles Stewart gelangen lassen, darauf aber noch keine Antwort

erhalten. Ueber die Danziger Angelegenheiten habe ich auch dem Staatskanzler geschrieben, aber ebenfalls noch keine Antwort erhalten.

An Stein.

Soudron, unweit der Straße von Chalons nach Arcis, den 6. Februar 1814.

Seit meinem letzten sind wir thätig in Verfolgung des Feindes gewesen. Gestern kamen wir hier um zwei Stunden zu spät, sonst hätten wir ein feindliches aus Vitry marschirendes Corps gefangen genommen. Wir kanonirten selbiges noch, und nahmen ihm eine Kanone und 82 Wagen ab. General York hat den Marschall Macdonald gezwungen, die Vertheidigung von Chalons aufzugeben. Wir rücken nun von hier aus mit dem Corps von Sacken, dem halben Corps Langeron, dem York'schen und Kleist'schen Corps auf Paris los, um dort unser Heil zu versuchen.

Während wir die linke Flanke des Feindes umgehen, geschieht dieses auf der rechten Flanke des Feindes durch die andern Armeen. Es läßt sich nicht bestimmen, welche Armee zuerst gegen Paris glücklich sein wird. Bezwingen werden wir diese Stadt, wäre es auch nur durch den Mangel, wenn sie sich nicht vorher freiwillig unterwerfen sollte. Früher oder später werden wir demnach in Paris einziehen und da sind einige Vorschriften nöthig.

Ew. Excellenz wissen, daß die Bevölkerung von Paris größtentheils aus Nichtshabern besteht; überhaupt liebt der Franzose nicht Geld auszugeben, wo es nicht auf Befriedigung seiner Genüsse oder seiner Eitelkeit ankommt, man muß es daher vermeiden, der ärmern Klasse in Paris die Lasten der Einquartierung aufzulegen, wenn man nicht durch die Ungenügsamkeit der gierigen Einquartierten — und aus solchen besteht der größte Theil unserer Armeen — das Bettelvolk der untern Klasse reizen will. Ich habe seitdem ich in Frankreich bin, bemerkt, wie wenig der Franzose sich in die unvermeidlichen Lasten des Kriegs findet. Viele Per-

sonen gehen wie wahnsinnig umher und mehrere sind es schon, unter andern hier der Pfarrer, wo der Feldmarschall wohnt, dem wir vergebens Trost und Beruhigung eingesprochen haben. Ein so reizbares Volk das überdies in der Hauptstadt arm und liederlich ist, könnte leicht zu Excessen hingerissen werden, deren Natur ansteckend ist. Am besten wäre es, wenn bei Paris Baracken erbaut und die Truppen hier eingelegt, und auf Kosten Frankreichs genährt würden, während starke Wachen in die Stadt hineingelegt würden, die sich alle drei Tage ablösten. Auch würden die Paläste und Kirchen vortreffliche Citadellen abgeben, um Truppen hineinzulegen.

Für Wohlfeilheit des Getreides müssen wir zunächst sorgen. Alle Flußfahrzeuge müssen in Beschlag genommen werden, um das von den Provinzen zu liefernde Mehl sofort nach Paris zu schaffen. Dort muß es um ein Drittel niedriger verkauft werden, als es vorher galt.

Die Ungarn, die Bayern, zum Theil die Russen sind arge Feinde. Ew. Excellenz haben keinen Begriff, wie schlimm diese hausen, man kann daher nicht Vorsicht genug anwenden, um ihnen die Gelegenheit zu benehmen, Böses zu thun. Das von mir vorgeschlagene Mittel möchte allein hinreichend sein, das Volk vor ihrer Raubsucht und Rohigkeit zu schützen. Alle desfallsigen Befehle helfen Nichts. Durch die öftere Wiederholung verlieren sie noch mehr an Kraft. Aber man lasse die Truppen kasernenmäßig leben und sie recht gut ernähren. Dadurch wird die Disciplin auf der einen Seite, und Ruhe und Zufriedenheit auf der andern erhalten werden. Die Wohlfeilheit des Getreides und die Abnahme der Abgabe auf den Wein wird zu letzterer vorzüglich beitragen. Der Mittelstand wird nicht geneigt sein Unruhen anzufangen, wenn das Volk nicht dazu gereizt wird.

Sollte die Schlesische Armee später als die übrigen in Paris anlangen, so hoffe ich wird der erhabene Kaiser die Sache der Nationen auf eine würdige Art übernehmen, das heißt: die Brücken von Austerlitz und Jena und das Monument auf dem Vendome-

Platz sprengen und alle aus andern Ländern zusammengebrachte Kunstwerke, jeder Nation wieder zurückgeben. Was auf Napoleons Siege Bezug hat, muß vernichtet werden.

Ueber unser Gefecht am 29sten bei Brienne hatte man die nachtheiligsten Gerüchte verbreitet. Man hatte dem Kaiser gesagt, die Infanterie sei in Deroute gewesen, unser Gepäck sei dem Feind in die Hände gefallen pp. Nichts von alle dem. Wir haben dem Feind eine derbe Lektion gegeben, ihn vor uns hergetrieben und Geschütz erobert. Gegen Morgen gingen wir in unsere Stellung bei Trannes zurück, weil wir während des Gefechts einen aufgefangenen Brief des Marschall Berthier erhielten, der uns den Plan des Feindes in unsere rechte Flanke und Rücken zu gehen, verrieth. Es wäre unweise gewesen unter solchen Umständen stehen zu bleiben und mit einem Drittel der Schlesischen Armee den ganzen Stoß des Feindes auszuhalten. Der Erfolg hat uns gerechtfertigt. Der König empfing auf der Höhe von Trannes, am 1. Februar dem Schlachttage, den Feldmarschall etwas höhnisch mit „Na! Sie haben einen unangenehmen Besuch gehabt?“ Das ist die Belohnung für so viele Anstrengungen!!

Noch muß ich rathen, daß man wenn der Feind sich dicht vor Paris aufstellt, ja nicht Granaten in die Stadt werfe. Ich weiß aus Erfahrung, daß ein Befehlshaber eines zu vertheidigenden Ortes gerade hierin ein Mittel findet, den Geist des Volkes zu heben, so wie überhaupt die Anstrengung bei Löschung einer Feuersbrunst die dem größeren Theil der Stadtbürger eigene Gemüthsträgheit verscheucht und sie zu Anstrengungen fähiger macht.

Gott erhalte Ew. Excellenz

N. v. Gneisenau.

An Hardenberg.

Vertus, den 7. Februar 1814.

(Nach einer kurzen Darlegung der schon in den vorangehenden Briefen erwähnten Gründe für den Marsch auf Paris, fährt

Gneiſenau fort): Mit Napoleon Friede ſchließen heißt einen Waffenſtillſtand machen, der zu Ende geht, wenn er wieder neue Kräfte geſammelt hat. Er iſt immer ein gefährlicher Gegner; die Schule des Unglücks wird ſeine Erfahrung bereichern. Und, wenn er dann einen der jetzigen Verbündeten wieder angriffe, wird es dann möglich ſein, ſoviel Kräfte zu deſſen Schutz wieder aufzubringen, als jetzt in Bewegung ſind?

Eine ſichere Gewährleiſtung für einen künftigen dauerhaften Frieden giebt demnach nur die Wiedereinſetzung eines Bourbons. Hätte ein ſolcher auch den unruhigſten Ehrgeiz, er könnte, ſchon der Natur ſeiner Wiedereinſetzung nach, nicht anders als friedlich geſinnt ſein. Aber die Prinzen dieſes Hauſes ſind ſehr unkriegeriſchen Charakters.

Die Vorſicht alſo befiehlt, den neugeſchaffenen Thron umzuſtürzen, weil man dies jetzt kann. Aber auch die Pflicht befiehlt es denen die den Völkern vorſtehen und die kein Recht haben, jahrelange Leiden, vernichteten Wohlſtand der Einzelnen, lang erduldeten Nationalſchimpf und Unglück jeder Art durch einen Friedensſchluß mit dem Tyrannen zu vergeben, der von vorn wieder anfängt, ſobald er die Macht dazu hat. Mit Verwünſchungen der Zeitgenoſſen und mit der Verachtung der Nachwelt werden dann diejenigen beſtraft werden, die ihre Dienſte einem ſo feigherzigen Entſchluſſe leihen möchten.

Ich ſchließe Ew. Excellenz in der Abſchrift einen Auszug eines Schreibens des Feldmarſchall Blücher an den Fürſten Schwarzenberg aus Brienne vom 28. Januar bei, über eben dieſen Gegenſtand.

So eben erhalten wir die Nachricht, daß die Feinde ſich zu zerſtreuen anfangen, um nach ihrer Heimath zu gehen. Caveriſten vertauſchen ihre Pferde gegen Bauernkleidung. Was hier, vor uns, noch zuſammen iſt, zieht in der größten Unordnung.

N. v. Gneiſenau.

Bericht Blüchers.

Chalons, den 16. Februar 1814.

An

des Königs Majestät.

Geruhen Euer Königliche Majestät aus der abschriftlichen Anlage zu ersehen in welcher Lage sich die Schlesische Armee befindet.

Es ist dem Kaiser Napoleon nicht gelungen in drei blutigen Gefechten, in welchen er seine alte Garde gegen die Schlesische Armee geführt hat, ihr entscheidende Schläge beizubringen. Ich kann das Betragen der russischen und preußischen Truppen nicht genug rühmen. Die Art wie sie alle Angriffe einer sehr starken und kühnen Cavallerie abgeschlagen haben, gereicht ihnen zur größten Ehre.

Ich behalte mir vor Euer Königlichen Majestät detaillirte Rapporte allerunterthänigst zu überreichen.

(gez.) Blücher.

Die Anlage enthält den Bericht an den Oberbefehlshaber Fürsten Schwarzenberg über die Gefechte vom 10. bis 14. Februar und kündigt an, daß „am 19. Februar die Schlesische Armee die Offensive wieder auf eine kräftige Art ergreifen könne".

Blücher an Hardenberg*).

Chalons, den 16. Februar 1814.

Meine drei Corps v. York, Sacken und Kleist haben alle 3 verschieden mit Napoleon geschlagen, es sind ville menschen gebliben, aber ich habe meinen Zweck erreicht und den Feind mit seiner gantzen magt fünf tage hier festgehallten. Hat die große Armee diese Zeit wo ihr nichts bedeuttendes entgegen stand nicht benützt, so ist es zu beklagen. Die Stunde hat nun geschlagen, ein hauptschlag muß so balld als möglich geschehn; stehn wihr und zaudern, so zehren wir alles uf und bringen

*) Dieser und der folgende Brief (Aus d. Geh. St. A.) sind zuerst publicirt durch v. Taysen im Militär-Wochenbl. 1877, Sp. 781.

daß vollk zur verzweifflung, und alles steht in masse wider uns uf. Der guhte auß gang kann nicht zweiffelhaft sein, aber der guhte augenblick muß nicht verseumt werden, so lange wahr der Kaiser Napoleon mich an Cavallerie sehr überlegen, aber nun da ich morgen und übermorgen die vier Corps von York, Sacken, Kleist und Winzingerode vereinige, so hat die sache eine andere gestallt und ich marchire den 19ten gerade uf meinen gegner los, helld er sich so Schlage ich ihm, daß können sie sicher glauben, aber die große armeh muß nun vorwärts oder die sache kan nachtheill haben.

würken sie doch nach aller ihrer Kraft dahin, daß wihr die Sache entscheiden, die nation ist zu allem gewonnen, wenn wihr den Kaißer Schlagen, und er gewinnt sie wenn wihr zaudern.

Blücher.

An Hardenberg.

Chalons, den 17. Februar 1814.

Ew. Excellenz sind die heftigen Gefechte und unsere dadurch nöthig gewordenen Bewegungen in vergrößertem Maßstabe zugekommen, wie ich voraussetzen muß. Ich eile Sie zu benachrichtigen, daß Sie sich vollkommen darüber beruhigen können. Wir haben Verluste durch die Heftigkeit der Gefechte erlitten, allein die Tapferkeit der Truppen hat sich auch hier wieder bewährt. Die Corps haben sich ihren Rückzug erzwungen und Alles ist hier vereinigt. Von übermorgen an können wir die Offensive wieder ergreifen.

Die Operation zwischen der Marne und Seine ist eine der schwierigsten. Nur zwei Straßen führen in diesem Raum nach Paris und nur eine derselben ist in jetziger Jahreszeit brauchbar für Geschütze. Das Land ist sehr durchschnitten und französischer Kriegsart sehr günstig. Nur zwei Brücken über die Marne waren uns zu Gebote. Querwege zwischen den beidrn Flüssen sind für Artillerie nicht brauchbar. Unsere Aufgabe war des Feindes linke Flanke zu umgehen. Auf einmal verschwindet der französische Kaiser von der Seine und fällt ohne daß wir benachrichtigt worden in unsere Quartiere. Die Corps werden einzeln angefallen. York und Sacken vereinigen sich. Die Einigkeit mangelt. Sie werden zwar nicht geschlagen, aber denn doch genöthigt sich zurückzuziehen. Wir suchen sie mit unseren 16000 Mann zu befreien, stoßen aber

den 14ten auf eine große Uebermacht des Feindes, besonders an Cavallerie. So wie wir das Nachtheilige unserer Lage gewahr werden, ziehen wir uns fechtend zurück; in der besten Ordnung. Die Schnelligkeit der 8000 Mann starken feindlichen Cavallerie indessen kommt uns auf unserem Rückzugswege zuvor. Wir müssen uns Bahn brechen. Dies geschieht mit zwei Kanonen auf der Chaussee und mit dem Bayonet. Die Reiterei greift uns von allen Seiten an; die Tapferkeit der Truppen überwindet endlich jede Schwierigkeit.

Wir haben unseren Rückzug bis hierher fortgesetzt, ohne von dem Feind belästigt zu werden. Dieser hat vielmehr seinen Weg gegen Paris genommen. Vermuthlich hat die Stellung unserer Truppen bis Montereau hin dieses veranlaßt, denn sonst hätte er uns in der großen Ebene von Etoges bis hierher sehr beschwerlich fallen können.

In wenigen Tagen, wenn mit Winzingerode, Bülow und unseren Ersatzmannschaften vereinigt, werden wir wieder 100000 Mann stark sein; dann können wir wieder eine selbständige Offensive beginnen. Die große Armee ist ihrerseits stark genug, um Alles niederzutreten, was sich ihr entgegensetzen möchte, sofern man nur Entschlossenheit genug hat, dies zu thun. Es ist also gar kein Grund vorhanden, schwach in den Unterhandlungen zu werden, sondern ich muß fortan rathen, die Dinge aufs äußerste zu treiben, damit wir künftighin dauerhafter Ruhe genießen. Jeder Frieden mit Napoleon giebt nur einen Waffenstillstand.

Gott erhalte Ew. Excellenz

N. v. Gneisenau.

Einen erwünschten Beitrag zu den Nachrichten über die Stimmung im großen Hauptquartier um diese Zeit bilden die beiden folgenden Briefe*). Sie bezeugen auch auf's Neue, wie trotz seiner

*) Geh. St. A.

Unentschlossenheit Friedrich Wilhelm III. in seinem Urtheil doch unabhängig war. Alle seine anwesenden Berather waren für den Frieden; er, der früher am Rhein hatte stillstehen wollen, trat jetzt, wie auch Metternich in seinen Memoiren berichtet, am heftigsten für eine entschiedene Fortsetzung des Krieges ein. Was ihn so umgestimmt hat, ist schwer zu sagen. Zunächst ohne Zweifel der Einfluß Kaiser Alexanders. Aber dieser war doch auch in Frankfurt vorhanden gewesen ohne Erfolg und im Kriegsrath zu Bar sur Aube (25. Februar) war es viel mehr Friedrich Wilhelm als Alexander, der die Schlacht forderte.

Knesebeck an Hardenberg.

Pont sur Seine, den 15. Februar 1814.

— — (Nachrichten über Blüchers Niederlage.) — Natürlich hat dies auch einen Einfluß auf unsere Lage und wir werden in einigen Tagen — vielleicht sogar Rückschritte thun müssen. Noch will man sich indeß nicht dazu entschließen und wird auf des Feindes Communication von Paris manövriren, und sehen wie dies auf den Gegner wirken wird.

Es ist indeß hohe Zeit, daß wir abschließen — wenn nicht schon jetzt sogar zu befürchten steht, daß Napoleon nicht mehr auf die alten Grenzen einen Frieden eingehen wird. Zum wenigsten glaube ich, wird es gehalten sein bei den projectirten Präliminarien auf Béfort, Hüningen und Besançon*) nicht fest zu bestehen, sondern solches als Versuch blos hinzuwerfen. In allem aber möglichst zu eilen, wenn auch unsere Unterhändler nicht die Miene des Uebereilens annehmen; denn sollte Kleist in einem Gefecht um Chalons große Verluste erlitten haben, so ist es sehr möglich, daß der Feind auf unsere Communication wirkt und wir das Schicksal der ganzen Welt auf eine Schlacht setzen müssen, die alsdann wieder bei Brienne vorfallen kann.

Auf den Kaiser hat dies denn endlich so viel gewirkt, daß er doch seine fixen Ideen aufgegeben hat und Ew. Excellenz werden heute darüber schon durch den Fürst Esterhazy die Genehmigung der projectirten Friedens-Präliminarien erhalten haben. Gott gebe, daß Caulaincourt sie noch unterzeichnet. Ich würde indeß auf alle Fälle rathen, wenn es nöthig sein sollte, in Etwas nachzugeben — denn besser werden für's erste unsere Affairen nicht werden. — —

Der Kaiser war heute, noch ehe alle diese Depeschen und Nachrichten kamen, sehr aufgebracht über Sie**) und der König hat Sie complett durchfallen lassen. Der Dank des Vaterlandes und Ihr eigenes Bewußtsein wird Sie schadlos halten. Möge Gott geben, daß die Sache noch glücklich beendigt wird.

---

*) Man weiß sonst nicht, daß diese Festungen je gefordert worden sind.

**) Weil Hardenberg für den Frieden war.

Kneſebeck an Hardenberg.

Pont ſur Seine, den 17. Februar Morgens 8 Uhr.

— — Der Kaiſer ſchien zwar nicht übel geneigt auch gleich wieder auf Paris losgehen zu wollen; ich hoffe indeß daß eine zweiſtündige Unterredung, die ich geſtern Vormittag mit ihm gehabt habe, ihn zurückgebracht haben wird, und ich werde dahin aus allen Kräften zu wirken ſuchen, daß wir eine zweite Bataille nicht eher liefern, als bis wir in Chatillon klar ſehen. Doch muß ich bemerken, daß dies nicht lange wird vermieden werden können. — —

Um dieſe Zeit kam eine Angelegenheit zum Abſchluß, die ſchon aus dem vorhergehenden Feldzug ſtammte, aber hier in aneinanderſchließender Wiedergabe der vorhandenen Briefe, außer denen uns nichts darüber bekannt iſt, ihre Stelle finden mag. Der Biograph Gneiſenaus darf dieſen Handel um ſo weniger mit Stillſchweigen übergehen, als auch das Auftreten des unterliegenden Theils menſchlich vollkommen erklärlich und verſtändlich iſt. In dem letzten Schreiben Valentinis konnten vielleicht einige Ausdrücke anders gewählt ſein; thatſächlich durfte doch ein Mann von geſunden Sinnen zu keinem anderen Reſultat kommen.

Der General von Valentini war urſprünglich Chef des Stabes bei York; Ende September wurde er zu Bülow verſetzt und kam am 7. Januar zurück zu York. Da dieſer bisher getrennt operirt hatte, ſo war Valentini wohl mit Gneiſenau noch nicht wieder perſönlich zuſammengetroffen.

Droyſen (York II, 83) führt aus Valentinis Aufzeichnungen vom 5. September 1813 an „Uebereilter Rückzug von Görlitz. Demüthigende Bemerkung, daß wir von einer Handvoll Feinden gejagt ſind."

Valentini an Gneiſenau.

Görlitz, den 5. September 1813.

Bei den preſſanten Dienſtgeſchäften, die mich geſtern Abend in Gloſen zu Ew. Hochwohlgeboren führten, blieb mir nicht Zeit der Empfindung Raum zu geben, welche Ihre beſchimpfende Aeußerung über den Rückzug des York'ſchen Corps am 23. Auguſt, in mir erregen mußte. Ich geſtehe, daß ich mich über die Kaltblütigkeit jetzt ſelbſt anklage, mit der ich Ew.

Hochwohlgeboren verächtlichen Rede blos Gründe der Wahrheit und Vernunft entgegensetzte. Auch entschuldigt mich nur der Gedanke, daß General Yorck über Verunglimpfungen, wie Ew. Hochwohlgeboren Sich bestreben auf ihn zu werfen, weit erhaben ist. Selbst die kunstreichste Verhüllung seiner rühmlichen Thaten kann von ihm mit Gleichmuth betrachtet werden, da er die Stimme des ganzen Armee-Corps für sich hat, dem er immer auf der Bahn des Ruhms vorangeht, und diese Stimme wird mehr gelten, als die mit Feinheit verfaßten Armeeberichte. Indeß hole ich heute nach, was die Ehre, und die Pflicht gegen meinen General von mir fordern. Ich fordere Sie daher hiermit auf, Sich bestimmt zu erklären, ob Sie mit dem beleidigenden Ausdruck, den ich nicht zu wiederholen für nöthig finde, den General York und sein Armee-Corps, oder Ihre eigenen Anordnungen haben beschimpfen wollen? Ich muß Ew. Hochwohlgeboren hierbei in's Gedächtniß zurückrufen, daß in Ihrem Namen der Befehl zum Rückzug nach Profen sowohl dem General Sacken als dem General Yorck überbracht ward, und daß auf den umändernden Befehl, das Corps solle am Galgenberge bei Jauer Halt machen, solches von drei Brigaden geschah, und nur die eine Brigade, welche Jauer schon vorbeimarschirt war, mit dem Sacken'schen Corps gemeinschaftlich im Marsch auf Profen blieb. Wären also dem General v. York Vorwürfe zu machen, so könnten solche etwa nur von zu pünktlicher und schneller Execution der erhaltenen Befehle hergeleitet werden. —

Ew. Hochwohlgeboren besitzen als Soldat Eigenschaften, die ich ehren werde, auch bei den feindseligen Verhältnissen, die gegenwärtig mich eben so von Ihnen trennen müssen, als ich mich sonst zu Ihnen hingezogen fühlte.

In der Erinnerung der abgestorbenen Freundschaft, die wenigstens noch Momente wechselseitigen Zutrauens herbeiführen kann, muß ich es Ihnen aber vor Augen stellen wie hochehrenwerth Sie sein würden, wenn Ihre kriegerischen und gesellschaftlichen Tugenden durch den Edelmuth verherrlicht würden, auch in dem persönlichen Widersacher das Verdienst zu ehren, und den Privathaß schweigen zu heißen, wenn Gerechtigkeit, Wahrheit, und das Wohl des Staats, es fordern. — Zur Ehre der menschlichen Natur glaube ich aber, daß Ew. Hochwohlgeboren nur davon abgekommen sind, Sich von Ihrem eigenen besseren Genius leiten zu lassen, und den Einwirkungen eines Dritten folgen, dessen blinder Haß mit zu den verschrobenen Ansichten gehört, die schon einmal dem Vaterlande Unglück brachten. — Weil ich mich stark genug fühle, auch gegen meinen Widersacher gerecht zu sein, darf ich Ew. Hochwohlgeboren die Versicherung der aufrichtigen Hochachtung ablegen, mit der ich bin

Ew. Hochwohlgeboren
ganz gehorsamster Diener
v. Valentini

An Valentini.

Lauban, den 6. September 1813.

Ew. Hochwohlgeboren haben mir, Ihrem Vorgesetzten einen Brief geschrieben, dem ich kein Beiwort beilegen will um dem

Dienst nichts zu vergeben. Bevor ich aber die Rechte des Dienstes wahrnehme, erkläre ich Ihnen, daß ich diese Angelegenheit zu einer persönlichen mache und Sie mir Rechenschaft geben sollen für Ihre beleidigenden Ausdrücke.

Was ich am vorgestrigen Abend zu Ihnen gesagt haben mag, weiß ich nicht einmal mehr, vermuthlich also nichts bedeutendes; noch weniger etwas absichtliches; nimmermehr aber etwas beleidigendes gegen ein Armeekorps, das ich gerade deswegen so hoch verehre, weil es den Muth nie sinken läßt. Was ich gegen einzelne Personen gesagt haben mag — dessen ich mich indessen durchaus nicht erinnere — werde ich vertheidigen mit meinem letzten Blutstropfen, dazu hat mir Gott Kraft und Energie gegeben.

Wenn ich indessen etwas gesagt haben könnte, so war es nicht an Ihnen meinem ehmaligen Freund, dem ich meine geheimsten Gedanken offenbart habe, eine Aeußerung des Vertrauens kund zu machen. Aber schon einmal haben Sie mein Vertrauen getäuscht und es ist mir lieb zu wissen, woran ich mit Ihnen bin. Besser einen Feind mehr als einen falschen Freund.

Was ich über den General York zu klagen habe, werde ich öffentlich thun, ohne Rückhalt, meinem Charakter der Offenherzigkeit gemäß. Eine Aussöhnung kann nicht Statt finden. Noch am 19ten habe ich in Jauer einen vergeblichen Versuch dazu gemacht. Auf einem guten Fuß mit ihm zu sein, ist nicht möglich. Man verträgt sich mit ihm am besten, wenn man in offenbarer Feindschaft mit ihm lebt und ich bin nicht sein Untergebner. Meine Feindschaft gegen ihn beruht lediglich auf Dienstverhältnissen.

Am Morgen der Schlacht von Görschen, erklärte er uns, dem versammelten Generalstab und anderen Offizieren, es könne nicht gut gehen; wir würden, wir müßten geschlagen werden.

Im Gefecht von Löwenberg am 21. August erklärte er abermals, es sei alles verloren.

In der Schlacht an der Katzbach rief er: Es ist alles ver-

loren; man hat mir den Sieg aus den Händen geriſſen; Jeder will ſich Lorbern ſammeln; wir ſind unglücklich pp.

Iſt dies das Betragen eines Feldherrn? Den Muth und die Hoffnungen ſtets niederzuſchlagen, ſtatt ſie aufzurichten? Muß man nicht die höchſte Verehrung für ein Armeekorps haben, das ohngeachtet ſolcher niederſchlagenden Aeußerungen dennoch ſo brav ficht?

In Jauer ſagte der General York dem General Blücher in Gegenwart der Ruſſiſchen Generale und anderer Offiziere, er ruinire die Armee; er fatiguire ſie zwecklos; alſo den Ruſſiſchen Generalen ſollte das Zutrauen auf die Armeeführung genommen werden.

Am ſelbigen Morgen wollte der General von York zweimal 24 Stunden Raſt für die Armee haben. Wohin wären wir mit dieſer Raſt gekommen?

Bei dem Marſch am 23ſten v. M. war dem Grafen Moltke von mir aufgetragen, zu ſagen, das York'ſche Corps ſolle in gleicher Höhe mit dem von Langeron bleiben, und nur erſt, wenn dieſes aus ſeiner Stellung hinter Hennersdorf zurückgehe, ſich dann in gleicher Höhe mit ihm ſetzen. Jenes war bei Hennersdorf geblieben, alſo mußte auch dieſes in ſeinem Marſch, da wo man es fand, aufgehalten werden.

Was Sie von kunſtreicher Verhüllung und mit Feinheit verfaßten Armeeberichten ſagen, iſt unter meinem Charakter. Von ſolchen Dingen verſtehe ich nichts und ſolche Feinheiten verachte ich. Mein Charakter iſt offen und ſo verfolge ich auch meine Feinde, in deren Phalanx Sie ſich geſtellt haben. Kein einziger derſelben erfüllt mich mit Furcht; ich bedarf alſo Ihrer Feinheiten nicht.

Was Sie über den verdienſtvollen Müffling ſagen, würde er zu beantworten wiſſen, wenn ich ihm ſolches mittheilen möchte. Aber Sie haben ihm viel abzubitten, ihm der zu mir ſtets Worte des Friedens und der Beruhigung ſpricht.

Sie reden von dem Einfluß eines Dritten. Dem Einfluß des Talents werde ich mich nie entziehen. Ich bin nicht aufgeblaſen

genug, um zu glauben, daß ich der Hülfe genialer Männer entbehren könne; guter Rath ist mir stets willkommen. Ich ehre mich selbst in diesem Bekenntniß. Wenn Sie aber einen Tag später einen heftigen Brief an mich über eine Aeußerung von mir schreiben, gegen die Sie mündlich nur ein paar sanfte Worte hervorzubringen wußten, dann muß ich glauben, daß Sie unter fremdem Einfluß stehen und Sie nur das Werkzeug anderer sind, die mir nicht unter die Augen zu treten wagen.

N. v. Gneisenau.

Das Original dieses Briefes oder dessen Abschrift verlange ich zurück.

Valentini an Gneisenau.

Herzogswalde, den 6. September 1813.

Ew. Hochwohlgeboren wollen in einem Briefe, den reines Ehrgefühl mir abdrang, fremden Einfluß erblicken. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß er ohne Mitwissen von irgend Jemand geschrieben ward. Ich pflege bei Zwisten die ich allein durchzuführen vermag, nicht andere Personen, oder äußerliche Verhältnisse einzumischen, nnd werde auch jetzt nach Ew. Hochwohlgeboren das York'sche Corps ehrender Erklärung, nicht dazu beitragen, der zwischen Ihnen und meinem General herrschenden Feindschaft neue Nahrung zu geben. Was Ew. Hochwohlgeboren Anklagen gegen ihn selbst, die nur auf Worte nicht auf Handlungen sich beschränken, anbetrifft, so brauche ich mich darein nicht zu mischen. Er ist rüstiger Kämpfer genug um selbst in die Schranken zu treten, und ich erlaube mir nur die Bemerkung, daß wenn der General York, wie denn Niemand von Fehlern frei ist, auch den Fehler haben sollte, bisweilen schwarz zu sehen, er ihn durch seine Handlungen gut zu machen weiß, welche immer dazu beitragen das schlecht stehende, oder schlecht anscheinende, zum guten Ausgang zu bringen, eine Eigenschaft die dem Staate mehr Nutzen bringt, als wenn bei einem rosenfarbenen Augenglase der umgekehrte Fall Statt fände.

Ew. Hochwohlgeboren Rede in Gegenwart mehrerer Personen kann ich für keine Aeußerung des Vertrauens gelten lassen, fühle mich also von dem Fehler Ihr Vertrauen gemißbraucht zu haben, in jeder Rücksicht frei. Wo ich solches aber bei einer früheren Gelegenheit getäuscht hätte, ist mir nicht erinnerlich, und wird dieser Gedächtnißfehler zu entschuldigen sein, da Ew. Hochwohlgeboren wohl nur von einem Gegenstande sehr entfernter Zeit hier sprechen wollen. Seitdem Dieselben eine hohe Würde bekleiden, haben die Einwirkungen der Obergewalt auf meine Verhältnisse, und vor allem der abstoßende Ton, mit welchem Sie in Landeck meine freundliche Begegnung erwiederten, hinlänglich bewiesen, daß Sie mich nicht zu denen zählen, die Sie mit Ihrem Vertrauen beglücken. — Daß

der Oberst Müffling nur Worte des Friedens und der Sanftmuth zu Ihnen gesprochen, ist mir unerwartet. Man kann sich über die Gesinnungen der Menschen täuschen, und so wünsche ich nur, daß Ew. Hochwohlgeboren Ihr Herz jenen Worten geöffnet haben möchten. — Wenn Ew. Hochwohlgeboren mir auch gegenwärtigen Brief zu einem Subordinationsverbrechen machen wollen, so muß ich glauben, daß Sie Ihren früheren Charakter ganz verleugnend, Ihr Ohr vor jeder anderen Stimme als der des Schmeichlers, verschließen wollen. In heftigen Verhältnissen sind Rede und Schrift nicht anders als auch heftig zu erwarten.

Schließlich habe ich Ew. Hochwohlgeboren nur noch zu erklären, daß ich den Feindseligkeiten, mit denen Sie mich bedrohen, Sie mögen solche in jeder beliebigen Eigenschaft eröffnen, mit Ruhe entgegensehe. —

v. Valentini.

Valentini an Gneisenau.

Münster, den 17. November 1813.

Euer Hochwohlgeboren Schreiben vom 3ten d. M. erhielt ich erst heute am 17ten. — Nach jetziger Lage der Sachen sind neue öffentliche Fehden durchzufechten, und ich habe vorläufig die meinige mit den Franzosen in Holland abzumachen. Sobald aber die Umstände es erlauben, werden Ew. Hochwohlgeboren mich bereit finden, Ihrem Rufe zu folgen.

v. Valentini.

Boyen an Gneisenau.

Bommel, den 31. Dezember 1813.

Mein hochverehrter Freund!

Ich benutze eine Gelegenheit, um Ihnen in einigen Zeilen eine mich sehr interessirende Bitte vorzulegen.

Sie haben, wie ich es aus Ihrem eigenen Munde weiß, eine Fehde mit Valentini gehabt und wie ich es hinterher erfuhr noch im Laufe des Krieges die Sache beendigen wollen. Dies nun, nehmen Sie es mir nicht übel, kann ich nicht billigen, denn Sie gehören, meine herzlich geliebte Excellenz, in diesem Zeitraum dem Vaterlande und nicht sich selbst. Das, was einen jungen Offizier nöthigt, nichts auf sich sitzen zu lassen, findet ja bei Ihnen nicht die entfernteste Anwendung und der Mann, der mit Recht die berühmtesten Kriegsorden der Christenheit auf seiner Brust trägt, kann und muß in sogenannten Ehrensachen einen anderen Weg als die Allgemeinheit gehen.

Valentini hat auf eine unpassende Art ein älteres zwischen Ihnen obwaltendes Verhältniß zum Grunde seines famosen Briefes legen wollen, er ist bereit seine Uebereilung zu gestehen, thut dieses, wie ich es auf meine Ehre nach seinem Benehmen vor dem Feinde, nehmen kann, nicht aus persönlichen Rücksichten, ist dies nicht genug, um die Sache zu unterschlagen und beizulegen? Ich denke, ja! Es ist dies ein Gewinn für das neu eintretende Dienstverhältniß, für die allgemeine Sache und ich bitte Sie recht herzlich um die Erfüllung meines Wunsches.

Ihr sehr gutes Project einer Vereinigung sämmtlicher Niederlande

ſcheint von dem Prinzen von Oranien und den Engländern beherzigt zu werden.

Mit Hochachtung und Ergebenheit beharrt

Boyen.

Viel Glück zum neuen Jahr.

An Boyen.

Saarbrück, den 11. Januar 1814.

Mein hochverehrter Freund.

Ihr freundſchaftliches Schreiben vom 31. December habe ich richtig erhalten, und ich fange damit an, zu bekennen, daß alles was darin geſagt iſt, auf die folgerechteſten Vernunftſchlüſſe gebaut iſt. Gebräuche und Gefühle wollen es indeß anders.

Mein Gegner mag Ihnen die Sache in einem milden Lichte dargeſtellt haben. Ich werde den Buchſtaben reden laſſen. Ohne daß B. und ich je in unſerem Leben den geringſten Wortwechſel gehabt hätten, ſchrieb mir ſelbiger unter dem 5. September v. J. „— — Ich geſtehe, daß ich mich über die Kaltblütigkeit jetzt ſelbſt anklage mit der ich Ew. Hochwohlgeboren verächtlichen Rede bloß Gründe der Vernunft und Wahrheit entgegenſetzte. — — — Ich fordere Sie daher hiermit auf, ſich beſtimmt zu erklären, ob Sie mit dem beleidigenden Ausdruck den General York und ſein Armeekorps oder Ihre eigenen Anordnungen haben beſchimpfen wollen? — —“ Und noch viele andere Beleidigungen mehr, womit ich Sie nicht ermüden will.

Sie ſehen, mein theurer Freund, daß ich dem Dienſt nichts vergeben kann. Ich mag mich aber nicht hinter meinen Rang verſtecken, ſondern will bevor perſönliche Genugthuung fordern und dann erſt die Rechte des Dienſtes eintreten laſſen. Darum nahm ich die Zeit wahr, wo der Feind über den Rhein getrieben uns dieſſeits nicht mehr gefährlich werden konnte, um meinen Gegner an die Genugthuung zu erinnern, die er mir ſchuldig war. Er antwortete mir aber, dies könne noch nicht Statt finden und ſein

Brief war in dem Sinne geschrieben, als ob die Eroberung von Holland ohne ihn nicht bewirkt werden könne, woran ich indessen meine bescheidenen Zweifel hatte.

Nun ruft er Ihre Vermittlung an. Ich kann nicht mehr zugestehen, als Aufschub, und er soll und wird mir Rede stehen.

Auf unser beiderseitiges Dienstverhältniß wird diese Spannung indessen keinen Einfluß haben. Ich werde V. behandeln, als ob nichts zwischen uns vorgefallen wäre und in manchen Fällen noch behutsamer. Lassen Sie mich nun von dieser unangenehmen Sache schweigen. — — (Militärisches.)

Valentini an Gneisenau.

Dormanz, den 9. Februar 1814.

Hochwohlgeborner Herr!

Hochgebietender Herr Generallieutenant und Generalquartiermeister!

In dem gemeinschaftlichen Gefühl der Freude über den Triumph der guten Sache, ist's nicht möglich Haß und Feindschaft anders als gegen den Feind des Vaterlandes zu nähren. Ich folge daher, ohne Mißdeutung zu fürchten, dem Gefühl meines Herzens, das mich schon lange aufforderte, dem erzürnten Freunde die Hand zur Versöhnung zu bieten. — Wenn Leidenschaft, und vielleicht eine nicht ganz richtige Ansicht mancher jetzt durch den Erfolg aufgeklärten Dinge, mich verleitet haben, einen Brief an Ew. Excellenz zu schreiben, den Sie als eine persönliche Beleidigung aufnahmen, so darf ich mich wenigstens bei mir selbst mit dem Bewußtsein rechtfertigen, daß die Quelle meiner Uebereilung nicht unedel war. Eine persönliche Beleidigung beabsichtigte ich übrigens nie gegen Ew. Excellenz. Im Gegentheil habe ich, selbst bei den feindseligsten Verhältnissen, Ihre persönlichen Eigenschaften, und Ihre großen Verdienste um das Vaterland und die gute Sache, mit gebührender Hochachtung anerkannt, und die gegenwärtige Lage der Dinge giebt mir Veranlassung Ihnen diese gerechte Huldigung zu erneuern. —

Mein Ruf im Punkt der Ehre ist unbescholten. Ich fürchte daher keine falsche Auslegung gegenwärtiger wohlgemeinter Erklärung. Auch giebt es in gegenwärtiger Zeit noch so viele Gelegenheiten zu ritterlichen Thaten, daß ich mich des Geständnisses nicht schäme, solche lieber gegen den gemeinschaftlichen Feind, als gegen einen Mann üben zu wollen, mit welchem in Feindschaft zu leben mir eigentlich unnatürlich ist, da nur Zufälle und Mißverständnisse ein Band der Freundschaft trennten, das früher durch gleiche Neigungen, Wünsche und gute Zwecke, geknüpft ward. —

Der Verstellung unfähig kann ich nur mit ganzem Herzen mich aussöhnen. Wenn daher Ew. Excellenz meine freundliche Erklärung freundlich erwiedern, so mögen die Ungleichheiten, die seit der, mir durch

Ihren Umgang glücklichen Zeit von Alexoten, vorgefallen sind, in den Abgrund der Vergessenheit versinken.

Mit der vollkommensten Hochachtung und Ehrerbietung verharre ich

Ew. Excellenz

ganz gehorsamster Diener

v. Valentini.

Gneisenau's Antwort auf diesen Brief ist unbekannt. Unter allen Umständen gelangte die Angelegenheit dadurch zum Abschluß, daß Valentini gleich darauf, am 22. Februar in dem Gefecht von Mery im Kleingewehrfeuer nicht unerheblich durch einen Schuß in's Bein verwundet wurde. Im Beginn des Feldzuges von 1815 schrieb er, als Chef des Generalstabes bei Bülow, mehrere in sehr freundschaftlichem Tone gehaltene Briefe an Gneisenau. Dieser schätzte jedoch seine Fähigkeiten als Generalstabsofficier nicht besonders hoch. Clausewitz pflegte, wie mir erzählt wird, Valentini, der auch als Militärschriftsteller eine nicht unbedeutende Stellung einnahm, den „Schulmeister" zu nennen.

Folgende Berichte über das Treffen bei Bar sur Aube (27. Februar) geben ein Bild von dem moralischen Status der Großen Armee nach dem Abmarsch der Schlesischen.

General von Hake an Hardenberg.

Colombé, den 27. Februar 1814, Abends 11½ Uhr.

Was soll ich Ew. Excellenz von dem heutigen Tage eigentlich sagen? Der Feind hatte in der verflossenen Nacht dem General Wrede die Stadt Bar sur Aube vor der Front seines Armeecorps genommen. Als heute früh der Angriff von den beiden Armeecorps des General Wrede und General Witgenstein ausgeführt werden sollte, fand man schon einen Theil des Feindes auf dem diesseitigen Ufer der Aube aufgestellt. Es war dies aber so wenig, daß mit einiger Entschlossenheit eines der beiden Corps im Stande gewesen wäre, den Feind über den Haufen zu werfen. Aber der Angriff stockte bis Mittag ganz. Unterdeß schob der Feind mehr Verstärkungen über die Aube herüber; wir konnten dies Alles deutlich wahrnehmen. Der Fürst disponirte und gleichwohl stockten die Bewegungen. Der Feind aber, welcher unsere Muthlosigkeit wahrscheinlich bemerkte, nahm dagegen eine Höhe mit wenig Bataillonen unglaublich kühn in Besitz. Nun erst am Nachmittag als der Fürst Schwarzenberg eine combinirte

Attacke befahl, gelang es den Feind auf die Beine zu bringen. Anstatt daß uns aber mehre Kanonen und wohl ein Paar Tausend Mann hätten zur Beute werden müssen, wissen wir noch in diesem Augenblick nicht, daß 1 Kanone genommen, noch daß volle 100 Gefangene gemacht worden wären.

Noch spät am Abend war der Feind nicht ganz von dem Schlachtfeld über die Aube getrieben.

Ich hatte dem Könige schon früh am Morgen gesagt, daß alle Generale, den Kronprinzen von Würtemberg vielleicht ausgenommen, nach dem Frieden verlangten. Er wunderte sich sehr, als ich darunter auch den General Barclay nannte. Die Erfahrung des heutigen Tages hat den König dahin belehrt, daß er mir zugestand, ohne die doppelte Stärke auf unserer Seite zu haben, dürften wir bei diesem Benehmen der Generale und ihrer Truppen, es nicht wagen mit dem Kaiser Napoleon eine Schlacht zu liefern. Der König sagte selbst, daß wenn man dahin nicht gelangen könnte, wäre es allerdings besser Frieden zu machen. Ich halte es für meine Pflicht Ew. Excellenz dies Alles unumwunden zu berichten, wenngleich meine Ueberzeugung von unserer inneren Kraft sich in dem Grade gemindert hat, als der Feind heute unglaubliche Keckheit bewiesen hat. Nur der König hat über seinen Beruf weit hinaus sich einigermaßen in Gefahren begeben.

Flügel-Adjutant von Thiele an — ?

Colombey, den 28. Februar 1814.

— Dieser mangelhafte Erfolg liegt nicht am Betragen unserer Truppen; die, welche ins Feuer gebracht wurden, haben sich gut, und einige Theile des Witgensteinschen Corps mit größter Auszeichnung geschlagen. Unser Verlust ist noch nicht genau angegeben, er kann sich aber auf 500 bis 600 belaufen. Der Feind muß weit mehr, besonders Cavallerie verloren haben, die sehr entschlossen war und durch unsere Kartätschen einige mal dünn gemacht worden ist.

Sie werden aus dieser Darstellung, auch das, was ich nicht sage, und was mir wehe thut, errathen. Der Fürst commandirte anfangs nicht selbst, er übernahm aber später die Leitung auf der Seite, wo das Bayrische Corps stand.

Boyen an Gneisenau.

Coucy vor Soissons, den 3. März, Morgens 8 Uhr.

Seit gestern Mittag sind wir, mein hochverehrter Freund, vor Soissons; dieser Ort der das erste Mal durch ein großes Glück gewonnen ward, ist ein Platz der bastionnirt ist und ein Revetement von wenigstens 20 Fuß Höhe hat (dies kann ich Ihnen bestimmt sagen). Die Besatzung ist 1500 bis 2000 Mann und hat 20 Kanonen. Man kann an den Versuch diesen Ort zu eskaladiren ein Paar Tausend Mann setzen und ist doch durchaus nicht gewiß ihn zu bekommen.

Wir unterhandeln seit gestern Nacht, der Commandant hat sich bereits erklärt gegen freien Abzug morgen als den 4ten, den Ort zu

räumen, vielleicht bekommen wir noch früher und beſſere Bedingungen, halten Sie alſo von Ihrer Seite ſo lange den Feind auf, wenn es möglich iſt.

Eine Brücke, die Sie mit Ihren Pontons über die Aisne ſchlagen wollen, würde wahrſcheinlich am beſten zwiſchen Soiſſons und Vailly etwa bei Bucy zu ſchlagen ſein; wir erwarten ſtündlich einen eroberten Pontontrain aus la Fère und ſchlagen dann auch ſogleich in der Gegend eine Brücke; bei Vailly an der Aisne iſt ſchon eine Schiffsbrücke fertig.

Ueber die Frage, was man jetzt wohl unternehmen könne, glaube ich Ihnen folgende Anſichten vorlegen zu müſſen.

Sind wir gewiß, daß unſere große Armee die Offenſive ergriffen hat, wieder vorrückt, ſo leidet es kein Bedenken eine Schlacht zu ſuchen, weil wenn wir auch geſchlagen würden, man uns nicht weit verfolgen kann. Setzt die große Armee ihren Rückzug fort, ſo müſſen wir die Schlacht bis dahin vermeiden, daß unſere Verſtärkungen heran ſind und wir eine günſtige Gelegenheit ergreifen können. Wird die ſchleſiſche Armee geſchlagen und zerſprengt, was möglich wäre, ſo iſt der Rhein verloren und ein ſchimpflicher Friede gewiß. Bei der ſchleſiſchen Armee ſind alle preußiſchen Truppen und wir müſſen dieſe dem Vaterlande erhalten. Unſere einzige ſichere Kommunikationsſtraße geht von Laon über Avesne nach Belgien, eine zweite über la Fère, Guiſe, Chateau Cambreſis, Baway, aber nicht ſo ſicher und gut, weil Condé und Valenciennes gut beſetzt ſind. Die Straße von Rheims über Chimay fällt in die von Avesne. Schlägt der Feind unſeren rechten Flügel und drängt uns von den obigen Straßen ab, ſo werden wir nach Luxemburg geworfen und verlieren aus Mangel der Straßen unſer Geſchütz.

Dieſes ſcheint für einen unglücklichen Fall, und wenn wir nicht im Beſitz von Soiſſons kommen es nothwendig zu machen, daß Sie ſich über Brie oder Braine Comte an der Vesle und über Vailly und über die bei Bucy geſchlagene Brücke über die Aisne ziehen, dann ſind wir gleich vereinigt, im Beſitz unſerer Straßen und Langeron und Rheims deckt unſere linke Flanke, die ſo am wenigſten zu beſorgen hat.

Das Terrain von Soiſſons bis Laon iſt ſo gebirgig, daß ich es für unſere Truppen nicht zur Schlacht empfehlen kann; Laon aber liegt auf einer iſolirten Höhe, die von 10,000 Mann beſetzt, für einige Zeit unangreifbar iſt, und dem übrigen Theil der Armee Gelegenheit giebt, ſich in dem dort freier werdenden Terrain nach Belieben zu bewegen, ohne daß uns die Communikationsſtraßen genommen werden können, wir können dieſe Gegend ſelbſt im übelſten Fall eine Zeit halten, die Diviſion Borſtel 6000 bis 7000 Mann ſtark kommt an uns heran; 3000 Mann die vor Gorkum ſtanden; von den Schweden ſind den 4ten die letzten Truppen in Namur, ihnen folgen gleich die Dänen, der Herzog von Weimar kann uns vielleicht auch etwas ſchicken und wir können in 10 bis 12 Tagen auf eine Verſtärkung von wenigſtens 40,000 Mann rechnen, das iſt zu jederzeit ein Object, bei einem verunglückten Feldzug aber dreifach wichtig. Können wir mit einer guten Armee die Niederlande erhalten, ſo iſt noch nicht alles verloren, und wir ſind wenigſtens da, wo wir den Feldzug anfangen ſollten.

Mit herzlicher Hochachtung beharrt

Boyen.

(Eigenhändige Nachschrift Bülow's auf demselben Blatt.)

Alles gesagte, sind auch meine Ansichten, sagen Sie das, lieber Freund, dem Feldmarschall und entschuldigen Sie mich bei ihn, daß ich in diesen Augenblick nicht schreibe. Sind wir meister von Soissons und ich gehe vor, so muß ich diesen Ort stark besetzen, ich bin also sehr schwach. Wird Soissons in unserer rechten Flanke und Rücken genommen, so verliehren wir alle Communication und können nur am Rhein einen Vereinigungspunkt finden, um eine große Armee aufzustellen. Die preußische Armee muß nicht vernichtet werden, wann Preußen eine Rolle unter verbündeten Mächten spielen soll.

Bülow.

Boyen an Gneisenau.

Cussy, den 6. März
(Datum corrigirt und undeutlich, muß den 5ten heißen).

Ich übersende Ihnen beikommend mein hochverehrter General einige flüchtig hingeworfene Ideen über unsere gegenwärtige Lage. Vieles darin Enthaltene werden Sie vielleicht schon angeordnet haben, Einiges könnte vielleicht noch der Prüfung werth sein, das ganze ist nur allein Ihnen mit dem Gefühl aufrichtiger Ergebenheit gewidmet.

Das heutige Vorrücken des Feindes scheint keinen besonders ernstlichen Zweck zu haben. Es war Recognoscirung, deckt auch vielleicht den Abmarsch Napoleons; allenfalls könnte Winzingerode durch ein besonnenes Vorgehen, der Sache etwas auf den Zahn fühlen.

Das beiliegende Schreiben des Hauptmann Heide in Laon wird Ihnen zeigen, daß ein Gouverneur für das Innere des Landes nothwendig ist. Der General Bülow hat, da heute 2000 Mann Ersatzmannschaften in Laon einrücken sollten, das dort bis dahin befindliche Bataillon nach Chauny dirigirt, wo es zur Unterstützung von La Fere steht, da dieser Ort, der unsere rechte Flanke deckt, und jetzt unsere Artillerie Niederlage bildet, zwei Bataillone mindestens bedarf.

Haben Sie etwas von den Fortschritten der Großen Armee?

Beilage.

Nachdem durch den sehr zweckmäßigen Marsch der schlesischen Armee gegen Meaux und ihre Annäherung an die Aisne, die Vereinigung aller der zu dieser Armee gehörigen Corps bewerkstelliget, und so eine selbstständige Macht zusammengebracht ist, entsteht eigentlich eine neue Epoche in der Geschichte des Krieges im Innern von Frankreich.

Die einzelnen nachtheiligen Verhältnisse sind in strategischer Hinsicht ausgeglichen und es ist vielleicht nicht überflüssig einen Blick auf den Weg zu werfen, auf dem die erhaltenen Vortheile zu einem erwünschten Ziele zu verfolgen sind, ohne sie dem Spiele des Zufalls bloß zu stellen.

Napoleon ist jetzt zwischen zwei selbständigen Armeen eingeengt, seine Lage ist dadurch schlecht; wenn beide Armeen auch nur in gleicher Entfernung von ihm stehen blieben und den kleinen Krieg gegen ihn führten, so müßte er dadurch schon, da Paris seine gewöhnlichen Vorrathsquellen verloren hat, in kurzer Zeit in eine höchst mißliche Lage kommen, man

kann ihn aber noch in üblere Verhältnisse bringen, wenn beide Armeen sich abgemessen und vereint gegen ihn bewegen.

Unsere eigentliche Aufgabe ist also durch gleichzeitige Bewegungen und gutgewählte Stellungen ihn einzuengen, selbst der augenblickliche Schimmer einer kühnen Waffenthat muß dieser größeren Ansicht untergeordnet werden.

Napoleon kann in seiner gegenwärtigen Lage:

1. Ein starkes Detachement auf das rechte Ufer der Oise werfen, um unsere rechte Flanke zu beunruhigen. Dies kann aber bei dem Besitz von la Fere nicht entscheidend werden; wir können dagegen aber ihm zuvorkommen, ihm noch empfindlicher wehe thun, wenn wir ein bedeutendes Cavallerie-Detachement auf das rechte Ufer der Oise werfen, welches bis Pontoise und Meulan vorstreifen muß, dadurch werden seine Subsistenz-Quellen verringert, und er muß ein Corps zur Deckung des Rückens von Paris aufstellen.

2. Napoleon könnte es versuchen zwischen Soissons und Compiegne in unserer rechten Flanke überzugehen, wir müssen dagegen, wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, auf unserer Hut sein. Der Major Reiche recognoscirt heute die Gegend, und sucht zugleich eine Flanken-Stellung für das 3. Armee-Corps aus, bei der wir uns schlagen würden, bis die Armee ihre weiteren Maaßregeln getroffen hat.

3. Napoleon greift Soissons an; hat der General, der in Soissons commandirt, die nöthigen Veranstaltungen getroffen, so muß dieser Versuch den Franzosen wenigstens 10,000 Mann kosten; wir können selbst in dem übelsten Fall, dem aus Soissons debouchirenden Feinde entgegengehen, haben, wenn wir Unfälle auf Unfälle uns denken, bei Laon eine sehr gute Stellung; bei jedem Angriff von Soissons müßte wohl von Braine aus in die Flanke gewirkt werden.

4. Napoleon maskirt Soissons und sucht unseren rechten Flügel zu umgehen. Wir haben Soissons als Pivot stark besetzt, gehen ihm am rechten Ufer der Aisne entgegen und haben im übelsten Fall wieder Laon, es kommt nur darauf an, die Vorposten so weit und so zusammenhängend vorgeschoben zu haben, daß die Armee zu jeder Zeit von dem Marsche auf Braine, Fismes und Rheims frühzeitig genug unterrichtet ist.

5. Napoleon läßt nur etwas gegen uns stehen und marschirt gegen die große Armee; um dies mit Gewißheit zu erfahren, ist es durchaus nothwendig, daß die Cavallerie unseres linken Flügels sich über die Marne ausdehnt; es ist indeß nicht einmal recht glaublich, daß Napoleon ganz von hier weggeht, weil er sonst befürchten muß, daß wir die gegenüberstehenden Corps über den Haufen werfen, und dann früher als er nach Paris kommen können.

6. Napoleon nimmt eine Central-Stellung an der Marne bei Meaux oder la Fere, läßt Corps gegen Soissons und die große Armee stehen und wartet ab, bis eine der Armeen unvorsichtig vorgeht, um ihr auf den Hals zu fallen. Dieses wäre vielleicht das Zweckmäßigste für Napoleon und es entstehet alsdann die Frage, in welchem Verhältnisse sollen sich die beiderseitigen Armeen ihm nähern?

a) Daß die schlesische Armee es abwarten muß, bis die große Armee mit ihr in gleicher Entfernung von Paris und Napoleons Stellung ist, wird einleuchtend. Es ist kein militärischer und politischer Grund vorhanden, weshalb eine Armee früher als die andere vorgehen sollte.

b) Ist, wie man es erwarten kann, das rechte Ufer der Seine durch die Hin- und Hermärsche so ausgezehrt, daß die Subsistenz einer Armee nicht mehr gesichert werden kann, so scheint es fast nothwendig, daß die große Armee ihren Vormarsch am linken Ufer der Seine bis Nogent wählt. Hier läßt es sich erst mit Gewißheit ausmitteln, ob man sich der Stellung Napoleons oder Paris nähern müsse, auch kann die Armee auf diesem Wege ihm Streifparteien, die den Rücken von Paris bedrohen müssen, am weitesten vorschieben und am kräftigsten unterstützen. Da beide Armeen jede für sich selbständig sind, so darf man nicht so ängstlich auf eine directe Vereinigung derselben denken; eine Communications-Linie von leichter Cavallerie, die sich längs der Marne bewegt, ist zur Verbindung in dem gegenwärtigen Verhältniß hinreichend.

c) Es ist sehr wahrscheinlich, wenn dieser Plan befolgt und der Rücken von Paris unaufhörlich aus unseren Stellungen bei Soissons und an der Seine bedroht wird, daß Napoleon dadurch allein und ohne Schlacht gezwungen werden kann, sich an Paris zu ziehen, wodurch seine Lage noch mißlicher wird; sollte dies aber nicht der Fall sein, sollte er neue Ressourcen zu seiner Verpflegung entdecken, so ist es dann Zeit einen Plan zu verabreden nach dem, wenn die große Armee sich über Nogent und Provins hinaus der angenommenen Stellung Napoleons an der Marne nähert, die schlesische Armee gleichfalls von Soissons vorgehet. Ein früheres Vorgehen würde ohne Noth den ganzen Ausgang des Feldzuges auf das immer ungewisse Ziel einer Schlacht setzen und nutzlos die errungenen Vortheile aufgeben.

Diese durch militärische Gründe gegebenen Ansichten werden ebenfalls durch den Verpflegungs-Zustand der Armee auf eine höchst dringende Art unterstützt.

Durch die vielseitigen Bewegungen, welche die schlesische Armee zur Erreichung eines großen Zweckes machen mußte, ist dieselbe von ihren bisherigen Quellen abgeschnitten, der gänzliche Mangel einer gesicherten Verpflegung hat die Kräfte des Soldaten von dem größten Theil der Armee außerordentlich erschöpft und dabei sind die Bande der Disciplin auf eine wirklich Besorgniß erregende Art aufgelöst worden.

Wollte man diese Truppen ohne für ihre Verpflegung gesorgt, ohne die Disciplin wieder etwas hergestellt zu haben, in ein verheertes Land vorführen, so würde man sie nicht allein einer unabsehbaren Noth, die mit der Auflösung der ganzen Armee enden könnte, aussetzen, sondern man würde auch mehrere Beispiele aus den vorhergegangenen Kriegen auffinden können, wo sonst sehr brave Truppen ohne Verpflegung und Disciplin, trotz der Anstrengung der Officiere sich feig schlugen.

Selbst die lockendsten Aussichten auf einzelne Gefechtsvortheile müssen uns also nicht hinreißen, vorzugehen, ehe wir uns die Verpflegung etwas gesichert haben, wenn wir dem Urtheil der unparteiischen Nachwelt ruhig entgegensehen wollen.

Die Sorge für die Verpflegung der schlesischen Armee begreift folgende zwei Hauptpunkte:

a) Sicherung eines wenigstens 6tägigen Bestandes,

b) Anlegung von Magazinen.

Für beide Punkte scheint Folgendes nothwendig:

1. Ernennung eines Militär-Gouverneurs für alle französischen Länder zwischen der Oise, Aisne und Maas, der aber außer den nöthigen

Besatzungen an einigen Punkten wenigstens 800 Mann Cavallerie zur Disposition haben muß.

2. Körner sind hier im Lande genug, allein sie sind nicht gedroschen, auch fehlt es an Mühlen, da das Vermahlen größtentheils in Paris geschieht, man müßte also vielleicht die Brod-Portion beschränken, und mehr Fleisch geben, die Pferde aber, wenn es nicht anders ist, mit Garben füttern.

3. Die Aisne und Vesle herauf und das Terrain zwischen Rheims, Montromet bis gegen die Maas müßte durch in Eilmärschen abgeschickte Commandos in Requisition gesetzt werden; hier sind noch die wenigsten Durchmärsche gewesen.

4. Zur Deckung des dringendsten Bedürfnisses müßten die in Laon von dem 3. Armee-Corps gesammelten Vorräthe, sowie die Magazine, die dem Winzingerodischen Corps entbehrlich sind, zu dem allgemeinen Bedarf hinzugezogen werden; was in Avesne ist, müßte auch nachgeschafft werden.

5. Als Anlegung von Magazinen könnten vielleicht folgende Punkte empfohlen werden. Avesnes, Laon (Hauptmagazin) la Fere. Nach Avesne würden noch Hülfslieferungen aus Belgien gemacht werden können, weshalb sogleich die nöthigen Verabredungen mit dem Gouvernement in Brüssel zu treffen sind, es muß zu gleicher Zeit ein Commando an die Sambre, wo der Weg von Mons auf Beaumont geht, gelegt werden, um die Transporte für die Garnisonen von Meaubeuge und Philippeville zu decken. In Avesne liegt ein Bataillon vom Winzingerodischen Corps, es würde indeß nöthig sein, dort einen bestimmten Commandanten zu ernennen.

Laon braucht eine Garnison, die stark genug ist alle Requisitions- und Sicherheits-Commandos im Innern des Landes zu geben, namentlich nach Vervins, wo eine Unter-Präfectur ist, und würde am füglichsten der Sitz des Gouverneurs werden, der dort anwesende interimistische Präfect la Roche ist ein brauchbarer empfehlenswerther Mann.

In la Fere ist eine Besatzung von 3 Bataillons vom 3. Corps, das dortige Magazin wird indeß so lange wir uns nicht am rechten Ufer der Oise sehr ausdehnen können, ntemals bedeutend werden.

6. Die Anstellung eines General-Polizei-Meisters für die ganze Armee scheint ein dringendes Bedürfniß.

An Boyen.

Chavignon, den 5. März 1814.

Der Fall den Sie, mein verehrter Freund, in § 4 Ihres Memoirs vorher gesehen haben, ist eingetreten, mit dem einzigen Unterschied, daß der Feind Soissons maskirt und unsern linken Flügel zu umgehen trachtet; ein Fall den man der Verwegenheit des Manoeuvers [wegen] nicht unter die wahrscheinlichen zählen konnte. Was Sie für den Fall des feindlichen Ueberganges östlich von Soissons vorgeschlagen, soll geschehen und glücklicher Weise ist das

Plateau zwischen der Aisne und der Lette so weit wir es heute aus eigner Ansicht und weiter östlich aus der Rekognoscirung des Lieut. Schubert beurtheilen können, unsern Waffen günstig; große weite buschlose Ebene, wo unsere Artillerie und Cavalerie gut wirken können.

Der Feind hat bis gegen Laon hin Cavalerie vorgeschoben. Bagagen sind in Verwirrung von diesem Ort her zurückgekommen. Ersatzmannschaften sind in Laon nicht angekommen. Das Bataillon ist noch dort. Herumirrendes Gepäck könnte wohl noch verloren gehen. Dies kann uns nicht in unserm Vorhaben hindern, auf den Feind loszugehen.

Der Feind hatte einen Versuch gemacht, oberhalb Soissons eine Brücke zu schlagen; so eben schreibt mir Langeron, daß er davon abgelassen und sich zu retiriren scheine; wahrscheinlich um sich mit der übrigen Armee zu vereinigen und uns morgen anzugreifen.

Daß ein solcher General wie Bülow mit einem solchen Chef des Generalstabes morgen unsere Reserve bilden, beruhigt mich ungemein. Kommen Sie indessen immer vor zu uns, um uns mit Ihren Einsichten zu unterstützen. Gott erhalte Sie.

N. v. Gneisenau.

Boyen an Gneisenau.

Ohne Datum [Laon, den 7. März].

Bis jetzt ist hier nichts neues, aber eine furchtbare Unordnung, alle einzelnen Corps requiriren und nehmen es sich einander fort, als wenn sie Feinde wären, es ist klar, daß auf diesem Wege in wenig Tagen, vielleicht morgen schon garnichts mehr zu leben sein wird. Der General Bülow hat vorläufig den General Zielinsky zum Gouverneur von Laon ernannt und ihm befohlen jede einseitige Requisition durchaus zu untersagen, es ist aber einleuchtend, daß hier der Posten des Intendanten der Armee wäre, wenn nicht unabsehbare Nachtheile für den ganzen Gang des Krieges entstehen sollen.

— — (Folgen Specialia über die Verhältnisse in Belgien,)

Wir hören hier eine Kanonade*), Gott gebe Ihnen Glück und Segen,

*) Die Schlacht bei Craonne.

es thut mir wehe entfernt zu sein, doch kommen wir auch wohl noch heran.

Boyen.

Cito. So eben geht die Meldung ein, daß feindliche Kavallerie sich in der Nähe von Laon sehen ließe und den Major Colomb aus Fétieux verdrängt habe, der General läßt die Reserve-Cavallerie vorgehen, um Gefangene zu machen und die Sache aufzuklären. Laon ist jetzt gesichert und wir werden die Leute, die uns zu nah kommen, bestens empfangen.

Hardenberg an Gneisenau.

Chaumont, den 1. März 1814.

Ich benutze die Abreise des Prinzen von Hohenzollern, um Ihnen einmal wieder zu schreiben, liebster bester Freund, denn ich vermuthe, daß Sie jetzt mit dem Bülow'schen Armee-Corps vereint sein werden. Daß Sie mit Ihrem Feldherrn jetzt freien Spielraum zu handeln und eine zahlreiche Armee haben, freut mich sehr. Hoffentlich erringen Sie bald neue Lorbeern und erkämpfen uns einen Frieden, wie wir ihn haben müssen. Sie können versichert sein, daß wir bei den Unterhandlungen nichts verderben werden. Ueber einige Punkte behalte ich mir aber vor bei unserer nächsten Zusammenkunft mich mit Ihnen näher zu besprechen. Sie haben doch wohl unstreitig nach der Schlacht von Brienne Ihren Feind zu gering geschätzt und daher nicht ganz vorsichtig verfahren; aber der Rückzug von Fromentière und die Schnelligkeit Ihrer Wiedervereinigung und Ihres Vormarsches nach Mery sind bewunderungswürdig und nur seltene Beispiele der Art hat die Geschichte aufzuweisen. Mit gespannter Ungeduld sehen wir nun weiteren Nachrichten von Ihnen entgegen. Gott erhalte Sie lieber Freund und gebe Ihnen Sieg. Gedenken Sie oft mit Liebe Ihres treuen Freundes

Hardenberg.

An Hardenberg.

Laon, den 10. März 1874.

Nachdem wir vorgestern die schlesische Armee hier konzentrirt hatten, wurden wir gestern, unter Begünstigung eines undurchdringlichen Nebels hier angegriffen. Das Gefecht dauerte auf diese Weise biß gegen Mittag, wo sich die Luft aufzuklären begann. Wir ließen den von der Straße von Soissons anrückenden Feind durch unsere Cavalerie des rechten Flügels und einige Infanterie umgehen; das sumpfige Terrain auf dieser Seite gab indessen keine großen Resultate. Laon liegt auf einem hohen, isolirten,

steilen Berge. Dieser war von dem Corps Bülow besetzt und gab den Stützpunkt unserer Bewegungen.

Nachmittag zeigten sich Kolonnen auf unserm linken Flügel auf der Straße von Rheims nach Laon, den Generalen York und Kleist gegenüber. Diese stellten sich sogleich in Bereitschaft. Die Kanonade begann. Eine zahlreiche feindliche Cavalerie umtrabte unsern linken Flügel. Sogleich ward russische Cavalerie vom rechten Flügel nach dem linken gesandt. General Sacken erhielt ebenfalls diese Bestimmung. So brach die Nacht ein. Nur die beiden preußischen Corps York und Kleist blieben im Feuer. Nun ließ General York Angriffskolonnen formiren. Der Feind hatte dasselbe gethan.*) Prinz Wilhelm ging ihm mit dem Bajonett entgegen und warf ihn über den Haufen. Die preußische Cavalerie hieb auf die feindliche und dann auf die Infanterie ein und zerstreute Alles vor sich her. Die Verwirrung unter dem Feinde ward allgemein und alles floh zurück. Wenigstens 30 Kanonen waren in der Nacht schon erobert; eine Anzahl Munitionswagen, Wagen mit Lebensmitteln. Der Feind ist schon in der Nacht bis Corbeny verfolgt gewesen. Gefangene werden immerfort eingebracht.

Vor unserm rechten Flügel, dem Corps Winzingerode gegenüber, war der Feind stehen geblieben und ist noch jetzt daselbst. Wir werden ihn abzuschneiden suchen.

Vor drei Tagen hatten wir den Verdruß, eine gut angelegte Unternehmung scheitern zu sehen. Wir standen auf dem Plateau zwischen der Aisne und Lette. Der Feind kam von Bery au bac. Winzingerode sollte mit 10000 Cavalerie die Lette passiren und auf dem jenseitigen Plateau den Feind im Rücken umgehen. Eine Stunde vor Nacht erhielt er diesen Befehl. Er hatte denselben Weg, den unser Hauptquartier im Schritt in zwei Stunden gemacht hatte, noch des andern Nachmittags um 3 Uhr nicht gemacht, sondern hatte von 10 Uhr Abends bis 8 Uhr Morgens

*) Das ist unrichtig. Die Franzosen waren schon im Biwack.

Halt gemacht. Das Corps von Kleist machte denselben Weg des andern Tages von 9 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags und zwar mit 12Pfündern und kam eher bei Fetieux an, als die Avantgarde von Winzingerode, obgleich es durch das Corps von Winzingerode in seinem Marsch behindert einen weitern Weg nehmen mußte. Unterdessen war der General von Sacken und die Infanterie von Winzingerode auf dem Plateau angegriffen worden. Der Disposition nach zog sich solche fechtend zurück. Winzingerode konnte nicht ankommen, weil er, noch außer seinen Zögerungen, den Umweg über Bruyeres einschlug, wo er in lange Defileen gerieth. So konnte nichts für Sacken geschehen, der zwar dem Feinde großen Schaden zufügte, allein selbst 4 Generale verwundet hatte. Er zog sich an die Stellung von Laon heran, ohne ein Rad zu verlieren. Der Feind machte nur 59 Gefangene. Das war eine schlechte Expedition der Zehntausend. Hätte Winzingerode seine Schuldigkeit gethan, so war das Schicksal von Frankreich entschieden.

Sie meinten, liebe Excellenz, daß ich nach der Schlacht von Brienne unstreitig den Feind zu gering geschätzt habe. Das habe ich nicht gethan, aber wohl will ich mich zu der Schuld bekennen die damaligen Unfälle der schlesischen Armee durch meine Nachgiebigkeit gegen eine fremde Meinung herbei geführt zu haben. Sobald ich den Feind in der Nähe unserer Kantonnirungen bemerkte, wollte ich die schlesische Armee auf dem rechten Ufer der Marne vereinigt wissen. Man stellte mir die Dispositionen aus dem großen Hauptquartier und dann das Aufgeben unserer Kommunicationsstraße entgegen. Ich war schwach und gab nach. So wurden wir en Detail geschlagen; woran die Uneinigkeit der Generale und andere Unfälle und Nichtbefolgung der Dispositionen ebenfalls ihren Antheil hatte.

Die Art womit mich der König in Troyes empfing, hat mir weh gethan, da ich mir des besten Willens ihm treu, redlich und mit Anstrengung zu dienen bewust bin. Die eingetretenen Unfälle sollten einem Generale nicht so streng angerechnet werden. Meine

damalige Schwäche habe ich durch Festhalten auf meiner Meinung seitdem wieder gut gemacht, da ich auf den Uebergang über die Aube und Marne bestand, eine Operation, die seitdem so gute Resultate gegeben hat. In dem uns ungünstigen Gefechte von Champaubert namentlich habe ich vielen Antheil, daß das Kleist'sche Corps und das von Kapcjewicz nicht aufgerieben wurde. Ich bestand darauf, als wir auf dem Schlachtfeld ankamen, und dort schon alles im Gefecht fanden, daß der Rückzug sogleich angetreten wurde, wozu warlich die höchste Zeit war; Ich sandte den größten Theil der Artillerie zurück, die uns sonst unsere Rückzugsstraße verstopft hätte und verloren gegangen wäre; Ich gab dem Feldmarschall den Rath, mit dem Bajonett durch die feindliche Cavalerie, die auf unserer Rückzugsstraße stand, die Bahn zu brechen. Statt Verweise hätte ich demnach wohl ein tröstendes aufrichtendes Wort verdient. Doch ich will mich nicht abschrecken lassen und mich auf meine eignen Kräfte verlassen. Ein mir natürliches Mißtrauen in meine eigne Meinung läßt mich indessen oft zu sehr auf die Anderer bauen, die mir in gelehrten Kenntnissen überlegen sind und das Zutrauen des Königs zu haben scheinen.

Der Feldmarschall läßt Ew. Excellenz sagen, nun würden Sie wohl mit ihm zufrieden seyn. Wir schicken uns nun an, den von den Corps v. York und Kleist erfochtenen Sieg zu verfolgen.

Es ist mir außer allem Zweifel, daß wir Napoleon vom Thron stürzen können, wenn wir wollen. Unsere Armee ist, mit den detachirten Corps über 130,000 Mann stark. Wir allein könnten dem Krieg ein Ende machen. Wenn indessen die Meinungen der Regenten, Minister und Generale noch in solcher Zwietracht sind, als vierzehn Tage früher, so muß ich zum Frieden rathen, aber zu einem Frieden, der Frankreich alle gemachten Eroberungen abnehme, selbst Elsaß und Lothringen, worein Napoleon bei unserm jezzigen Vorrücken, gewiß willigen wird. Steht er einmal entblößt von Eroberungen und Ruhm da, so wird er in der Meinung der eitlen französischen Nation biß zur Verächtlichkeit herab sinken und

vielleicht langsam zu Grunde gehen. — Viel hängt der Gang der Unterhandlungen von den Begebenheiten im südlichen Frankreich ab, die wir hier nicht kennen.

Wo die große Armee seit dem 28sten Febr. ist, wissen wir nicht. Man hat uns davon keine Kenntniß gegeben. Ich wünsche, im Vorrücken, erwarte es aber nicht, weil man nicht den Muth haben wird, die Yonne zu passiren und südlich herauf gegen Paris vorzugehen.

Wollen Ew. Excellenz dieses Schreiben dem Herrn Staats-Minister v. Stein mittheilen?

Gott erhalte Ew. Excellenz

N. v. Gneisenau.

An Hardenberg.

Laon, den 12. März 1814.

Nach dem glorreichen Gefecht des vorgestrigen Tages und nachdem die beiden Corps von York und Kleist den feindlichen rechten Flügel in die vollendetste Deroute gebracht hatten, war der französische Kaiser unserm Centrum und dem rechten Flügel gegenüber mit 71,000 Mann in einer der festesten Stellungen geblieben, in Bereitschaft uns anzugreifen, wenn wir zur Verfolgung des feindlichen rechten Flügels zu viele Truppen detachirt hätten, oder diejenigen anzugreifen, die wir auf dem Plateau zwischen der Aisne und Lette in seine Flanke hätten schicken mögen. Das Terrain war von ihm meisterhaft benutzt. Er zeigte uns nur 20—30000 Mann, der Rest war zwischen Chavignon und Chivi verborgen.

Als wir dieses argwohnten, ließen wir sogleich die vier Corps v. York, Kleist, Sacken und Langeron wieder umkehren, während der Feind das Corps von Winzingerode bereits angegriffen hatte. Dieses behauptete sich in seiner Stellung. Der Feind ward gewahr, daß die abgesandten Corps zurück defilirten, und wagte demnach nicht, unsere Stellung mit Truppen-Massen anzugreifen; eben so wenig ließen wir uns locken, gegen seine feste Stellung mit

Massen vorzugehen. Ein heftiges Tirailleurfeuer und Kanonfeuer dauerte den ganzen Tag. Um 6 Uhr Abends ließ der Feind etwa 3000 Tirailleurs, von Infanterie-Massen unterstützt, gegen unser Fels-Plateau vorrücken. Bald ward Alles zurückgeworfen. In der Nacht trat der Feind seinen Rückzug mit Hinterlassung einer großen Menge Verwundeter an. Er ward verfolgt, und stündlich werden Gefangene eingebracht. Der General Benkendorf war während dieses Gefechts in den Rücken des Feindes bis Soissons vorgedrungen und hatte dort Schreck und Verwirrung verbreitet. Er geht nun vielleicht gegen die große Armee. Seine Truppen können indessen nicht anders als ermüdet, ausgehungert und niedergeschlagen dort ankommen, und es wird der großen Armee leicht werden, ihn eben so zu schlagen, als wir gethan haben. Wahrscheinlicher ist mir indessen, daß er nach Meaux geht. Er kann von dort aus unsere Bewegungen und die der großen Armee beobachten und zugleich Paris beruhigen.

Bemerken Ew. Excellenz, daß die schlesische Armee seit dem sie wieder in die Offensive überging fast alle Tage sich geschlagen und stets marschirt hat. Wir hatten als wir über die Aube gegangen waren, und Napoleon uns folgte, den Feind auf allen Seiten. Von Lizy am Ourcq an schlug sich die Armee alle Tage. Bei Soissons bestand das Corps Langeron in Vertheidigung dieses Ortes einen sehr heftigen Angriff. Bei Bray, auf dem Plateau zwischen der Aisne und der Lette die Corps v. Sacken und v. Winzingerode eines der heftigsten und glorreichsten Gefechte gegen die französische Armee; am 9ten schlug sich hier abermals die ganze Armee und York und Kleist erfochten ihren glorreichen Sieg. Am 10ten schlug sich abermals das Centrum und der rechte Flügel. Seit dem 21. Januar haben fast die Gefechte nicht aufgehört. Seit dem 29. Dezember ist die Armee fast in steter Bewegung gewesen. Die Nachwelt wird den Anstrengungen dieser Armee die sich selbst durch Unfälle nicht hat herabstimmen lassen, Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Die ausgezehrte Gegend worinn wir uns nun herumtreiben, hat den Dienst der Lebensmittel etwas in Unordnung gebracht. Wir leiden Mangel an Schuhen und Kleidung. Einige Tage Ruhe sind uns nöthig. Demohngeachtet rücken wir heute an die Aisne und über die Oise vor und wir werden trachten, die Operationen der großen Armee soweit es Kräfte und Vorsicht erlauben, zu unterstützen.

Ew. Excellenz waren, wie ich weiß, mit unserm Marsch über die Aube nicht zufrieden. Nach den herrlichen Wirkungen desselben, indem er durch abziehen der feindlichen Streitkräfte die große Armee veranlaßte, die Offensive wieder zu ergreifen, ist dies der wichtigste Dienst, den die schlesische Armee der guten Sache geleistet hat. Ohne diesen Marsch wären die beiden Armeen jetzt nahe den Gränzen der Schweiz. .

Gott erhalte Ew. Excellenz.

N. v. Gneisenau.

Ich wiederhole meine Bitte um die Generalpostmeisterstelle. Ich sehe unter den jezzigen Umständen binnen 8—14 Tagen dem Frieden entgegen. Dann verlasse ich sogleich die Armee um mich mit meinem Sohn nach Genf zu begeben und dort dessen Studien einzurichten. Bei dieser Gelegenheit gedenke ich Sie zu umarmen.

Boyen an Gneisenau.

La Fere, den 13. März 1813.

Die Nachrichten, welche ich aus dem Innern von Brabant erhalten habe, sind nicht ganz erfreulich; die höchste Angabe der feindlichen Streitkräfte, wenn Maison sich mit dem Ausfalle von Antwerpen vereinigen könnte, waren 15,000 Mann (was ich noch für übertrieben zu halten berechtigt bin) und man hatte 24,000 Mann ohne die Engländer und vernichtete den Feind nicht und ließ Maubeuge ungestraft Ausfälle thun, um die Communication zu unterbrechen. Es scheint, daß der Herzog bestimmt angewiesen werden müsse sich nicht in eine Postirung aufzulösen, sondern seine Truppen zusammenzuhalten und wenn Maison zu weit vorgeht, ihm auf den Hals zu fallen, und daß demnächst eine Unternehmung auf Maubeuge bestimmt ausgeführt werde.

Ein zweiter Gegenstand, von dem ich gewünscht hatte, ihn schon gestern Abend zu wissen, ist folgender; es scheint, daß der Kronprinz von

Schweden ganz eigene mit unserem Interesse sich kreuzende politische Ideen hat, und zu deren Ausbildung seinen Aufenthalt in Lüttich sehr gewandt benutzt.

Erstens hat er dem preußischen Major Reiche, der auf den freien Antrieb der Einwohner im Cleviſchen dort ein Landwehr-Regiment errichtete, dies untersagt, weil die Einwohner noch nicht ihres Eides gegen ihren jetzigen Regenten entbunden wären.

Zweitens hat er mehrere geheime Emissaire nach Paris gesandt und es ist wenigstens das Gerücht verbreitet (was doch auch schon schlimm ist), daß er seine eigenen Ideen über die Erhaltung des linken Rheinufers und die Einmischung seiner Person hat.

So wie ich schon früher dies in der Nähe gesehen habe, so scheint mir diese Sache sehr wichtig und wenn Sie mit einer sichern Gelegenheit an den Staatskanzler schreiben, so halte ich es für sehr wichtig, daß Sie ihn darauf aufmerksam machen. Das Einfachste vielleicht wäre, wenn man mit Hülfe Englands (dafür hat er noch den mehrsten Respect) dem Kronprinzen die politischen Ansichten der alliirten Mächte vorlegte und seine Erklärung verlangte.

An Boyen.

Laon, den 14. März 1814.

Dem Grafen von St. Priest ist gestern ein Unglück begegnet. Nach seiner vorgestrigen Eroberung von Rheims war er vermuthlich ohne Vorsicht verfahren, denn der Feind kam ihm unvermuthet auf den Hals. Er ging aus der Stadt heraus über zwei Brücken, und stellte sich dem Feinde am linken Ufer der Vesle entgegen, diesen Fluß im Rücken habend. Den ersten Angriff wies er ab. Nachmittags aber kam der Feind in überlegener Stärke und da ging bei dem Rückzug über die Brücken ein Theil des Geschützes verloren. Noch haben wir nicht eine officielle Meldung. St. Priest ist schwer verwundet. Von Katzeler bei Bery au bac wissen wir nur, daß das Corps sich dahin zurückziehe. Es ist dieser Vorfall sehr unangenehm, man muß indessen den Muth nicht verlieren. Man darf die Möglichkeit annehmen, daß Napoleon uns abermals hier angreife. Seine Forcen scheinen nach einer Meldung von Czernitcheff bei Fismes zu seyn. Die große Armee ist ins Stillstehen gerathen.

Der Ton, den sich Vorstell in seinen Briefen an den General

Bülow erlaubt ist, höchst straffällig. Die ganze Angelegenheit muß, da sie durch Borstell selbst an den König gebracht ist, diesem zur Entscheidung vorgelegt werden.

Die Angelegenheit der Fortschaffung der Artillerie-Vorräthe habe ich seit zwei Tagen eifrig betrieben, um diese kostbaren Gegenstände in Sicherheit zu bringen.

Ihre Mittheilungen über den Kronprinzen sind von einer so hohen Wichtigkeit, daß ich augenblicklich einen Courier in das große Hauptquartier damit senden würde, wenn Rheims noch in unsern Händen, und nicht das linke Ufer der Aisne vom Feinde wahrscheinlich besetzt wäre. Ich werde es indessen thun, sobald die mindeste Sicherheit vorhanden ist, Jemanden durchzubringen.

Was Sie dort an Lebensmitteln für uns auftreiben können, damit wir hier subsistiren mögen, falls wir uns einige Tage hier abermals schlagen müssen, werden Sie, bei den antiegoistischen Gesinnungen, die ich, während unsers hiesigen Zusammenseins, in Ihrem Herrn General sowohl als in Ihnen bemerkt und erwartet hatte, wohl thun.

An Boyen.

Laon, den 15. März 1814.

Der Feind hatte sich gestern bei Bery au bac gezeigt. General Katzeler ging mit 5 Schwadronen acht feindlichen entgegen und warf sie über den Haufen: 200 Gefangene fast sämmtlich schwer blessirt wurden gemacht. Gegen Abend schoß der Feind Bery au bac in Brand. Katzeler mußte diesen Ort verlassen, stellte jedoch dicht dabei seine Vorposten auf. Seitdem hat sich der Feind ruhig verhalten. Wir wissen nun nicht einmal, ob er noch mit seiner ganzen Stärke gegen uns steht; es ist dies nur aus dem Grunde wahrscheinlich, weil er, bei dem Stillstehen der großen Armee von dieser Nichts zu befürchten hat, wenn er uns gegenüber bleibt, dagegen aber Vieles von uns befürchten dürfte, wenn er jene aufsucht. Wir erwarten nun, daß Czernitcheffs leichte Cavalerie aufklären

ſoll, ob er nach Epernay, oder Chalons oder vielleicht gar nach Rethel gegangen, oder endlich vor uns geblieben ſei?

Auf die große Armee dürfen wir nicht rechnen. Vier geſchwächte Corps ſtehen, jetzt unthätig, voran; die nicht fechtende Maſſe, Garden und Reſerven 50000 Mann, zwei Märſche dahinter.

Unter dieſen Umſtänden iſt die Frage, wie die Armee zu nähren, höchſt wichtig, damit wir nicht üblen Eindruck machende Märſche zurück oder gefährliche Märſche zur Seite machen müſſen. Die Berichte der Corps über die Lebensmittel ſind nicht erfreulich. Auf Sie haben wir noch unſere Hoffnungen gerichtet. Compiegne könnte uns ſehr wichtig werden. Wenn der franz. Kaiſer morgen nicht angreift, ſo iſt mir Ihr Rückmarſch ſehr ärgerlich.

So eben erhalte ich Ihr Schreiben von heute. Der Kaiſer Napoleon will alſo unſern linken Flügel umgehen? Ich bin heute in die dortige Gegend geritten. Dieſer linke Flügel iſt wirklich unſere ſchwache Seite, der Feind wolle uns nah oder fern umgehen. Die Höhen und die Gehölze öſtlich der Straße die von Athies nach Chambry führt, ſind uns gefährlich, wenn wir ſie nicht beſetzen, und geben unſerer Stellung zu viel Ausdehnung wenn wir es thun.

Laon halten — daſelbſt eine Defenſivſchlacht annehmen — ſonſt weiter jetzt fürs Erſte nichts wagen, das iſt die Subſtanz Ihrer Rathſchläge. Ich bin hierin vollkommen mit Ihnen einverſtanden. Nur die Lebensmittel! Die Anordnungen des Gouverneurs und der Präfekten, ſo wie Ribbentrops Ausſchreibungen nach Brabant hin, können ihre Wirkung nicht in den nächſten Tagen zeigen und gerade in dieſen müſſen wir etwas zu eſſen haben!

An Boyen.

Laon, den 16. März 1814. 8 Uhr Morgens.

Noch ſind keine Meldungen eingegangen. Wir dürfen indeſſen erwarten, daß Napoleon noch eine geraume Zeit ſich mit uns be-

schäftigen werde. Auf die große Armee dürfen wir nicht rechnen. Schon nach der Natur ihrer Zusammensetzung könnte sie, mit ihren drei Höfen, nicht viel leisten, wenn auch die Führer wollten.

Wir indessen hier, kommen durch diesen Zustand der Dinge in Verlegenheit. Bleiben wir vereinigt, so hungern wir: theilen wir uns, so fällt die gut geführte feindliche Cavalerie über ein Corps her.*)

Wir dürfen daher der Nothwendigkeit entgegen sehen, unsere Operationen mehr westlich richten zu müssen, auf die Gefahr hin, daß die Communikation über Avesnes uns etwas bedroht werde. Ob wir, weiter westlich, uns eine neue Communikation suchen könnten, und wo etwa wir dort ein Schlachtfeld für unsere Kriegsart finden könnten, darüber bitte ich um Ihre Rathschläge, mein theurer Freund, sowie um die Ihres Herrn Generals.

N. v. Gneisenau.

Durch einen desertirten Brigadier der französischen Garde wissen wir, daß gestern früh die ganze franz. Armee bei Rheims noch versammelt war. Die Stellung von Laon halte ich, wenn der Feind seine Hauptkräfte auf der Straße von Rheims vorbringt, für gefährlich, wenn nicht die überlegene Tapferkeit unserer Truppen auf unserm linken Flügel den Ausschlag giebt.

Boyen an Gneisenau.

La Fere, den 16. März Abends 8 Uhr.

Ihre beiden Schreiben, meine hochverehrte Excellenz, habe ich heute nach meiner Ankunft, das erste um 2 Uhr Mittags, das zweite um 4 Uhr richtig empfangen.

Wenn die große Armee sich schneckenmäßig bewegt, oder gar nichts thut, so ist es allerdings vorher zu sehen, daß Napoleon eine geraume

*) Interessant ist, daß am 21. Februar Schwarzenberg fast wörtlich dasselbe an seine Gemahlin geschrieben hat: „Unter uns gesagt, ist meine Lage, wie ich es vorhersah, äußerst traurig; denn wenne ich meine Armee, so kann ich en détail geschlagen werden, versammle ich sie, so sterbe ich vor Hunger." Die Schlußfolgerung beider Feldherren war freilich eine sehr verschiedene.

Zeit gegen uns stehen bleibt und daß man also auf Mittel denken muß, das auszuhalten oder demselben entgegenzuwirken.

Sollte es bloß davon die Rede sein, einige Tage Frist zu gewinnen, so glaube ich, würde man das dadurch erhalten können, wenn man die Cavallerie-Vorposten stehen ließe, ebenfalls ein Corps bei Laon und mit dem übrigen Quartiere zwischen Montcornet, Marle und Laon bezöge. Laon wäre dann der Avant-Posten, auf den alles bei einem feindlichen Vordringen zurückte und sich aufstellte.

Nur bei einem Frontal-Angriffe, scheint es, muß man eine defensive Schlacht bei Laon annehmen, sobald der Feind tourniren will und die Höhe unserer Stellung erreicht hat, so muß man ihm auf den Hals gehen und dies kann man ohne Bedenken, da die Besatzung von Laon noch immer einen Sammelpunkt giebt.

Eine westliche Bewegung, so reizend sie aus einem gewissen Gesichtspunkt auch erscheinen kann, verdient wohl eine ernste Prüfung.

Gehen wir an das rechte Ufer der Oise, so geben wir unsere letzte Communication auf, das heißt, wir begeben uns des Mittels, Munitions-Ersatz und Verpflegungszufuhren zu bekommen, wir opfern alle unsere Blessirten und Kranken, die wir haben oder noch bekommen, dem Feinde, so etwas schwächt die Corps mehr als eine Schlacht, und wird, da man durch Bewegungen keine entscheidenden Resultate bekommt, für den ganzen Gang des Krieges nachtheilig.

Ferner bekommen wir am rechten Ufer der Oise keinen neuen Weg, der einzige, der uns übrig bleibt, ist über la Fere nach St. Quentin und von da bei Landrecy oder indem man in dem glücklichsten Fall auf einem Seitenweg bei Bernot die Oise passirt und nach Guise zu kommen trachtet.

Will man über die Oise gehen, so ließe sich dies vielleicht nur auf folgendem Wege mit einigem Erfolg ausführen; wenn ein Corps mit vieler Cavallerie bei Laon stehen bleibt: wird es mit Uebermacht angegriffen, so zieht es sich Schritt vor Schritt gegen Avesne und auf die in den Niederlanden befindlichen Truppen zurück, immer bereit so wie der Feind es verläßt, wieder vorzudringen.

Der Ueberrest der Armee geht bei la Fere und wenn es angeht bei Chauny über die Oise und so schnell als möglich nach Compiegne, um sich in den Besitz dieses Holzes zu setzen, während das rechte Flügelcorps, wenn es sein kann, sich in den Besitz der Brücke von Isle Adam setzet, das wird aller Wahrscheinlichkeit nach Napoleon von Rheims abziehen, aber das ist auch alles und wir müssen alsdann gefaßt sein eine Schlacht in einer Stellung anzunehmen, in der es *keinen* Rückzug giebt und in der (da der Sieg sich nicht garantiren läßt) die ganze preußische Armee zerstreut werden kann.

Eine zweite, wenn auch nur politische, jedoch höchst wichtige Berücksichtigung ist der Disciplin-Zustand der Armee. Bis jetzt sind die Gesinnungen der Einwohner in der Picardie recht gut, alle kaiserlichen Aufforderungen sind fruchtlos geblieben, es fehlt vielleicht nur ein entscheidender Schritt der Alliirten um sie die weiße Cocarde aufstecken zu sehen, fängt hier aber das Rauben und Plündern auch an, so jagen wir diese Leute dem Napoleon zu und der Volkskrieg wird immer allgemeiner.

Wollte man durchaus hier auf das rechte Ufer der Oise gehen oder würde man vielleicht künftig durch die Bewegungen der großen Armee

dazu eingeladen, so weiß ich keinen anderen Rath, als daß man alle Kosacken am linken Ufer läßt, die Corps aber müssen beständig bivakiren und mit einer Chaine umgeben werden, aus der kein Mensch heraus kann und die Verpflegung aus Magazinen erhalten. Vernachlässigen wir diese Vorsichtsmaaßregeln oder können sie nicht ausführen, so ist das traurige Ende des Krieges vorherzusehen.

Mir scheint, daß alle unsere fernere Operationen durch folgende zwei Fragen geprüft werden müssen. Erstens, was will Napoleon, will er den Krieg schnell beenden? Zweitens stehen wir allein oder haben wir eine zweite Armee, mit der wir in Uebereinstimmung zu handeln suchen müssen.

Wenn wir Napoleon festhalten können, so ist ja wohl sehr viel gewonnen und sie muß doch einmal ins Leben kommen.

Morgen können Sie hier 15,000 Portionen Brod empfangen lassen, Jacoby meint in Quentin waren 30,000 Portionen zu haben. Langeron ist auf jeden Fall verpflegt, denn es kommen heute bedeutende Transporte für ihn aus Quentin an. Morgen kommt eine Feldbäckerei von uns an und alsdann hoffe ich mit den einkommenden Lieferungen täglich bedeutend mehr schaffen zu können. Wenn wir vier Tage gewiß sind nicht über die Oise zurück zu müssen, so wird die Verpflegung gesicherter sein.

Ist es Ihnen irgend möglich die Stellung bei Laon zu behalten, während sie mit Ihrer leichten Cavallerie, die bei keiner Schlacht entscheidende Dienste thun kann, die linke Flanke decken, den rechten Flügel des Feindes umgehen, können Sie uns nach der Vereinigung mit St. Priest wieder nach und nach vorgehen lassen, so glaube ich, ist dies das beste, was geschehen kann.

Vergessen Sie doch aber auch ja nicht die Angelegenheiten in den Niederlanden, damit dort etwas zum ganzen geschieht und uns nicht unnütz Kräfte entzogen werden.

Nach Privatbriefen aus Paris sollen östreichische Parteien in Fontainebleau sein.

An Boyen.

Laon, den 18. März 1814.

Alle Nachrichten stimmen dahin überein, daß Napoleon mit dem größern Theil der Truppen vor uns abmarschirt ist. Bei der gewohnten Unentschlossenheit der großen Armee kann ich mir dieß nicht anders erklären, als daß die österreichischen Truppen im südlichen Frankreich (50,000 M.) Fortschritte gegen Augereau gemacht haben. Um die Bewegungen des Feindes aufzuklären, ist die unsrige angeordnet worden; eine starke Rekognoscirung, der Alles zu folgen bereit ist. Die Armee ist jetzt 109,000 stark worunter 28,000 Mann Cavalerie.

Die Communication mit der großen Armee suchen wir zu

öffnen. Erst gestern wieder ward ein Offizier mit 30 Kosaken dahin gesandt. Aber ich wagte es nicht Ihr Schreiben an den Staatskanzler mitzugeben, sondern ich gab einige eng geschriebene Zeilen über den Gegenstand mit, um solche zu verschlucken, wenn der Offizier in Gefahr geriethe.

Ich habe Krauseneck nach dem Hauptquartier entboten, um ihn zu dem Herzog von Weymar zu senden und ihn etwas anzuspornen. Der Kronprinz hat sehr erbittert an den General Winzingerode darüber geschrieben, daß man ihm, gegen die Traktaten, zwei Corps genommen habe, und erklärt er werde nun nichts thun. Das lähmt nun freilich etwas die Operation in unserm Rücken.

N. v. Gneisenau.

Haben Sie Dank für das uns besorgte Brod.

An Boyen.

Bery au bac, den 19. März.

Ueber die Bewegungen des Feindes sind wir noch nicht so im Klarem, als man es militairisch sein muß; dahin stimmen jedoch die meisten Nachrichten überein, daß Napoleon mit seinen Truppen Rheims verlassen, und sich entweder auf Chalons oder Epernay gerichtet hat.

York und Kleist sind heute sehr früh über die von uns gebauten Brücken von Pont-avert und Bery au bac gegangen und stehen unweit Fismes. Winzingerode sollte auf gleicher Höhe mit ihnen bei oder in Rheims seyn, aber dieser Mann bringt einen durch seine Langsamkeit zur Verzweiflung. Erst Nachmittags defilirte hier sein Corps. So muß man sich ängstigen, daß einem isolirten Corps etwas begegnen kann, denn wirklich meldet General York um 1 Uhr, daß feindliche Truppen aller Waffen von Rheims nach Fismes ziehen.

Die Gegend zwischen Rethel, Rosoi und Montcornet pp. ist in völligem Aufstand. Die Bauern haben das Lützow'sche Corps

zerstreut. Es ist nöthig, daß hiegegen etwas ernstliches geschehe. Wir sind daher Willens, ein Corps von etwa 3000 Mann aller Waffen dorthin zu senden und die unruhigen Dörfer niederbrennen zu lassen. Zugleich soll dieses Streifkorps etwas für unsere Verpflegung sorgen.

Boyen an Gneisenau.

Vaudesson, den 20. März.

Privatnachrichten sagen, daß man bei Paris bedeutende Vertheidigungsmaaßregeln treffe, sollte es nicht möglich sein, daß die uns gegenüber stehenden Corps beim Vorgehen den Befehl hätten auf die Hauptstadt zurückzukehren, um so die National-Garde mit in den Kampf zu verwickeln. Diese hat sich erst abgeneigt gezeigt, jetzt läßt sie sich schöne Uniformen machen.

Die Langsamkeit von Winzingerode ist betrübt; sollte nicht Müffling diesem etwas vorbeugen können, wenn er in dem Entwurfe seiner Dispositionen etwas mehr Rücksicht auf die Nebenwege und den Zeitaufwand nähme, die die einzelnen Corps aus ihren Bivuaks nehmen müssen, um in die großen Wege zu kommen, so etwas läßt sich nicht mit einer allgemeinen Aufbruchsstunde zwingen. Wir waren gestern pünctlich um 7 Uhr von la Fere aufgebrochen und fanden Langeron um 11 Uhr noch in Laon, wo wir noch 2 Stunden warten mußten, weil 2 Corps einen und denselben Weg genommen hatten, an jenem Tage kostete es nichts als eine unnütze Anstrengung der Leute, aber bei einem Gefecht könnte es doch höchst nachtheilig werden. Dem Detail der Märsche muß man in einer Disposition immer einige Aufmerksamkeit schenken, wenn man einigermaaßen Herr der Kolonnen bleiben will, überdem muß man sich mit der zu gebenden Vorschrift wohl eigentlich nach der Fassung und dem Willen jedes Individuums richten.

Wenn bei Rheims nicht ein feindliches Corps steht (was ich nicht weiß), so scheint es doch, daß man sobald dieser Ort vom Feinde frei ist, das Corps wieder heranziehen müsse, es steht dort sehr isolirt und um die Communication mit der großen Armee anzubinden, ist Cavallerie unstreitig besser als ein Corps; sollte man nicht überhaupt unsere zahlreiche Cavallerie noch mehr poussiren können?

Gehet die Armee weiter vor, so muß man entweder Herr von Soissons werden oder es eng einschließen (der letzte Fall absorbirt ein Corps, denn sonst facht die Garnison die unruhigen Einwohner im Gebirge bei Coucy le Chateau zum kleinen Kriege an und die zu erwartenden unangenehmen Folgen sind dann sehr groß. Vielleicht könnte man alle Wurf-Geschütze von allen Corps der Armee versammeln, ich glaube, das müßte wenigstens 60 Stück geben und damit das Nest so ausgebrannt werden, daß sich die Garnison ergeben muß, auf eine andere Art wird es nicht zu bekommen sein.

Um des guten Einverständnisses willen, wünschte ich wohl, daß wenn Ribbentrop Einrichtungen macht die ältere Anordnungen von Bülow um-

ändern und unsere bisherigen Verpflegungsmaaßregeln und Vorräthe wegnehmen, daß er das Bülow angezeigt und um seine Unterstützung bittet; dies ist hier ein sehr empfindlicher Fleck und es liegt auch wirklich etwas Gerechtigkeit darin. Ueberdem laß sich der gute ehrliche Ribbentrop in Acht nehmen, daß er nicht durch allgemeine Ideen und Zahlen die Sache eher lähmt als befördert; alle allgemeinen Vorschriften bleiben Theorie, wenn man nicht des Mittels zu ihrer Ausführung gewiß ist. Zum Beispiel Ribbentrop hat bestimmt, daß die Hälfte der in la Fere einkommenden Vorräthe den Russen gehören, aber er hat dabei vergessen, daß von den einkommenden Vorräthen und Lieferungen unterwegs wenigstens $^1/_3$ von den Russen weggenommen wird und daß man also selbst bei strenger Gerechtigkeit in der Praxis darauf Rücksicht nehmen muß.

Die Lieferungen in la Fere gehen übrigens, seit wir von dort weg sind, sehr schlecht.

In Belgien war als General-Commissarius ein Regierungsrath Delius angestellt, früher preußischer Kriegsrath, dann Präfect in Göttingen. Ein vorzüglich guter Geschäftsmann, der zu den wenigen Menschen gehört, die so wie Scharnhorst bei einem weichen unscheinbaren Aeußern, große Kraft und Ausdauer besitzt, kurz ein bemerkenswerther Mann. Von diesem hat Stein, Gott weiß ob aus Unkunde, gar keine Notiz genommen, und einen Baron Horst, wie Ihnen die anliegenden Papiere zeigen, die ich mir zurück erbitte, zum Civil-Gouverneur ernannt. Dadurch ist ein höchst brauchbarer Mann gekränkt und geht dem öffentlichen Dienst verloren. Glauben Sie ihn etwa hier brauchen zu können, so geben Sie mir schnell Antwort, indeß kann Delius nie als Genitiv, sondern nur als Nominativ gebraucht werden.

An Boyen.

Bery au bac, den 20. März 1814.

Nach Winzingerodes Bericht hat sich der Feind über Epernay gezogen. Was bei Fismes gestanden hat, soll, nach dem Rapport des General York nach Oulchy le chateau gegangen seyn. Ob sich auch etwas nach Chalons gewendet hat darüber sind noch keine Berichte eingegangen. Wäre die Hauptmacht über Epernay gegangen, so deutet dies auf eine Vereinigung mit den an der Seine gestandenen Corps auf der Straße über Sezanne, um sich der sogenannten großen Armee entgegen zu stellen, die vielleicht durch Vortheile über Augereau, oder herangezogene Verstärkungen aus ihrer, zum Theil gezwungenen, Lethargie herauszutreten veranlaßt worden ist. Wenn die große Armee dann nur eben soviel thut, als wir zeither gethan, so ist der Ausgang nicht zweifelhaft. Wir wollen ihr ihre Aufgabe erleichtern, so viel es die Vorsicht erlaubt.

Durch einen kühnen Seitenmarsch könnten wir jetzt entscheidend wirken, aber es ist mir doch bedenklich, jetzt, wo wir durch ein sicheres Spiel, obgleich etwas langsamer uns Erfolge erzwingen können, gewagte Bewegungen zu machen.

Daß Sie bei Laon vorgestern um 10 Uhr noch Langeron getroffen haben, ist diesmal nicht seine sondern Winzingerodes Schuld, der spät erst aufbrach und die Defileen verstopfte. Früher schon hatte ich Müffling gerathen, die nothwendige Stunde der Ankunft der Corps lieber zu bestimmen, da wo es auf Gefechte ankommt.

Ja wohl wär es gut, zahlreiche Cavalerie-Corps zu pousstren! Wo aber den Befehlshaber hernehmen? Selbst unter den Russischen Corps giebt es Schwierigkeiten, wenn ein Cavaleriebefehlshaber unter dem eines andern Corps stehen soll. Wasilschikoff, der beste unter ihnen, ist jünger als Korff, der schlechteste derselben. Neulich machten wir den Versuch mit Winzingerode, aber er bekam uns übel. Unsere Befehlshaber sind zu jung gegen die Russischen. Und dann ist es keine geringe Aufgabe, ein Cavalerie-Corps von 10,000 M. unternehmend und vorsichtig zugleich zu führen.

Graf Witt geht mit 3000 M. in das Ardennen-Departement um die Ruhe wiederherzustellen. Lützow hat den Befehl, den Rest seiner Cavalerie ebenfalls dazu stoßen zu lassen.

Die Verpflegung der Armee an und über der Vesle scheint gesichert zu seyn. Die neulichen Klagen über Mangel an Verpflegung scheinen übertrieben gewesen zu seyn. Wenigstens wollten die Leute nicht Rindfleisch essen, sondern nur Geflügel. Die Gegend des linken Ufers des Vesle ist so ziemlich unangegriffen.

Ich bin Ihrer Meinung, daß man Soissons in Brand zu schießen trachten müsse, daß man aber vermeide viel dabei aufzuopfern, denn der zeitige Commandant wird sich besser wehren als der todtgeschossene. Den Ort zu haubitzen kostet viel schwer zu ersetzende Munition. Ob es vielleicht gut wäre, Grolmanns Idee mit glühenden Kugeln auszuführen. In diesem Fall würden wir

Ihnen den Obriſten Braun ſchicken, der die dazu gehörigen Einrichtungen bei Erfurt kennen gelernt hat.

Ihren Klagen über Ribbentrop werde ich abzuhelfen ſuchen und auch die Angelegenheit wegen Delius beherzigen.

Wenn Sie über das Verzehren unſerer Lebensmittel durch die Ruſſen klagen, ſo wie über andere Unordnungen, ſo werden wir gewahr, daß Sie 1) mit demjenigen Ruſſiſchen Corps zuſammen gedient haben, worin noch die meiſte Ordnung herrſcht, 2) daß Sie, die großen Bewegungen abgerechnet, ſich ſo ziemlich unabhängig vom Kronprinzen erhalten haben, 3) folglich in voller Freiheit geweſen ſind, Ihren Ordnungsgeiſt walten zu laſſen, 4) durch fruchtbare reiche Länder ſtets gezogen ſind. Bei uns kommt es darauf an, bei der höchſten Unordnung dennoch nicht zu verzweifeln. Als wir im September bei Bautzen ankamen, verzweifelten wir in der verwüſteten Gegend 2 Tage leben zu können. Wir blieben zwölf Tage dort und lebten die letzten beſſer als die erſten. Da lernt man wohl leichtſinnig werden und die oft übertriebenen manchmal grundloſen Klagen machen Einen hartfellig.

Gott erhalte Sie.

N. v. Gneiſenau.

An Boyen.

Bery au bac, den 21. März 1814.

Endlich haben wir Nachricht von der großen Armee und dem Marſch des Feindes. Napoleon iſt den 18ten d. gegen Fere champenoiſe marſchirt. Die Hauptmaſſe, Garden, ging über Epernay; Ney mit 10,000 M. über Chalons ſ. M. Hievon benachrichtigt repliirte Fürſt Schwarzenberg ſeine bei Mery und Pont ſ. M. vorgeſchobene Corps zurück und will hinter der Aube ſich konzentriren und von da zur Offenſive übergehn; eine Nachricht ſagt, er wolle bei Trannes, zwiſchen Brienne und Bar ſur Aube die Schlacht annehmen; eine ſehr feſte Stellung. Chalons iſt bereits von uns wieder beſetzt. Den 19ten richtete Napoleon ſeinen Marſch gegen

Arcis. Von Fismes sind wahrscheinlich in diesem Augenblick die Feinde wegmanevrirt. Ich vermuthe, daß sie nach Oulchy und Ferté Milon gehen um Meaux zu decken.

Unter diesen Umständen dürfen wir morgen, vielleicht heute schon eine Schlacht der großen Armee erwarten. Fällt sie auch nur zweifelhaft aus, so ist sie Napoleon verderblich. 60,000 M. österreichische Truppen waren den 15ten bei Macon und sollten gegen Lyon gehen. Dadurch wurde Bubna, der schon bis Genf zurückmanevrirt war, wieder Luft gemacht.

Wenn Schwarzenberg die Schlacht gewinnt, so steht unserm Marsch nach Paris nichts mehr entgegen. Verliert er sie, so kann er wenigstens, unserer Bewegungen wegen, nicht weit verfolgt werden.

An Boyen.

Fismes, den 22. März, Mittags.

— — Nach allen Nachrichten ist der Feind allerwärts nur schwach. In Chalons hat Ney 7—10,000 Mann höchstens gehabt; der Kaiser Napoleon in Epernay nur etwa 15,000 Mann Garden. Der großen Armee gegenüber sind nach Angabe des österreichischen Major Marschall selbst nur 30,000 Mann geblieben. Hier im Orte haben Generale und Offiziere erzählt, aller Widerstand sei vergeblich, sie seien zu schwach an Kräften, wir zu stark. Bei Laon bekennen sie geschlagen worden zu seyn und viele Menschen verloren zu haben.

Unter diesen Umständen scheint ein Seitenmarsch gegen Paris nicht von Gefahr zu seyn, wenn er mit einem Theil der Armee unternommen wird, während der andere den Feinden vor uns gegenüber bleibt. Die Wegnahme von Soissons würde eine solche Unternehmung noch mehr erleichtern und überdieß sicherer machen.

Soeben geht eine Meldung von Winzingerode ein, worin er sagt, daß er sich selbst an die Spitze von 8000 Mann Cavallerie setzen und dem Feind in Rücken gehen werde. Möge er unter-

nehmender sein, als am 6ten d. Diese Bewegung kann sehr entscheidend werden, die Schlacht sei entweder nachtheilig gegen Napoleon ausgefallen oder noch nicht geliefert. Napoleon ist in der Nacht vom 19ten zum 20ten in Plancy an der Aube gewesen, Epernay ist unser; die Brücke in diesem Augenblick wiederhergestellt. Dort wird Winzingerode über die Marne gehen. Die 1500 Feinde in Epernay, lauter neue Leute, haben sich ebenfalls auf Chateau Thierry zurückgezogen.

Die große Armee ist nach neuern Nachrichten, stärker als ich zeither angenommen habe; in Stärke der unsrigen wenig nachgebend.

Empfehlen Sie mich dem Wohlwollen Ihres Herrn Generals.

Gott befohlen

N. v. Gneisenau.

An Boyen.

Fismes, den 22. März 1814.

Soeben erhalte ich Ihr Schreiben von gestern. Seitdem müssen Sie das meinige von heute erhalten haben. Aus der darin Ihnen mitgetheilten Aufstellung der Truppen werden Sie, mein verehrter General, entnommen haben, daß von einer Offensive des Feindes gegen die Soissons einschließenden Truppen nicht füglich etwas zu befürchten ist.

Sydow's Schilderung des Innern von Frankreich hat für mich das Gepräge der Wahrheit. Wir wollen die Materialien dieser Darstellungen zu einer neuen Proklamation benutzen, obgleich ich zweifelhaft bin, ob wir mit unserem Proklamiren Nutzen stiften. Zu unseren übrigen uns Schuld gegebenen Sünden mögen wir auch die auf uns nehmen für die Bourbons ohne dazu erhaltenen Auftrag zu arbeiten. Indessen ist jetzt selbst Oesterreich von der Neigung den Frieden mit Napoleon zu unterhandeln zurückgekommen, da sie gemerkt haben, daß Napoleon ihnen die Erwerbung von Italien erschwert, den Kongreß von Chatillon nur zu einer

Kundschafter-Anstalt benützt und Caulaincourt von da aus die Insurrektion genährt und mit Geld unterstützt hat. Nach einer Nachricht des Major Marschall wird der Kongreß aufgehoben. Offen sollte man Napoleon erklären: dies sind die Bedingungen, unter denen wir Friede mit dir schließen wollen; gehst du sie nicht ein und wir gewinnen die nächste Schlacht, so machen wir mit dir nicht mehr Friede, sondern nur mit einem Bourbon, den wir auf den von dir usurpirten Thron setzen werden. Eine solche Sprache würde den Wüthenden wohl zahmer machen. So aber kennt er den Zwiespalt der Meinungen an unseren Höfen und treibt daher die Sachen aufs äußerste, indem er, im schlimmsten Fall, immer noch Frankreich zu behalten sicher ist. Er setzt demnach nur die zeitherigen Eroberungen Frankreichs an die Herrschaft über Europa.

Dank für Ihre interessanten Mittheilungen.

Gott befohlen

N. v. Gneisenau.

Jetzt, 7 Uhr Abend, geht von York die Meldung ein, daß der Feind Chateau Thierry verlassen, die Brücke zerstört, und nach Montmirail marschirt ist. Er läßt uns also die Straße nach Paris offen. Nach der Regel, daß man das, was der Feind will, nicht thun müsse, dürfen wir also nicht nach Paris gehen. Die Streitkräfte des Feindes zerstören, wird nun die Hauptsache, wie dies überhaupt immer die Hauptsache ist, wo nicht andere Gründe dafür sprechen. Das beste daher ist über die Marne zu gehen, wodurch wir weniger um unseren strategischen Punkt, Laon, besorgt zu seyn brauchen, je weiter .... (?) gehen.

Der Kronprinz von Schweden an Blücher.

(Gedr. Damitz III, 474.)

A Liege, le 18 Mars 1814.

Mon cher maréchal de Blucher,
j'ai reçu votre lettre du 14 mars.
Je vais vous parler comme à un

Eigenhändige Randbemerkungen Gneiſenau's.

vieux frère d'armes et avec la confiance à laquelle vous avez tant de droits. D'après les traités existants les Corps des généraux Bulow et Wintzingerode doivent être sous mes ordres, ou bien suppléés par un équivalent en nombre. Sur le point de me mettre en ligne, j'appris que ces corps avaient été temporairement réunis à votre armée. Les motifs de cette réunion durent avoir mon entière approbation en raison des circonstances où vous vous trouviez *a*). Le corps du duc de Saxe Weimar qui a reçu la même destination appartient également à mon armée par suite des conventions verbales qui eurent lieu à Leipzig. Dans cet état des choses j'ai du faire connaitre aux alliés que la privation de ces trois corps m'a mis dans l'impossibilité de faire quelque mouvement utile. Je me suis donc arrêté dans l'emplacement que l'armée suédoise occupait le 4 mars, et j'attends une réponse qui me mette à même de coopérer d'une manière efficace à la conquête de la paix que l'humanité reclame et que toutes les puissances alliées ont pour but.

a) Er ſpielt auf die Unfälle vom 11. bis 12. und 14. Februar an; Unfälle die er freilich nicht zu ertragen fähig geweſen wäre.

D'après l'exposé que je viens de vous faire, vous concevez, mon cher maréchal, que je dois me borner à attendre l'exécution des traités *b*). Je ne puis me considerer ici seulement comme général mais comme représentant un Roi et une nation alliée. Par toutes ces considérations je ne me trouve point en position d'aller reveler personne *c*). Cependant s'il arrivait que vous fussiez obligé de vous replier, Je ne perdrais pas un instant pour me porter à votre secours *d*). La cause commune et votre gloire personnelle m'intéressent trop pour ne pas marcher en avant et vous soute-

b) Die Corps waren ihm durch Traktate übergeben, um ſolche gegen Frankreich zu gebrauchen. Wozu hatte er ſelbige in dem Zeitraum vom 19. October bis zum 18. März verwendet? Er hatte überdies noch die ganze Bennigſen'ſche Armee an der Nieder-Elbe und das Walmoden'ſche Corps.

c) Er ſollte nämlich die Stellungen des Herzogs von Weimar einnehmen und entſchuldigt ſich nun mit ſeiner Eigenſchaft als Prinz um die Verpflichtungen des Generals nicht zu erfüllen.

d) Dann würde er in Eilmärſchen bis zur Elbe gegangen ſein.

nir, et vous devez penser, que si cela arrive, Je dois reprendre les corps que les traités mettent directement sous mes ordres. L'amitié que vous m'avez toujours temoignée, m'assure que vous n'apprendrez pas sans peine que malgré les traités qui assurent la Norvège à la Suède, le Prince Chrétien de Danemark, s'est mis en etat de rebellion ouverte contre son Roi et s'est déclaré Regent de la Norvège, de manière que je me vois forcé de conquérir ce pays-là à main armée. Je vous renouvelle, mon cher maréchal, l'assurance de mon attachement et je prie Dieu, qu'il vous ait en sa sainte et digne garde étant

Votre bon et affectionné
frère d'armes
Charles Jean.

Blücher an den Kronprinzen von Schweden.

Au Quartier Général à Rheims, le 23 Mars 1814.

Monseigneur.

La confiance dont Votre Altesse Royale m'honore et le titre de vieux frère d'armes qu'Elle daigne me donner, me font un devoir de la mériter en lui exposant mon opinion avec la franchise d'un soldat, auquel la politique est étrangère.

S'il était à supposer avec certitude que votre Altesse Royale ne pouvait commander de Liège les troupes avancées de l'armée combinée du Nord dans une bataille, qui devait être livrée sur la Marne ou sur l'Aisne et si on les confioit par conséquent provisoirement à mon commandement, il me paraît impossible de trouver dans cette mesure militaire, absolument indispensable, une violation des traités.

Votre Altesse Royale persiste néanmoins à la considérer sous ce point de vue; Elle absorbe les moyens des sub-

sistance sur les derrières de l'armée, qui nous sont si nécessaires ici, et Elle paralyse toutes les mésures, auxquelles je me suis décidé pour une offensive qui pourrait promptement terminer la guerre, parcequ'Elle m'oblige de laisser 30000 hommes sous les ordres du Duc de Weimar en arrière.

Votre Altesse Royale veut punir les puissances alliées par le parti qu'Elle a cru devoir prendre, et cette punition consiste à fournir à l'Empereur Napoléon de plus grands avantages qu'une bataille gagnée n'aurait pû lui offrir.

Je dois avouer franchement, que je ne puis concevoir comment l'armée qui s'est battue avec tant de valeur pour la gloire de Votre Altesse Royale a pu mériter une pareille resolution, comment cette armée pourra rester attachée à elle avec amour et confiance et comment enfin votre Altesse Royale a pû se décider à perdre de vue l'intérêt, le plus évident de la grande cause commune à laquelle Elle tenait jusqu'ici avec tant de distinction.

Je n'ose pas juger si cette détermination pourra affermir et augmenter la grande confiance, que les Souverains alliés avaient en Votre Altesse Royale, mais il me paraît certain, que sous d'autres circonstances la conduite étrange du Prince Chrétien de Danemark aurait fourni à ces Souverains une occasion agréable de témoigner leur reconnaissance à Votre Altesse Royale et à la nation Suédoise en se chargeant de soumettre la Norvège à la Suède immédiatement après la guerre actuelle.

La résolution de Votre Altesse Royale me pénètre de la plus vive douleur. Je ne doute nullement, que notre grande et juste cause sortira triomphante de la lutte actuelle, mais nos contemporains et ceux qui vont nous suivre, la nation qui a appellé Votre Altesse Royale pour la gouverner un jour, et qui sait si bien apprécier les grandes actions; enfin même tous ceux qui sont respectueusement devoués à Sa personne, ne pourront Lui attribuer cette grande part au bouleversement du throne

tyrannique de Napoléon et à la pacification de l'Europe, que l'histoire aurait si volontiers conservé au siècle futur comme la preuve la plus évidente de Ses grandes qualités et de ses talents éminents.

Je suis avec le plus profond respect
Monseigneur
de Votre Altesse Royale
le très-humble et très-obéissant
serviteur
Blücher.

An Boyen.

Chalons s. M., den 24. März 1814.

— — Am 9ten d. hat die französische Arrieregarde Bordeaux verlassen; Wellington war in der Nähe.

Wenn es sich noch bestätigt, daß Napoleon sich dem Rhein nähert, oder seinen Festungen, so ist die Eroberung von Soissons nicht mehr zeitgemäß und Ihr Corps muß eine andere Bestimmung erhalten. Am liebsten ist Ihnen wohl die nach Paris, wohlverstanden, daß man Sie vorher verstärkt. Wenn wir unsere Armeen theilen, die Hälfte davon hinter Napoleon her, und die andere nach Paris schicken, so sind wir hinlänglich für beide Zwecke stark genug, nämlich Napoleon vollends zu vernichten und Paris zur Unterwerfung zu bringen.

Der Russische Kaiser ist in diesem Augenblick in Vitry. Der Feind ist wirklich nach St. Diziers gegangen; die Gefangenen sagen aus, er marschire auf Metz. Die Marschälle Marmont, Mortier, der sogenannte Herzog von Padua, und der die Cavalerie commandirende General Bordesoult, sind in diesem Augenblick in unserer Nähe bei Vitry. Vermuthlich haben sie Befehl erhalten, dem K. Napoleon zu folgen und sich mit ihm zu vereinigen, was ihnen nun durch den Succeß der großen Armee, und durch Win-

zingerodes Marsch über Epernay unmöglich geworden ist. Morgen in aller Frühe marschiren wir von hier auf das linke Ufer der Marne, um sie aufzusuchen und aufzureiben, falls wir sie noch einholen können.

Major Brüneck ist aus dem großen Hauptquartier zurückgekommen. Die Tage des 20ten und 21ten sind bei der großen Armee nicht für so wichtig gehalten, als ihre Folgen. Nur wenige Kanonen wurden erobert. Aber vorgestern wurden bei Sommepuis 20 genommen. Der König ist uns ungemein dankbar für die Schlacht von Laon.

Gott befohlen. Viele Empfehlungen an Ihren Herrn General.

N. v. Gneisenau.

Aufzeichnung von Stosch.

Am 25. März 1814 brachen wir früh aus dem Hauptquartier Chalons auf; Blücher war krank und fuhr erst nach. Gneisenau hatte, ich weiß nicht warum, die gestickte Generals-Uniform angezogen und den Federhut aufgesetzt. Von seiner Umgebung wenigstens hatte Niemand an diesem Tage eine Ahnung davon, daß wir mit dem Hauptquartier des Kaiser und Königs zusammentreffen würden. Als wir ins Freie kamen, konnte man französische Truppen und eine lange Reihe von Transport-Wagen auf einer hochgelegenen Straße entdecken, auf welche bereits Kavallerie des General von Korff des Langeronschen Corps Jagd machte. Gneisenau beauftragte sogleich den Obersten Krausenek mit seinem Adjutanten Luck zur zweckmäßigen Führung des gedachten General von Korff, indem er nicht zweifelte, daß er sich dabei das eiserne Kreuz 1. Klasse verdienen würde.

Dieser Tag führte zum Gefecht von Fere Champenoise, welches mit der Niederlage der Divisionen Pacthod und Amey auf Seite des Schlesischen Kriegsheeres endete. Gneisenau fühlte sich bei dieser Gelegenheit ganz selbständig im Befehl, da auch keiner von den Corps-Commandanten gegenwärtig war. Sein Auge leuchtete vor Freude und seine schöne Gestalt in dem auffallenden Anzuge trat überall hervor, wo Gefahr war. Er selbst führte eine russische reitende Batterie gegen das feindliche große Viereck, welche auf 100 Schritt heranfuhr und die schrecklichsten Verwüstungen herbeiführte, indem er mit seiner Umgebung der einen langen Seite des Vierecks entlang ritt, von welcher fortdauernd gefeuert wurde, jedoch ohne Wirkung. Der Führer ebengedachter reitenden Batterie wurde zum Orden pour le mérite vorgeschlagen und erhielt auch denselben, jedoch aus einem Versehn des Militair Cabinets, mit Eichenlaub. Aufgefordert dies Exemplar mit einem andern zu vertauschen, weigerte er sich beharrlich, und mußte der einzige fremde Offizier mit einem Orden dieser Art bleiben.

An Frau von Gneisenau.*)

(Bleistift.)

Paris, den 31. März 1814.

(Vom Pferde.)

Paris ist unser. Wir haben den Feind gestern in seiner Stellung hier angegriffen und gänzlich geschlagen. Heute sind wir hier eingerückt. Wir werfen nun den Tyrannen vom Thron. Mit etwa 50,000 Mann irrt er noch umher. Wir haben ihn in den letzten Tagen von der Hauptstadt abgeschnitten. Das Volk wurde heute begeistert, man steckt die weiße Cocarde auf. Die Truppen haben sich wieder vortrefflich geschlagen.

August ist wohl. — Grüße Kinder und Freunde. Conrad ist wohl.

Flügel-Adjutant v. Thiele an Gneisenau.

Paris, den 31. März 1814.

Des Königs Majestät wünschen, daß Ew. Excellenz während Allerhöchstdero Anwesenheit in Paris sich ebenfalls hier aufhalten und in des Königs Nähe bleiben möchten. Ich habe den Auftrag Ew. Excellenz hiervon mit dem Bemerken zu benachrichtigen, daß auch der Herr General von Kleist diesen Auftrag erhalten hat und daß S. Majestät Sie möglichst bald zu sehen wünschen. Dem Herrn Feldmarschall habe ich davon Meldung gemacht und ihn ersuchen müssen Ew. Excellenz Geschäfte bei der Armee einstweilen vertreten zu lassen.

v. Thiele.

An Hardenberg.

(Mit Bleistift.)

Paris, den 1. April 1814.

Wir sind hier beschäftigt den Tyrannen zu stürzen. Die Truppen der Schlesischen Armee haben wieder vortrefflich gefochten. Die Begebenheiten reißen nun Monarchen, Diplomaten und Generale

*) Diesen Zettel nahm der Oberst Graf Schwerin mit, der als Courier mit der Siegesbotschaft nach Berlin ging. Seine Frau berichtet in ihren Lebenserinnerungen, wie sie einen Bleistiftzettel Gneisenau's an seine Frau weiterbefördert habe.

mit sich fort; Niemand kann widerstehen. Es ist mir Leid Ew. Excellenz nicht hier zu finden und die großen Begebenheiten ordnen zu helfen. Feldmarschall Blücher verläßt die Armee für 8 Tage, vielleicht für immer. Meines Bleibens ist nun nicht mehr, doch werde ich die Armee nicht verlassen, so lange noch gefochten wird. Ich habe Befehl in der Nähe des Königs zu bleiben, für einige Tage nur. Morgen gehen wir dem Feind am linken Seine-Ufer entgegen. Der Kampf wird nicht mehr gefährlich sein; vielleicht nur gefährlich durch die Verzweiflung, womit der Räuberhauptmann fechten wird. Die Regenten der alten Häuser werden doch nun wohl die Schwäche nicht haben, mit diesem Emporkömmling Frieden zu machen, nun das Schicksal sich gegen ihn erklärt hat.

Gott befohlen!

N. v. Gneisenau.

An Gruner.

(Pertz, Stein III, 574.)

Montmartre, den 1. April 1814.

Paris ist unser. Der Tyrann wird gestürzt. In diesem Augenblick wird er für vogelfrei und des Thrones für verlustig erklärt. Vorgestern hat sich unsere Armee wieder vortrefflich geschlagen. Wir haben 49 Kanonen erobert. Von uns ward der Montmartre gestürmt. Gestern hielten wir den Einzug. Früher konnte ich nicht schreiben. Es war fast unmöglich. Seit dem 9ten Februar sind wir in der angestrengtesten Thätigkeit. Unsere Armee hat Wunder gethan.

Der Ihrige

N. v. Gneisenau.

Aufzeichnung von Stosch.

Im Verlauf der Kriegs-Ereignisse befanden wir uns am Abend des 30. März auf dem Montmartre und hatten das große Sündennest zu unseren Füßen. Eine Glorie umstrahlte Gneisenau's Gesicht, nur bedauerte er, daß wir auf Grund einer Capitulation am andern Tage ein-

ziehen sollten. Gerne hätte er Paris systematisch und mit größter Ordnung plündern lassen. Sein Haß gegen Napoleon und alle Franzosen documentirte sich nun täglich mehr. Wie freute er sich als wir nach dem Vorbeimarsch in den champs élysés am 31. März nach dem Platz Vendome kamen und er den Strick um den Hals der Bildsäule Napoleons sah, an welchem Tausende von Franzosen längs der rue de la paix vergebens zogen und wie jubelte er, als wir in Verys Restauration beim Diner und Glase Champagner saßen! Schon nach wenigen Tagen war auf seinem Gesichte die Freude verschwunden und oft saß er stumm sinnend oder klagte seufzend, daß die verschiedenartigsten Interessen mit ihren Intriguen Eingang fänden und der Preis des Sieges nicht dem vielen Blute angemessen sein würde, das er gekostet. Ich selbst sah ihn damals in Paris des Morgens auf einige Minuten und nur selten beim Mittagstisch, da er gern die Gelegenheit benutzte, beim Staatskanzler, Stein ꝛc. mit den Diplomaten zu speisen und seinen Einfluß geltend zu machen. Nach der Ankunft Ludwigs XVIII. in Paris war bei diesem Cour und fuhren auch wir nach den Tuillerien. Beim Hinaufsteigen der Treppe begegnete uns Monsieur le Comte d'Artois. Gneisenau, der ihn nicht kannte, ging ihm vorbei. Dem Prinzen indessen mußte er aufgefallen sein, denn derselbe rief mich heran und fragte nach dem Namen des Generals. Als ich ihn nannte, bat er mich denselben mit ihm bekannt zu machen, worauf ich den General zurückrief und ihn vorstellte. Gneisenau verzog bei einzelnen ihm gesagten schmeichelhaften Worten keine Miene und machte der Unterhaltung durch eine Verbeugung selbst ein Ende.

An Boyen.

Paris, den 3. April 1814.

Der Feldmarschall hat das Commando niedergelegt, anfänglich nur auf acht Tage, wie indessen vorherzusehen war, ohne Wahrscheinlichkeit, daß er zur Armee zurückkehren würde. Jetzt fühlt er dies selbst und eigentlich ist die Eroberung von Paris der schicklichste Zeitabschnitt, worin der graue Feldherr den Commandostab niederlegen kann. Feldmarschall Barclay hat den Oberbefehl erhalten. Meine Verhältnisse ordnen sich demnach auch anders. Feldmarschall Barclay bringt natürlicher Weise die Leute mit, in welche er Vertrauen hat. Diese Veranlassung ist mir willkommen gewesen, um aus meinem zeitherigen Posten als Chef des Generalstabes der schlesischen Armee herauszutreten und einer Wirksamkeit zu entsagen, die mir den Neid und Haß so vieler Leute zugezogen hat.

Sogleich nach der Eroberung von Paris befahl mir der König

mich hier in deſſen Nähe einzuquartieren, um in Abweſenheit des Staatskanzlers etwaige politiſche Angelegenheiten zu beſorgen. So werde ich in einer halb politiſchen, halb militairiſchen Eigenſchaft dem großen Hauptquartier folgen, bis die Dinge beendigt ſind. Dieſe nehmen einen ruhigeren Gang, als man erwarten durfte. Auf eine Reaktion darf man ſich allerdings wohl gefaßt machen, man hat indeſſen an Talleyrand und dem Polizeipräfekten Pasquier ſo gute Rathgeber, daß man nicht viel zu beſorgen hat. Erſterer iſt der Meinung, man müſſe Napoleon ſterben laſſen.

Ich werde Ihnen eine kurze Schilderung von Ihrem neuen Feldherrn Barclay machen. Er iſt ein arbeitſamer Mann im Kabinett, der die Ordnung liebt. Obgleich ein Deutſcher, ſo iſt er doch nicht frei von ruſſiſchen Nicken (erlauben Sie mir dies Wort) und Intrigue. Auf ſeine Autorität iſt er ſehr eiferſüchtig. Mit Wolkonski lebt er in Zwietracht wegen des Einfluſſes auf Beförderungen und Belohnungen. Vermeiden Sie daher, dieſen in das Spiel zu bringen, wo Sie bei dem Kaiſer etwas zu ſuchen haben. Er iſt ein ganz guter ausführender Kriegsminiſter. Als Feldherr iſt er ununternehmend, ſelbſt moraliſch feig und hört keine Rathſchläge. In Schlachten ſoll er ſehr brav ſeyn, obgleich er bei Bautzen faſt zu ſchnell wich und durchaus nicht mehr vorzubringen war, obgleich Kleiſt ſich ihm anbot die Höhen von Gleine mit ihm vereint wiederzunehmen. Von ſeiner Frau wird er beherrſcht; dieſe von einigen Adjutanten.

An Ihren Herrn General viele Empfehlungen.

Gott erhalte Sie!

N. v. Gneiſenau.

An S. M. den König.

(Concept.)

3. April 1815.

Euer K. M. werden zu bemerken geruht haben, daß ich ſehr ſelten es wage mir zu erlauben, über die perſönlichen Verhältniſſe

der Armee Allerhöchstdenselben meine Ansicht zu Füßen zu legen und daß ich nur dann von dieser gewohnten Bahn abweiche, wenn ich glaube, Euer K. M. Dienst dadurch nützlich zu werden; persönliche Zuneigungen haben hierbei keinen Einfluß auf meine Empfehlungen und das Beste von Euer M. Dienst ist hierbei meine einzige Richtschnur. Geruhen daher Euer K. M. zu gestatten, daß ich Allerhöchstdenselben zwei Männer nenne, deren Namen mit den befehlführenden Officieren der ins Feld rückenden Armee nicht genannt sind.

Der erste ist der Generalmajor v. Horn. Seine unerschütterliche Tapferkeit, seine Entschlossenheit, die ihm angehörende Liebe der Truppen, sein richtiges Urtheil auf dem Schlachtfeld und seine Bereitwilligkeit und Fähigkeit das Richtige einer fremden Meinung sogleich aufzufassen, machen ihn zu einem der vorzüglichsten Generäle Euer K. M. Armee. Seine Wirkung auf die Truppen ist ungemein und er kann Allerhöchstdenselben im Felde die wichtigsten Dienste leisten.

Der andere ist der Obrist von Hiller. Er hat in dem Laufe des letzten Krieges schnell zu einem vortrefflichen General sich gebildet und, stets am Feinde, eine große Kriegserfahrenheit erlangt. Auch er kann Euer K. M. im Felde die nützlichsten Dienste leisten.

Ein Brief an Gibsone vom 5. April, der in kurzen Worten die Ereignisse meldet, enthält die Nachschrift: „Ich werde den Militärdienst abermals verlassen. Mehrere Gründe treiben mich hierzu."

Müffling an Gneisenau.

H.-Q. Massy, den 5. April 1814, Morgens 9 Uhr.

Euer Excellenz kann ich nunmehr in Betreff des Geschäftsganges und meiner Verhältnisse im hiesigen Hauptquartier gehorsamst melden:

daß alles beim alten geblieben ist, daß die Dispositionen vom General Diebitsch und mir gemeinschaftlich entworfen werden und ich alsdann die Befehle an die preußischen Truppen übernehme und ausfertige, während der General Diebitsch an die

Russen ausfertigt. Der General Barlcay will, daß alles so bleibt, als ob der Feldmarschall v. Blücher gegenwärtig wäre.

Feldmarschall Barclay hat die Corps Graf Woronzow und Langeron besehen, ist durch ihre Cantonnirungen geritten, wo er alle Einwohner gefunden hat und kann nicht aufhören von der Ordnung und Manneszucht der schlesischen Armee zu reden. In einem Tagesbefehl hat er sie den Corps von Rajewsky und den Grenadiers zum Muster aufgestellt.

Allein wie viel leichter wird dem Feldmarschall Barclay das Armee-Commando durch die Organisation seines Hauptquartiers! Das fliegt alles, 170 Officiere warten auf seine Befehle in der tiefsten Devotion. Euer Excellenz sollten den Graf Langeron einen mündlichen Rapport an den Feldmarschall Barclay machen sehen, mit welcher Devotion und wie er gerichtet und gestreckt steht, sobald der Feldmarschall spricht. Es ist mir jetzt wie ein Traum, wenn ich zurücksehe auf das, was die schlesische Armee gethan hat, wenn ich die Mittel erwäge, welche dem commandirenden General zu Gebot standen. Ich weiß es wohl, daß der Feldmarschall v. Blücher sich diese Mittel selbst beschränkte, allein um so mehr war es schwierig die Sache zu führen.

Die russische Einrichtung des General du jour ist höchst nachahmungswerth. Ich ersuche Euer Excellenz sie bei uns für die Zukunft einzuführen.

Mit dem Abgang des Feldmarschalls und Euer Excellenz von der Armee hat sich ein Theil des Hauptquartiers aufgelöst, ist in Paris zurückgeblieben oder sonst davon gegangen.

Das Büreau der Nachrichten ist, wie ich höre, in Paris zurückgeblieben, und hat wahrscheinlich dazu von Euer Excellenz Erlaubniß erhalten. Dieses Büreau steht im Hauptquartier des Generals Barclay, sowie bei ihm selbst im höchsten Ansehen und gutem Ruf. Mündlich und schriftlich bin ich schon angegangen worden es ihm zu schaffen. Können wir mit dem provisorischen Gouverneur Verbindungen anknüpfen, so wäre dies in jedem Fall das zweckmäßigste.

Da wie ich soeben höre, Marmont angekommen ist, Ney und Macdonald in Paris sind, so bedürfen wir wahrscheinlich keiner großen Anstrengungen mehr.

Es ist mir officiell angezeigt worden, daß der Inspektor des Herrn Feldmarschalls v. Blücher die Königlichen Pferde vor dem Büreau-Wagen des Grafen v. Golz gegen solche abgetriebene Schind-Mähren ausgetauscht hat, daß der Wagen nicht fortgebracht werden könne.

Können Euer Excellenz es so einleiten, daß das Spitzbuben-Volk, welches darauf ausgeht, den Feldmarschall um Ehre und Reputation zu bringen, die Pferde herausgeben muß, ich glaube Graf Nostiz könnte dies besorgen — so käme diese Sache nicht zur Sprache.

v. Müffling.

Boyen an Gneisenau.

Roye, den 14. April.

Bei den jetzigen Friedens-Unterhandlungen und Ausgleichungen gebe Ihnen Gott Glück, es ist ein Riesenwerk.

Folgende Gegenstände liegen mir schwer auf der Brust:

1) Für Preußen — das ist für unsere Militär-Existenz zu wichtig — Zakroczcin und einen Theil der Narew wünschte ich wohl.

Wenn Rußland ein polnisches Reich herstellen will, so hemmt es seine Energie und Selbständigkeit, es hängt sich ein Bleigewicht an, wie Hungarn bei Oesterreich und alle ehemaligen polnischen Provinzen, die lange schon an Rußland einverleibt sind, werden immer dahin streben, sich mit dem neuen polnischen Reiche zu vereinigen. Man errichte aus den Sandomirschen und Lublinschen und dem, was wir noch von Neu-Ostpreußen abtreten müssen — (unleserliche Namen) kleine Fürstenthümer unter dem Schutz Rußlands und gebe unter seine Aufsicht noch Schweden und Norwegen.

2) Keine zu große sächsische Nation bestehen lassen. Ich wünsche, daß nach Abzug dessen, was wir brauchen, alle sächsischen Linien ziemlich gleich dotirt würden. Mir scheint es sehr wichtig, daß in dem Theil von Norddeutschland, der unser Vertheidigungssystem bildet, keine bedeutende Staaten errichtet würden. Wenn man zu der Idee kommen könnte, Norddeutschland, vielleicht auch Dänemark durch ein Vertheidigungsbündniß uns zuzueignen, so wäre dies vielleicht mehr werth als directe Inkorporationen. Oesterreich könnte Süddeutschland und Italien zugewiesen bekommen, Rußland Scandinavien und ein Paar Kolonien, Großbrittanien die Niederlande und Belgien.

An Eichhorn.

Paris, den 20. April 1814.

Mein theurer Freund!

Mit Unmuth vermisse ich Sie hier, wo wir am Ziel unseres militairischen Strebens sind und Resultate erhalten haben, die man wohl vorhersehen, aber nicht erwarten konnte. Wie nahe wir dem Ziele eines vernünftigen politischen Strebens sein mögen, ist noch erst zu prüfen. Die Schritte, die man hierin thut, sind weder rasch noch abgemessen.

Und eine sehr unzeitgemäße Krankheit hält Sie, mein theurer Freund, ab das große Schauspiel einer Staatsumwälzung hier zu sehen, und ich muß dem Genuß entsagen, mich mit Ihnen der Erfüllung unseres Glaubens und Hoffens zu freuen. Der Erfolg, den wir mit Zuversicht vorhersahen, wenn die Herrscher nur wollten, ist nun der Lohn unseres Haltens an besseren Grundsätzen. Es schmerzt mich sehr, Sie nicht im Gefolge Herrn von Steins zu sehen, da ich ohnedies so manchen hingeschiedenen Freund betrauern muß und meine Freude über die großen Begebenheiten deshalb nicht ungetrübt ist.

Unsere letzte Zeit des Feldzuges ist voll Anstrengungen gewesen. Vom 9. Februar an trafen uns Unfälle, zum Theil durch fremde, zum Theil durch eigene Schuld. Die Truppen haben solche mit hohem Muth bestanden und wir haben den eignen daran gestählt. Diese Unfälle haben bis zum 16ten gedauert. Am 19ten bereits ergriffen wir wieder die Offensive. Wir haben seitdem wieder Alles gut gemacht. Unser Marsch über die Aube und Marne in den Rücken des Feindes, als dieser gegen die große Armee marschirte, rettete diese und nöthigte ihn, sich abermals gegen uns zu wenden. Bei Craonne und Corbeny hätten wir ihm bereits das Garaus gemacht. Wir hatten den Verdruß, zu sehen wie der General Winzingerode mit seinen 10,000 Mann Cavallerie nicht im Rücken des Feindes ankam, sondern aus Unentschlossenheit und Eigensinn zögerte. Der General Sacken konnte nur mit einem starken Verlust seine Vereinigung mit uns bewirken, nachdem Winzingerode seine Schuldigkeit nicht gethan hatte. Bei Laon nahmen wir dann vereinigt die Schlacht an. Den Erfolg kennen Sie. Nachdem der Feind von uns abgelassen hatte, zog er abermals gegen die große Armee. Wir sandten sofort unsere Cavallerie gegen ihn, und folgten einige Tage später, nachdem wir unsere Lebensmittel etwas gesichert hatten. Bei Fère champenoise erreichten wir mit einem andern Theil unserer Cavallerie den Feind, der sich mit seiner großen Armee vereinigen wollte. Wir griffen ihn von unserer Seite an, während unsere große Armee dies von der ihrigen that. Unsere Cavallerie vernichtete an diesem Tage 8—10,000 Mann. Die große Armee that dem Feind ebenfalls viel Schaden und wir nahmen über 100 Kanonen. Nun setzten wir den schon angefangenen Marsch auf Paris unter mehreren Gefechten fort, langten vor dieser Hauptstadt an, griffen mit einigen Corps die Höhen von Belleville und Montmartre nebst den dazwischen liegenden Dörfern an, während die übrigen Corps um einen Marsch zurückblieben und rückwärts Front machten. Wir waren eben im Begriff den Montmartre zu stürmen, als die Nach-

richt offiziell uns zukam, es sei Waffenstillstand. Ich wollte den Sturm verhindern, allein die Truppen waren schon im Gefecht und nicht mehr zu halten. So wurde also mit Sturm genommen, was wir auf unblutigem Wege hätten erhalten können. Noch so mancher Franzose und Russe fand dabei sein Grab. Des andern Tages zogen wir in Paris ein. Ich kehrte mich nicht an diplomatische Rücksichten und rief dem Volke stets zu: à bas le Tyran! Regsam wie es ist, hallte es bald ebenso wieder.

Ich bin bis zur Eroberung von Paris der Gegenstand der Lästerungen und Verwünschungen gewesen. Man gab mir die Verlängerung des Krieges und den Entwurf des für unsinnig gehaltenen Marsches auf Paris und zwar nicht mit Unrecht Schuld. Russen und viele Preußen sahen mich für einen politischen Mordbrenner an. Unbefangene nur beurtheilten die Dinge richtig. Der Congreß in Chatillon küßte Caulaincourt die Hände um Frieden zu erhalten. Ich hatte zwei mächtige Verbündete, den Kaiser Alexander und Napoleon. Jener gab endlich der Meinung der Friedliebenden gezwungen nach; dieser verweigerte hartnäckig jede Ausgleichung, obgleich man sich zu den schimpflichsten Bedingungen verstand. Ihm haben wir unsere Erfolge zu danken. Nun solche eingetreten sind, will Jeder dazu mitgewirkt haben. — Ich höre, Ihre Gemahlin ist Ihrer Pflege wegen zu Ihnen gekommen. Erneuern Sie mich ihrem Andenken. Mögen Sie unter einer solchen Pflegerin bald wieder zu dem Genuß Ihrer Gesundheit kommen und uns hier in Paris besuchen. Es sind hier bald die wichtigsten Verhandlungen über Deutschlands Verfassung zu erwarten. Ewig der Ihrige

N. v. Gneisenau.

Boyen an Gneisenau.

Bethüne, den 19. April 1814.

Herzlichen Dank, meine hochverehrte Excellenz, für Ihre gütige Zuschrift vom 15ten*). Daß Sie gegenwärtig, nachdem der eigentliche Kriegs-

*) Fehlt.

zustand zu Ende ist, oft in nicht angenehme Lagen kommen würden, bin ich überzeugt, doch kann ich Ihren Entschluß sich ganz zurückzuziehen, nicht billigen. Sie haben einmal einen Standpunkt in unsern Kriegsverhältnissen und äußern Verbindungen errungen, der Ihnen einen nothwendigen Einfluß giebt und den Sie sich, meine theure Excellenz, zum Wohl der guten Sache erhalten müssen.

Wider Ihre erste mir in Paris mitgetheilte Idee, unangestellt in Berlin zu bleiben, habe ich nichts einzuwenden und ich wollte, ich könnte es auch, aber Ihren Platz in der Armee, mein theuerster General, müssen Sie behalten und so viel dadurch nützen als es angeht.

Unsere Aussichten für die Zukunft sind also nicht übel, es könnte daraus eine herrliche Nation werden, wenn man die anfangs heterogenen Theile durch eine zweckmäßige Verfassung zu verbinden verstände.

An Frau von Gneisenau.

Paris, den 24. April 1814.

Drei Briefe von Dir liegen vor mir, einer vom 14. Februar und zwei vom 5. und 31. März. Den meinigen vom 31. März hier in den Champs élisés vom Pferde, während des Vorbeimarsches unserer Truppen mit Bleistift geschrieben, wirst Du wohl erhalten haben. Seit unserm Rheinübergang habe ich nicht geschrieben.

Wie der Wunsch der armen Mutter des vortrefflichen von uns allen betrauerten Ferdinand Zedlitz erfüllt werden könnte, sehe ich nicht ein. Er ward in dem Gefecht von Champaubert, wo wir von einer übermächtigen feindlichen Reiterei umringt wurden und uns mit ihr im steten Zurückziehen schlugen, in den Leib durch und durch und zwar in den Rückgrat, also auf eine absolut tödtliche Weise geschossen. Ein Chirurgus verband ihn noch und man schleppte ihn im Zurückziehen fort. Zuletzt ließ man ihn liegen. Er fiel hierauf in Feindes Hände. Von diesen soll er fortgeschafft worden sein. Nur eine schwache Hoffnung könnte also vorhanden sein, daß er noch vielleicht lebe; höchstwahrscheinlich aber ist er verschieden. Als wir späterhin wieder siegreich über dieses Schlachtfeld zogen, fanden wir die Todten begraben und nur die Kleidungsreste unserer Gefallenen noch umherverstreut. Was ich über den jungen edlen Todten ausmitteln kann, werde ich der mit Recht

tief trauernden Mutter bekannt machen. Wenn ihn auch fremde unbekannte Erde deckt, so lebt sein preiswürdiges Andenken in dem Gedächtniß derer, die ihn kannten. — — —

Du sorgst doch wohl dafür, daß Agnes das Arzneimittel gegen ihren dicken Hals brauche. Gerade in ihrer jetzigen Lebensperiode ist dies Uebel leichter zu vertreiben, als in einer späteren.

Clausewitz an Gneisenau.

Alost bei Brüssel, den 22. April 1814.

Lange habe ich Euer Excellenz nicht geschrieben. Wer kann sich dazu entschließen, wenn er seinen Correspondenten in einen solchen Strudel von Weltereignissen, das Steuer in der Hand, verwickelt sieht. Jetzt vielleicht haben Sie so viel Augenblicke der Ruhe gewonnen, um einige Zeilen von mir ohne Ungeduld zu lesen, durch die ich mich blos in Ihr Gedächtniß und in Ihr Herz zurückrufen und das meinige ausschütten will in Bewunderung und Lobpreisung des vollbrachten Werkes. — Oft habe ich für das Ganze gezittert und für Sie mit, und wenn ich in meiner Lage nicht im Stande war, die einzelnen Fäden des Gewebes genau zu sehen und die schwachen Stellen richtig zu beurtheilen, so trauen Sie meinem unter preußischer Staatsweisheit und berliner Klügelei aufgewachsenen Kopf wohl zu, daß ich mich von dem Zeitungsschimmer, wie vom Preß- und Appretur-Glanz einer schlechten Waare, nicht täuschen ließ und alle die Erbärmlichkeiten und Schlechtigkeiten mir nicht zu gering vorgestellt habe, mit denen Sie zu kämpfen gehabt haben werden, und die man mit ihrem eigentlichen Namen fast nicht nennen kann, ohne Physiognomien zu zeichnen. Mir schwindelt, wenn ich an den Abgrund denke, an dem wir glücklich vorbeigeschritten sind, hauptsächlich durch Ihren festen männlichen Schritt.

Wenn ich an die Zukunft denke und die Benutzung des Errungenen, so fällt mir immer zuerst ein: Bonaparte konnte besiegt werden und ist besiegt worden, aber unser eigener Kleinmuth ist unbesiegbar. Stahl und Eisen gestaltet sich unter Vulkan's Schlägen, ein zäher Schwamm behält seine Form. — Ich fürchte statt irgend eines Fortschrittes die Rückkehr in den alten Schlendrian. — Wie viel unangenehme Empfindungen Sie auch bei Betrachtungen der Art haben mögen, so sind Sie doch durch ein großes und angenehmes Gefühl reicher, groß, tief und gehaltreich genug für ein ganzes Leben.

Mein Schicksal ist bis jetzt noch mit der Legion verknüpft, so lange sie noch auf ihrem jetzigen Fuß bleibt, werde ich wohl dabei ausharren. Tritt sie in den preußischen Dienst, wozu einige Aussicht gewesen zu sein scheint, so lasse ich den König durch Natzmer ohne Umstände fragen, ob er mich lieber haben oder lieber nicht haben will; ein einziger Wink ist mir genug. Ich werde dann irgendwo anders eine Stelle finden, unter andern habe ich dazu Aussicht in Holland.

Meine Frau, die in einigen Wochen hier eintreffen wird, empfiehlt sich Ihnen herzlich. Sie hat den innigen Antheil an Ihrem Schicksal

und dem Schicksal des Schiffes, dessen Steuer Sie führten, redlich mit mir getheilt.

Ich hoffe, Sie schenken mir, wenn Ihnen ein müßiger Augenblick bleibt, ein Paar Zeilen als Zeichen Ihres ferneren Wohlwollens und lassen mich daraus etwas von Ihrer Zukunft errathen, von Ihren Hoffnungen und Wünschen, die es dann auch für mich sein werden.

Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit und bin mit der alten Anhänglichkeit und neu belebter Verehrung

Ihr

treuergebener

Freund Clausewitz.

An Clausewitz.

Paris, den 28. April 1814.

Mein theurer Freund.

Sie haben die Schwierigkeit meiner Lage in dem letzten Theil des Feldzuges errathen; auch ist dies einer der heftigsten gewesen, die die Kriegsgeschichte kennt. Es mangelt mir die Zeit, Ihnen das Merkwürdigste desselben aufzuzeichnen. Mit flüchtiger Feder will ich indessen Eines und das Andere hier niederschreiben, um Sie in die geheime Geschichte dieses Feldzugs einen Blick thun zu lassen. Ich hatte gehofft, Sie würden sich hierher begeben; vielleicht geschieht dies noch.

Mit dem Corps von Sacken und mit dem von Olsufief, — letzteres etwa 3500 Mann stark — waren wir bis Brienne vorgedrungen. Dort wurden wir am 29. Januar von Napoleon angegriffen und wir schlugen ihn. Uebertriebene Nachrichten von der Stärke des über Soulaines und Montierender anrückenden Feindes ließen uns in die Stellung von Trannes am Morgen des 30sten zurückgehen. Die Cavalerie ließen wir vor Brienne. Des andern Tags besetzte der Feind den Ort. York drang über St. Dizier vor. Kleist war an der Nieder-Mosel. Pahlens Cavalerie hatte am 29sten mit uns gefochten. Durch Nachlässigkeit des General Olsufief hatten etwa 30 Mann das Schloß von Brienne besetzt und behielten es.

Die große Armee lieh uns nun das Corps des Kronprinzen

von Würtenberg, das des General Giulay, die Grenadier-Reserven und die Russischen Cürassiere, und ließ den Grafen Wrede auf unserm rechten Flügel vordringen. Wir schlugen die Schlacht von Brienne am 1ten Febr. und siegten. Wir machten, aus Unkenntniß der wahren Lage des Feindes, nicht den gehörigen Gebrauch von unserer Cavalerie. Wir hätten, wenn wir unsere Vortheile weiter verfolgten, die französische Armee vernichten können. Erster Fehler.

Des andern Tags ward abgemacht, daß wir mit den Corps Sacken, York und Olsufief den linken Flügel des Feindes stets umgehen, die große Armee die großen Massen des Feindes verfolgen und Alles seine Richtung auf Paris nehmen sollte. Wittgenstein sollte die Verbindung zwischen uns erhalten; ebenso der General Seslawin. Man nahm aber Ersteren weg und den Zweiten versetzte man auf den linken Flügel, um — die Verbindung mit Wellington zu eröffnen! Zweiter Fehler.

Sacken drang auf der kleinen Pariser Straße über Montmirail, York auf der großen über Epernay vor. Olsufief rückte Sacken nach. Kleist ging über St. Dizier, das Hauptquartier war in Etoges, eine Stunde hinter Olsufief, der in Champaubert und Baye stand. Bei finsterer Nacht, während wir bei Tische saßen, stürzte athemlos ein Russischer Offizier ins Zimmer und rief auf Russisch: der Feind ist da. Schnell warfen wir uns auf die Pferde, rückten aus und hielten bei dem Dorfe. Ich ahndete die Möglichkeit, daß wir en detail geschlagen werden könnten und äußerte, daß ich mich nicht beruhigen könnte, so lang ich nicht die schlesische Armee am rechten Ufer der Marne wüßte. Man wandte mir die Aufgebung der Verbindung mit der großen Armee und unserer Operationslinie ein. Ich gab dieser Einwendung nach. Dritter Fehler.

Die ferneren Meldungen waren, es seien 3 Escadronen, und weiter Nichts, gewesen, die unsere Quartiere beunruhigt hätten. Wir, das Hauptquartier gingen indessen doch nach Vertus zurück, wo wir Kleist erwarteten.

Auf einmal*) erhielten wir die Nachricht, Olsufief sei von einer zahlreichen Cavalerie angefallen. Wir hatten Nichts ihm zu Hülfe zu schicken. Kleist war nach Fère champenoise dirigirt worden. Der Rest Olsufiefs, etwa 1600 Mann kamen bald darauf zurück nebst 15 geretteten Geschützen, 9 waren verloren gegangen. Kleist nebst Kapczewicz wurden zurückgeholt und in der Stellung von Bergeres (bei Vertus) aufgestellt. Auf uns kam nichts vom Feinde. Wir wußten nur von feindlicher Cavalerie.

Des andern Tags hörten wir von Montmirail her Kanonenfeuer. Die Corps von Sacken und York hatten sich daselbst vereinigen sollen. Wir glaubten selbige dem Feinde gewachsen, waren jedoch nicht ohne Besorgnisse. Wir erfuhren, daß das Corps von Sacken mit York sich vereinigt, ein schweres Gefecht bestanden, und einige Geschütze in dem grundlosen Boden habe stecken lassen. Das Feuer dauerte des andern Tages fort. Man hatte uns von Seiten Yorks wissen lassen, die Stellung bei Viffort, worin er sich befinde, sei unangreifbar. Uns gegenüber, bei Etoges stand Marmont. Wir beschlossen ihn am 3ten Tag anzugreifen und wir trieben ihn den ganzen Tag vor uns her. Bei Champaubert versicherte uns ein Adlicher, der Graf Ferrieres-Saureboeuf, Napoleon sei nach la Ferté sous Jouarre marschirt. War dies ein Verräther?

Des andern Tages setzten wir unsern Marsch auf Montmirail fort. Ziethen mit der Avantgarde verwickelte sich in ein hitziges Gefecht. Kleist mußte ihn loszumachen suchen; als wir mit dem Hauptquartier ankamen, war fast alles schon mit dem Feinde in sehr hitzigem Gefecht. Es gelang uns, den Feind abzutreiben.

Wir sahen nun ein großes Corps Cavalerie in weiter Ent-

*) Es war erst 36 Stunden später. Ein Tag ist in Gneisenau's Gedächtniß ausgefallen und merkwürdiger Weise haben Müffling und alle anderen Darsteller des Feldzuges genau denselben Fehler gemacht. Dadurch wird es auch zweifelhaft, in welchem Augenblick Gneisenau die Ansicht ausgesprochen hat, man müsse hinter die Marne zurückgehen. Die innere Wahrscheinlichkeit ist jedoch im höchsten Grade dafür, daß dies, wie ich im Texte angenommen habe, am Morgen des 10ten gewesen sei.

fernung links abmarschiren. Ich ahndete unsere Gefahr und rieth zum augenblicklichen Rückzug, gegen die Meinung einiger Andern. Sofort traten wir den Rückzug an. Nun griff uns der Feind unaufhörlich an. Die erwähnte Cavalerie setzte ihr Umgehen dabei fort. Unsere Infanterie marschirte und focht in schöner Ordnung. Bei Sonnenuntergang ereilte uns die umgehende Cavalerie und wir wurden nun von allen Seiten angegriffen. Entschlossenheit und unserer Truppen Tapferkeit retteten uns. Wir erzwangen unsern Rückweg und den Eingang in das nahe Wald- und Sumpf-Defilee, das uns der Feind bereits versperrt hatte. Aber wir hatten einen schweren Verlust gehabt. Mehrere Bataillone waren, ungeachtet des tapfersten Widerstandes, niedergehauen worden. Der Tag hatte uns den vierten Theil unserer beiden Corps gekostet.

Nachdem wir wieder bei Etoges angekommen waren, erfuhren wir erst das Schicksal der Corps von Sacken und York; sie hatten einen übermächtigen Feind vor sich gehabt und die beiden Generale hatten sich entzweit. Der Rückzug über die Marne war indessen bewerkstelligt worden. In Allem hatte die schlesische Armee nur 27 Stück Geschütze verloren. Wir vereinigten alle Corps bei Chalons und suchten zu thun als ob wir nicht geschlagen wären. Nach 5 Tagen ergriffen wir wieder die Offensive.

Am 14. Februar war unser Gefecht bei Champaubert; am 15ten waren wir in Chalons s. M., am Mittag desselben Tages gab ich dem Grafen Wittgenstein von unserm Unfall Nachricht mit der Bemerkung, daß, da der Feind uns nicht durch die Ebenen zwischen Etoges und Chalons gefolgt sei, ich erwarte, er werde auf die zerstreuten Corps der großen Armee fallen. Wittgenstein, in seinem Leichtsinn, vernachlässigte meine Warnung und schob noch überdies Pahlen bis Nangis vor. Des letzteren Cavalerie ward überfallen und zerstreut; 4 Regimenter Infanterie warfen die Gewehre weg. Dann ward der Kronprinz von Würtenberg bei Montereau angegriffen. Vierter Fehler.

Nun zu den Veranlassungen unserer Unfälle. — Nach der Schlacht von Brienne erhielt Schwarzenberg, vermuthlich auf Antreiben des Friedensstifters Metternich, den geheimen Befehl, nicht über die Seine vorzurücken. Uns blieb dies verborgen. Höchstwahrscheinlich aber war hievon Napoleon unterrichtet*), denn er nahm fast Alles von der Seine weg, und ließ an jedem Uebergang nur wenige Truppen zurück, so z. B. in Nogent nur 900 Mann. Mit seiner Armee vereinigte er die von der spanischen Armee auf Wagen gekommenen Truppen. Nicht die leiseste Anzeige von dem Abmarsch der Französischen Armee vor unserer großen kam uns von dieser, als eine Anzeige von Wittgenstein, nachdem es zu spät war. Auch ward keine Bewegung zu unserer Hülfe gemacht. Fünfter Fehler.

Wir gingen nun nach Arcis, und erhielten die Einladung nach Mery zu gehen und mit der großen Armee (zu Troyes) vereint am linken Ufer der Seine eine Schlacht zu liefern. Die Unfälle der großen Armee hatten unterdessen davon abgeschreckt. Man beschloß den Rückzug und wir sollten ihn mit antreten. Nun ward Grolman nach Troyes geschickt, um uns vom Rückzug loszubitten. Wir schlugen vor, mit der schlesischen Armee eine Offensivbewegung zu machen. Man erlaubte dies. Schnell machten wir unsere Anstalten zum Rechtsabmarsch. Des andern Tags Vormittags marschirten wir bereits über unsere über die Aube bei Baudemont geschlagenen Brücken. Wir trieben den Marschall Marmont vor uns her. Gegenbefehle kamen vom König und Fürst Schwarzenberg; umkehren sollten wir, allein wir waren schon zu weit vorwärts, um dies ohne Gefahr thun zu können. Vor uns hatten wir nun Marmont, Mortier zu la Ferté sous Jouarre und Chateau-Thierry; Napoleon folgte uns. Am ersteren Ort schlugen wir unsere Brücken, um uns mit den uns nun untergebenen Corps von Winzingerode und Bülow zu vereinigen. Vier Tage hatten wir Arrieregardegefechte; die Vereinigung geschah.

*) Das ist unbegründet; aber man sieht, wie groß der Argwohn war.

Bei Craonne und Corbeny hatten wir vor, den Feind zu vernichten. Ein schlecht ausgeführtes Cavalerie-Manöver des General Winzingerode vereitelte dies. Wir vereinigten die Armee bei Laon und schlugen dort den Feind. Zuerst sandten wir unsere leichte Truppen ihm nach, dann 8000 Mann Cavalerie unter Winzingerode; einige Tage wieder später folgten wir mit dem Gros.

Der Feind war gegen Arcis gegangen. Dort stieß er auf unsere große Armee, ein unentschiedenes Gefecht begann. Eine unzweckmäßig angeordnete Bewegung des Kronprinzen von Würtenberg nahm Napoleon für einen Rückzug; schnell wollte er auf die Rückzugslinie der großen Armee gehen und versetzte sich auf das rechte Ufer der Aube. Nach 36 Stunden erst ward man den Marsch des Feindes gewahr, abermals ein Fehler, aber zu unserm großen Glück. Man konnte nun nicht mehr zurück.

Früher schon, am 27. Januar, hatte ich dem Kaiser Alexander den Rath geben lassen, falls er Lauheit im Vorrücken bemerke, mit seinen Russen und den Preußischen Garden zu uns, der schlesischen Armee zu kommen, um dann gemeinschaftlich auf Paris loszugehen. Einmal schon hatte er damit gedroht *). Man schrie Zeter! Jetzt machte er abermals diesen Vorschlag und zwar für die ganze große Armee. Man wußte Nichts besseres anzugeben. Die Diplomaten waren abgeschnitten worden und nach Dijon hingejagt. Schwarzenberg willigte ein und der Marsch nach Paris wurde beschlossen.

Die schlesische Armee war unterdessen herbeigeeilt und rückte von Chalons aus gegen Paris vor. Wir sahen in der Entfernung die Division Pacthod marschiren und griffen selbige mit der Cavalerie von Langeron, und später mit der von Sacken an. Die große Armee stieß ihrerseits auf die Marschälle Marmont und Mortier, die sich, nebst der genannten Division, mit Napoleon hatten vereinigen sollen. Unsere Cavalerie vernichtete am Ende des Tags die Division Pacthod. Die große Armee trieb ebenfalls

*) Im Kriegsrath zu Bar sur Aube am 25. Februar.

die genannten Marschälle vor sich her. Der Tag (25. März) brachte uns über 100 Kanonen; uns, von der schlesischen Armee, über 4000 Gefangene ein. Die Infanterie wurde nicht herbeigezogen, sondern blieb 3 Stunden zurück. Fechtend zogen nun die Preußen hinter den beiden Marschällen her, so gelangten wir nach Paris. Sacken und Wrede blieben an der Marne und machten rückwärts Front. Nur die Corps von York, Langeron, Wittgenstein und unsere Garden schlugen hier. Die Feinde hatten schlechte Voranstalten getroffen und wir faßten den Stier bei den Hörnern.

Napoleon war unterdessen durch Winzingerode's Cavalerie beschäftigt und getäuscht geworden. Er verlor gegen diese seine Zeit und durch das unerwartete, durch die Noth gebotene Manöver der großen Armee, sowie durch unsere Vereinigung mit ihr, sah er sich von seiner Hauptstadt abgeschnitten.

Bei unserm Einmarsch in diese, setzte ich alle diplomatische Rücksichten bei Seite. A bas le Tyran rief ich dem Volke zu und à bas le Tyran hallte es wieder. Zwei Stunden waren hinreichend, um die politischen Ansichten zu ändern. Die Furchtsamsten fanden sich durch die Begebenheiten und den Rausch des Sieges fortgerissen. Die Diplomaten waren entfernt.

Sie sehen hier, mein Freund, die Hand eines allgewaltigen Schicksals, das unsere Fehler dem Tyrannen zum Verderben gereichen ließ. Man bat, man bettelte endlich um den Frieden; vergeblich. Man wollte ihm Belgien lassen und das linke Rheinufer. Nur Maynz erbat man sich, mit einem Radius; vergeblich. Comment! ferois-je la paix avec mes prisonniers, sagte er. Er meinte, er sei nun näher an München, als wir an Paris.

Knesebeck und Schöler bewiesen sehr pedantisch, man müsse eine verständigere Art Krieg zu führen anfangen; man sollte an den Rhein zurückgehen, um dort die Festungen zu belagern und uns eine Basis zu erobern. Die Russischen Generale wollten heim. Die Unfälle gaben diesen Meinungen größeres Gewicht. Ueber mich ward geflucht und gespottet. Von der Promenade nach Paris

redete York höhnisch, hinter meinem Rücken, versteht sich. Das schrecklichste Unglück ward geweissagt. Und wirklich, hätte nicht das allgewaltige Schicksal meine Behauptungen gerechtfertigt, indem es unsere Fehler dem Feinde zum Verderben gereichen ließ und die Menschen wider ihren Willen zu den entscheidenden Schritten fortriß, ich weiß nicht wie es mir ergangen sein würde. Ich waffnete mich mit Trotz gegen das Urtheil der Menschen und ging mit Zuversicht — denn nie war ich kleinmüthig — den Ereignissen entgegen. Das Einzige was ich fürchtete, war, daß man zur Unzeit Friede machen möchte. Ich schrieb dem Staatskanzler, nach unsern Unfällen, daß ich nicht einen Augenblick zweifle, daß man Napoleon jetzt vom Thron stürzen könne, wenn man wolle: Wenn aber der Kleinmuth, die Unentschlossenheit und die Zwietracht im großen Hauptquartier noch so herrsche wie in den letzten vier Wochen, so solle man Friede meinethalben machen, aber nur unter der Bedingung, daß Belgien, das linke Rheinufer, nebst Lothringen und Elsaß uns überlassen werde. Dann allein könne man hoffen, daß Napoleon seiner Nation verächtlich werden und er späterhin vom Thron gestürzt werden könne. Aber wie weit waren diese meine Entwürfe von dem was unsere Diplomaten bereits bewilligt hatten!

Man ist nun darüber her, die Beute zu theilen. Ohne Irrthümer geht es nicht ab. Immerhin! Aber von dem Treiben der Diplomaten und von ihrer Sucht, Schwierigkeiten zu machen und Argwohn zu erregen, fürchte ich Alles. Jeder sieht den Beuteantheil des Andern mit Scheelsucht an. Wir Preußen sind die Billigsten. Wir gönnen den Andern das Erworbene und sind mäßig in unseren Ansprüchen.

Bringen Sie Ihrer Gemahlin meine Verehrung dar, am Besten, bringen Sie selbige selbst hieher. Unter Versicherung alter treuer Ergebenheit

Ihr Freund und Diener
N. v. Gneisenau.

Mit Müffling habe ich dieſen letzten Feldzug über meine Noth gehabt. Uebermüthig im Glück, verzagt im Unglück, wollte er, wenn die Sachen gut gingen, Verſuche machen, die Geſchäfte in ſeine alleinigen Hände zu reißen. Schon hinter der Moſel und ſeitdem einigemal mußte ich ihm ernſtliche Verweiſe darüber geben, wo er ſogleich wieder einlenkte. Bei Unfällen oder auch nur bei Beſorgniſſen von Unfällen ward er ſogleich ſo hinfällig, daß er keine Arbeit mehr verrichten konnte, und immer konnte man es ſeinem Unglück weiſſagenden Geſicht anſehen, daß etwas Bedenkliches vor war. Auch dies verwies ich ihm, aber vergeblich. Ich habe bei näherem Umgang, einen unruhigen Ehrgeiz in ihm entdeckt, der ihn zur Intrigue treibt. Gegen den Marſch über die Aube war er ſehr.

Die Unterhandlungen über die Legion ſollen nun vorgenommen werden. Der König hat früher ſchon erklärt, er wolle ſolche in ſeine Dienſte nehmen, nur mit der Beſtimmung, daß die Offiziere dasjenige Avancement haben ſollten, das ſie in unſerer Armee haben würden, wenn ſie darin fortgedient hätten; ein Grundſatz, den er früher ſchon auf die in Spanien geweſenen Offiziere in Anwendung gebracht hatte.

Am 25. April hatte Gneiſenau ſchon einen ähnlichen Brief, etwas kürzer gefaßt, an Steinmetz geſchrieben. Er beginnt; „Mein lieber General! Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Erinnerung an mich. Unter den vielen Anfeindungen, die ich im Lauf dieſes Feldzuges habe erdulden müſſen, iſt es mir ſehr erfreulich, wenn ein alter Freund und Waffengefährte mir zu erkennen giebt, ſeine Zuneigung zu mir ſei noch die alte und geprüfte.“ Bei dieſer Gelegenheit will ich bemerken, daß auch Noſtiz in ſeinen Memoiren ausdrücklich ſagt, Gneiſenau ſei bei der Armee unpopulär geweſen. Das wird ſich, da die Mannſchaften und Subalternen Gneiſenau überhaupt nicht kannten, auf die höheren Officiere beziehen, die naturgemäß für ihren commandirenden General gegen

den aus der Ferne lenkenden Rathgeber des Oberfeldherrn Partei nahmen. Ich finde in diesem Feldzuge nur eine Erzählung, daß Gneisenau direct zu den Truppen gesprochen habe. Er sagte nachdem sich die Armee nach ihrer Niederlage bei Chalons wieder gesammelt hatte, zu den Füsilieren des Leibregiments (dies Regiment war 1808 aus einem Theil der Colberger Garnison gebildet worden), die feindliche Cavallerie mit dem Bajonett angegriffen hatten: „Füsiliere, ihr seid brav gewesen" und erhielt aus den Reihen die Antwort: „Herr General, dat weeten wi woll" *).

Frau v. Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 20. April 1814.

Ich kann unmöglich den Grafen Schwerin nach Paris zurückreisen lassen, ohne ihm einige Zeilen für Ew. Excellenz mitzugeben; wenn dies eine Unbescheidenheit sein sollte, so weiß ich, daß Sie sie mir verzeihen. Was ich bei dem Gedanken empfinde, daß Sie dort sind und auf diese Weise dort sind, versuche ich nicht Ihnen auszusprechen. Es übersteigt alle Worte, aber ich hoffe, daß Sie meine Gesinnungen für Sie und für die gute Sache zu gut kennen, als daß es noch in einem solchen Augenblicke vieler Worte unter uns bedürfte. — Nur eins muß ich Ihnen sagen, Herr General, daß der Ruhm, den Sie so verdienter Weise einärndten, mir zum wahren Trost, zur wahren Beruhigung gereicht, wenn ich zuweilen über die Ungerechtigkeit des Schicksals zürnen möchte, das so manchen wohlverdienten Lohn zurückhält und so manchen unverdienten ausspendet!! — Für Sie wenigstens ist es ganz gerecht, ich kann Ihnen nicht sagen, wieviel Freude und Befriedigung in diesem Gedanken für mich liegt. Sie sind mir die personificirte gute Sache, und in Ihnen scheinen mir alle diejenigen mitzutriumphiren, die ihr immer ebenso treu geblieben sind wie Sie, die aber nicht so glücklich waren, ihr ebenso nützlich sein zu können. Möge die Welt und besonders Deutschland und Preußen immer recht erkennen, was sie Ihnen schuldig sind! Auch über das Schicksal meines armen Mannes suche ich mich durch das Ihrige zu trösten, und hierin müssen Sie gewiß einen recht großen Beweis meiner Freundschaft finden. Er ist leider in dieser schönen Zeit recht arm an Freuden geblieben. Möge wenigstens die Zukunft ihm eine befriedigende (Herz und Geist befriedigende) und seiner ganz würdige Existenz darbieten! Sein Glück ist mein höchster und einziger Wunsch, aber einen besondern Wunsch wage ich nicht hinzuzufügen, denn ich weiß in der That nicht, was ich wünschen soll und wo wahres Glück für ihn zu erwarten sein wird. Ich überlasse die Entscheidung ihm und dem Schicksal und finde eine große Beruhigung in dem Gedanken, daß wenigstens unser häusliches Glück uns überall begleiten und ungestört bleiben wird. Mir wird dies immer hinreichend

*) v. Horn, Geschichte des Leib-Infanterie-Regiments S. 375.

sein, aber ein Mann bedarf freilich noch mehr und desto mehr, je fähiger er sich fühlt zu wirken und zu nützen. Der Himmel wird ja alles wohl machen und auch uns die schöne Zeit, die so theuer erkauft wurde, froh genießen lassen.

Ich will Ihnen nicht durch einen längeren Brief die Zeit rauben, die Sie in Paris so viel besser anwenden können und will nur noch den Wunsch hinzufügen, daß die aimablen und eleganten Pariserinnen Ihre einfachen und unscheinbaren, aber dafür desto herzlicheren und treueren deutschen Freundinnen nicht aus Ihrem Gedächtniß verdrängen mögen.

Meine Mutter empfiehlt sich Ihnen herzlich und ich bin mit der innigsten Verehrung und Anhänglichkeit,

Ew. Excellenz

ergebener
Marie Clausewitz
geb. Brühl.

An Frau von Clausewitz, geb. Gräfin Brühl.

Paris, den 5. Mai 1814.

Verehrte gnädige Frau.

Sie haben mir durch die Züge Ihrer Hand eine große Freude gemacht, einigermaßen mich beschämt durch das viele unverdiente Lob, das Sie mir ertheilen. Ein gewaltiges Schicksal hat uns hieher geführt und hat unsere Fehler dem Feinde zum Verderben gereichen lassen. All das Kühne, was wir gerathen und gethan haben mögen, konnte nur durch hohes Glück begünstigt, bei dem verderblichen Einfluß, unter dem wir litten, einen günstigen Ausgang gewinnen. Das Glück stand uns zur Seite und ihm gebührt das meiste Verdienst, obgleich dieses nun Jeder sich beimißt.

Und werden Sie es, gnädige Frau, glauben, daß ich mich nun, nach allem dem Freudenreichen, was uns geworden ist, nicht sonderlich glücklich fühle? Es fehlt so mancher, mit dem man sich darüber freuen könnte. Ich erblicke so vieles, was mir nicht gefällt. Ich fühle mich nicht sehr wohl. Unannehmlichkeiten warten meiner in der Heimath und die Fremde ist mir zur Last. Ich weiß noch nicht einmal, wo ich künftighin meinen Wohnsitz aufschlagen werde, denn aus dem Militärdienst treibt mich so manche

Betrachtung. Am Ende wird es doch das verständigste sein, zu meinen Hausgöttern zurückzukehren und das Feld zu bauen.

„Zum Laufen hilft nicht schnell sein" sagt die Bibel. Unser armer Clausewitz war mit Willen und Gaben ausgerüstet um diesen Krieg recht thätig mitzuführen und wurde in dem letzten Theil desselben stets von dem großen Schauplatz zurückgehalten. Er muß sich damit trösten, daß wir anderen noch in der Marter der Ungewißheit lebten, als er bereits den gedemüthigten Feind fliehen sah und daß er Theilnehmer der größeren und gefährlicherern Arbeit war, während uns in dem zweiten Theil des Kriegs doch nur die leichtere zufiel *).

Die Deutsche Legion wird höchst wahrscheinlich in den preußischen Dienst übertreten. Zwar sollten noch einige Bedingungen hiebei stattfinden, die einigen Mitgliedern derselben einige Zurücksetzung im Rang angedroht hätten, der Antheil indessen, den der Kaiser von Rußland an der Legion nimmt und der Vorsatz desselben, selbige nicht zurückgesetzt zu sehen, wird auch diese Schwierigkeit überwinden und ich erwarte, daß wir unseren Clausewitz nächstens für unsern Dienst wieder gewonnen haben werden. Seine Talente werden ihm früher oder später den ihm gehührenden Rang darinnen anweisen.

Die aimablen und eleganten Pariserinnen (Worte Ihres Briefes) haben auf mich noch keinen Eindruck gemacht, ich habe nur zwei derselben gesprochen und vermeide überhaupt, in Gesellschaft zu gehen. Es mag darinnen viel Esprit sein, ich bin aber überhaupt nicht für solche Wettrennen des Witzes organisirt, und am wenigsten jetzt in der dazu geeigneten Laune. Wenn einige wenige deutsche Frauen mir gewogen sind und wenn Sie, verehrte Frau, mir einige Worte des Beifalls zurufen, so ist dies das höchste Glück was mir von Ihrem Geschlechte werden kann, wohl-

*) Clausewitz war 1812 in russische Dienste getreten, in der Schlacht bei Borodino und an der Beresina gegenwärtig und bei der Convention von Tauroggen zwischen York und den Russen, thätig gewesen.

verstanden, neben der guten Aufführung meiner Töchter, denn diese fangen nun auch an heranzuwachsen und neue Sorgen beginnen.

Empfehlen Sie mich Herrn v. Clausewitz und sagen Sie ihm, daß ich noch immer etwas auf sein Hieherkommen während meines Hierseins rechne. Gedenken Sie mit Wohlwollen, verehrte Frau

Ihres

treuergebenen Dieners

N. v. Gneisenau.

An Clausewitz.

Paris, den 14. Mai 1814.

Ich vernehme daß Sie sich nach dem Bade von Aachen begeben wollen; dagegen habe ich um Urlaub nach dem Schwefelbade von Eilsen, unweit Preußisch-Minden gebeten, da ich eine langsame Entwicklung des Gichtstoffs in mir bemerke. Das Bad zu Eilsen soll vortrefflich sein, besonders das Schlammbad, und wenige Bäder sollen oft hinreichend sein um eingewurzelte Gichtübel zu heben. Ich möchte Sie demnach gern für das Bad zu Eilsen gewinnen, um Ihre Gesellschaft zu genießen auf der anderen Seite möchte ich mich aber aus eben dem Grunde für das Bad zu Aachen gewinnen lassen, wenn ich Hoffnung haben könnte, daß es mir heilsam sein würde; dies darf ich aber nicht voraussetzen, da ich Warmbrunn, das in der Zusammensetzung seiner Quellen Aachen gleich zu rechnen ist, vergebens gebraucht habe. Lassen Sie sich daher verführen einen Versuch mit Eilsen zu machen, da auch Ihnen Aachen nicht heilsam sein dürfte, und ein Schwefelschlammbad eine gründlichere Heilung zu versprechen scheint als ein Wasser, in welchem Schwefelleber nur dünn aufgelöst ist.

Die Stimmung hier scheint einen neuen Umschwung zu nehmen. Geldverlegenheiten treten ein, die Abtretungen von Ländern und Festungen mit ungeheuren Kriegsvorräthen wurmen die

eitle Nation. Die Marschälle und Generäle gehen ihrer Donation verlustig, die anderen Offiziere der Aussichten darauf und auf die Plünderung fremder Länder; der Senat sieht seine Constitution verworfen und sich verachtet. Die Armee erblickt ihre Auflösung und überhaupt die Verminderung ihres Ansehens in der Zukunft. Welche Anhäufung von Zündstoff! Unsere Armeen entfernen sich täglich mehr, während hier immer französische Truppen ankommen. Durch die Besatzungen der abgetretenen Festungen werden selbige sich noch immer vermehren. Es befinden sich in diesem Augenblick hier über 6000 unangestellte französische Offiziere, deren Insolenz täglich sichtbarer wird. Pamphlets verbreiten sich, die Napoleon zu rechtfertigen streben; Arbeiter haben sich schon zusammengerottet und um travail ou l'Empereur geschrieen. Kurz, es scheint mir viel Stoff vorhanden zu sein, wenn einige Verwegene das entzündbare und treulose Volk in Bewegung setzen wollen. Dabei leben wir in der leichtsinnigsten Sorglosigkeit. Keine Befehle für solche Fälle, nicht einmal Sammelplätze sind gegeben. Die Truppen liegen in Kasernen zerstreut umher, Cavalerie ist nicht vorhanden, Artillerie ist nicht aufgefahren, die Offiziere sind in Vergnügungen umher zerstreut. Es kann uns wirklich einmal ein Schimpf, und selbst unserer Sache ein großes Unglück begegnen. Drei Stunden sind hinreichend, um die Früchte dreier Feldzüge uns zu entreißen. Ich habe schon dem Fürsten Schwarzenberg und dem Staatskanzler hierüber Vorstellungen gemacht und zu militairischen Maßregeln gerathen. Compiegne oder auch Versailles würden einen schicklichen Sommeraufenthalt für die Souveraine abgeben und man könnte daselbst Garden und Reserven sammeln, aber ich fürchte, daß man Paris nicht gern vertauschen will, und doch ist solches wegen seiner Entfernungen und seiner Vergnügungen den Geschäften höchst ungünstig. Nichts kann hier zu Ende gebracht werden. Noch ist kein Beschluß über die Vertheilung der Länder gefaßt worden.

An Jacobi-Klöst*).

Paris, den 15. Mai 1814.

— — In meinem Schreiben hatte ich Ew. Excellenz gebeten hieher zu kommen. Es war an und für sich interessant, hier zu sein, aber denn doch auch häufige Gelegenheit, Galle zu sammeln. Das Glück hat uns seine Gaben reichlich gespendet, wir sind derselben aber nicht ganz werth, denn wir sind nicht die Leute, um derselben mit Weisheit zu genießen. Kaum der Gefahr entronnen, beschmutzt man sich schon wieder mit Intrigue. Der Keim zu neuen Kriegen wird sich auf diese Weise bald genug wieder entwickeln. Die deutschen Angelegenheiten werden nimmermehr auf eine die Erwartungen der Verständigen befriedigende Weise geordnet werden können. Baiern und Würtenberg wollen sich nicht in das gemeinsame Band fügen. Metternich, durch seine partiellen Friedensschlüsse mit selbigen, hat den verbündeten Mächten die Möglichkeit genommen, auf selbige einzuwirken, und nun begünstigt er, zum Vortheil Oestreichs, und zum Schaden Preußens, Baierns Interesse auf eine unziemliche Art durch geheime Machinationen.

Der Kronprinz von Schweden hat an den Verbündeten als ein Verräther gehandelt. Wir haben die Beweise seiner Verrätherei in Händen. Er kommt unverschämter Weise hieher, und Niemand hat den Muth, ihm zu sagen, daß er ein Verräther ist. Preußen und Rußland glauben sich ferner gebunden, ihm die zugesagten 50,000 Mann Hülfstruppen zur Bezwingung Norwegens zu geben; England sichert ihm ebenfalls seine Hülfe durch Blokirung der Norwegischen Häfen zu und so gelangt dieser jakobinische Betrüger dazu, eine brave Nation, die seine Herrschaft nicht will, zu unterjochen, wo nicht durch Gewalt der Waffen, so doch durch Hunger. Wenn Sie alle die schlechten Streiche des Kronprinzen wie wir kennten, Sie würden höchst entrüstet über ein so schwaches Benehmen der Souveraine sein.

Erwarten Ew. Excellenz nicht, daß hier aller Zündstoff entfernt

*) Preußischer Gesandter in London.

oder neutralisirt ist. Mit Nichten! die Marschälle, die Generale, die Offiziere sind höchst unzufrieden; die ganze Armee ist es. Der Senat ist gedemüthigt. Geldverlegenheiten offenbaren sich allerwärts. Die von der vorigen Regierung aus Staatskunst beschäftigten Arbeiter sind es jetzt nur zum Theil. Pamphlets, die Napoleon zu rechtfertigen streben, gehen umher. Wahrlich! es gehören nur einige verwegene Anführer dazu, um uns in drei Stunden alles zu entreißen, was wir in drei Monaten erkämpft haben. Dabei lebt man in der größten Sorglosigkeit leichtsinnig fort, und will nicht zugeben, daß man auf einem Vulkan schläft. Unsere Truppen entfernen sich, die französischen nähern sich. Keine Vorsicht, keine Veranstaltung ist getroffen. Ich schreibe und spreche, aber meine Stimme verhallt. Gebe Gott, daß meine Besorgnisse übertrieben sind, aber es kann uns hier Schimpf und Unglück begegnen.

Ich werde mich für die Dauer des Friedens aus der Armee wieder entfernen, um nur künftighin wieder im Krieg zu dienen. Auch ist mir Pflege meiner Gesundheit nöthig. Es entwickelt sich bei mir langsam ein gichtischer Zustand. Dies ist auch die Ursache, warum ich meinen Feldmarschall nicht nach England begleite.

An Hardenberg.

Paris, den 15. Mai 1814.

1. Wenn die an den Herzog von Sachsen-Weimar abzutretenden Antheile von Sachsen zur Sprache kommen werden, so nehme ich mir die Freiheit, Ew. Excellenz darauf aufmerksam zumachen, daß in der Grafschaft Henneberg, die neulich Herr von Stein als ein schickliches Abfindungsstück für den Herzog angab, die Gewehrfabrik zu Suhl liegt. Wir haben bis jetzt keine in unserm Staat, die mit ihr wetteifern könnte. Es wäre daher gerathener, den Herzog durch andere Distrikte abzufinden.

2. Wenn es möglich wäre, Belgien gegen den Elsaß einzutauschen, so ist Deutschland, besonders das mittlere und südliche gegen einen Angriff Frankreichs sicher gestellt. Ohne diesen Tausch

kann die Festungslinie am Rhein stets in der linken Flanke umgangen werden, so wie wir im letzten Feldzug die rechte Flanke der feindlichen Festungslinien umgingen. Aus diesem Tausch geht aber ein politischer Vortheil hervor, nämlich deutsche Fürsten durch den Elsaß abzufinden, und den Antheil Preußens zu vergrößern und uns biß an die Maaß auszudehnen.

3. Wenn wir Dänemark jetzt den Krieg machen, so möchten wir Holstein für uns erwerben, oder es mit Hannover theilen können, welches uns dann Hildesheim wieder herauszugeben hätte. Dadurch würde solches auch seinen Wünschen auf Lingen und Tecklenburg entsagen. Ihm Ostfrießland abzutreten würde ich nicht rathen. Die Mündungen der Ströme sind so wichtig.

4. Eine gute deutsche Konstitution zu entwerfen, die auf die Dauer durchgesetzt werden könnte, halte ich für unmöglich. Baiern und Würtenberg werden sich nicht fügen. Ich denke daher, daß man sich darauf beschränken muß, für Preußen, das uns zunächst angeht, zu sorgen. Die Stimmen in ganz Deutschland mit wenigen Ausnahmen, sind für Preußen selbst im südlichen katholischen Deutschland. Diesen Umstand und den Ruhm den sich Preußen in der letzten Zeit erworben hat, dürfte man sehr zu unserm Vortheil benutzen können, und zwar folgendergestalt.

a) Die meisten Regierungen Deutschlands sind despotisch und dem Volke verhaßt. Wird ihnen nicht die Pflicht auferlegt, eine gerechte Verfassung einzuführen, so werden sie es nimmermehr thun. Bei uns ist ein Anfang dazu gemacht. Wird eine gute Konstitution für die neu wieder erbaute und vergrößerte preußische Monarchie bald entworfen, und vom Könige dem Volke geschenkt, so ist selbige das beste Band, um die neuen Erwerbungen fest an die alten Staaten zu knüpfen; die andern deutschen Staaten werden Vergleichungen zwischen ihrem Zustand und dem unsrigen anstellen, und der Wunsch, mit uns vereinigt zu seyn, wird demnach erwachen, folglich der Weg gebahnt werden, neue Erwerbungen, und zwar weniger durch Gewalt der Waffen als durch

Liberalität der Grundsätze zu machen. Um die Meinung in Deutschland für uns noch mehr zu gewinnen, müßten

b) alle Männer von Kenntnissen, Talenten in unsern Staat gezogen werden, durch Ertheilung von Aemtern, Gehalten, Unterstützungen pp. Unsere Universitäten müßten durch hohe Gehalte die eminentesten der deutschen Gelehrten an sich ziehen, und jedes aufkeimende Talent müßte von uns durch Schutz bei Hofe und Ansehen in der großen Welt gepflegt werden. Eine für diesen Zweck jährlich angelegte, selbst sehr große, Summe würde in kurzem sehr gute Zinsen tragen. Man würde bald Preußen als das Muster eines Staates ansehen, dreyfach glänzend durch das, wodurch allein Völker sich hervorthun können, nemlich Kriegsruhm, Verfassung und Gesetze, und Pflege von Künsten und Wissenschaften.

Ew. Excellenz unterwerfe ich diese Ideen zur Prüfung.

N. v. Gneisenau.

Auf einem andern Blatt, betitelt „Notizen zur Erinnerung. Auf Befehl seiner Excellenz des Herrn Staatskanzlers aufgesetzt" findet sich dasselbe, einiges kürzer und folgendes Speciellere:

„4.) Alexander von Humboldt bei der Herausgabe seines Werkes zu unterstützen und dessen Reise nach dem mittleren Asien auf Kosten des Staates machen zu lassen.

5.) Der Astronom von Lindenau, jetzt in Begleitung des Herzogs von Weimar, in den preußischen Dienst zu ziehen.

6.) Der Privatgelehrte Jahn durch eine Pension für seine patriotischen Gesinnungen und für sein Aufregen Anderer zu gleichem Zweck zu belohnen.

7.) Die Kinder des hochverdienten General Scharnhorst."

An Justus Gruner.

Paris, den 19. Mai 1814.

Schon vor geraumer Zeit habe ich in einem Schreiben an den Geheimen Staatsrath Sack zu Aachen eine gedrängte Geschichts-

erzählung deſſen, was uns in dem letzten Feldzuge begegnet iſt, niedergeſchrieben und ihn gebeten auch Ihnen, mein theurer Freund, dieſen Brief mitzutheilen da es mir an Zeit gebricht ſolche doppelt niederzuſchreiben und ich mich einer fremden Feder zu ſolchen vertraulichen Briefen nicht bedienen mag; ich hoffe daß Sack meine Bitte erfüllt hat.

So ſchnell die Begebenheiten im letzten Monat des Kriegs fortrückten, ſo wenig thun dies jetzt die Geſchäfte. Die Hauptſtadt iſt ſchon an und für ſich ſelbigen verderblich und die Intrigue der Diplomatie bringt ſolche noch mehr in Verwirrung. Können Sie es glauben, daß heute noch nichts über die Austheilung des eroberten Landes beſchloſſen iſt? Oeſterreich will Italien, Rußland Polen, wer aber die verwaiſten Rheinländer und Belgien haben ſoll, darüber iſt zwar viel geſprochen aber noch nichts ausgemacht. Würtenberg verlangt einen Zuſatz von drei Millionen Bevölkerung, damit es Baiern gleich werde; dieſes will Vergrößerungen nach Weſten und Norden. Jeder macht Anſprüche bis auf die franzöſiſchen Marſchälle, die für ihre Donationen entſchädigt ſein wollen. Man iſt ſchwach genug, ſolche Anſprüche zu hören, Hoffnungen zu erregen und ſelbſt beſtimmte Verſprechungen zu machen. Man nimmt Feſte von denjenigen an, die ſich durch Raub und Erpreſſungen beſchimpft haben und ſchämt ſich nicht auf einem vertrauten Fuß mit denjenigen zu leben, an denen das Blut ihres Königs und der Revolution noch klebt. Kurz wir zeigen uns des Glücks das uns geworden iſt, keinesweges würdig.

Ich vernehme, daß Sie zu einer neuen Ehe ſchreiten und ſelbſt Herr v. Stein, der der Liebe eben nicht hold iſt und ihre ſüßen Gefühle ſo gern verdammt, hat mir erzählt, daß Ihre Wahl durch die Annehmlichkeiten Ihrer Braut gerechtfertigt ſein ſoll. Empfangen Sie meine Glückwünſche.

Ueber meinen künftigen Lebensplan bin ich noch nicht im Klaren. Meine Frau geht nicht gern nach Berlin, und ich mag nicht gern nach meinem Gute zurück, das für mich die Quelle

langen Verdrusses geworden ist. Die Armee verlasse ich, um in das Privatleben zurück zu treten. Wo also mich aufhalten? Ich muß dabei Bedacht auf die Eingeschränktheit meines Vermögens nehmen und wünsche doch in einem Orte zu sein, der mir Umgang mit einigen gebildeten Leuten gestattet. Ich bin darüber in einer sehr großen Unentschlossenheit, was sonst meine Art nicht ist. Einstweilen habe ich um Urlaub nach Preußisch-Eilsen unweit Preußisch-Minden gebeten um das dortige Schwefelbad zu gebrauchen, da ich eine langsame Entwicklung eines gichtischen Habitus an mir wahrnehme.

Geben Sie mir ein Zeichen des Lebens und Nachricht, was Sie zu thun gedenken und wünschen. Leben Sie wohl und gedenken Sie mit Wohlwollen

Ihres

treuergebenen

N. v. Gneisenau.

Allerhöchste Cabinetsordre.

H.-Q. Paris, den 23. Mai 1814.

Es thut Mir leid, daß Ihre Gesundheit so gelitten hat, daß Sie genöthigt sind das Bad zu Eilsen zu gebrauchen und bewillige Ihnen den erforderlichen Urlaub dazu sehr gern. Ich werde Mich freuen, wenn dies Bad Ihre völlige Herstellung bewirkt und Sie dem Dienst bald wiedergegeben werden.

Friedrich Wilhelm.

Allerhöchste Cabinetsordre.

H.-Q. Paris, den 3. Junius 1814.

Durch Ihr hohes Verdienst um die glückliche Entwickelung der großen Angelegenheit, die wir eben verfochten, haben Sie Sich das Vaterland dauernd verpflichtet. Ich wünsche Ihnen einen thätigen Beweis der Anerkennung davon zu geben, indem ich Sie und Ihre Nachkommen hierdurch in den Grafenstand erhebe. Demnächst wird es Meine erste Sorge sein, Ihnen noch einen andern Beweis Meiner Erkenntlichkeit durch die Verleihung eines Besitzes in liegenden Gütern für Sie und Ihre Nachkommen zu geben.

Friedrich Wilhelm.

Achtes Buch.

Friede 1814 und 1815.

Einrichtung des neueren Europäischen Staatensystems. Wiener Congreß.

Noch in Paris hatte der König Gneisenau das Kriegsministerium angeboten; aber Gneisenau hatte die Uebernahme dieser großen Aufgabe abgelehnt.*) Sein Wunsch war, sich ganz aus dem politischen Leben zurückzuziehen; die Dotation, die ihm verheißen war, bot ihm dazu die genügende äußere Unabhängigkeit. Auch dem Besuch in England, den die Monarchen, Staatsmänner und Generale, Blücher, York, Bülow von Paris aus machten, hatte Gneisenau sich nicht angeschlossen. Er war von Paris zunächst im Juni nach Aachen gegangen, wo er mit dem Clausewitz'schen Ehepaar einige Wochen zubrachte und sodann in das Bad Eilsen, einen Ort von wenigen hundert Einwohnern im Lippeschen. Daselbst blieb er bis Mitte September.

Von Eilsen ging Gneisenau über Berlin nach Hause, (gegen Mitte October) um seine Familie wiederzusehen, während sich die Staatsmänner Europas in Wien zum Congreß versammelten.**)

Eine mehr als zwanzigjährige Kriegsperiode sollte dieser Congreß abschließen; die Werthe, um die man so lange und heftig gestritten, endgültig und friedlich vertheilen.

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts gab es inmitten Europas

*) Nach Stosch. Als charakteristisch für damalige Anschauungen sei auch erwähnt, daß Graf Münster Gneisenau officiell anbot in Hannoversche Dienste zu treten und Oberbefehlshaber der dortigen Truppen zu werden.

**) Die Memoiren Metternichs sind hierfür noch nicht benutzt. Für den Feldzug 1814 hatte S. Durchlaucht der jetzige Fürst die Güte, mir die Aushängebogen zustellen zu lassen.

eine gewaltige Masse von, zum Theil reichen und hochcultivirten Gebieten, die man als herrenlos bezeichnen kann. Nicht daß diese Länder jeder Obrigkeit ermangelt hätten; aber die Obrigkeiten waren auf einer Stufe des Verfalles angelangt, wo sie nicht nur den Zweck und die Aufgaben des Staates in keiner Weise mehr zu erfüllen vermochten, sondern wo auch jede Möglichkeit der Besserung ausgeschlossen war. Da waren in Italien die beiden alten Städte-Republiken Genua und Venedig; letztere zugleich Besitzerin des größten Theils von Oberitalien. In Deutschland die zahlreichen geistlichen Fürstenthümer, die reichsstädtischen und ritterschaftlichen Gebiete. Endlich das weite Land der Republik Polen, von dem bereits ein halbes Menschenalter früher die erste Theilung mehrere Provinzen abgetrennt hatte.

Die Verkommenheit aller dieser Staatsgebilde war so groß, daß sie kaum mehr den Muth der Selbstvertheidigung hatten und in dieser Beziehung reihten sich ihnen noch mehrere andere Gebiete, denen sonst äußere oder innere Umstände eine etwas größere Lebenskraft verliehen, an: das Königreich Neapel, der Kirchenstaat, die Königreiche Spanien und Portugal, die Republik Holland, die deutschen und italienischen Kleinstaaten.

Unter dem Anstoß, den die französische Revolution gab, hatten die großen Mächte begonnen, jene quasiherrenlose Gebiete unter sich zu vertheilen. Darüber waren sie in Streit gerathen. Der erste Gang desselben hatte noch damit geendigt, daß Jeder von ihnen gewann, selbst der Besiegte. Dann war Napoleon dadurch so übermächtig geworden, daß er alle jene bis dahin todten Kräfte seiner Herrschaft unterwarf. Nun waren dieselben wieder von Frankreich abgetrennt worden und es kam darauf an, sie in einer Weise zu vertheilen, die unter den Staaten das Gleichgewicht herstellte, welches den modernen Frieden sichert.

In die Bündnißverträge hatten natürlich, da das Resultat des Krieges garnicht abzusehn war, Specialbestimmungen über die Vertheilung der zu erobernden Länder noch nicht aufgenommen werden können. Wir gehen auf die einzelnen Verträge die ge-

schlossen worden waren, nicht näher ein: sie basirten im allgemeinen auf dem Grundsatz, daß das Größenverhältniß der Staaten im Augenblick ihrer größten Ausdehnung, also nachdem die aufzuhebenden Staaten zum ersten Mal bereits vertheilt waren, für die Reconstruction zu Grunde gelegt werden sollte. An Differenzen im Detail konnte es trotz eines solchen Maßstabes nicht fehlen: die Gefahr eines Zwiespalts unter den bisherigen Alliirten wurde aber auf's höchste getrieben durch ein Verlangen, das Kaiser Alexander von Anfang an gehegt hatte und jetzt endlich offen aussprach. Sein Wunsch, entsprungen einer Vermählung seiner Ideen von Liberalismus und Völkerbeglückung mit den Machtinteressen Rußlands, war, das polnische Reich in möglichst großem Umfange wieder herzustellen und durch Personalunion mit Rußland zu verbinden. Die Verkleinerung, die die nothwendige Entschädigungsmasse durch diese sogenannte Wiederherstellung Polens erfuhr, sollte wieder ausgeglichen werden, indem man das Königreich Sachsen dazuschlug und es Preußen übergab. Sachsen wurde zu diesem Opfer ausersehen, weil es einerseits das deutsche Nationalgefühl durch langes Festhalten an Napoleon am meisten verletzt hatte und der König selbst als Kriegsgefangener in den Händen der Verbündeten war, andrerseits weil die damalige sächsische Grenze sechs Meilen von Berlin für Preußen ohnehin einen unerträglichen Zustand bildete.

Diesem Vorschlage des Kaisers Alexander trat am entschiedensten Oesterreich entgegen.

Oesterreich wünschte für Preußen ebenso wie für sich selbst ein möglichst weites Vorrücken der Grenzen in Polen. Was Preußen betraf, so gewann Oesterreich dadurch doppelt, indem einerseits Rußland weiter zurückgedrückt wurde, andererseits Preußen keiner großen Entschädigungen in Deutschland bedurfte. Wenn Rußland jenseit der Weichsel blieb und Preußen ein halb polnischer Staat wurde, Sachsen, Baiern, Hannover, die Niederlande dagegen sich in Deutschland vergrößerten oder wenigstens bestehen blieben, so war Oesterreichs Stellung auf allen Seiten gesichert.

Auch Preußen betrachtete das Vorschieben Rußlands gegen Westen mit Sorge. Doch ging es darin nicht so weit wie Oesterreich. Es wünschte keineswegs auch nur annähernd die Gebiete, die es nach der dritten Theilung Polens (1795) besessen hatte, darunter Warschau selbst, jetzt zurückzunehmen. Den größeren Theil dieser doch schwer zu regierenden Unterthanen wollte es gerne Rußland überlassen und dafür sich in Deutschland, außer Sachsen an ehemals geistlichem Gebiet schadlos halten.

Die Sicherung gegen Rußland sowohl, als den europäischen Frieden überhaupt und die Zukunft des deutschen Gesammtvaterlandes dachte Hardenberg sich bestimmt und geordnet durch die natürliche Interessengemeinschaft und das stete Zusammenhalten der beiden deutschen Großmächte. Preußen und Oestreich sollten sich auf das engste verbünden und gemeinschaftlich in einem deutschen Bunde das Protectorat über die deutschen Kleinstaaten ausüben. Durch dieses Bündniß würde eine Macht geschaffen, im Stande sowohl nach Osten als nach Westen, gegen Rußland wie gegen Frankreich Front zu machen und jede Friedensstörung zu verhüten. Das Interesse an der Erhaltung der bestehenden Zustände würde auch England diesem System angeschlossen haben, das man damals wegen der Personal-Union mit Hannover wohl als dritte deutsche Großmacht bezeichnete, und die Gewalt eines solchen deutschen „Europe intermédiaire", „Mittel-Europa" wie Hardenberg es nannte, würde russischen und französischen Ehrgeiz leicht in seine Schranken zurückgewiesen haben. Um Oestreich unlösbar und unwandelbar in dieses System einzufügen wünschte Hardenberg ihm auch seine alten Besitzungen in Süddeutschland und am Rhein wiederzugeben und sie noch zu vergrößern. Wie gegen Rußland, so sollten auch gegen Frankreich Preußen und Oestreich dieselben Vertheidigungsinteressen haben und gemeinschaftlich auf der Wacht stehen. Norddeutschland sollte mehr unter Preußens, Süddeutschland unter Oestreichs Einfluß gestellt werden; der Main die Grenze bilden.

Zur Durchführung dieser Idee wäre es nöthig gewesen, daß

die österreichische Staatsleitung ebenso sehr von der Harmonie der Interessen beider Mächte durchdrungen gewesen wäre, wie Hardenberg. Das war aber keineswegs der Fall. Hier hatte man eine ebenso lebhafte Empfindung von dem natürlichen Gegensatz Oesterreichs gegen Preußen wie gegen Rußland. Dagegen wurde man inne, daß man in vielen Dingen am besten mit der neuen legitimistischen Regierung in Frankreich übereinstimme, die auf dem Congreß mit ausgezeichneter diplomatischer Gewandtheit durch Talleyrand vertreten wurde. Von den Punkten wo Oesterreich mit Frankreich in feindliche Berührung hätte kommen können, hatte man sich von vorn herein zurückgezogen. Auf die Wiedererwerbung Belgiens, das vor der Revolution dem Habsburgischen Kaiserhause unterthan gewesen war, hatte man längst Verzicht gethan. Die Ansiedelung in Süddeutschland, an der französischen Grenze, die Hardenberg mit freiwilliger Hand anbot, wies Metternich ebenso sehr zurück, wie Preußen die polnischen Gebiete, die ihm Oesterreich gern verschafft hätte. Daß Oestreich, indem es die Vertheidigung von Süddeutschland ablehnte, mit der Zeit auch die Herrschaft und den Einfluß in diesen Landen verlieren müsse, war ein Gedanke, der der östreichischen Staatskunst fremd blieb. Man glaubte Oestreichs Herrschaft in Deutschland dadurch am besten zu sichern, daß man Preußen gleichzeitig die gefährlichen vorgeschobenen Positionen im Osten und Westen gab und es dadurch schwach erhielt.

Diese Preußen wenig wohlwollende Gesinnung wußte der östreichische Staatskanzler Metternich vor Hardenberg vollkommen zu verbergen.

Er gab zwar vorläufig ziemlich bestimmte Versicherungen, daß Oestreich der Annectirung von Sachsen durch Preußen nicht entgegnen sei, beabsichtigte aber von vorn herein die thatsächliche Ausführung zu verhindern.

Da auch die beiden anderen Großmächte, Frankreich und England dem weiteren Vorschieben der russischen Grenze in das eigentliche Europa hinein, durchaus entgegen waren, so hoffte Metternich

durch den gemeinschaftlichen Widerspruch aller Mächte Rußland zur Mäßigung seiner Forderungen zu bewegen. Dem gemeinsamen Vorgehen Oesterreichs, Preußens, Frankreichs und Englands hätte Rußland weichen müssen. Es würde also bedeutende Theile Polens noch an Oesterreich und Preußen abzugeben gehabt haben. Ohne Zweifel hatte Metternich die Absicht, die endgültige Entscheidung über die Entschädigung Preußens in Deutschland, namentlich die Annectirung von Sachsen, so lange hinzuhalten bis die polnische Frage gelöst war. Unter dem Hinweis auf das, was Preußen hier erhielt, würde er dann die deutschen Erwerbungen möglichst zu verkürzen und namentlich einen Theil von Sachsen zu retten gesucht haben. Sicherlich würde er hiermit durchgedrungen sein, da Preußen, indem es sich den anderen Großmächten gegen Rußland anschloß, auf dessen Unterstützung nachher nicht mehr zählen durfte und wenn Frankreich und Oestreich dann der Annexion Sachsen widersprachen, isolirt, gegen diese beiden seinen Anspruch nicht hätte durchführen können.

Auf der andern Seite verlangte Hardenberg aus demselben Grunde im Voraus die Uebergabe Sachsens — aber ehe sich die diplomatische Action hierüber vollkommen entwickelte, kam der Gegensatz bereits zum Ausbruch, dadurch daß der König Friedrich Wilhelm der Politik seines Staatskanzlers seine Zustimmung versagte und Preußen von dem geplanten Zusammengehn aller Großmächte gegen Rußland zurücktrat. Der König wünschte weder selbst zu viel polnische Unterthanen zu beherrschen, noch legte er auf das Bündniß mit Oestreich einen so hohen Werth um für dessen Interessen sich mit Rußland zu verfeinden. Zu einem Kriege gegen Rußland, selbst im Bunde mit Oesterreich und England, durfte man es ohnehin, das lauernde Frankreich im Rücken, nicht kommen lassen. Der König wünschte daher, Preußen solle eine vermittelnde Stellung einnehmen und wirklich wurde Hardenberg eine Art Schiedsrichterthum zwischen Rußland und Oesterreich übertragen. Aber Preußen hatte selbst zu viel Ansprüche zu verfechten, um die Mittlerrolle durchführen

zu können. Ohne Preußen war es den anderen Mächten unmöglich Rußlands Ansprüche zu bekämpfen. Hiermit war aber auch jeder Grund Preußen zu schonen, hinweggefallen und Metternich nahm keinen Anstand jetzt zu erklären, daß Oestreich Sachsen bis auf einige Abtretungen zu erhalten wünsche. Dadurch wurde Preußen wiederum vollkommen auf die Seite Rußlands getrieben, das für seine sächsischen Ansprüche einzutreten versprach.

So entstand die Constellation — Rußland und Preußen auf der einen; Oestreich, Frankreich und England denen sich die sämmtlichen Mittelstaaten anschlossen, auf der andern Seite.

Mit Zähigkeit verfochten beide Theile ihre Ansprüche. Da von dem Lauf der zukünftigen russisch-polnischen Grenze die Entschädigungsansprüche Preußens in Sachsen und von dem mehr oder weniger, was Preußen hier erhielt, die Gestaltung seines Gebiets am Rhein und hiervon wiederum die meisten anderen Gebietsfragen abhingen, ebenso wie von dem Verhältniß der beiden deutschen Großmächte die zukünftige Verfassung des deutschen Bundes, so rückten die ineinanderverschlungenen Verhandlungen nicht von der Stelle. Die Gegensätze wurden schärfer und die Situation gespannter, da die größere Energie des Auftretens den Sieg davontragen zu müssen schien. Was ist aber Energie in einer diplomatischen Verhandlung? Sie kann nicht existiren, ohne daß man nicht nur den Schein annimmt, sondern auch thatsächlich sich darauf rüstet, den nicht gutwillig zugestandenen Anspruch mit kriegerischer Gewalt durchzusetzen. So geschah es auch hier. Wirklichen Krieg wünschte von allen wohl höchstens Frankreich, aber auch in Preußen machte man sich in vollem Ernst darauf gefaßt; Hardenberg hielt nicht zurück mit der offenen Kriegsdrohung; Frankreich rüstete; Oestreich zog Truppen in Böhmen zusammen; der preußische Kriegsminister, der in Berlin zurückgeblieben war, erhielt Befehl seine Vorbereitungen zu treffen.

So gestaltete sich die Welt, während Gneisenau, zu den Seinen heimgekehrt, dem öffentlichen Leben für immer zu entsagen wünschte.

Wie wäre daran jetzt zu denken gewesen? Kaum zwei Monate hatte er still zu Haus gesessen und sich mit den Sorgen um die Erziehung seiner Kinder und die Bewirthschaftung seines Gutes beschäftigt, als er sich wieder nach Berlin aufmachte. Und wie gedachte er in diesem wirren Widerspiel aller alten und neuen Potenzen des gegen einander aufgeregten Europa durchzugreifen!

Merkwürdiger Weise hatte Gneisenau in der Ferne über den innern Zusammenhang des Conflicts aus der allgemeinen Kenntniß der Lage der Dinge und der Personen richtiger geurtheilt als Hardenberg am Orte der Verhandlungen selbst. Hardenberg blieb bis zuletzt durch Metternichs Freundschaftsversicherungen getäuscht. Dieser wußte es so einzurichten, daß die Opposition gegen die Annectirung Sachsens nicht von ihm, sondern zunächst von Frankreich und in Oesterreich von anderen Parteien, den Generalen und dem Kaiser selbst auszugehen schien. Angeblich nur von diesen gedrängt, nahm er schließlich, wie um seine eigene Stellung zu bewahren, das Versprechen in Betreff Sachsens wieder zurück. Trotzdem versicherte er Hardenberg fortwährend, daß er an dem System des Preußisch-Oesterreichischen Zusammenhaltens nach wie vor festhalte und die Oesterreichische Politik in diesem Sinne leiten werde. Die Erwerbung ganz Sachsens durch Preußen schaffe aber eine für Oesterreich so bedrohliche Situation, daß Oesterreich, indem es dieselbe zugebe, die Intimität beider Staaten nicht verstärken, sondern erschüttern werde. Hardenberg muß wohl die Berechtigung dieser Argumentation bis auf einen gewissen Grad zugegeben haben, da er wie bisher an der Freundschaft Oesterreichs festhielt. Gneisenau aber sah in diesem ganzen Gebahren nichts als eine verschlagene Feindschaft. Frisch und furchtlos verwarf er das System des deutschen Dualismus und war bereit, wenn Oesterreich Preußen Schwierigkeiten machte, den Kampf mit demselben aufzunehmen und Preußen allein die Hegemonie in Deutschland zu erobern.

Er bereitete sich vor, den Krieg gegen Oesterreich und Frank-

reich zugleich zu führen. Zwar rechnete man dabei auf die Bundesgenossenschaft Rußlands, doch schien es nicht unmöglich, daß es Oesterreich gelingen werde im letzten Augenblick Rußland durch einfaches Zugeständniß aller seiner Forderungen von Preußen zu trennen und dieses zu isoliren. Wenn das in Wirklichkeit auch wohl nicht zu befürchten stand, so war den Preußischen Staatsmännern auf der anderen Seite ein höchst bedrohliches Moment bis dahin entgangen. Während Gneisenau noch, wenigstens für den höchsten Nothfall auf die Unterstützung Englands und sogar der Niederlande rechnete, standen diese beiden Staaten bereits in den Reihen der Gegner. Indem in Berlin Gneisenau mit dem Kriegsminister Boyen und dem General Grolmann den eventuellen Kriegsplan berieth, schlossen (3. Januar 1815) Oesterreich, Frankreich und England eine geheime Defensiv-Alliance, der nachträglich auch die kleineren Staaten, namentlich Baiern und die Niederlande beitraten.

Zum wirklichen Krieg wäre es nun freilich in dieser Gruppirung doch wohl niemals gekommen. Die neue französische Regierung wünschte vielleicht den Krieg, um sich durch die Erfolge desselben selbst zu befestigen. Sie würde durch denselben ohne Zweifel die Wiedererwerbung des linken Rheinufers und Belgiens angestrebt haben. Gerade um Frankreich Belgien nicht zu lassen, hatte aber England den ausdauernden Kampf gegen Napoleon gekämpft. Nimmermehr würde das englische Parlament einem solchen Kriege zugestimmt haben; das Gefühl der Nation hätte sich dagegen empört.

Der Abschluß der Alliance seitens Englands ist überhaupt kaum anders als durch die Unbekanntschaft der englischen Staatsmänner mit continentalen Verhältnissen zu erklären. Lord Castlereagh trat während des Congresses mit hervorstechendem Ungeschick auf. In deutschen Angelegenheiten wurde er von Hannoveranern, namentlich dem Grafen Münster berathen, der erfüllt war von instinctiver Furcht vor Preußens Zukunft. England hatte ein geringes Interesse daran, ob Sachsen ganz oder zum Theil von Preußen annectirt wurde. Lord Castlereagh rechnete vielleicht, in-

dem man Preußen die Entschädigung in Sachsen verweigerte, es doch zuletzt auf Polen anzuweisen und dadurch Rußland noch um Einiges zurückzudrücken.

Wie dem auch sei, der Kriegsrath in Berlin faßte vorläufig, sei es mit, sei es ohne Rußland, einen Kampf gegen Frankreich und Oesterreich in's Auge. Wie sollte man diesen beiden widerstehen? Namentlich schien Frankreich gefährlich, das über die zahllosen aus der Gefangenschaft und den Festungen zurückgekehrten Napoleonischen Veteranen verfügte. Diese Veteranen aber waren eine zweischneidige Waffe. Sollten sie wirklich den Bourbonen Heeresfolge geleistet haben? Es kennzeichnet die verwegene Art Gneisenau's, daß er den Gedanken hinwarf, Napoleon selbst zur Rückkehr von Elba zu verhelfen und durch ihn Frankreich, wie er meinte, in einen langwierigen Bürgerkrieg zu verwickeln. Auch bei den Völkerschaften, die die Oesterreichische Herrschaft, der sie unterworfen waren, ungern trugen, dachte er die Empörung wachzurufen: dann war die Uebermacht der Feinde von vorn herein gelähmt.

Gleich damals wandte der vorsichtige Boyen gegen solche Ideen ein, man könne doch nicht wissen, wie weit der Mann von Elba, einmal losgelassen, gehen werde — aber noch als später wirklich die Nachricht von Napoleons Landung in Frankreich erscholl, jubelte Gneisenau zuerst auf, in dem Gedanken, daß jetzt, da Frankreich durch inneren Krieg paralysirt sei, der Augenblick benutzt werden müsse, Oesterreich aus Deutschland zu entfernen und Preußens Oberherrschaft zu begründen.

Noch war die Zeit für solche Gedanken nicht reif; die Vorschläge selbst, die Gneisenau machte, zeigen, daß es Preußen an der inneren Kraft zu ihrer Durchführung noch gebrach.

Auf beiden Seiten wurden zwar einige Vorbereitungen zum Kriege getroffen, aber wohl selbst die französische Regierung, so willkommen ihr die Zwietracht unter der bisherigen Coalition war, mußte Bedenken tragen einen wirklichen Krieg heraufzubeschwören. In Berlin war freilich schon ein Kriegsplan entworfen. Es sollten

zwei Heere aufgestellt werden, eins am Rhein, eins in Sachsen. Der Kriegsminister ließ dem König für das eine Blücher, für das andere Gneisenau als Befehlshaber vorschlagen; ich denke, Grolman würde in diesem Fall Blücher als Generalstabschef beigegeben worden sein. Die Generale, die von älterem Patent waren, als Gneisenau, sollten dann die unter Blücher stehenden Corps befehligen. Für den Fall, daß der König Bedenken tragen sollte, Gneisenau als Generallieutnant (York, Bülow, Kleist und Tauentzien waren schon Generale der Infanterie) ein selbständiges Commando zu übertragen, so sollte er wieder in sein altes Verhältniß als Blüchers Generalstabschef zurücktreten und Bülow das zweite Commando bekommen. Den drei anderen Generalen wollte der Kriegsminister mehr als die Eigenschaften tüchtiger Corpsführer nicht zuschreiben.

Grolman wurde mit diesen Vorschlägen nach Wien gesendet. Aber fast ebenso sehr wie seinen Auftrag selbst, hatte man die Demonstration, die in seiner Ankunft lag, im Auge. Ein Krieg zwischen den bisherigen Alliirten wäre doch auch von den Preußen als ein furchtbares Uebel angesehen worden. Da man auf beiden Seiten die Entschlossenheit erkannte es zum Aeußersten kommen zu lassen, so schickte man sich auch schon beiderseits zum Entgegenkommen an. Mit dem Beginn des neuen Jahres standen sich die beiden Parteien herausfordernd einander gegenüber. Dann fing man an Concessionen zu machen und im Anfang Februar war man über die wesentlichsten Punkte einig.

Man übersieht den ganzen Conflict am besten, indem man das Schlußresultat und die Summe des Gewinns mit dem ursprünglich Angesprochenen zusammenstellt.

Rußland verzichtete auf Thorn und Krakau. Es hatte erworben Finnland und Bessarabien so wie den bei weitem größten Theil des ehemaligen Polen, im Ganzen etwa 16500 Quadratmeilen mit etwa 9 Millionen Einwohnern. *)

*) Zweite Theilung Polens 4600 Quadratmeilen, 3 Millionen Einwohner; dritte Theilung Polens 2500 Quadratmeilen, 1¼ Million Einwohner; Finn-

Oesterreich verzichtete auf einen kleinern Theil Polens, namentlich Krakau, das freie Stadt wurde, und auf einen Theil des Kirchenstaates. Es hatte außerdem an ehemaligen Besitzungen, die es selbst nicht wiederzuerwerben wünschte, verloren den größten Theil des heutigen Belgien und nicht unerhebliche Gebiete in Süddeutschland. Es gewann das Gebiet der ehemaligen Republik Venedig und einige kleinere, meist ehemals geistliche Gebiete, so daß der Staat im Ganzen um 500 Quadratmeilen wuchs.

Der Schwerpunkt aller Verhandlungen des Congresses lag in der Reconstruction Preußens. Preußen hatte durch den Frieden von Tilsit die Hälfte seines damaligen Gebietes verloren; in den Bündnißverträgen war bestimmt worden, daß es wieder auf seinen früheren Stand gebracht werden solle. Da Preußen nun auf die großen in der zweiten und dritten Theilung erworbenen polnischen Gebiete zu Gunsten Rußlands Verzicht leisten mußte, so galt es neben den zurückeroberten alten Provinzen in Deutschland Ersatz dafür zu finden.

Schon in Paris waren die ersten Berather des Königs Hardenberg, Humboldt, Gneisenau, Knesebeck, Boyen mit dem Statistiker Hoffmann zu einer Conferenz über die für Preußen wünschenswerthesten Gebietserwerbungen zusammengetreten.

Außer dem Königreich Sachsen standen zu diesem Zweck die meist ehemals geistlichen, rheinisch-westphälischen Lande zur Verfügung. Man faßte auch Mainz und Luxemburg in's Auge; nicht so sehr in der Meinung dieses Alles zugleich zu erwerben, als entweder mehr in dieser oder mehr in jener Richtung. In der Europäischen Diplomatie und auch in Preußen huldigte man damals der Vorstellung, daß der Friede leichter erhalten bleibe, wenn die großen Mächte nicht unmittelbar aneinander grenzten. Die preußischen Staatsmänner waren deshalb der Ansicht, daß es besser

---

land 6000 Quadratmeilen, 1 Million Einwohner; Bessarabien 900 Quadratmeilen, 3/4 Million Einwohner; Wiener Congreß 2300 Quadratmeilen, 3 Millionen Einwohner. Diese letzte Erwerbung bildet jedoch vorläufig ein eigenes, mit Rußland nur durch Personal-Union verbundenes Reich.

sei, wenn Preußen mit dem südlichen Theil der heutigen Rheinprovinz sich nicht selbst belade, sondern diesen Landstrich mit Luxemburg verbunden dem Oranischen Hause überlasse. Auch auf Mainz wollte man verzichten, wenn Oesterreich sich dafür in den andern Gebietsfragen entgegenkommend erweise. Auf dem Congreß selbst hat Hardenberg diese Gebiete für Preußen doch noch gefordert, wäre aber bereit gewesen, wohl ebenso sehr der französischen Nachbarschaft wegen, als der compacteren Gestaltung des Staates halber, diesen Anspruch gegen die Erwerbung von ganz Sachsen fallen zu lassen. Indem Preußen endlich nur die nördliche Hälfte von Sachsen mit Görlitz, Torgau, Wittenberg, Naumburg, Merseburg erhielt, schien der Verlust weniger in dem geringeren Gebiet als in der ungünstigen Lage des Landes zu bestehen, das man am Rhein dafür erhielt.. Die Landschaften, welche Preußen vor Alters am Rhein besessen, wuchsen aber jetzt zu zwei großen Provinzen Westphalen und Rheinprovinz (ursprünglich in Jülich-Cleve-Berg und Niederrhein getheilt) heran. Außer den genannten Ländern erhielt Preußen den Regierungsbezirk Posen, die Städte Danzig, Thorn, Erfurt, endlich Neuvorpommern. Es verlor von alten Besitzungen Ostfriesland, Ansbach und Baireuth und einen Theil von Geldern, den Holland behielt. Im Ganzen blieb es um 500 Quadratmeilen hinter der Ausdehnung, die es vor der Niederlage von Jena gehabt, zurück; verglichen mit dem Bestande im Beginn der Revolutionsperiode hatte es 1500 Quadratmeilen gewonnen *) und zählte auf 5000 Quadratmeilen etwa 10,000,000 Einwohner, während Oesterreich damals auf 27, Frankreich auf 30 Millionen Einwohner angeschlagen wurde.

Mit diesen Vergrößerungen war die Masse des von uns als ehedem herrenlos bezeichneten Gebietes bei weitem noch nicht erschöpft. Ein sehr großer Theil war den Mittelstaaten, Baiern, Würtemberg,

*) Der Gewinn an Einwohnern ist bei Preußen und Oesterreich nicht so genau zu berechnen, da die Einwohner der abgetretenen Provinzen abgezogen werden müßten und die Abtretung wiederum nicht gleichzeitig mit der Entschädigung erfolgte. Für Preußen sind etwa drei Millionen in Anschlag zu bringen.

Baden, Hessen, Piemont zugefallen. Belgien war mit Holland vereinigt worden. Die gegenseitige Eifersucht der Großmächte, welche jede von dem Anwachsen der andern Gefahr besorgte, war den kleinen Staaten zu Gute gekommen. England rechnete es sich als seinen Hauptgewinn aus dem langen Kriege, noch mehr als die französischen und holländischen Colonien, mehr als Helgoland, Malta, die Jonischen Inseln, die es erworben, daß das neue Königreich der Vereinigten Niederlande Frankreich in Zukunft eine widerstandsfähige Macht an den Mündungen der Schelde und des Rhein entgegensetzen werde.

So war nach zweiundzwanzigjährigem Kampfe und ungeheuren Wechselfällen die Neuvertheilung der Macht in Europa durchgeführt, welche dem Erdtheil auf ein Menschenalter einen nur wenig unterbrochenen Frieden sicherte. Die Zuckungen, welche sich auch in dieser Friedenszeit bemerklich machten, wie die allgemeine Neu-Bewegung, die dann endlich ausbrach, nahmen ihren Ausgang einerseits von dem Gebiet, das der Congreß sich gescheut hatte zu berühren, dem türkischen Reiche, andererseits von Potenzen, welche eben in der Revolutionsperiode emporgewachsen, doch auf dem Congreß keine volle oder überhaupt keine Befriedigung gefunden hatten, in erster Linie das plötzlich erwachte Nationalgefühl in Deutschland und Italien.

Was Italien betrifft, so fand sein Dasein auf dem Wiener Congreß überhaupt keine Anerkennung, und die reorganisirten italienischen Einzelstaaten bildeten unter sich keinerlei nationalen Verband. Die Vorherrschaft übte vermöge des eigenen Besitzes wie durch Sekundo-Genituren das Haus Oesterreich.

In Deutschland hatte das deutsche Nationalgefühl in der Erhebung gegen die Fremdherrschaft eine zu großartige Stellung eingenommen, um völlig vernachlässigt oder unterdrückt werden zu können. Doch hatten die Verhandlungen wegen der Bildung eines deutschen Bundes, die immer der Austragung der Territorialfragen erst nachfolgen konnten, noch zu keinem Resultat geführt, als die Nachricht eintraf, daß Napoleon Elba verlassen und bald darauf, daß er sich wieder zum Herrn von Frankreich gemacht habe.

Blücher an Gneisenau.

Pyrmont, den 20. July 1814.

mein innigst verehrter Freünd

Lebendig bin ich auß Engeland gekommen, aber doch mührb und matt, beschreiben kann ich daß nicht, wie man mit mich umgegangen, aber man kan nicht größere beweise von wollwollen und gütte erhallten. Der Regent grüßt ihnen HErtzlich, er wahr wahrlich traurig daß sie nicht mit gekommen, alles was Preußen ist und heißt ist in Engelandt angesehn und willkommen, der König hat die größten Beweise von Ver-Ehrung empfangen aber ich habe ihm auch niemahls so heitter wie in Engelandt gesehen. mein Freund Stuard der zum lord ernant wurde, hat mich nicht einen Tag verlaßen, was daß Trinken in Engelandt betrifft, so hatt ich große angst, aber man forcirte mich nicht, und ich hatte gleich Declarirt daß ich kein andern wein wie Bordou trinke und dabei bin ich auch geblieben. so hallte ich es mit die HErn auß, es thut mich leid daß wir uns nicht sehen, ich bin immer da angekomn, wo sie weg gereist wahren. über morgen früh gehe ich grade nach Berlin der König hat geäußert, daß er wünsche ich mögte bei sein einzug da seyn, den 24sten will ich in Potzdam sein, ich habe wider meine meynung und trotz allem widerspruch Fürst werden müssen, weill der Staz Kantzler sagte es müße um der nation geschehn, ich habe aber erkläret, wahr daß Fürsten tuhm nicht so daß ich Fürstlich dabey bestehn könnte, so würde ich den Titell in öffentligen Blättern ablegen.

Aber bester Gneisenau wo sehn wihr uns denn nur komen sie doch nach Berlin, ach ich habe ihnen so vill zu sagen, ich bedarff so sehr ihren Raht, glauben sie mich die Canallierien dauern noch immer Fohrt, man Fürcht uns aber liben tuht man uns nicht, mag auch nicht daß man mich libt, die gantze umgebung bis auf einige wenige taugt nicht, alles übrige Freünd behallde ich mich vor wenn wir nns sprechen, gott geb nuhr ballde. Leben sie woll und vergessen nicht den sie von HErtzen lieben und Ehrenden

Blücher.

Boyen an Gneisenau.

[Berlin] den 31. July 1814.

Mein innig verehrter Freund und Gönner!

Es hat mich außerordentlich gefreut in Ihrem Schreiben an den Major Wollzogen die Nachricht zu finden, daß die Wirkung ihres gegen-

wärtig gebrauchten Bades Ihnen vortheilhaft ist und ich wünsche von ganzem Herzen, daß Sie recht bald und recht lange mitten im Gewühl der Welt der dauernde Lobredner Ihrer gegenwärtigen Einsamkeit werden mögen.

Sie wünschen einige Nachricht über den kommenden Antritt Ihres Commandos, hier ist, was ich Ihnen in dieser Hinsicht für den Augenblick sagen kann. Ueber die Besitznahme unserer uns zugetheilten neuen Erwerbe ist durchaus noch nichts entschieden — ich besorge daß der kommende Schnee uns noch in diesem Zustande finden und vor dem Ende der Wiener Versammlung wenig geschehen wird. Eine gestern nach Petersburg abgesendete Person soll über den früheren militärischen Besitz von Sachsen unterhandeln — geschehe dies, so würde allerdings alsdann Kleist sogleich dorthin gehen und Sie, meine hochverehrte Excellenz, sich dann nach dem Rhein verfügen, allein selbst bei der schnellsten Erfüllung unserer Wünsche liegt dies doch, wie Sie sehen, in dem Umfange von Wochen und ich besorge in dieser Hinsicht, daß nichts Ihre Badezeit stören wird. — Kommen Sie denn aber garnicht nach Berlin — ich bitte schön. Bei der Abwesenheit des Königs ist noch nichts über die künftige Einrichtung bestimmt worden. Folgendes sind die auch von den Ministerien zugestandenen Hauptzüge. Alles ist waffenpflichtig. Die stehende Armee nicht groß, etwa 10,000 auf die Million mit 3 Jahr Dienstzeit, mit Ausnahme der besser besoldeten Gefreiten. Die Landwehr fällt in 2 Aufgebote, jedes mit sechsjähriger Dienstzeit. Mit dem fünf- oder sechs und dreißigsten Lebensjahr hört also der Dienstcyklus auf. Das erste Aufgebot, etwa 20,000 auf die Million, wird so disponibel gemacht, daß es jeden Augenblick das stehende Heer verstärken kann, das zweite Aufgebot in der Regel zu Besatzungen bestimmt. Der Landsturm bleibt eine gesetzliche Landeseinrichtung. Doch dies alles nur im strengen Geheimniß, denn es fehlt ihm ja noch die Bestätigung.

Boyen.

Die vorgeschlagenen Candidaten zu den Landes-Hauptmanns Stellen sind nicht ganz nach meinem Geschmack, es ist viel Sanftmuth darunter.

An E. M. Arndt.

(A. d. Nothgedrung. Bericht II, 154.)

[Ohne Datum.]

Mein edler Freund.

Ich muß Ihnen wieder einmal ein Zeichen des Lebens von mir geben. Von Ihnen erhielt ich es durch Ihre Schriften, an denen ich mich von Zeit zu Zeit erfreue und erwärme. Alles habe ich indessen noch nicht gelesen, da meine Bücher einen andern Weg als ich genommen haben.

Die große Sache wäre also so ziemlich gut durchgefochten

worden, freilich nicht ohne Hülfe eines allgewaltigen Schicksals, das selbst unsre Fehler und Unfälle zum Verderben des Feindes kehrte. So wie das Schwerdt ruhte und die Diplomatie waltete, traten der Fehler noch mehrere ein.

Man richtete seinen Blick nur auf selbstsüchtige Vortheile und vergaß oder vernachlässigte das Allen gemeinschaftliche Deutschland. Man wollte sich die überwundene Nation verbinden, und vernachlässigte es, Deutschland eine Gränze zu geben, wie sie ihm Noth thut. Diese Versäumniß wird durch heftige Kriege gestraft werden. Doch Sie wissen ja dies Alles bereits durch Herrn vom Stein.

Diesem edelsinnigen Deutschen verdanken wir viel. Er war fast der Einzige, der mir in Vertheidigung der Behauptung beistand, man müsse nach Paris gehen und könne nur dort den Frieden erobern. Mögte man ihn ferner gehört haben und noch hören wollen! aber die Schwachen und die Boshaften stehen im Bund gegen ihn: jene fürchten, diese hassen ihn. Ich fürchte daher, daß seine Einwirkung in Wien nicht groß seyn wird. Die österreichischen Diplomaten besonders halten ihn für einen leibhaften Satanas und mögten ihn aus ihrer Gegenwart heraus exorcisiren. Wohl ihm, daß es ihm gelungen ist, die Russen diesseits des Niemen zu bringen! Ohne dieses wäre Deutschland noch unter französischem Joche. Es ist Pflicht, daß Sie dies einmal der Welt sagen.

Wegen einiger gichtischer Vorboten bediene ich mich des hiesigen Bades. Der Ort wird nur wegen Heilung von Körperbeschwerden und wegen ländlicher Erholung, nicht aber des Vergnügens wegen besucht, und da lebe ich ein ruhiges unabhängiges ungestörtes Leben. Professoren aus Göttingen und Hanseaten aus Bremen sind die zahlreichsten Besucher, wackere angenehmen Umgang gewährende Leute. Das benachbarte Bückeburg wird ebenfalls von einigen braven wohlunterrichteten Deutschen bewohnt; in dem kleinen Ländchen ist allerwärts Wohlstand und Fruchtbarkeit. Wenn Sie Ihr Weg in der Nähe hier vorbeiführt, so sollten Sie nicht vergessen, daß hier einer Ihrer treuesten Freunde wohnt.

Wo hält sich nun Jahn auf? Wenn Sie ihn ansichtig werden, so bitte ich Sie, ihm zu sagen, daß er mir Nachricht von sich gebe, noch lieber, daß er, wofern er nicht zu entfernt von mir ist, selbst zu mir komme. An Eichhorn meine herzlichsten Empfehlungen, auch an Rühle viele Grüße. Wohin Haxthausen gerathen, ist mir unbekannt.

Rechnen Sie auf die treuen Gesinnungen meiner unverbrüchlichen Freundschaft und gedenken Sie mit Wohlwollen Ihres treu ergebenen Freundes

Gr. v. Gneisenau.

An Reimer.

Eilsen bei Bückeburg, den 12. August 1814.

Eingeschlossenen Brief lasse ich, mein lieber Reimer, unter Ihrer Adresse gehen, mit der Bitte ihn an seine Bestimmung gelangen zu lassen. Sollte indessen Frau von Helwig schon nach Schweden abgegangen seyn, so bitte ich Sie, solchen ihr nicht durch den Weg schwedischer Posten zuzusenden, da der Brief nicht geeignet ist, von unbefugten schwedischen Augen gelesen zu werden, sondern ihn durch sichere Reisende zu befördern, die ihn in ihre eigene Hände abliefern, und dies zwar nicht meinethalben, sondern um Helwigs schwedischer Verhältnisse willen.

Der Kampf, mein lieber Reimer, wäre also, wie wir immer gehofft, fast [? sonst] glorreich geendigt, wenn wir den Sieg eben so wohl zu benutzen als zu erfechten verstanden. Aber die Weisheit verließ die Berathschlagungen und die meisten folgten nur egoistischen Planen. Hardenberg mit noch einigen suchte aus der selbstsüchtigen Verwirrung zu retten, was noch zu retten war, aber er konnte nicht durchdringen. So ist es gekommen, daß die Angelegenheiten jetzt in größerer Verwirrung als je sind und noch nichts geordnet ist, auch schwerlich auf dem Wiener Kongreß viel geordnet werden wird. Den französischen Marschällen gestattete

man, als Mächte zu unterhandeln, statt den Rest ihrer Horden, etwa 30,000 Mann noch, auseinander zu sprengen und das Gesetz des Stärkeren zu üben über die Nation die solches gemißbraucht hatte und die, mit wenigen Ausnahmen, ebenso schuldig war als der Tyrann mit dem sie Abgötterei getrieben hatte. So wurde ihr der Deutschland stets bedrohende Elsaß gelassen und alle die Festungen die in unbewachter Zeit von Ludwig XIV. auf deutsches Gebiet gebaut wurden, sind nicht zurückgefordert. Ein durch seine Zerrissenheit und Spaltungen ohnedieß auf eine nur schwache Vertheidigung beschränktes Reich wie das Deutsche muß demnach seinen Erbfeind im Besitz aller der Mittel lassen, die zu dem Zweck vorbereitet sind um unsere Unterjochung systematisch durchzuführen. Das ist ein sehr unweiser Gebrauch der Gaben des Glücks.

Empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlin und gedenken Sie mit Wohlwollen

Ihres

treuergebenen Freundes

Gr. v. Gneisenau.

An Arndt.

(Aus Arndt's Nothgedrung. Bericht II, 156.) *)

Eilsen, den 28. August 1814.

Gern würde ich mit nach Wien gehen, wenn ich hoffen dürfte, daß meine Stimme gehört würde. Aber ich würde dort so wenig durchdringen, als es in Paris geschehen ist. Ich würde von den fremden, und selbst von den eigenen Diplomaten nicht gehört werden. Oesterreich ist gleichgültig gegen die Deutschen Angelegenheiten, und richtet seine Erwerbungs-Pläne nur gegen Italien und

*) Gneisenau's Briefe an Arndt waren im Jahre 1819 mit in Beschlag genommen worden; erst spät erhielt Arndt sie zurück; von dem vorliegenden, meint er, sei die Hälfte abgeschnitten gewesen, als er zurückkam. Die Worte „vor der Hand wenigstens" hatte der Untersuchungsrichter angestrichen.

sein Mistrauen gegen Rußland. — Rußland trachtet, ganz Polen zu vereinigen, und als Nebenreich sich anzueignen, dabei aber Oesterreichs Vergrößerung zu verhindern, und die von Preußen etwa nur zu dulden. England sorgt nur für die Festigung des neuen Niederländischen Staats, und würde gern von Deutschland mehr abreißen, um die neue Schöpfung zu verstärken. Wer sollte sich noch um Deutschland's Wohl bekümmern, auf dessen abermalige Unterjochung die in Frankreich, mit wenigen Ausnahmen, immer noch herrschende Aristokratie der Verbrechen noch nicht verzichtet hat. Bei uns weiß Knesebeck seinen Ausgeburten den Anschein von Tiefsinn durch Systematisirung zu geben, und er trägt über mich den Sieg davon. Der Staats-Kanzler hört mich zwar an, und scheint überzeugt von dem, was ich behaupte, aber nie habe ich erlebt, daß er meinen Rathschlägen gefolgt hätte. Was soll ich also dort machen!

So habe ich gerathen, lieber halb Belgien Frankreich zu lassen, als den Elsaß. Man wollte davon nichts hören, und entschuldigt sich mit England, und wirklich würde dieses gegen eine solche Vertauschung sich durchaus gesetzt haben. Das Einzige ist mir gelungen, daß ich Maynz noch, vor der Hand wenigstens, gerettet habe, denn noch war es durch die Baiern besetzt, das ich verhinderte, indem ich das Glück hatte, zeitig von deren, mit Metternich abgeredeten Vorhaben unterrichtet zu werden, und den Staatskanzler wiederholt zu warnen, obgleich er ungläubig und ärgerlich war. pp.

Die Nothwendigkeit, Preußen bald, sogleich eine Konstitution zu geben, habe ich mündlich und schriftlich dargethan, und dazu angetrieben. Sogar Motive die nur der Staatskunst angehören, gebieten dies. Es giebt kein festeres Band um die Einwohner der zu erwerbenden Länder an unsere älteren zu knüpfen, als eine gute Konstitution. Ueberdies müssen wir dadurch die Meinung in Deutschland für uns gewinnen. So etwas erwirbt uns den Primat über die Geister. Der dreifache Primat der Waffen, der

Konstitution, der Wissenschaften ist es allein, der uns aufrecht zwischen den mächtigen Nachbaren erhalten kann. Von einem Montgelas, einem König von Würtemberg und den andern Rheinbündischen Regierungen, darf man liberale Einrichtungen nicht erwarten, sie sind feindseelig gegen uns gesinnt, wir müssen ihnen daher die Herzen ihrer meist neuen Unterthanen dadurch abwendig machen, daß wir den unsrigen eine gute Verfassung und würdige Gesetze geben. Sie sehen daß ich hier nur egoistische Gründe hiefür anführe, und die edleren nicht erst erwähnen will. —

Blücher an Gneisenau.

[Ohne Datum.]

Innig verehrter Freund.

Ich habe mich hier in Berlin verweillt in der Hoffnung, daß sie ankommen würden, jetzst muß ich nach Schlesien um Trebnitz zu besehen, weil man mich ein Theill davon geben will, der König hat mich sehr gnedig und mit gütte hir behandellt, meinen Gehäld hat er uf 12000 Rthlr. Festgesetzt und noch zur wohnungsmitte 3000 Rthlr. bestimmt. Daß ist gering*), mit der Donation glaube ich wird es karglicher ausfallen weill man vorstehende 15000 Rthlr. in anschlag bringen will, indeßen will ich erst alles ruhig er wahrten, bevor ich mich äußere.

Die Traebnitzer gütter tragen 70,000 Rthlr. daß wehre vollkommen um uns beide ab zufinden, und blibe noch vihl übrig, ich wünschte wohl daß wihr nachbahrn werden könnten.

Schade wehre es wenn Hardenberg früer von hir ginge und sie ihm nicht sprechen. Den 4ten will er abreisen. ich habe ihm beschwohren dafür zu sorgen daß Führ Scharnhorst seine Kinder gesorgt wurde, und er hat es versprochen, in 3 Wochen denke ich zurück zu sein, und werde mich freuen sie hier zu treffen. Mein Sohn wird sie hier erwahrten.

Meine gantze Hoffnung ist uf ihnen mein Libster Freund gerichtet, daß sie Frantz wider zu sich bringen, er ist im höchsten grade Hipochonder, und hat sein gantz Houmor verlohren, ich Fürchte vor ihm. Der König ist gegen meinen Sohn sehr ungerecht, nicht gerne will ich mich mit den Monarchen Brouliren, aber zwingt er mich so werde ich ihm auch schreiben, daß ich mein Sohn und unser nahme keine krenkung verdienen.

Leben sie wohl mein liebster Gneisenau und bleiben sie mein Freund wie ich von Hertzen der Ihrige bin

Blücher.

inligend den verlangten briff.

wenn ich bei der Prinzes Willhellm bin sprechen wihr von ihnen, diese hochherzige Frau hat mit mich alle lazarette besucht.

*) So die mir vorliegende Abschrift. Dem Zusammenhange nach sollte man „genug“ erwarten.

An Franz von Blücher.

Eilsen bei Bückeburg, den 5. September 1814.

Mein lieber Franz.

Man hat mir von Ihnen geschrieben, Sie seien hypochondrisch, und es kommt mir vor, als ob man dieses Ihrem wohlwollenden Briefe, den Sie unterm 15. August an mich gerichtet haben, ansehen könne, obgleich ich eine eigentliche Klage darin nicht gefunden habe. Bei Ihren Jahren, mein lieber Freund, käme die Hypochondrie noch zu früh; überlassen Sie das uns Alten, oder vielmehr ahmen Sie die stete Heiterkeit Ihres Herrn Vaters nach, der mit dem Frohsinn eines Jünglings jede Gesellschaft aufheitert und den ich selbst mir oft als Muster vorhalte, wenn Trübsinn mich beschleichen will. Ich hoffe und wünsche nicht, daß Ihre trübe Laune von Ihrer Verwundung herrührt*); das würde mir sehr leid thun.

Es ist wohl wahr, daß es mein Wunsch ist, mich in die Einsamkeit zurückziehen zu dürfen, wenigstens für einige Zeit. Dies rührt aber aus keiner andern Ursache als aus meiner Neigung zur Einsamkeit an und für sich, als aus der Natur meiner häuslichen Verhältnisse her, wo viele Kinder vorhanden sind, und so recht Niemand, der ihre Erziehung auf eine mir wohlgefällige Art leitet, da möchte ich denn gerne selbst anordnen. Meine Familie an den Ort meiner etwaigen künftigen Bestimmung zu verpflanzen, geht aus mannigfachen Rücksichten nicht an; sowie mir demnach eine neue Anstellung zu Theil wird, so ist es auf eine fast stete Trennung von meiner Familie angesehen, und diese ist, unter meinen Verhältnissen doppelt unangenehm. Mancher, der diese Umstände nicht kennen kann, mag mich über meinen Wunsch um Zurücktretung in die Einsamkeit tadeln und ich muß dies geschehen lassen, da ich nicht füglich Jedermann darüber Rechenschaft geben

*) Das war in der That der Fall. Franz v. Blücher wurde bald völlig geisteskrank.

kann. In wenigen Tagen mache ich Anstalt, von hier abzureisen und gedenke bald in Berlin einzutreffen. Für die Heilung meiner Beschwerden ist mein hiesiger Aufenthalt vergeblich gewesen; man vertröstet mich indessen mit der Nachwirkung. Mein Uebel ist wahrscheinlich eine verborgene Hämorrhoidal-Anlage, die sich entwickelt und in Gicht übergehen will.

Empfehlen Sie mich dem Herrn Fürsten zu Gnaden und empfangen Sie die Versicherung alter treuer Ergebenheit von Ihrem

Freund und Diener

Gr. v. Gneisenau.

Hardenberg an Gneisenau.

Berlin, den 12. September 1814.

Lieber recht herzlich verehrter Freund!

Ich hoffte immer noch, Sie vor meiner Abreise aus Berlin hier ankommen zu sehen und unterließ daher, Ihnen auf Ihre sehr interessanten Briefe zu antworten. Der General Boyen bestärkte mich, nach den Nachrichten, die er von Ihnen erhalten hatte, in meinen Hoffnungen; aber sie sind doch getäuscht und ich fange an zu besorgen, daß Ihre Gesundheit Ihnen nicht gestattet hat, Ihre Reise so bald anzutreten als Sie Willens waren. Die meinige nach Wien leidet keinen längeren Aufschub; ich bin im Begriff in den Wagen zu steigen. Ihre Bemerkungen werde ich so weit es thunlich ist, benutzen. Manches was sehr zu wünschen wäre, dürfte frommer Wunsch bleiben, was aber Sachsen anbetrifft, so bin ich der Meinung, daß nie ein Eroberungsrecht gültiger war, als das Unserige und daß sich die Einwohner, wenn sie der Integrität und Fortdauer des sächsischen Namens gewiß sind, über den Verlust eines schwachen alten Regenten und seiner noch schwächeren Nachkommen leicht trösten werden. Dem provisorischen Zustande muß nur so bald irgend möglich ein Ende gemacht werden. Nun: — die Hauptsachen müssen sich ja bald entscheiden. Daß Sie sich zurückziehen wollen, begreife ich, weil ich Ihre Gefühle theile. Aber dürfen Sie es? Nein — so wenig als ich. Lassen Sie uns diesen Gegenstand ignoriren, bis ich Sie wieder umarmen werde, wenn der politische Kampf in Wien vorüber sein wird, dort wird's noch Schwierigkeiten geben, aber doch keine unübersteigliche. Wenigstens werde ich mich dadurch nicht abschrecken lassen. Bei meiner Rückkehr hoffe ich Sie in Berlin zu finden. Ich schmeichle mir, daß das Kleeblatt alsdann zusammentreffen wird, denn Sie werden sich doch wohl mit unserer lieben guten Freundin, die immer noch ihrer Freundschaft und Achtung werth ist, wieder vertragen.

Ich muß schließen. — Wenigstens habe ich doch die Genugthuung gehabt, meinem geliebten Freunde ein paar herzliche Worte zu sagen.

Ganz der Ihrige

Hardenberg.

Blücher an — (—?)

Breslau d. 22. Sept. 1814.

Ich muß mich in Ew. Excellenz Gedegtniß zu rück Rufen, da ich nicht nach Wien kommen kann, ich bin hier in Schlesien um mich einen ruhe Punct zu suchen, wie es noch außfallen wird, weiß ich nicht, versprochen ist mich vill und wider meinen willen habe ich Fürst werden müssen, wem ich aber daß hehr der hungrigen Fürsten complettiren soll, so nehme ich in alle öffentlige Blätter von dieser würde abschied. in einlage über mache ich ihnen die abschrift eines Schreibens, den ich mit eigener Hand am Kaiser alexander und an meinen HErren geschrieben. Daß ich die einzige uhrsache wahr daß wihr nach Pariss marschierten ist allgemein bekannt, ich durfte hoffen daß daß allgemeine auch waß vor mich tuhn würde, aber uf Dankbahrkeit der menschen muß man nicht rechnen. leben sie wohl und denken an den sie so gantz Ergebenen.

Blücher.

Spigell wird schon bei ihnen sein, der König hegt guhte gesinnung gegen ihm.

Hardenberg an Gneisenau.

Wien den 14. October 1814.

Ich habe erfahren, liebster Freund, daß Sie nach Schlesien abgegangen sind. Mein letzter Brief wird Ihnen dahin nachgeschickt worden sein. Hoffentlich haben Sie die Gründe, die ich Ihnen darin an's Herz legte, wohl erwogen. Jetzt aber nähert sich der Zeitpunkt, wo sie in Thätigkeit gesetzt werden müssen; ich sehe mich daher genöthigt, mir Ihre bestimmte Erklärung zu erbitten, ob Sie die Ihnen zugedachte Stelle am Rhein annehmen wollen. Ich darf mir gar den Zweifel nicht gestatten, daß Sie sie ablehnen könnten. Sachsen wird nunmehr mit Einwilligung von England, Oesterreich und Rußland von unsern Truppen besetzt und für Preußen zwar vorerst provisorisch aber sogut als definitiv übernommen. Der General von Kleist ist zum commandirenden General in Sachsen ernannt, bleibt zwar noch einige Zeit, während welcher der General Gaudi sein Stellvertreter in Dresden sein soll, am Rhein; inzwischen kann dies nicht lange dauern. Sie können daher Ihre Ernennung bald erwahrten. Bereiten Sie Sich dazu vor. Es wäre mir aber höchst angenehm, noch vorher Ihre Einwilligung zu erhalten. Harthausen ist hier angekommen und hat mir einen früheren Brief von Ihnen mitgebracht. Ich werde gewiß für seine Anstellung sorgen. Nun antworten Sie mir bald. Ich umarme Sie von Herzen.

Hardenberg.

Hardenberg an Gneisenau.

Wien den 14. October 1814.

Ich habe Ihre beiden Briefe vom 28. September und vom 7ten d.*) zu beantworten, liebster Freund. Sie haben darin vollkommen Recht: Was in Paris versäumt worden, ist jetzt schwer wieder gut zu machen. Der

*) Dieselben sind nicht erhalten.

Grund alles Uebels liegt aber in den Absichten des Kaisers Alexander auf Polen und daß man sich von allen Seiten scheute, diesen Artikel in Paris zur Sprache zu bringen. Wäre dieser dort erledigt worden, so konnte alles andere dort abgeschlossen werden und es bedürfte keines Congresses. Noch jetzt ist dieses der Haupt Stein des Anstoßes; man spricht sich nun rein gegen einander aus, aber der Kaiser ist noch nicht von seinen Forderungen einer zu ausgedehnten, eigentlich offensiven Grenze und der beabsichtigten Wiederherstellung eines Königreiches Polen unter seinem Scepter abgegangen. Oesterreich wird dabei am Härtesten behandelt, indem er diesem Staate nichts vom Herzogthum Warschau geben will, uns etwa 800,000 Seelen ohne Danzig*), aber nicht die Städte Thorn, Kalisch und Czenstochau. Dieser Gegenstand wird indessen hoffentlich doch bald auf eine Art ausgeglichen werden, da der Hauptzweck: die Erhaltung der Einigkeit unter den 4 alliirten Höfen ist, zumal weil Frankreich und andere niedere Mächte uns durch Hindernisse entgegen arbeiten, die bis jetzt auf eine recht ekelhafte Weise blos Form und Phrasen betrafen.

Sie thun Metternich unrecht wenn Sie ihn in entschlossenem Einverständniß mit Montgelas glauben, der noch gar nicht hier ist. Fürst Wrede führt die Bayer'schen Sachen. Wir sind auch weit davon entfernt, uns auf uns selbst beschränken zu müssen, wie Sie glauben. Das System eines Mittel-Europa's im engsten Einverständniß mit England und Oesterreich, ist noch immer die ganze Tendenz dieser beiden Mächte und Preußens. Ganz falsch ist Ihre Nachricht, daß Castlereagh sich gegen unsere Erwerbung Sachsens erklärt habe. Er hat vielmehr ganz das Gegentheil gethan und schriftlich gegeben, daß er diese Erwerbung für das Allgemeine Beste für nothwendig und die Gegengründe als nicht zu beachten ansehe, bereits auch in die provisorische Besitzergreifung unserer Seits statt Rußlands gewilligt. Von Oesterreich erwarte ich eine ähnliche Erklärung in den nächsten Tagen und dann wird jene Besitzergreifung ungesäumt vor sich gehen. Wegen der Grenze mit deu Niederlanden sind wir in einer freundschaftlichen Unterhandlung mit England, die von beiden Seiten als das allgemeine und wechselseitige Interesse zur Grundlage hat. Sie sehen also, Freund, daß die Sachen bei weitem so schlecht nicht stehen, als Sie vermutheten. Wegen der deutschen Verfassung sind wir bereits mit Hannover, welches so eben die Königs-Würde angenommen hat, Oesterreich, Bayern und Würtemberg in voller Deliberation. Ich werde nach allen Kräften streben, daß sie gut und möglichst stark werde. Bleiben nur die 4 Mächte einig, wie ich am Ende nicht zweifle nnd erhält Deutschland eine irgend zweckmäßige Constitution, so fürchte ich für das, was uns wesentlich ist nichts. Frankreich und die übrigen müssen sich dann schon fügen, oder man kümmert sich nicht viel darum. Baiern muß allerdings mit sehr großer Aufmerksamkeit beobachtet und seinen selbstsüchtigen Planen entgegengewirkt werden. Das habe ich bisher gethan und werde es ferner thnn. Ich sehe es mit Ihnen für äußerst wichtig an, daß Mainz nicht in dessen Hände komme, sondern unserm nördlichen Vertheidigungssystem gewidmet bleibe,werde es also auch nicht zugeben. Ich strebe auch dahin, daß wir die ganze Mosel bekommen, auch Luxemburg, darnach auch Holland verlangt, darüber wir uns aber einverstehen werden. Ihrer Idee, die süddeutschen Fürsten gegen die Schweiz zu rücken, kann

*) d. h. ungerechnet Danzig. D. H.

ich nicht beifallen. Die Schweiz ist besser ein neutraler Freistaat im Bunde mit Deutschland und das, hoffe ich, soll noch bewirkt werden. Ebenso ist es jetzt nicht Zeit, die Pforte so zu benutzen wie Sie meinen; vielleicht später, entweder so oder im umgekehrten Sinn. Das müssen die Umstände näher angeben.

Ganz einverstanden bin ich mit Ihnen, liebster Freund, daß Preußen dahin arbeiten müsse, Primat der Waffen, Primat der Wissenschaften, Primat der Verfassung und der Verwaltung zu erringen, eben so in Absicht auf die Errichtung einer Universität zu Cöln oder Bonn, aber bei den Wiener Gelehrten ist keine gute Erndte möglich. A. Humboldt's Reise muß und wird so unterstützt werden, wie Sie es wünschenund wenn es möglich ist Erfurt zu conserviren, wird's geschehen; als Festung auf jeden Fall. Uebrigens theile ich ganz Ihren Abscheu gegen den bocksfüßigen Talleyrand und den Apostaten Dalberg. Letzteren insbesondere hätte man garnicht zulassen sollen. Dem ersteren wird von uns gemeinschaftlich die Spitze geboten. Er findet uns bei jedem Anlaß fest und einig. Da ich nicht viel Zeit zum Briefschreiben habe, so bitte ich Sie, diesen Brief dem General v. Boyen mitzutheilen und mich ihm bestens zu empfehlen. Von ganzem Herzen der Ihrige.

Hardenberg.

Der Erfolg hat Ihre in Belgien angeordnete Maaßregel gekrönt und gezeigt, daß Sie Recht hatten. Daß ich Ihnen dieses nicht bezeigte, war Zufall. Anfangs war ich, weil ich die Sache aus Berichten, die mir von Castlereagh mitgetheilt waren, nicht kannte und mir anders vorstellte, nicht ganz mit jener Maßregel zufrieden.

Müffling an Gneisenau.

Aachen, den 22 October 1814.

Euer Excellenz sind von Eilsen nach Berlin gegangen, von Berlin jetzt nach Schlesien. So viel weiß ich aus den öffentlichen Blättern. Nach einer Privatnachricht, daß Sie in Eilsen, Bückeburg u. s. w. alle Herzen gewonnen haben. Daraus schließe ich auf Ihr Wohlbefinden und einen guten Erfolg des Bades, was mich doppelt freuen muß; da Eilsen mich dankbar verpflichtet hat.

Ich wende mich an Euer Excellenz um Sie auf etwas aufmerksam zu machen, was unserm Staat höchst nachtheilig ist und nur Hochdieselben abändern können.

Im Jahr 1803 als der Generalstab umgeschaffen wurde, erging eine Cabinetsordre, nach welcher im ganzen Staat keine neue Straße *ohne Zustimmung* des Generalquartiermeisters angelegt werden sollte.

Euer Excellenz stehen in einer Rangliste vom 16. September d. J., welche ich vor wenig Tagen erhalten habe, als Generalquartiermeister.

Durch ein Ohngefähr habe ich erfahren, daß die Minister eine große Chaussée von Berlin nach Königsberg in Preußen projectirt haben, und zwar, damit den lieben Reisenden alle Beschwerlichkeit des Examinirens und der Anblick langweiliger Festungswerke erspart wird, so soll diese Chaussee von Berlin über Freienwalde gehen.

Man sollte nicht glauben, daß so etwas möglich wäre, wenn wir nicht die Erfahrung hätten, daß seit 40 Jahren das so wichtige Cüstrin zu einem unbedeutenden Ort gemacht, indem man die große Communication mit Polen über Frankfurt a. O. gelegt hat. — Kömmt nun diese Chaussee und Oder Passage bei Freienwalde noch zu Stande, so möchten wir lieber gleich Stettin und Cüstrin schleifen. — Im hiesigen Lande forderte das Commerzial-Interesse eine Menge Straßen senkrecht auf den Rhein anzulegen. Das französische Genie Corps erlaubte jedoch nie eine andere Straße als von Jülich nach Cöln und selbst bereits angefangene Straßen mußten liegen bleiben. Gegen Parallel Straßen mit dem Rhein hatten sie nichts einzuwenden. Jetzt mit der neuen Freiheit erheben sich nun wieder die Stimmen, und wenn der Befehl nicht erneuert wird, daß die Einwilligung des Generalquatiermeisters zur Anlegung von neuen Straßen gehört, so stehe ich nicht dafür daß in Kurzem alle unsere Vertheidigungspläne zu Wasser gemacht werden.

Wenn Euer Excellenz künftig in den hiesigen Provinzen residiren, so kann ich Ihnen nicht anders als Glück wünschen im Ganzen einen so guten Geist zu finden. Soweit man deutsch spricht, ist der Wunsch preußisch zu werden jetzt allgemein, da man unsere Soldaten und die Milde unserer Regierung kennen gelernt hat.

Selbst die Religionsverschiedenheit macht bei dem größern Theil keinen Unterschied; wenn wir das Land bis zur Maas bekommen, so würde der König sehr leicht auch die französisch redenden gewinnen können, wenn er z. B. ein Paar Wallonen Regimenter errichtete. Die Wallonen haben sich bei der österreichischen Armee immer als tapfere Soldaten gezeigt.

Mich Euer Excellenz gütigem Andenken gehorsamst empfehlend.

v. Müffling.

Hardenberg an Gneisenau.

Wien, den 12. November 1814.

Ich eile Sie zu benachrichtigen, mein lieber bester Freund, daß der König dem Finanzminister von Bülow aufgegeben hat, Ihre Dotation dergestalt zu reguliren, daß Sie zehntausend Thaler reine jährliche Einkünfte erhalten und daß der Bezug derselben, vom Anfange des laufenden Wirthschaftsjahres an — also von Trinitatis — Ihnen zukommen soll. Meines Erachtens müssen Sie jetzt keine Zeit verlieren nach Berlin zu gehen um mit Bülow wegen der Auswahl der Besitzung das Nöthige selbst zu verabreden und Ihr Interesse wahrzunehmen, denn über diese Auswahl, die der König Ihnen mit dem Finanzminister zu treffen gern überläßt, ist noch nichts bestimmt. Lange habe ich von Ihnen nichts gehört. Hier geht's den Schneckengang. Wir haben noch immer mit großen Hindernissen zu kämpfen. An Eifer sie zu besiegen fehlts nicht und soll's weiter nicht fehlen. Die größten entstehen aus Osten. In der deutschen Verfassungssache sind Oesterreich, Preußen und Hannover so einig, daß auch noch nicht die geringste Verschiedenheit in ihren Meinungen und Abstimmungen herrschte. Baiern und besonders Würtemberg bilden die auf Egoismus und Despotismus gegründete Opposition.

An Gibsone.

Hirschberg, den 19. November 1814.

Mein theurer Freund!

Lange habe ich Ihnen, mein hochverehrter Freund, kein Zeichen des Lebens von mir gegeben, obgleich ich Sie öfters habe begrüßen lassen. Mein unstätes Leben war hieran Schuld. Seit vier Wochen befinde ich mich hier bei meiner Familie wo ich auch nicht recht zu mir selbst kommen kann, und seit vierzehn Tagen hat mich ein heftiges Catarrhalfieber angegriffen, von dem ich mich nur langsam erhole.

Alles was ich Ihnen zu sagen habe, ist viel zu viel für die Grenzen eines Briefes. Für den Fall, daß ich mich den künftigen Winter hindurch in Berlin aufhielte, dürfte ich vielleicht die Hoffnung nähren, daß Sie ebenfalls dorthin kommen würden, wo wir dann bei unsern Mahlzeiten die so wichtige Zeitgeschichte zergliedern könnten und ich Ihnen so manchen, nur von wenigen gekannten Aufschluß zu geben vermöchte, allein ich fürchte, daß ich auch hierauf verzichten muß, indem mein Schicksal jetzt in der Krisis der Entscheidung liegt, und meine künftige Bestimmung mich vielleicht nach den Rheingegenden rufen wird, wo ich Sie wohl nicht anders zu sehen hoffen kann, als wenn Sie etwa auf dem Landweg England besuchen wollten. Was ist demnach zu thun? Hier ein Vorschlag.

Wäre Ihnen in der Geschichte des letzten Krieges etwas dunkel oder unerklärbar geblieben, so schreiben Sie mir die desfallsigen Fragen auf und ich werde sie beantworten. Dies scheint mir der beste Weg, um die Wiederholung von Dingen zu vermeiden, von denen Sie längst unterrichtet sind.

In Ihrer Angelegenheit habe ich an den Unter-Staatssekretär Cooke geschrieben und ihn um seine Verwendung ersucht. Mit welchem Erfolg? steht nun zu erwarten. Es scheint mir, als ob ich mir wenig Hoffnung desfalls machen dürfe, denn schon Lord Castle-

reagh zu Paris behandelte diese Angelegenheit, obgleich mit Höflichkeit gegen mich, dennoch mit Kälte, was mich ein wenig verdroß. Ihre britischen Staatsmänner behandeln solche Anstellungen nicht aus dem Gesichtspunkte des wahren Verdienstes, sondern aus dem ihrer Partei-Innung. Eine neue Stelle ist ihnen nicht ein Mittel, einem verdienstvollen Mann eine Auszeichnung und Belohnung zu ertheilen, sondern ein Mittel, Jemanden von ihrer Partei sich zu verbinden. Dies ist nun manchmal sehr schlimm.

Die vier Mächte Preußen, Rußland, England und Oesterreich sind zur Zeit noch in der größten Einigkeit. Talleyrand hat versucht, Störungen zu veranlassen, aber es ist ihm bis jetzt nicht gelungen. Die Schöpfung des neuen Niederländischen Staates thut Frankreich sehr weh und es bestrebt sich solche zu verhindern, allein auf der anderen Seite verstehen die verbündeten Mächte ihr Interesse zu gut, als daß sie diesen Entwurf aufgeben sollten. Dieses Land mit seinen Festungen und starken Stellungen bildet ein vortreffliches Bollwerk gegen alle Angriffe Frankreichs auf Deutschland und zugleich einen Brückenkopf für England zum Uebergang auf den Continent. Erinnern Sie sich noch der Mémoirs die ich über diesen Gegenstand in den Jahren 1809 und 1812 schrieb? Es ist mir ganz erfreulich, meine damaligen Träumereien nun verwirklicht zu sehen.

Mit der Art, wie man Frankreich behandelt hat, bin ich nicht zufrieden gewesen. Ich wollte die Siegessäule auf dem Platz Vendome nebst den Brücken von Austerlitz und Jena sprengen; es ward verboten. Ich gedachte, daß die siegreichen Armeen ein Jahr in Frankreich verweilen, dort sich wieder herstellen und die Souveraine dort die Angelegenheiten von Europa ordnen würden, während man alle Kontributionen sich zurückzahlen ließ; nichts von allem diesem ist erfolgt. Wir sind mit leeren Händen wieder abgezogen. Man wollte die Franzosen gewinnen! Thörichte Hoffnung. Ihren Spott haben wir wohl gewonnen, aber nicht ihre Dankbarkeit. Wer an allem diesem Schuld gewesen, will ich hier

nicht ausdrücken. Aber kaum war der entscheidende Schlag geschehen, so ließ jeder seine eigensüchtige Politik vorherrschen, vergessend dessen, was Allen zugleich nützlich und nöthig war. Der Fürst Hardenberg kämpfte hiergegen, stand aber allein und ward nicht unterstützt. Die Gelegenheit, Deutschland auf immer gegen Frankreichs Anfälle zu schützen, ist sündlich versäumt worden und das Sonderbarste ist, daß wir mit Napoleon einen weit besseren Frieden im Anfang des Februars hätten schließen können, als drei Monate später mit den Bourbons geschehen ist, denn jener hatte sich erboten, die großen Festungen des Elsasses und der Mosel als Unterpfand für die Abtretungen und Kontributionen sogleich zu überliefern *).

Wir haben uns überhaupt mehr Arbeit als nöthig gemacht. Zu Weihnachten v. J. konnten wir füglich und ohne viel Blutvergießen in Paris sein. Aus verkehrten Ansichten schenkte man dem Feinde eine kostbare Zeit und wir gaben ihm Gelegenheit, im Monat Februar einen der schönsten Feldzüge, die die Geschichte kennt, gegen uns zu machen. Durch Kühnheit stellten wir die Sachen wieder her, aber Viele, sehr Viele, hatten schon den Muth verloren.

Ich habe überhaupt bemerkt, daß die Fassung im Unglück und die Kühnheit in den Operationen zwei so äußerst seltene Dinge sind, daß es mich nicht mehr wundert, wenn die guten Generale fast so selten als ein Phönix sind. Alles predigt da Vorsicht, selbst Leute, denen es an Entschlossenheit im gewöhnlichen Leben sonst nicht mangelt. Hätte ich auf die Rathschläge dieser sogenannten einsichtsvollen Leute gehört, wahrlich! wir wären verloren gewesen; so aber thaten wir einige kühne Fragen an das Glück und sie wurden günstig beantwortet. Jetzt möchte gerne jeder den Erfolg sich zuschreiben.

*) Das ist ein Irrthum. Gneisenau hat ohne Zweifel den Vorschlag Caulaincourts vom 9. Februar im Sinne, der aber von diesem nicht auf Befehl Napoleons, sondern auf eigene Faust gemacht wurde und auch nicht so weit ging, wie Gneisenau meint.

An Dörnberg.

Hirschberg i. Schl., den 23. Nov. 1814.

Beikommender Brief, mein verehrter Freund, ist mir zur Besorgung an Sie übergeben worden und ich ergreife diese Gelegenheit, um Sie auf das herzlichste zu begrüßen.

Ich wünsche und hoffe, daß Ihre neue Anstellung Ihren Wünschen entspricht. In einem der schönsten Länder der Erde, entrissen einem übermüthigen Feind, und das man in eines der stärksten Bollwerke gegen seine ehrgeizigen Pläne umzuschaffen im Begriff ist, kann Ihnen Ihre jetzige Bestimmung, in militairischer Hinsicht wenigstens, nicht anders als angenehm sein. Während Sie das dortige Land organisiren, thun Sie für Deutschland etwas sehr ersprießliches und gegen Frankreich etwas sehr wirksames. Auch schmerzt dieses die Bildung des dortigen neuen Staates sehr und dessen Diplomaten haben ihren ganzen Einfluß aufgeboten, um dies zu hindern. Glücklicherweise sind die verbündeten Mächte hierüber einverstanden und verstehen ihr Interesse zu gut, als daß sie sich dazu verstehen sollten, die gegen Frankreich wirksamste Schöpfung in ihrer Entstehung aufzugeben.

Ihr Verdienst, mein verehrter Freund, um die gute Sache und um den Fortgang unserer Waffen ist nicht wie sich gebühret, anerkannt worden. Ich habe diese Angelegenheit in Berlin bei unserm Kriegsminister aufs neue zur Sprache gebracht. Wer wie Sie hätte es unternommen, mit so wenigen und so schlecht ausgerüsteten Kräften die stärksten Festungen im Zaum zu halten? Welche Klagen hätten andere erschallen lassen, wenn man ihnen einen solchen Auftrag zugemuthet hätte und Sie haben ohne Bedenken versucht, was nur irgend möglich war auszuführen. Oft habe ich mit Besorgnissen an Sie gedacht, und den Kampf der Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit Ihrer Mittel zu dem gegebenen Zweck mit Ihrem vortrefflichen Willen mir lebhaft vorgestellt. Sie haben als ein edler Mann gehandelt, der seinen per-

sönlichen Ruhm der Gefahr Preis giebt, um der Sache, der er angehört, einen wichtigen Dienst zu leisten.

Müde der stets wachen Anfeindungen, und im Gefühl der Nothwendigkeit, die Erziehung meiner Kinder zu leiten, habe ich getrachtet, mich aus dem öffentlichen Leben in die Dunkelheit zurückzuziehen, bis jetzt hat mir dies nicht gelingen wollen. Verwirklicht sich noch die mir zugedachte Bestimmung, so dürfte ich bald in Ihrer Nähe sein und vielleicht des Glücks genießen, Sie zu sehen, und uns zu freuen, daß unsere politischen Träumereien so glücklich sich erfüllt haben.

Wo ist Ihr Bruder? Bleibt er im britischen Dienst oder kehrt er zum Forst zurück? Seien Sie der Ueberbringer meiner Grüße an ihn und sagen Sie ihm, daß er mir ein Zeichen des Lebens von sich geben solle.

Gott erhalte Sie, mein verehrter Freund, und gedenken Sie mit Wohlwollen eines Freundes, der Sie liebt und verehrt.

Der Generallieutenant
Gr. v. Gneisenau.

An Gruner.

Hirschberg, den 24. November 1814.

Seitdem ich Paris verließ, habe ich den Fürsten von Hardenberg nicht wieder gesehen, folglich nicht mit ihm über Ihre künftige Bestimmung reden können. Indessen darf ich annehmen, daß dessen Gesinnungen gegen Sie gut sind und er folglich bereitwillig sein wird, Ihre Stellung im Staat mit Ihren Wünschen so übereinstimmend zu machen als dies möglich ist. Während meines Aufenthalts in Berlin ist mir zu Ohren gekommen, daß der Fürst Wittgenstein Ihre Hülfe verlangt und darauf antrage, Sie ihm beizugesellen.

Ihre Ansichten in der Politik theile ich, fühle aber auch die Schwierigkeit die Dinge anders zu ordnen, wofern man nicht sogleich wieder das Schwerd zur Hand nehmen will. In Paris ist

bereits alles versäumt worden und jeder verfolgte da seine eigensüchtigen Entwürfe. Ein solcher Zeitpunkt kommt nicht wieder. Wir konnten da auf Frankreichs Kosten unsere Heere erhalten, die geleisteten Contributionen zurückfordern, die zum Schutz Deutschlands nöthigen Punkte diesem wieder einverleiben und mit Muße die Angelegenheiten Europa's ordnen. Nichts von allem dem. Man eilte zu Hause um andere Entwürfe zu verfolgen nnd man erlöste die Franzosen von der Last unserer Gegenwart, um unsere deutschen kaum befreiten Brüder darunter zu erdrücken. Fürst Hardenberg war der einzige unter den Diplomaten, der es redlich mit dem Allgemeinen Besten meinte, aber er ward weder gehört noch unterstützt. Jetzt hinterher spotten die Franzosen über unsere Blödsinnigkeit und wir meinten uns ihren Dank für unsere Großmuth zu verdienen!

Diese unerfreulichen Ergebnisse des merkwürdigsten Kampfes, den die Geschichte kennt, haben mich sehr mißmuthig gemacht. Dazu kommen einige Kränkungen, die ich erfuhr, und zuletzt noch die Stellung der Personen in dem geretteten Staat. Die treuen Diener des Königs, die ihm, jeder auf seine Weise zu dienen suchten und wovon einige wirklich große Dienste zu leisten das Glück gehabt haben, und diejenigen, die ihn bereitwillig gegen einen Napoleoniden vertauscht hätten, die Edlen und die Verderbten, alles ohne Unterschied wird zusammengestellt und man weiß nicht, wie man aus einer solchen Genossenschaft seine Ehre und seine Gesinnungen retten soll. So steht der ehrlose Kalkreuth zum Erstaunen der Besseren an der Spitze der Hauptstadt, um dort abermals den öffentlichen Geist zu vergiften. Wer konnte sich eine solche Wahl vorstellen!

Alle diese Umstände zusammengenommen mit meiner häuslichen Lage verstärkten die mir ohnedies eigene Neigung zur Einsamkeit und zum Landleben und ich machte Versuche um dem Staatsdienste zu entsagen. Bis jetzt sind solche mir nicht gelungen und wenn ich fernerhin nicht glücklicher in meinen desfall-

figen Bestrebungen bin, so werde ich wohl von neuem meinen Kindern und einem ruhigen ländlichen Aufenthalt entsagen müssen, um fern von ihnen ein zerrissenes Leben zu führen, denn sie mit zu verpflanzen geht aus mancherlei Ursachen nicht an.

Wenn Sie in unsern Staatsdienst zurücktreten, und nicht etwa die Anstellung unter Wittgenstein wählen, so wird Ihnen Ihre eigene Schöpfung oft zur Last werden. Sie wissen, daß ich hier die von mir oft getadelte geheime Polizei meine. Eine solche Institution entartet die Moralität der Menschen und paßt überhaupt nicht in eine so liberale Administration als die des Fürsten von Hardenberg ist. Als Sie selbige ordneten, so wußte ich wohl, daß Sie solche zu guten Zwecken gebrauchten, aber dennoch konnte ich mein Gemüth darüber nicht beruhigen daß so viele, sonst angesehene und achtbare Männer, sich hergegeben hatten gegen einen geringen Sold sich zu verpflichten die Auflaurer in der Gesellschaft zu werden. Und zu welchen abscheulichen Zwecken läßt sich eine solche Institution in unreinen Händen nicht gebrauchen, trotz dem edlen Charakter eines Hardenberg. Wie handhabte solche nicht der verfolgungssüchtige Bülow, nachdem Sie sich entfernt hatten. Daß die Arglist eines Metternich solche Dienste nöthig habe, begreife ich, daß bei einer verderbten unruhigen Nation, wie die französische, ein solches schützendes Gegengift wohl angewandt sei, will ich zugeben. Allein bei einem Sinn, wie ihn der König in sich trägt, ruhig und mild, bei dem offenen loyalen Charakter seines Staatskanzlers und bei der der Nation eigenen Ehrfurcht für Gesetz und Recht kann ich nicht anders als eine solche Erfindung der Tyrannei verdammen. Es gab eine kurze Zeit bei uns, wo sie Dienste leisten konnte, und dies war grade diejenige, als Sie solche ordneten. Mit dieser Zeit, behaupte ich, ist ihre ganze Zweckmäßigkeit untergegangen und ihre Vertheidiger würden sich vergeblich bemühen mir den geringsten Nutzen darzuthun, den man seitdem von ihr gezogen hätte. Im Gegentheil diente solche feindlichen Zwecken und die Franzosen zu Berlin und ihre Freunde

im Winter von 1812—1813 bedienten sich ihrer um die Stärke der Russen zu erspähen, deren geringe Anzahl nun auch die Franzosen vermochte länger in Berlin zu verweilen, als sie sonst gethan haben würden. Eben so ist es mit der Brief-Erbrechung. Der Boshafte weiß schon die Mittel zu geheimem Briefwechsel aufzufinden; es ist demnach der Unbefangene, Unschädliche, aus dessen Briefen man einen unbewachten Ausdruck anfspüren kann. In England weiß man weder von einer geheimen Polizei noch von Brieferbrechung etwas. Beides würde die Nation für abscheulich halten. Ich kann mich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß Politik und Moralität, besonders in den inneren Verhältnissen des Staats, in Einklang gebracht werden müssen, und so lange man sich nicht bestrebt an dieses Ziel zu gelangen, wird es nie gelingen die Nation zu etwas Besserem zu erziehen. Wir haben nun angefangen die kriegerischen Tugenden wieder dem Volke einzuimpfen, würden wir nicht selbst diese noch erhöhen, wenn wir auf die andern Tugenden ebenfalls unser Augenmerk richteten?

Ich habe mich hier in ein Gebiet gewagt, dessen Dialektik mir nicht geläufig ist und leicht könnte mich ein gewandter Syllogismendrechsler mit Worten widerlegen wollen; aber es giebt Ueberzeugungen mehr mit dem Gemüth als mit dem Verstand aufgefaßt, die Nichts entwurzeln kann. Eine solche ist die oben ausgedrückte.

Gott erhalte Sie! Lassen Sie mich nach Berlin hin etwas von sich wissen und erfreuen Sie mich mit einigen Zeilen Antwort. Rechnen Sie stets auf eine treue Theilnahme an Ihrer Zufriedenheit und auf die Unverbrüchlichkeit meiner Gesinnungen an Hochachtung und Freundschaft, womit ich Ihnen angehöre und gedenken Sie mit Wohlwollen

Ihres

treuen Freundes

N. v. Gneisenau.

Hardenberg an Gneisenau.

Wien, den 18. November 1814.

Ich habe das Vergnügen gehabt, Ihren freundschaftlichen Brief vom 4ten zu erhalten. Zuneigung und Vertrauen abseiten derer, die ich liebe und verehre, machen das größte Glück, das angenehmste Gefühl meines Herzens aus. Sie kennen die Gesinnungen, die ich Ihnen unveränderlich gewidmet habe, verehrtester Freund. Urtheilen Sie hiernach, was ich über den Inhalt jenes Schreibens, so wie über den eines anderen, welches mir unsere theure Freundin in Berlin mittheilte, empfinde. Wir sind allerdings noch in einer hochwichtigen kritischen Zeit begriffen, unser Werk ist noch keineswegs vollendet, die Arbeiter können noch nicht entlassen werden. Daher freut es mich mehr als ich es ausdrücken kann, daß Sie in unserer Mitte bleiben und uns noch helfen wollen die Hindernisse zu bekämpfen, die sich in Menge dem Guten entgegenstellen. Herrschsucht und Tücke im Gewande der Menschenfreundlichkeit und edler liberaler Gesinnungen, Vorurtheil, Schwäche und politische Furchtsamkeit, Leidenschaft und beschränkte Ansicht der Dinge, Despotismus und Egoismus — das sind die Uebel, mit denen wir ringen. Ich verliere den Muth und die Hoffnung eines guten Erfolges nicht, aber ich führe ein mühevolles, elendes, freudenleeres Leben. Wenn wir uns wiedersehen, werden wir Manches Wichtige über Gegenwart und Zukunft miteinander zu besprechen haben. Dann wollen wir alle die Kapitel wieder vornehmen, die Ihr Brief enthält.

Von der Chaussee nach Königsberg über Freienwalde habe ich noch nichts gehört. Es ist allerdings wichtig, sie über Küstrin oder Stettin zu leiten. Ich werde aufmerksam auf die Sache sein.

An Boyen.

Hirschberg, den 26. Novbr. 1814.

Ein Catarrhalfieber hat mich vor drei Wochen befallen und obgleich ich nur vier Tage bettlägerig war, mich dennoch durch einen darauf folgenden selten heftigen Husten so entkräftet, daß ich die Rückreise nach Berlin noch nicht habe antreten können. Seit gestern ist der Husten minder heftig, und ich darf hoffen, obgleich noch ohne Kräfte und ohne Eßlust, dennoch in einigen Tagen meine Rückreise, jedoch in kleinen Tagereisen unternehmen zu können.

Das Schreiben des Herrn Fürsten von Hardenberg enthält keinen besondern Auftrag; nur Klagen im Allgemeinen über die Hindernisse die dort noch zu bekämpfen sind. Er sagt: Herrschsucht und Tücke im Gewande der Menschenfreundlichkeit und edler

liberaler Gesinnungen, Vorurtheil, Schwäche und politische Furchtsamkeit, Leidenschaft und beschränkte Ansicht der Dinge, Despotismus und Egoismus — das sind die Uebel mit denen wir ringen.

Auf wen hauptsächlich der Fürst hier ziele, wissen Ew. Excellenz, daß indessen auch Metternich durch seine Arglist und Neigung zur Intrigue gleiche Schuld daran habe, glaube ich. Ich habe mich überzeugt, daß seine Absicht ist, Preußen nicht mehr zur Höhe seines vorigen Einflusses und verhältnißmäßiger Macht gelangen zu lassen und daß er für diesen Zweck eben so eifrig arbeitet, als für die Vergrößerung Oesterreichs. Er thut hieran, als Oesterreichischer Minister, im Allgemeinen nicht so sehr Unrecht, aber es kommt darauf an, diese seine Absicht klar zu erkennen und folglich seine Schritte hienach zu beurtheilen. Knesebeck, dessen in Spitzfindigkeiten sich gefallender Geist denn doch nicht dem arglistigen Metternich gewachsen ist, ist von diesem und dessen Genossen befangen und der einzige dort sich befindende militairische Rathgeber. Welche Rathschläge er ertheilen werde, er, der Maynz zum Schutz des nördlichen Teutschlands nicht für nöthig erachtet, er, der im vorjährigen Waffenstillstand schriftlich zu beweisen trachtete, man müsse sich begnügen, wenn Frankreich die Oderfestungen herausgebe, Magdeburg sei für Preußen nicht nöthig pp. läßt sich hiernach erwarten. Ich besorge demnach eine uns ungünstige Wendung und würde nur beruhigt seyn, wenn Ew. Excellenz, oder sofern dies nicht angeht, der General Grolman sich dort befänden.

Ein anderer aus Wien ebenfalls durch Rühle mir zugekommener Brief sagt, daß Frankreich die Besitznahme Sachsens durch Preußen durchaus nicht gestatten wolle, auch Oesterreich wieder Schwierigkeiten mache, und die Weigerung des Königs von Sachsen, in die Abtretung zu willigen, neue Hindernisse in den Weg lege, England den Besitz nicht garantiren wolle. — Sachsen dürfte also leicht dieselben Störungen herbeiführen als Pohlen, und es scheint mir als ob man die Schwierigkeiten, die dessen Erwerbung entgegen stehen, nicht hinlänglich erkannt habe.

Man war einst Willens dem Könige von Sachsen zur Entschädigung Münster und Paderborn zu geben. Lieber behalte man diese Bisthümer und zerstückele Sachsen, indem man dem König von Sachsen Dresden und einen Länderabschnitt da herum läßt. Wir bürden ihm dadurch eine Last, die Hauptstadt, auf, während wir uns derselben entäußern und die Fäden wodurch die uns zufallenden Städte und Länder mit Dresden zusammenhängen, zerschnitten werden. Erwerben wir das ganze Sachsen, als ein in sich zusammenhängendes nach eigenen Gesetzen regiertes Neben-Königreich so dauert der Zusammenhang des Landes mit der unzufriedenen Hauptstadt fort und diese übt über jenes einen uns feindseligen Einfluß aus. Unsere Civil-Verwaltungspersonen sind wahrlich nicht die Leute, gehörig ausgerüstet, um uns die Gemüther zu gewinnen, und wenn wir auch dergleichen hätten, so würden sie dennoch nicht den Geist einer ehemaligen, und zur Unbedeutendheit herabsinkenden Hauptstadt verbessern können. Man lasse nur ja nicht von einer gewissen Habgierde sich verleiten, etwas unpolitisches zu thun. Der Igel läßt sich besser verzehren wenn man ihn zerstückelt und die Stacheln absondert. Thun wir dies nicht, so dürften wir uns schwerere Sorgen aufbürden, als unsere Weisheit zu ertragen vermag.

Hardenberg an Gneisenau.

Wien, den 5. December 1814.

Vor allen Dingen bitte ich Sie recht herzlich, liebster Freund, verbannen Sie doch aus unserer vertrauten Privat-Correspondenz die Ceremonien und Titel. In unser Verhältniß passen die Durchlauchten und Excellenzen nicht. Sind wir denn nicht Freunde, Herzens-Freunde? Also lassen Sie uns daher die Benennungen nehmen. Jene machen immer die Wirkung auf mich, wie ein recht arger Mißton in der Musik.

Ich bedaure Ihre Krankheit recht sehr. Vielleicht nimmt diese Crise aber alle gichtischen Beschwerden weg und dann ist es Gewinn. Ueberdies hoffe ich, der Aufenthalt in Berlin wird auch heiterer für Sie sein, als der in Hirschberg. Besprechen Sie sich nur recht offen mit Bülow in Absicht auf Ihre Wünsche wegen der Dotation.

Hier sind wir noch nicht am Ziele, doch habe ich große Hoffnung und jetzt persönlich die Vermittlung zwischen Oesterreich und Rußland wegen der polnischen Angelegenheiten, die nicht getrennt werden sollen noch dürfen, von der von Sachsen und Mainz. Zwischen den 4 Ver-

bündeten sind dieses die Haupt-Punkte. In allen anderen herrscht unter uns Uebereinstimmung; Frankreich möchte im Trüben fischen, veruneinigen, Krieg unter den andern Mächten haben. Das Haus Bourbon dringt auf Fortschaffung Murats. Kann das ohne Krieg geschehen? Und was gewönnen wir dann, wenn es etwa dort auch so ginge als in Spanien, wo eine Revolution unvermeidlich scheint? — Was Sachsen anbetrifft, so haben England und Oesterreich eingewilligt, bearbeiten uns aber als Rathgeber angelegentlich, daß wir dem König Friedrich August mit Dresden ein kleines Land von 4 bis 500,000 Seelen in Sachsen lassen sollen, verheißen sodann, nicht nur die Einwilligung aller Europäischen Mächte — auch Frankreichs — was sich am stärksten zuwider erklärt — sondern auch die Entsagung Friedrich August's zu verschaffen. Wir sträuben uns noch standhaft dagegen, da es doch immer sehr große Inconvenienzen haben würde, ein Sachsen in Sachsen zu behalten und die Trennung sehr unpopulär in jenem Lande sein würde. Nur im höchsten Nothfalle werde ich auf diesen Plan hineingehen und unter Modificationen, die ihn möglichst unschädlich machen können. Ich bestehe darauf, daß Mainz eine deutsche Bundesfestung werde, Darmstadt angehöre in Absicht auf das Eigenthum, von Bundestruppen besetzt werde, hauptsächlich von Oesterreichern und Preußen. Thorn und Krakau hat der Kaiser Alexander nun aufgegeben, will aber freie Städte unter dem Schutz der drei benachbarten Mächte daraus machen, unbefestigt und ohne Besatzung. So stehen die Sachen! Sie sehen, daß Sie Metternich zu viel mißtrauen. Der Geist ist in Sachsen nicht so antipreußisch als Sie meinen. Ich habe darüber die überzeugendsten Beweise. Das Abgaben-System muß allerdings ganz geändert werden und in der ganzen Monarchie auf einen ganz andern und gleichen Fuß kommen. Die 6000 Mann schwarze [?] Hülfstruppen sind aber gewiß nicht unbeachtet zu lassen. Wäre nur der provisorische Zustand erst einmal am Ende! dann würde sich alles leicht geben. An der Maas und an der Mosel sind wir auch noch nicht im Reinen; doch dort werden die geringsten Schwierigkeiten sein. Es komme, wie es wolle, so sollen dort nur Fürsten hausen, die unserem Militär-System angehören. So hoffe ich denn, liebster Freund, daß alles ohne Schwerdschlag sich friedlich beendigen lassen wird, aber lieber einen neuen Krieg, als daß Preußen nach so glorreichen Thaten und nach so vielen Opfern, schlecht aus der Sache scheide. Darum müssen wir auch gerüstet bleiben, bis alles in Ordnung ist. Theilen Sie diesen Brief dem Minister Boyen unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, aber sonst Niemand. Dem Finanzminister, der unterrichtet sein muß, schreibe ich auf ähnliche Weise. Was das Publikum wissen kann, finden Sie in einem in die Spener'sche Zeitung von mir eingeschickten Schreiben aus Wien über den Congreß. Sagen Sie mir Ihre Meinung und erfreuen Sie mich oft mit Ihren Briefen

von ganzem Herzen
der Ihrige
Hardenberg.

Grüßen Sie Boyen von mir und sagen Sie ihm: ich könne heute nicht an ihn schreiben; es werde mit dem nächsten Courier geschehen.

Die deutschen Bundesangelegenheiten werden sich machen, sobald wir nur über die Territorial-Fragen hinaus sind.

Müffling an Gneisenau.

Aachen, 9. Dezember 1814.

Ich habe seit 14 Tagen bei allen wichtigen Verhandlungen die öffentlichen Sitzungen der jetzt hier versammelten Jury besucht. Welche herrliche Einrichtung, obgleich die Franzosen sie nicht bis zu der Vollkommenheit gebracht haben als die Engländer. Wir haben bei dieser Gelegenheit Redner gehört, wie man sie in Ländern nicht hat, in denen nicht öffentlich und nicht mündlich vertheidigt wird. Ich habe bei der Gelegenheit erfahren, daß die deutsche Sprache in so ernsten Angelegenheiten viel mehr Kraft und Klarheit hat als die französische Sprache. Der Präsident ein ehemaliger Professor zu Bonn sagte: „Ich habe lange Jahre nach der deutschen Verfassung aus den Acten in den Criminalsachen gerichtet, allein ich würde nach meiner jetzigen Erfahrung nicht mehr wagen eine Sache nach dieser Art zu richten. Es ist ein großer Unterschied den Beklagten und die Zeugen vor sich zu haben und selbst zu hören". — Ich habe es auch so gefunden. — Sollte diese ursprünglich deutsche Verfassung nicht zu uns zurückkommen? Ein Kircheisen scheint mir freilich dazu nicht frei genug zu stehen.

Der Ausgang unserer Campagne hat mir Gottlob alle Lust benommen etwas darüber im *Ganzen* zu schreiben. Nach unglücklichen Vorfällen ist es ein Vergnügen der Welt zu zeigen, daß *mehr* geschah als man im Allgemeinen glaubte, um das Unglück abzuwenden; nach einem glücklichen Ausgang, wo in der Regel jeder Zuschauer die Begriffe von der höchsten Vollkommenheit der Anlage hat und wo man am Ende auf die menschlichen Verhältnisse zurückführen muß, giebt es keine einladenden Motive für den Geschichtschreiber um so mehr, wenn man vorher weiß, daß von 100 Menschen 60 nach dem Buch greifen um ihren Namen — ihr Lob darin zu finden. — Die Erfahrungen, die wir mit den Armeeberichten machen mußten, haben mich ordentlich bitter gemacht. Wer hätte geglaubt, daß das hochherzige preußische Heer viele commandirende Officiere hatte, die die Berichte mit Namen und Thaten gefüllt haben wollten, das heißt so viel: die die große Angelegenheit ihres Vaterlandes aus einem so kleinen Gesichtspunkte ansahen, über der Sache nicht das werthe Ich vergessen zu können.

Ich habe für Professor Luden's Nemesis den zweiten Abschnitt der Campagne der schlesischen Armee vom 2. bis 20. October nach einer eigenen Idee geschrieben. Ich werde es in einigen Tagen absenden. Die Acten der schlesischen Armee sind geordnet. — An den Planen *aller* Schlachten lasse ich zeichnen. Den Plan des Terrains von Leipzig lasse ich in einigen Tagen zum Stich abgehen. Ich habe jetzt: Katzbach, Beeren, Culm, Dennewitz, Wartenburg, Leipzig fertig. Ich werde nun noch die französischen Schlachten von 1814 ordnen.

Ich hoffe sie Euer Excellenz selbst überbringen zu können.

Von dem Streit unserer Feldherrn um den Namen läßt sich nichts sagen: als Gott sei Dank, daß sie geschlagen und *dann* gezankt haben, und Gott sei's geklagt, daß man nach solchem Schlage sich um so etwas zanken kann.

Wenn es blos von der *Entscheidung* hergeleitet werden soll, *wer* Dennewitz heißt und der große Entschluß zur Schlacht im Voraussehen

einer leidenden Rolle nichts gilt, so wäre ich geneigt Borstell Dennewitz zu nennen *).

Müffling.

An Clausewitz.

Berlin, den 12. December 1814.

Immer habe ich, mein theurer Freund, erwartet, daß Sie mir ein Zeichen des Lebens von sich geben würden, und nun vernehme ich aus Briefen von Ihrer Gemahlin an hiesige Freundinnen, daß Sie dieses von mir erwarteten. Ich will nicht untersuchen, auf wessen Seite hier das Unrecht liegt, sondern der erste sein, es wieder gut zu machen sofern es auf der meinigen wäre.

Die Unentschiedenheit, worin die Verfassung unserer Armee jetzt sich befindet, muß Sie befremden, wenn Sie nicht etwa wissen, daß die definitive Organisation derselben verschoben ist, bis die Länder nach denen wir streben uns zugetheilt sein werden. Darum werden Beförderungen, Versetzungen pp. jetzt nur wenig vorgenommen.

In Absicht auf Sie besonders, mein theurer Freund, hat der Kriegsminister Pläne, womit er noch nicht hervorgetreten ist, die er aber trotz der ihnen entgegenstehenden Schwierigkeiten durchzusetzen gedenkt und deren Erfüllung, so viel ich von Ihren Wünschen kenne, mit selbigen so ziemlich übereinstimmen dürfte. Wenn man weiß, wie viel dem Kriegsminister selbst entgegenstand, so darf man hoffen, daß ihm seine Absichten gelingen werden.

Die Arbeiten des Congresses sind noch so ziemlich in ihrem Beginnen stehen geblieben, und wenig vorgerückt. Ueber Sachsen ist man fast einig. Es wird uns, wenn auch nicht ganz so doch seinem größten Theile nach zufallen. Dafür haben sich Oesterreich und England erklärt. Frankreich ist dem noch entgegen und es

*) Tauentzien machte Anspruch auf den Namen „Dennewitz“ und forderte Bülow deshalb, nahm die Forderung aber wieder zurück.

ſucht überhaupt Feindſeligkeiten unter den Verbündeten zu erregen, wozu ohne dies Stoff genug vorhanden iſt. Der gefährlichſte Zunder iſt Polen, deſſen Beſitz keiner dem andern gönnt. Es ſcheint jedoch faſt, als ob ſich hierin bei den Anſpruch machenden Mächten mehr Nachgiebigkeit zeige. Zuletzt iſt dem Fürſten von Hardenberg die desfallſige Vermittlung zwiſchen Rußland und Oeſterreich übertragen, ein eben ſo dorniger als ehrenvoller Auftrag.

Ohne des argliſtigen Metternichs Ränke wären ſicherlich die Anſprüche längſt ausgeglichen. Er hat auf jede erſinnliche Weiſe den Kaiſer Alexander gegen ſich zu erbittern geſtrebt und gegen uns die Meinung zu erregen geſucht. Uebrigens iſt das dortige geſellſchaftliche Treiben des hohen Zwecks unwürdig, wegen deſſen man ſich verſammelt hat. So wie bei dem Beitritt Oeſterreichs zur Coalition wohlthätig, ſo wirken hier entzweiend die H— und es ſind darüber hier die ärgerlichſten Anecdoten im Umlauf. Um Metternich ſeinerſeits wieder zu ärgern, hat der Kaiſer Alexander deſſen Geliebte gezwungen ihm zu entſagen und deſſen Nebenbuhler, den Fürſten von Windiſch-Grätz in ihre (letzte?) Gunſt einzuſetzen. Man wird an der Vorſehung irre, wenn man ſieht, welcher Mittel und Perſonen ſie ſich bedient, um die Welt zu verwirren, zu verſöhnen und zu retten.

Auch der König fühlt den Einfluß der dortigen Luſt und Liebe athmenden Welt. Die Gräfin Julie Zichy hat einen tiefen Eindruck auf ſein Herz gemacht. Wie mit den vorigen, ſo wird es auch mit dieſer Liebe keine Gefahr haben; er iſt indeſſen krank geworden, jedoch nur an ſeinem gewöhnlichen Catarrhübel.

Von den Vorbereitungen zu dem Friedensfeſte will ich Ihnen nichts ſagen, da Ihre Gemahlin von anderen Seiten her bereits davon unterrichtet ſein muß. Der hiſtoriſche Tanz, den man im Radziwilſchen Hauſe einübt, iſt ſinnvoll und thut gute Wirkung; die Schönheiten des Hofes ſind da geſammelt, ein tanzendes Blumenbeet.

Ich habe unterdessen meine Hausgötter begrüßt, ward aber dort von einem Katarrhalfieber und heftigem Husten befallen, von denen ich mich jetzt erst erhohle. Meine Tochter Agnes habe ich erwachsen gefunden, übrigens viele Lücken in der Erziehung und Veranlassung zu mancherlei frommen Wünschen, auf deren Erfüllung ich nachgerade Verzicht leiste. — — —

Uebernehmen Sie die Versicherung meiner Verehrung an Ihre Gemahlin und rechnen Sie stets auf die unverbrüchliche treue Freundschaft

Ihres

treuergebenen

N. v. Gneisenau.

Soeben ist Reiche hier, der dem Kronprinzen Unterricht in der Befestigungskunst und nebenher auch (glaube ich) in der Kriegskunst giebt. Er war bereits früher durch mich aufmerksam gemacht worden auf Ihre dem Kronprinzen hinterlassenen Bogen (über die gesammte Kriegskunst) und hatte selbige vom Prinzen Behuf seines Unterrichts verlangt, dieser aber behauptete, Gaudi habe solche abhanden kommen lassen. Es ist nun der Wunsch des Major Reiche diese Bogen durch mich von Ihnen zu erhalten und um des guten Zwecks Willen bitte ich Sie darum. Der Kronprinz entwickelt sich, trotz seiner Kälberhaftigkeit, täglich mehr zu seinem Vortheil.

Clausewitz an Gneisenau.

Kant. Quart. Mühlheim am Rhein, den 21. December 1814.

Ich höre, daß Euer Excellenz mich der Undankbarkeit beschuldigen; ob nun gleich diese Beschuldigung mich selbst im Scherz erschrecken könnte, so ist es mir doch angenehm, dadurch die Erlaubniß zu erhalten, Ihnen auch einen uninteressanten Brief adressiren zu dürfen, den Sie nur als ein Zeichen der alten Anhänglichkeit und Verehrung gütig aufnehmen können. — Der Mangel irgend eines interessanten Gegenstandes von dem ich Ihnen schreiben könnte, ist denn auch wirklich die Ursache meines langen Schweigens gewesen. Interimistischer Befehlshaber einer selbst interimistischen Legion, in der es wenigstens ebenso confus aussieht als auf dem Wiener Congreß, habe ich mich oft allein damit getröstet, wie unvoll-

kommen alles auf unserer Erde ist, die ja, wie alle mit Monden versehenen Planeten nach der Meinung der Astronomen selbst ein jugendlicher Stern und noch im Werden begriffen ist, weshalb ihr auch der Mond als Mentor beigegeben sein soll. Nur Schade, daß ich und der Wiener Congreß den Mond in unseren Nöthen nicht um Rath fragen können. In jedem Fall konnte dies keinen Gegenstand eines Briefes an Sie abgeben, ohne Ihre Güte zu mißbrauchen. Nur das erlauben Sie mir schon zu sagen, daß ich mich oft nach Ihrer Gegenwart gesehnt habe, auch in dienstlicher Rücksicht, weil mir das manchen Verdruß erspart haben würde. — An meine Zukunft kann ich nicht denken, ohne mich über die Ihrige zu befragen, denn ich gestehe, daß, wenn Euer Excellenz hierher kommen, ich gerne hierbliebe, dagegen im andern Fall je eher je lieber von hier weg möchte. Durch Gräfin Voß erfahren wir, daß Sie krank gewesen sind, woran wir den herzlichsten Antheil genommen und deswegen uns über Ihre völlige Wiederstellung um so mehr gefreut haben.

Die Sachsen, deren Nachbarn wir sind, schweben zwischen Furcht und Hoffnung und bilden sich mit jedem neuen Schwunge, den ihnen ein Zeitungsartikel giebt, ein, ihren König heftiger zu lieben. Sie setzen eine Ehre darin diese Anhänglichkeit recht zu markiren und ihren General T[hielemann] damit etwas in die Enge zu treiben. Könnte die Stimmung dieser kleinen Armee je gefährlich werden, so würde die lange Ungewißheit sie dazu machen, allein mit dem ersten Besitznahme-Patent ist das ganze Geräusch verschwunden.

Ich habe nach meiner Rückkehr aus dem Achener Bad (welches, ohne mich gesund zu machen mir doch gut gethan hat) mit meiner Frau eine Reise über Frankfurt, Mainz und Coblenz gemacht. Seitdem ich Mainz gesehen, bedaure ich noch mehr, daß es unter den jetzigen Umständen schwerlich preußisch werden wird. Es ist eine vortreffliche, eine völlig wehrhafte Festung, für die trotz der sogenannten Baufälligkeit der Revêtements (von der Ingenieurs viel sprechen) im Fall des Krieges nichts gethan zu werden braucht. Dagegen begreife ich die Befestigungen von Coblenz noch nicht recht, wenigstens scheint mir nicht einleuchtend, daß der gemachte Entwurf zur Befestigung von Ehrenbreitstein, der Kartause und dem Tete de pont vor der Mosel die Bedingungen erfüllen werden, die man von einem solchen Waffenplatz macht. Mich dünkt fast, man thäte besser, Cöln, dessen ganze enceinte ich jedoch nicht gehörig kenne, in Stand zu setzen. Wenigstens ist hier ein ganz passabler Wall und eine gute Stadtmauer vorhanden und keines der unendlichen Hindernisse, die in der Situation von Coblenz vorkommen. Außerdem ist mir eine Chaussee (von Cöln nach Achen und Lüttich u. s. w.) fast lieber als ein Fluß, den man im Kriege im Grunde immer viel weniger wirklich benutzt als man glauben sollte. Ueber die Vorzüge einer Operationslinie von Cöln an den Niederlanden vorbei gegen Charlemont, Givet, Mezières u. s. w. vor einer Operationslinie von Coblenz längs der Mosel auf Metz, Thionville etc. mag ich nichts sagen, dergleichen Raisonnements sind in der Regel ein bloßes Hin- und Herreden, weil sich die Unendlichkeit der möglichen Verhältnisse nicht wohl unter einem Gesichtspunkt bringen läßt. Wenn ich mich, wozu ich sehr geneigt bin, in strategischen Sachen an dies Handgreifliche halte, weil es in jedem Fall das weniger trügliche ist, so werden die fruchtbaren Gegenstände des rechten Maasufers vor der unfruchtbaren Eifel und der einfache Situs von Cöln vor dem

verwickelten von Coblenz große Vorzüge geben. Doch genug, und vielleicht schon zu viel hiervon.

den 24. Dezember.

Heute ist mir Euer Excellenz gütiges Schreiben vom 12ten zugegangen und hat mir als ein Zeichen Ihres ferneren Wohlwollens und Andenkens große Freude gemacht. — Wenn von einer bloßen Demonstration die Rede wäre, so war es unbedenklich an mich Euer Excellenz zuerst zu schreiben, wenn aber der Werth des Briefes für den Empfänger über dessen Absendung entscheiden sollte, so konnte wohl nur mir ein bescheidenes Schweigen geziemen. In jedem Fall werden Euer Excellenz mir auf's Wort glauben, daß wir uns nicht allein sehr viel, sondern fast täglich mit Ihnen beschäftigt haben, da der Strom des warmen Lebensblutes, welcher uns wieder mit dem alten Staat verbinden soll, doch hauptsächlich nur durch ein Paar Kanäle alter Verbindung und Freundschaft strömt, welche die Zeit nicht umgeworfen hat.

Was meine persönlichen Angelegenheiten betrifft, so habe ich sehr bald gesehen, daß in Berlin keine Rede von dem gewesen ist und sein konnte, was sich der Kriegsminister in Achen vielleicht zum Besten meiner vorgenommen hatte. Ich hatte dies aber in Achen selbst schon für das Wahrscheinlichste gehalten. Ich sehe ziemlich deutlich, daß der Groll des Königs gegen mich nicht abgenommen hat und glaube daher, daß ich froh sein kann, wenn Boyen eine solche Bestimmung für mich erhält, die mir nicht gradezu zuwider ist. Ein Brief von Horn [?] welcher an mich unterwegs ist und darüber etwas enthalten soll, ist mir leider noch nicht zugekommen.

Mein Vermächtniß an den Kronprinzen besitze ich leider selbst nicht mehr. Einmal habe ich es durch den Prinzen von Oldenburg verloren, dem der Herr von Stein es gegeben hatte, und der Brouillon muß noch bei den Sachen sein, die für mich und Chasot in Königsberg liegen. Auch muß ich gestehen, daß es mir eine kleine Ueberwindung kosten würde, es ein zweites Mal unaufgefordert abzugeben, aus Rücksicht aber für Euer Excellenz würde ich es doch gethan haben, wenn ich mich nicht in der Unmöglichkeit befände. Man sollte Grolman persuadiren, dem Kronprinzen Unterricht zu geben — oder auch Rühle (bei dem ich aber die metaphysischen Ansichten sehr fürchte); die andern werden mehr schaden als helfen.

Meine Frau und Gräfin Dohna, die wir seit einem halben Jahr fast täglich gesehen haben und die noch liebenswürdiger geworden ist, tragen mir auf Euer Excellenz recht viel Herzliches und Schönes von ihnen zu sagen. Stülpnagel und Dohna empfehlen sich gehorsamst unter der Versicherung ihrer aufrichtigen Verehrung.

So wie es mir jetzt scheint, werde ich das Vergnügen haben Sie in Berlin zuerst wieder zu sehen und wenn mein Calcül recht ist, so könnte das in 6 bis 8 Wochen von hier geschehen. Ich denke daran mit großem Vergnügen, denn das Vergnügen Ihres Umgangs gehört zu den Gegenständen, die mich in Berlin am meisten erfreuen werden.

Mit herzlicher inniger Verehrung

Euer Excellenz

treuergebener

v. Clausewitz.

An Scheffner.

Berlin, den 30. December 1814.

Sehr dankbar bin ich Ihnen, mein verehrter Freund, für die freundlichen Worte die Sie mir unterm 19ten September geschrieben haben. Die Unstätigkeit meines zeitherigen Aufenthaltes hat meinen Privatbriefwechsel etwas in Unordnung gebracht, daher wollen Sie diese verspätete Antwort entschuldigen.

Ihnen mein verehrter Freund der Sie Nestors Erfahrungen und Weisheit vereinigen, wird es nicht auffallen, daß die Arbeiten des Wiener Kongresses so sehr in die Länge sich ziehen. So wie man nicht den guten Willen hatte in Paris sogleich die wechselseitigen Ansprüche auszugleichen, so mußte man erwarten daß die Ränkesucht Zeit und Gelegenheit finden würde sich zu entwickeln. So aber eilte nur jeder seine Truppen aus Frankreich zu ziehen, um in Besitz dessen sich zusetzen, was er als seine Beute ansah, die Russen Polen, die Oesterreicher Italien, die Engländer Belgien. Alles übrige überließ man der Zukunft, und jeder nahm sich vor den andern so viel abzuhandeln als angehen möchte. Uns am gehässigsten zeigt sich Metternich und von ihm geht der böse Geist aus, der hie und da gegen uns spukt. Ein Hauptfehler den man beging war, daß man zuließ, daß Frankreich in die deutschen Angelegenheiten sich mische. Unser Staatskanzler widersprach diesem bereits in Paris, als Talleyrand äußerte, Frankreich würde einen Gesandten zu diesem Ende schicken, und sagte ihm, daß die verbündeten Mächte nicht in die inneren Angelegenheiten Frankreichs sich gemischt hätten, folglich dieses kein Recht habe in den deutschen Angelegenheiten mitsprechen zu wollen. Damals fielen die Gesandten der übrigen Mächte dieser verständigen Hardenbergischen Meinung bei; seit dem ist man wieder, vermuthlich durch Metternichs (Talleyrands Geistesverwandten) Ränke davon abgewichen und möge man es nur nicht dereinst bereuen. Die neue französische Regierung hat nun etwas ihren Haushalt kennen gelernt und ge-

funden daß Kriegsstoff in Fülle vorhanden ist, ausgenommen Geschütz für einen langen Krieg, während welches indessen man aus dem Festungsgeschütz Feldgeschütz gießen kann. Ihre Armee mögen sie leicht auf 6—700,000 alte Soldaten bringen können. Nehme man hiezu die beleidigte Eitelkeit der eitelsten Nation der Welt, die verlorenen Besitzthümer oder Aussichten ihrer Generale, die Dunkelheit und Beschränkung, worin ihre Offiziere leben müssen, die Entwöhnung von Arbeit bei den alten Soldaten, die Anhänglichkeit eines großen überwiegenden Theiles der Nation an Napoleon, so wird man es begreiflich finden, wenn ein neuer Krieg sehr im Sinne der Mehrheit des französischen Volkes ist. Zu einer solchen neuen Krise mag leicht unsere überschwengliche unpolitische Großmuth uns führen, wenn nicht der Himmel dem Kongreß eben soviel Weisheit, als den Armeen im letzten Kriege Glück, schenkt.

Ich höre über den Zustand Ihrer Provinz sehr viel beunruhigendes. Der Wohlstand des Güterbesitzenden Adels sei gelähmt und schwer, ihm aufzuhelfen. Dies sollte mir sehr leid thun. Die Provinz hat sich so patriotisch und kräftig genommen, daß man wünschen muß, daß der entfesselte Handel den ehemaligen Wohlstand der Provinz wieder aufblühen mache, um sie für so große Anstrengungen zu belohnen. Die preußischen Regimenter die mit uns waren haben vortrefflich gefochten.

Nun, mein verehrungswürdiger Freund, leben Sie wohl, und möge es Ihnen gefallen mir manchmal ein Zeichen des Lebens von sich zu geben. Unsern Freund Madeweis und dessen Haus wollen Sie herzlich von mir grüßen, Sie aber meiner mit Wohlwollen gedenken als Ihres Freundes, der Ihnen mit wohl und tiefbegründeter Hochachtung ergeben ist. Gott schütze und erhalte Sie und gebe Ihnen Zufriedenheit und Glück zum neuen Jahre.

Der Generallieutenant
N. Gr. v. Gneisenau.

An Clauſewitz.

Berlin, den 30. December 1814.

Mein theurer Freund.

Ich will Ihren Bruder nicht abreiſen laſſen, ohne Sie ſchriftlich zu begrüßen und Ihnen zu ſagen, daß in der Politik ſeit meinem letzten nichts neues ſich ereignet hat. Noch immer der nämliche Widerſtand von Seiten Frankreichs und die nämlichen Ränke von Seiten Metternichs. Die deutſchen Fürſten ſind gegen uns erregt und ſelbſt Hannover tritt in deren Reihe. Wir ſind durch dieſe neue Stellung der feindſeligen Kräfte in Rußlands Arme gewaltſam geſtoßen, folglich in alle ehrgeizige Pläne Alexanders verwickelt, deſſen Glück wir ſchwerlich theilen können, deſſen Unſtern aber auf uns vorzüglich drücken wird. Als ich in Paris Metternichs Ränke entdeckte, rieth ich, ſogleich 150,000 Mann am Mittel-Rhein zu ſammeln, und hiedurch allen Widerſprechern Achtung zu gebieten. Die Bourbons kannten damals ihren Haushalt noch nicht und hätten ſich um uns nicht bekümmert. Metternich wollte Truppen nach Italien und Galizien ſenden und hätte ſich nicht gern in dieſer Maasregel ſtören laſſen. Baiern wäre geſchreckt worden; die übrigen deutſchen Fürſten hätten einen Widerſpruch nicht gewagt; die Intrigue konnte ſich nicht entwickeln. Mein Rath erſchien damals als gewaltſam. Man wollte ihn nicht befolgen. Jetzt wird man, fürchte ich, etwas bei weitem Gefährlicheres thun müſſen, nämlich die wahre Exiſtenz des Staats aufs Spiel ſetzen und um die Früchte unſerer Siege nochmals ſtreiten. In Hinſicht auf Oeſterreich erſcheint der Kampf mir nicht als gefährlich aber wohl der mit Frankreich. Auf England dürfen wir bevor uns das Meſſer an der Kehle ſitzt nicht rechnen, auf den Fürſten der Niederlande noch weniger. Wir ſind alſo auf der weſtlichen Grenze unſeren eigenen Kräften und unſerer Entſchloſſenheit überlaſſen, wie ſehr letztere uns oft erſchwert wird, wiſſen Sie.

Da hier Nachrichten über Rüſtungen in Frankreich eingegangen

sind, so ist Grolman nach Wien gesendet worden um über den von uns hier angenommenen Feldzugsplan Befehle und Genehmigung einzuholen. Er mag dort zugleich als eine Demonstration gelten, und dazu mag ihn der Staatskanzler gebrauchen. Letzterer spricht überhaupt in seinen Briefen sehr entschlossen über den Krieg. Vielleicht daß man noch mit Drohungen loskommen könnte, denn, die Napoleonische Partei in Frankreich ausgenommen, mag es den Bourbons nicht sehr um den Krieg zu thun sein.

Ihrer Gemahlin bitte ich, unter meinen ehrfurchtsvollen Begrüßungen zu sagen, daß ich einen Versuch gemacht habe meine Tochter Agnes bei ihrer Frau Mutter unterzubringen, aber mein Versuch ist mißlungen. Ich wäre bei Erfolg meines Entwurfs um eine große Sorge erleichtert gewesen, denn daheim geht es mit diesem Mädchen, bei ihrer unvollendeten lückevollen Erziehung nicht mehr. Ich hatte auch meine Entwürfe auf Frau von Reder gerichtet, die hat sich mit ihrer Kränklichkeit entschuldigt, mir aber Frau von Raven vorgeschlagen, die sie, als eine zur Führung einer jungen Person geeignete Frau empfehlen zu dürfen glaubt. Diesen Rath werde ich nun befolgen.

Entschuldigen Sie die Unordnung dieses in flüchtigster Eile geschriebenen Briefes und gedenken Sie mit Wohlwollen im neuen, sowie im alten Jahre

Ihres

treuergebenen Freundes

Gneisenau.

Aus der Infanterie der deutschen Legion wird ein Regiment formirt. An Dohna meine herzlichsten Grüße, sowie an die Gräfin.

An Boyen.

Berlin, den 9. Januar 1815.

Hierbei folgt der Thiele'sche Brief mit Dank wieder zurück. Nach einer mir zugekommenen Darstellung sollen die Dinge sich

folgendermaßen verhalten. Metternich hat uns anfänglich Anträge gemacht — nachdem er uns Sachsen mündlich zugesichert hatte — unsern Antheil an Polen zurück zu fordern. Als es ihm nicht gelang, uns hiezu zu gebrauchen, so gab er in Ansehung Polens gegen Rußland nach. Dadurch hat er uns isolirt, und Rußland hat nun nicht ein näheres Interesse, zu unserm Vortheil den Krieg mit Oesterreich zu machen, sondern es bleibt bloß das der Freundschaft zwischen den beiden Monarchen. Dagegen hat Metternich, als er sich durch Frankreich unterstützt sah, Sachsen uns nun streitig gemacht. Dieser Gang der Dinge wird demnach, dünkt mir, nächstens ein Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich herbei führen. Metternich soll denn doch zwischen zwei Besorgnissen schweben, zwischen der, daß der Krieg ausbrechen könne und man ihm vorwerfen werde, daß er schlecht negoziirt habe und zwischen jener, daß wir Sachsen erwerben und man ihm, unsere Vergrößerung nicht verhindert zu haben, Schuld geben werde. Gute Nacht.

Gneisenau.

Walmoden meint nicht, daß die österreichische Armee fähig sei, einen Kampf mit der Russischen zu bestehen. — Da Stein so sehr eifrig für die Vereinigung Sachsens mit Preußen ist, so fürchten die Oesterreicher, er wolle da mit Freiheit, ständischer Verfassung u. s. f. experimentiren und einen Feuerheerd in ihrer Nachbarschaft anlegen; sie verabscheuen ihn deswegen. — Ich für meinen Theil möchte rathen, um die Oesterreicher geschmeidiger zu machen, ihnen mit Aufständen in Italien, im Venetianischen, und Ungarn zu drohen, und im Nothfall selbst etwas zu versuchen. Mit einer Million Thaler kann man viel in solchen Dingen ausrichten.

An Boyen.

Berlin, den 12. Januar 1815.

Hier folgen, mein hochverehrter Freund, die mir mitgetheilten Aktenstücke zum größern Theil zurück. Das Manuscript von Pul-

let habe ich noch zurück behalten und den Stand der französischen Armee werde ich abschreiben lassen, wenn Sie nichts dagegen haben.

Herr von Stein hat, wie Sie bereits wissen müssen, an seine Frau geschrieben, daß die Uebereinkunft in Wien zu Stande gekommen sei. Was Sie aber vielleicht nicht wissen werden, ist, daß er auch geschrieben, Metternich sei in Ungnade gefallen. Wollte Gott! Gott befohlen.

Gneisenau.

An Clausewitz.

Berlin, den 17. Januar 1815.

Sie meinen, mein theurer Freund, daß Ihre Briefe kein Interesse für mich hätten? Und gerade hat derjenige, den Sie mir am 21. December schrieben, mehr gewichtigen und mehr anziehenden Inhalt für mich, als irgend einer, wenn ich auch nicht an allem dem was Ihnen und Ihrer Gemahlin begegnet irgend Theil nähme. Wie sehr ich dieses thue, mögen Sie weniger in Worten, als in meiner Manier wahrgenommen haben.

Uebrigens habe ich Sie nicht im Ernst des Undanks weder beschuldigen wollen, noch können, nur als mir gesagt wurde, Sie beschwerten sich über mein langes Stillschweigen, fiel mir es auf's Herz und ich suchte mich angriffsweise zu vertheidigen, wie man immer thut, wenn man etwas Unrecht hat, denn ich fühle es nun, daß ich wohl, ohne erst die Ihrigen abzuwarten, einige Zeilen an Sie hätte richten können.

Nicht ganz einverstanden bin ich mit Ihnen über den wenigen Werth, den Sie auf die Befestigung von Coblenz legen.

Der Ehrenbreitenstein ist doch ein wichtiger Punkt, dem zu Gefallen man vor Coblenz wohl eine Reihe Redouten legen könnte, denn so meine ich Coblenz zu befestigen, schnell und wohlfeil; Redouten mit gemauerter Contreskarpe, in deren ausspringenden

Winkeln feu à revers angebracht sind; geschlossen in der Kehle mit bombenfesten Gebäuden zum wohnen und aufbewahren und umgeben mit einem durch Blockhäuser verstärkten bedeckten Weg, und das ganze abermals mit einem solchen bedeckten Weg umgeben. Keine bastionirten Systeme und Sternschanzen, wie Aster sich gedacht hat. Auf meine einfache Weise weicht man am leichtesten allen Schwierigkeiten des Terrains aus. Man fängt mit 2 bis 3 Redouten an, und hat dann schon etwas; später fügt man nach Umständen und Bedürfniß noch hinzu. Auf dem Ehrenbreitenstein ein Polygon, das rechts und links über den Bergabhang verlängert, eine Mauer, jedes Ende mit einem Thurm verstärkt, habe, um dadurch ein überflügelndes Feuer zu erhalten. Der Rest des Ehrenbreitensteins würde ganz einfach durch eine Mauer zu umschließen sein, die auf den Felsgrund aufgesetzt wird und woran inwendig die Gebäude sich lehnen.

Dagegen lege ich ein hohes Gewicht auf Cöln und würde solches gern in einen Waffenplatz umgeschaffen wissen, der Gelegenheit darböte, eine große Armee dort zu versammeln und zu lagern. Eine Anzahl der vorhin beschriebenen Redouten würde auch hier der kürzeste Ausweg sein um der Systemsucht der Ingenieure zuvorzukommen. Wäre dort nicht etwa ein großes festes Gebäude, das zu einer Citadelle umgeschaffen werden könnte? Bei der Nähe Ihres Wohnortes an Cöln haben Sie gewiß diesen Ort gut kennen gelernt. Ich bitte Sie daher, mir Ihre Meinung hierüber mitzutheilen.

Noch sind die Sachen in Wien unentschieden. Ein Brief des Staatskanzlers vom 9. d.*) sagt mir, er habe Hoffnung, daß in 8 Tagen alles abgemacht sein werde. Ein Gerücht geht umher, als habe der Kaiser Alexander Kenntniß von einer geheimen Allianz Oesterreichs mit der Pforte bekommen, wodurch Ersteres sich verpflichtet, 40,000 Mann Hülfstruppen nebst 20 Offizieren des

*) Fehlt.

Generalstabes zu stellen. Das Gerücht hat viel Wahrscheinlichkeit und der Kaiser Alexander behandelt Metternich sehr finster. Hierbei sende ich Ihnen Niebuhrs Schrift, die so eben herausgekommen.

Hier gehen die Sachen ihren alten Gang, der Baron Delmar hat in diesen Tagen in dem Apartement seines Bruders einen Ball gegeben. Die ganze elegante Welt hat sich da eingefunden und die Damen sind nach dem geöffneten Schlafzimmer des Bruders gewallfahrtet, um das schöne Bett desselben zu bewundern. Mein grauer Feldherr war auch dabei.

Für Ihre Gemahlin sende ich hierbei eine Abschrift der Leichenrede, gehalten von ihrem Lieblingsprediger Schleiermacher bei der Beerdigung des General L'Estocq. Ich muß aber bemerken, daß Schleiermacher in der für die Wittwe verfertigten Abschrift die stärkern Stellen weggelassen hat. Sie ist von einer solchen Wirkung gewesen, daß Kalkreuth davon krank geworden und noch darnieder liegt. Er verhehlt den Besuchenden die Ursache seiner Krankheit nicht und meint: ein toller Hund habe ihn gebissen.

Zu Ihrer Belustigung füge ich ein paar Karten des Grafen Tauentzien bei. Wäre ich geneigt zu gezwungenem bösartigen Spott, so würde ich sagen, die eine dieser Karten bedeute die Capitulation von Prenzlow, und die andere das Schwerdt der Gerechtigkeit, der er entgangen ist.

Gestern war ich bei Ihrer Schwiegermutter zum Thee, wo Frau von Stein genöthigt war, deutsche Unterhaltung mitzumachen, was ihr etwas sauer wurde. Uebrigens sind Mahlzeiten, Bälle ꝛc. jetzt so ziemlich häufig. Ich werde hiezu wenig eingeladen, weil ich keine Besuche gemacht habe, und wo ich es werde, erscheine ich nicht. Ich gehe nur dahin, wo mir die Leute gefallen und zugleich kleine Gesellschaft ist.

Ihrer Gemahlin, die an solchen häuslichen Gegenständen Antheil nimmt, bitte ich zu sagen, daß meine drei jüngern Töchter in das hiesige Louisenstift zu Ostern kommen, und daß ich meine

Frau mit dem Reſt der Familie hieher verſetze und ihr ein kleines Haus zu kaufen gedenke. Da mag ſie mit Agnes und den zwei jüngern Söhnen leben, und Erſtere die Lücken ausfüllen, die in ihren Kenntniſſen ſind. Das war der einzige Ausweg, der mir übrig zu ſein ſchien.

Meine künftige Beſtimmung iſt mir nun dunkel, da ich nicht weiß, ob die mir früher zugedachte noch Platz greifen wird. Wenn die, welche man mir zugedacht hat, nicht von der Art iſt, daß ich mit Nutzen wirkſam darinnen zu ſein mir getraue, ſo entſage ich ihr und lebe unabhängig; denn es ſcheint mir, als ob ich manchmal mir nicht günſtige Einwirkungen gewahr würde. So wollte man mich, als ich im Februar 1813 aus England zurück kam, ſogleich dahin wieder als Geſandten ſchicken, um den Subſidientraktat abzuſchließen, was Jacobi viel beſſer als ich verſtand. Ich lehnte aber entſchieden und unwillig ab.

Da der König das Perſönliche der Armee ſelbſt ordnen will, ſo bleibt die Reorganiſation der Armee noch immer bis nach dem Congreß aufgeſchoben. Dies hat unter den jetzigen Umſtänden viel Nachtheiliges. Eine koſtbare Zeit geht verloren.

Gott befohlen mein theurer Freund. Ihrer Gemahlin bezeuge ich hiermit meine Huldigungen. Das Dohna'ſche Ehepaar wollen Sie herzlich grüßen, ſo wie Stülpnagel und Goltz, Sie aber in freundlichem Andenken behalten

Ihren

treuergebenen

Gneiſenau.

Hardenberg an Gneiſenau.

Wien, den 20. Januar 1815.

Die Erfindungen der Politiker ſind mehrentheils ſehr unglücklich ausgedacht. Noch iſt keine Entſcheidung da, die Sachen ſtehen aber keineswegs ſchlimm.

Die ganze Geſchichte mit dem geheimen Traktat zwiſchen Metternich und der Pforte iſt eine ſchamloſe Lüge und in Abſicht auf die ſächſiſche Frage, iſt Metternich ebenfalls nur Schwäche und Leichtſinn, keineswegs

aber ein solches ränkevolles falsches Betragen Schuld zu geben, als Sie meinen. —

Ich wollte es wäre wahr, daß man uns Ansbach und Bayreuth gegen einen Theil Sachsens lassen wollte. Mit beiden Händen würde ich zugreifen, zumal wenn Mainz noch mit in die Wagschale gelegt werden könnte. Aber auch das ist falsch. Ich habe wohl verflogen davon gesprochen.

Die Opposition, deren Sie erwähnen, hat nicht sowohl Metternich als Talleyrand und Bayern erregt. Käme es zum Kriege, so würde eine solche Gährung als die ist, deren Sie erwähnen, sehr räthlich zu erregen sein. Daß das alsdann sehr möglich sei und, daß allenthalben dergleichen Gährungen zum Nachtheile Oesterreichs entstehen würden, habe ich mehrmals geäußert und gegen Metternich selbst. Mündlich werde ich Ihnen über alle diese Dinge einmal nähere Details mittheilen, aus denen Sie sehen werden, daß Sie Metternich zu hart beurtheilen, so sehr man auch Ursache hat mit seinem unzuverlässigen Wesen unzufrieden zu sein. Niebuhrs Staatsschrift ist vortrefflich.

Haben Sie denn meinen Brief vom 9ten d. erhalten? Sie erwähnen dessen nicht. Es ist mir jedoch sehr daran gelegen überzeugt zu sein, daß er nicht abhanden kam.

Von ganzem Herzen

Der Ihrige

Hardenberg.

Boyen an Gneisenau.

Den 5. Februar 1815.

Wider das vorgeschlagene Mittel um Frankreich zu lähmen habe ich nichts; im Gegentheil ist es vielleicht das einzige um uns etwas freiere Hand zu schaffen, in der Hinsicht der Person aber habe ich einiges Bedenken; denn erstens glaube ich würde die Regierung, die sich dem H. Elba näherte allgemein verrufen werden und zweitens kann man auch nicht wissen, wie weit der Mann geht, wenn er einmal wieder im Sattel ist. Ihr Zweck aber ist vielleicht zu erreichen, wenn man den Satz aufstellt, daß wir der französischen Nation eine freie Verfassung gönnen und sie für alle Eingriffe wären es auch die der Emigranten in Schutz nehmen, alsdann ist uns ein jeder recht, der sich an die Spitze der Mißvergnügten stellt.

Die Ankunft Wellingtons in Wien halte ich für uns gut, ich glaube, man müßte bei der Angelegenheit in Sachsen auf sein militärisches Urtheil provociren.

England und Preußen haben den gemeinschaftlichen Zweck, die Erhaltung des Niederrheins. Belgien und die Rheinprovinzen liegen in der ersten Linie, Hannover und Sachsen sind ihre Unterstützungen. Alles, was am rechten Elbufer liegt, kommt in dem ersten Feldzuge zu spät, hat Preußen nicht die Militärkräfte von Sachsen in seiner Hand, so ist dies ebenso nachtheilig für England als Deutschland, denn es kann auf keine kräftige Unterstützung am Rhein rechnen; es wird aus Belgien heraus manövrirt, ehe das in Italien beschäftigte Oesterreich, die ungarischen Grenadiere nach der Maaß sendet. — Ich habe diese Ideen flüchtig

gestern an Thiele geschrieben, sind Sie damit einverstanden so ist es vielleicht gut, wenn Sie dem Staatskanzler eine Ansicht geben; ich glaube, daß man Grolman zu diesem Geschäft brauchen müßte.

Clausewitz an Gneisenau.

Solingen, den 9. Februar 1815.

Ich war im Begriff Euer Excellenz für den gütigen Brief zu danken, welchen Sie mir durch meinen Bruder haben zukommen lassen, als ich erfuhr, daß ich in kurzer Zeit auf einen viel längeren rechnen dürfte. Diesen habe ich bis jetzt vergeblich erwartet, obgleich die Nachricht daß er abgegangen sei, schon acht Tage hier ist. Dies läßt mich stark vermuthen, daß er gelesen worden ist. Ob ich nun gleich wünschte, daß kein Wort von dem, was Euer Excellenz in Beziehung auf die allgemeinen Angelegenheiten schreiben, verloren ginge und es leicht sein könnte, daß auf diese Weise etwas gelesen würde, was man sich vergeblich bemühen würde, den Leuten selbst in's Ohr zu schreien, so macht diese Maaßregel einen unangenehmen Eindruck auf mich. Uebrigens denke ich, wer auf die brandenburgische und preußische Geschichte sähe, der Verschwörungen und Rebellionen Etwas ganz fremdes sind, müßte solche Maaßregeln für sehr unnöthig halten, und man könnte aus dieser Geschichte allenfalls besser erkennen lernen, was dies Volk zu allen Zeiten thun und wie es handeln wird als aus einer kleinlichen Spionage des einzelnen Menschen. Von dem sonderbaren Contrast dieser Maaßregel mit den philanthropischen Grundsätzen, welche man auf der anderen Seite überall aushängt, will ich garnichts sagen. — Aber da ich kein Landstand bin und mich nicht auf dem Reichstage befinde, so ist mein Raisonniren vergeblich und ich muß mich wegen der kurzen Tage und dunkeln Poststuben mit Geduld trösten, wenn es auch noch obenein etwas länger dauert.

Von dem Wiener Congreß verstehe ich mit jedem Tage weniger, nur das wird mir immer klarer, daß man in Paris den rechten Zeitpunkt gegen Oesterreich versäumt hat, und daß man ein Thor gewesen ist, ein einziges Stück des eroberten Landes herauszugeben, ehe der Wiener Congreß beendigt war. Ich meine hauptsächlich die Niederlande. Wenn Preußen nicht ganz Sachsen bis Thüringen hin bekommt und über Erfurt und Fulda des Adlers linke Klaue bei Mainz den Rhein kräftig festhält, so fehlt dem Gebäude seine südliche Mauer und der Pavillon der bis Luxemburg hinläuft, mag zur Belustigung bei gutem Wetter dienen; Sturm und Regen aber werden ihn bald niederwerfen. Hätte man Mainz und befestigte alle Städte ohne Unterschied von Mainz bis Wesel, so hätte man gegen Frankreich eine sehr starke Courtine, und Luxemburg mit dem Lande zwischen der Mosel und Maaß wäre ein Außenwerk! Aber jetzt sind das wohl nur fromme Wünsche.

Sehr begierig bin ich auf einen gewissen Feldzugsplan, davon mir Euer Excellenz in Ihrem Briefe vom 2. Januar*) schrieben; denn es dünkt mich, die Aufgabe sei eine der schwersten gewesen, die vorkommen können. Ich habe meinen Kopf nicht mit einer solchen Arbeit zerbrechen mögen,

*) Fehlt.

denn ohne alle feste Data, von denen man ausgehen könnte, verliert man sich nur in langweilige Grübeleien.

Da meine künftige Bestimmung mich doch vermuthlich aus der hiesigen Gegend entfernen wird und ich diesen Winter wieder sehr von der Gicht gequält gewesen bin, so habe ich mir vorgenommen das Aachener Bad noch einmal in der Eile zu benutzen. Ich habe vom General Thielman einen sechswöchentlichen Urlaub nach Aachen und werde in einigen Tagen dahin abgehen.

Niebuhr an Gneisenau.

[Ohne Datum.]

Ew. Excellenz Zufriedenheit mit dem neuen Capitel meiner Schrift ist mir um so erfreulicher, da ich mich bei der Abfassung desselben, aus einer wohl nicht irrig vermeinten Nothwendigkeit (nicht der Umstände sondern der Absichten) in den Grenzen einer Zahmheit halten zu müssen glaubte, die kaum anders als mit Zügen der Schwäche erscheinen kann. Die Censur mußte sich nun wohl bequemen, aber so lange wir zu Wien die Tücke und entschlossene Bosheit unserer Feinde ignoriren zu müssen glauben, konnte ein ganz freimüthiger Aufsatz (in Form und Inhalt) so wunderlich contrastiren daß eine theilweise Mißbilligung immer möglich war: solche Verlegenheiten zu ersparen, ist Pflicht.

Renfner hält sich an eine ihm vorlängst gegebene Instruction, nichts über den Congreß und Sachsen in unsere Zeitungen kommen zu lassen, so streng, daß er schwerlich in einen Abdruck willigen wird, wie der den Ew. Excellenz mir die Ehre erzeigen für zweckmäßig zu halten. Indessen käme es auf einen Versuch an, der freilich einzig und allein dann gelingen könnte, wenn Sie die Güte haben wollten ihm ein Billet zu schreiben, und ihm darin zu äußern Sie wollten es bei dem Staatskanzler, und allenfalls bei dem Könige vertreten. Zuerst müßte es dann wohl im Tagesblatt erscheinen. Ich werde sobald als möglich — für heute erlaubt eine Unpäßlichkeit mir nicht auszugehen — mit meinem Freunde Reimer darüber reden, welcher nothwendig im Voraus einwilligen muß, da sein Interesse als Verleger dabei verlirt. Er ist aber, wie Sie ihn kennen, von einer so reinen Uneigennützigkeit daß er sein Interesse nichts gelten lassen wird, wenn Sie wünschen, daß etwas geschehe welches damit nicht, nach kleinlicher Berechnung übereinstimmt.

Ich hoffe Morgen, oder spätestens Uebermorgen, ausgehen und zu Ihnen kommen zu können um über den zweiten Gegenstand Ihres freundlichen Briefs zu verabreden. Sie wissen daß ich das gefährliche Experiment, welches Sie bestimmt gedacht, weder aus Furchtsamkeit noch aus Aberglauben scheue. Ein Wort welches M. Moore, O. Donnell im Winter 1798 zu Dublin im irländischen Parlament sagte, ist mir unvergeßlich geblieben: If they make us desperate we must shake hands with the devil. Auch ist mir Bonaparte gar nicht so widerlich wie Talleyrand, Münster und Metternich! Nur mislingen darf es nicht: und neben einem solchen Riesenentschluß muß alles übrige in gleichen Verhältnissen stehen. Wir müssen Hebel anlegen um die Welt niederzuwerfen. Dazu gehört aber ein Entschluß den man sich nicht blos vorsage: er muß der absolut herrschende Gedanke des ganzen Daseins werden.

Verleihe uns Gott am liebsten, jetzt einen friedlich erwünschten Ausgang — ein schlechter zahmer ist gewiß der allerschlimmste. Erlangen wir aber Friede, so gebe uns Gott Weisheit und Willen ihn für die auf jeden Fall nahe Zeit der Thätigkeit eines Streits zu benutzen. Dazu bedarf es einstimmiger Zusammenwirkung: was meine Kräfte vermögen biete ich eifrig und willig und ohne einen Nebengedanken dar. Es steht in der Macht des Staatskanzlers, bei der Stimmung auf die er rechnen kann, alles für seine Pflicht, und unendlich viel für seinen Ruhm zu thun. Er muß nur Glauben fassen, wo er am rechten Ort ist, und Vertrauen daß der Vaterlandsfreund ihn unterstützen wird, wenn Er das Rechte fördert: dann einsehen daß das wahrhaft Gute nur von reinen Händen und warmen Herzen geschafft werden kann.

Ich glaube daß ich mir schmeicheln darf Ew. Excellenz werde es nicht unangenehm sein, da wir beide ein Ziel mit gleicher Wärme wünschen, daß ein bestimmt verständigtes Verhältniß zwischen uns entstehe und fest werde, welches Herzensergießungen wie diese rechtfertigen würde.

Genehmigen Sie daß ich sie mir schon jetzt erlaube.

Mit ehrerbietiger Hochachtung

Ew. Excellenz

gehorsamster

Niebuhr.

An Niebuhr.

Berlin, den 13. Februar 1815.

Allerdings sind Ihre Ahnungen, verehrter Freund, nicht grundlos, und Schwäche hat nachgegeben, wo Festigkeit den Sieg verliehen hätte. Freilich müßte man, unter solchen Einflüssen, verzweifeln, aber ich, ich hoffe noch, aber nicht mehr auf uns, sondern auf unsere Gegner.

Denn, ich bin dessen fast gewiß, Talleyrand und Metternich werden, nach solchen Erfolgen, solche weiter zu treiben trachten, und uns von dem uns gelassenen Sachsen, noch etwas abdingen, ganz gewiß aber von der rheinischen Mark — eine vortreffliche Benennung der neuen rheinischen Länder — soviel abzuzwacken trachten, als möglich. Auf diesem Punkt müssen wir unsere Gegner erwarten und dann, unser künftiges Verderben abwendend durch kluge Voraussicht, mit den Waffen unsere Ansprüche durchfechten. In diesem Sinne habe ich heute geschrieben. Die Hartnäckigkeit unserer Feinde und die Noth wird indessen überredender seyn, als meine Gründe.

Renfner hat mein Anſinnen durch ſeine bekannten Gründe abgelehnt, aber ſich erboten, darüber an den Fürſten Hardenberg zu berichten und Befehle einzuholen.

Mit Freuden nehme ich Ihr Anerbieten gemeinſchaftlichen Wandelns und Streitens an. Daß ich die Initiative des Anerbietens habe, werden Sie mir gerechter Weiſe nicht abſprechen wollen. Ich hatte mir vorgenommen, Sie heute zu beſuchen; aber der morgen abgehende Courier hat mich heute den ganzen Tag an meinen Schreibtiſch gefeſſelt, und jetzt iſt es zuſpät. Gott befohlen, Sie und Ihre Geſundheit.

Gneiſenau.

Hardenberg an Gneiſenau.

Wien, den 10. Februar 1815.

Ich habe zwei Ihrer Briefe zu beantworten, liebſter Freund, den vom 24. Januar und den vom 1ten d. Monats*). Für beide bin ich Ihnen ſehr verbunden geweſen und habe Ihre Bemerkungen, inſofern es nöthig war, benutzt.

Meine Lage war allerdings ſehr ſchwierig, beſonders auch in Beziehung auf den Umſtand, deſſen Sie erwähnen; darüber ich Ihnen mündlich einmal mehr ſagen werde. Jetzt ſind wir Gottlob mit vielen wichtigen Gegenſtänden im Reinen und wenn nicht alles dem Ideal entſpricht, ſo wird doch ſowohl der Congreß im Ganzen, als insbeſondere Preußens Schickſal, einen ganz guten Ausgang gewinnen und uns eine ruhige Zeit von mehreren Jahren bevorſtehen.

An der feſten und ſelbſt drohenden Sprache, die Sie haben wollten hat es unſerer Seits nicht gefehlt. Sonſt wären wir nicht da, wo wir uns befinden. Metternich hat dagegen die Alternative nie ausgeſprochen, die Sie meinen, überhaupt werden Sie einſt, wenn ich Muße habe Ihnen alle Umſtände darzuſtellen, über manches anders urtheilen.

Sachſen bekommen wir freilich nicht ganz. König Friedrich Auguſt erhält Dresden und Leipzig zurück, aber uns bleibt die größere Hälfte des Flächeninhalts mit dem was uns militairiſch nöthig iſt und den beträchtlicheren Nutzbarkeiten. Die ſächſiſchen Herzoge kommen zu unſerm Militairſyſtem, ſo wie alle kleineren norddeutſchen Fürſten, ein paar ausgenommen, die an Hannover angeſchloſſen werden. Auf dieſes, auf Heſſen, auf Holland und Belgien können wir nach dem gemeinſamen Intereſſe immer rechnen, ſo wie auf England. Auf beiden Ufern des Rheins bildet ſich mit Zuſchlagung der kleineren mediatiſirten Fürſten, die uns mit billig ihnen zu laſſenden Vorrechten, ganz angehören werden, ein neuer preußiſcher Staat, den Sie mein Freund, unter Ihrer Obhut haben werden, welcher an Größe der ganzen preußiſchen Monarchie ungefähr gleich

*) Fehlen beide.

kommen wird, wie sie Friedrich der Große vor der Theilung von Polen besaß, an innerem Werth aber diese sehr übertreffen dürfte. Der übrige größere Staats-Körper wird abgesehen davon, in einer Rundung gegen 8 Millionen Menschen haben. Von Polen erhalten wir 820 Tausend Seelen mit Thorn. Ich verweise Sie auf einen Artikel, den Sie in den nächsten Zeitungen finden werden und den ich unter Wien einrücken lasse, da noch nichts officielles publicirt werden kann. Ganz Sachsen könnten wir ohne Krieg, oder doch ohne Widerspruch der größeren Mächte Europa's, Rußland ausgenommen, nicht erlangen und dieser hätte uns in die Nothwendigkeit gesetzt, bewaffnet zu bleiben, in die Unmöglichkeit die tiefen Wunden zu heilen, die uns geschlagen sind, in die Ungewißheit, was am Ende uns geblieben wäre. Dagegen erlangen wir für das, was uns jetzt zugestanden ist, die Garantie aller Mächte, Frankreich nicht ausgenommen, und die Aussicht auf Einigkeit, Ruhe und Frieden.

Die Beistimmung oder Nicht-Beistimmung des Königs von Sachsen kann nichts ändern.

Meine Zeit ist so beschränkt, daß ich unsern Freund den Minister von Boyen bitten muß, diesen Brief, den ich ihm mitzutheilen Sie ersuche, als auch an ihn geschrieben anzusehen und als Antwort auf sein Schreiben vom 24. Januar an mich.

Ich erinnere mich nicht, bester Freund, daß ich bezweifelt hätte, Ihre Bemühungen hätten uns Armee-Bekleidungen aus England verschafft. Es wäre weder gerecht, noch mir natürlich, irgend etwas Großes nnd Gutes zu bezweifeln, was Sie thaten oder thun konnten. Wir strebten Gottlob alle zu einem Ziele hin und so mag es wohl gekommen sein, daß auch Mehrere auf einerlei nützlichen Gegenstand verfielen.

In Absicht auf den Preßzwang denkt Niemand übereinstimmender mit Ihnen, als ich. Ich habe daher schon mehrere mildernde Verfügungen erlassen und werde suchen dem Uebel abzuhelfen durch ein passendes Edict, sobald ich zurück sein werde.

Von einer Absicht, uns Provinzen mit der Verpflichtung zuzuweisen: eine eigenthümliche Verfassung zu lassen, ist mir garnichts bekannt. Ich würde sie auch nie eingehen. Aber daran lasse ich schon arbeiten, daß alle preußischen Provinzen nicht ohne Verfassung bleiben. Wir haben das Princip für alle hier hauptsächlich gegründet und verfochten. Mögen einige — hier und da — sehr übereilt und nicht aus den lautersten Absichten uns vorlaufen; wir wollen schon nachkommen und das möglichst beste zu erreichen streben.

Unter den freundschaftlichsten Empfehlungen an Boyen umarme ich Sie unter den treuesten Gesinnungen.

Hardenberg.

Nun wird die Constitution des deutschen Bundes wieder vorgenommen und hoffentlich auch bald beendigt werden. Dabei werde ich sorgfältig auf eine gute Militair-Verfassung halten. Ehrenbreitstein wird zwar Bundes-Festung, bleibt uns aber.

Blücher an Gneisenau.

Vertrauungsvoll zu E. Excellenz Freundschaft überschick ich ihn abschriftlich daßienige was ich heutt am König einreiche.

Ehre und Freude macht es mich an den vollendeten Krieg antheill zu haben, die gröste zu Frieden heit aber besteht darin, an den abgeschlossenen Frieden nicht Theill zu haben.

B. d. 17ten Februar 1815.

Blücher.

Beilage.

Da nunmehr der Friede völlig abgeschlossen ist, so hoffe und wünsche ich daß E. K. M. keine Fernere Fehde zu bestehen haben. meine Jahre sind so angewachsen, daß ich mich zu eine Campagne nicht mehr tauglich halte so muß ich den schon lange gefaßten ent Schluß nuhr so lange zu dienen als mein Bewußtsein mich sagt, daß ich alle meine Obliegenheiten erfüllen kann auß führen, bitte dieser halb aller untertänigst um meine entlassung.

B. d. 17. Febr. 1815.

An Blücher.

(Concept.)

Berlin, den 17. Februar 1815.

Erlauben E. D. gnädigst, daß ich zu Ihrem vorhabenden Schritt folgende Bemerkung mache.

Wer die Feldmarschallswürde erstiegen hat, dem wird die Entlassung nicht bewilligt, also würde E. D. Ansuchen in dieser Hinsicht wenigstens ohne Nutzen sein.

Wollten E. D. durch diesen auffallenden Schritt Ihr Mißfallen mit dem geschlossenen Frieden zu erkennen geben, so bemerke ich, daß wir die näheren Umstände davon noch nicht kennen, und erst erfahren sollen, welche Umstände diese oder jene Erwerbung zu machen verhindert haben. Und am Ende gebe nur Gott, daß wir nie einen schlechteren Frieden als diesen letzten schließen mögen. Aber was für E. D. Herz eine wichtige Betrachtung sein muß, ist, daß Sie durch einen solchen auffallenden Schritt dem Staatskanzler in der Meinung des Publikums einen großen Schaden thun, ihm der Ihr erster und aufrichtigster Freund ist; ihm, dessen Feinde schon auf der Lauer stehen, um ihn in der öffentlichen Meinung zu vernichten, ihm endlich, der gewiß alle seine Kräfte aufgeboten hat, um uns so vielen Vortheil als möglich zu verschaffen.

Geruhen E. D. dieses Alles zu erwägen und einen Entschluß eher nicht zu fassen, bevor der Staaskanzler zurückgekommen ist.

Mit altgewohnter Anhänglichkeit

Blücher ließ sich durch dieses Schreiben nicht von seinem Vorsatz abbringen und forderte wirklich den Abschied.

An Clausewitz.

Berlin, den 18. Februar 1815.

Die neue Auflage der gestrigen Zeitung wird nun bereits in Ihren Händen sein, mein theurer Freund, und in ihr ist die neue Abmarkung der preußischen Monarchie enthalten. Zu unserm westlichen Schutz fehlen uns das linke Bastion und das Außenwerk, das ist freilich traurig. Aber, nach dem, was mir Hardenberg schreibt, wäre ein mehreres, ohne die Alternative des Kriegs nicht zu erhalten gewesen. Zum Theil waren die Sachen in Paris schon versäumt; zum Theil ward in Wien manches vielleicht versehen. Die Unterstützung des Kaiser Alexander mag uns zuletzt, wie es scheint, gefehlt haben. Der König unterstützte seinerseits hinwiederum nicht seinen Staatskanzler. So war noch zuletzt von Castlereagh eine Unterredung mit dem König in Betreff Leipzigs begehrt worden; dieser nahm sich dabei sehr heftig, sagte Castlereagh harte Dinge, und endigte damit, auf Leipzig zu verzichten, weil er keinen Krieg darum anfangen wolle. Auf diese Weise wurde dem Staatskanzler natürlicher Weise sehr schwer gemacht, mit den fremden Ministern zu unterhandeln, die da immer wußten, an wen sie sich in letzter Instanz zu wenden hatten, wenn Hardenberg nicht bewilligen wollte. Und dann steht noch zu untersuchen, welchen Einfluß Knesebeck durch seine antirussische Gesinnung und durch seine Aengstlichkeit geübt habe: die erstere konnte den Kaiser Alexander gegen uns erkälten und mißtrauisch machen, die letztere des Königs Unentschlossenheit steigern.

Der neue Bestand der Monarchie wird etwa 11 Millionen

Einwohner sein, der Staatskanzler will solchen noch höher anschlagen. Gegen Friedrichs Erbtheil ist die neue Monarchie, verglichen mit jener, immer zu einer schönen Unabhängigkeit angewachsen, gegen den Bestand derselben nach dem Tilsiter Frieden ist der Zuwachs ungeheuer. Also wollen wir uns beruhigen und das andere zu einem neuen Akt aufsparen. Ich hatte einen etwas sehr kühnen Rath gegeben, wenn der Widerstand der anderen Mächte allzu offen und feindselig sich zeigen sollte, nämlich Frankreich den Bürgerkrieg einzuimpfen und zwar, auf eine nicht zu verfehlende Weise dadurch! daß man Napoleon wieder auf die Bühne riefe, ihn selbst unterstützte, Frankreich dadurch nach außen unthätig mache, Baiern von der Rheinseite her angriffe, sowie zugleich Oesterreich auf seinen nördlichen Grenzen im Verein mit den Russen, Baiern in Gemeinschaft mit Würtemberg und Baden vernichte, in Italien das Feuer des Aufruhrs nähre, und so in wenigen Feldzügen Oesterreich sein Italien, Galizien und Mähren abnehme, Bamberg, Würzburg, Ansbach und Baireuth für uns erwerbe; die übrige Beute, ausschließlich Altbaiern, unter Würtemberg und Baden vertheile und in Frankreich den bürgerlichen Krieg stets nähre. Dieser Entwurf könnte immerhin später noch in Ausführung gebracht werden, wenn man den Muth hätte, ihn in Ausführung zu bringen und das Mittel nicht zu scheuen, das freilich mit Behutsamkeit gehandhabt werden muß. Wer weiß, ob bei einigem Glück, man es nicht dahin bringen könnte, zwei Reiche in Frankreich zu gründen, ein Bourbonisches und ein Napoleonisches, im steten Kampf miteinander begriffen. Das wäre freilich das höchste.

Empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlin aufs herzlichste und gedenken Sie meiner mit Wohlwollen.

Gneisenau.

Clausewitz an Gneisenau.

Achen, den 27. Februar 1815.

Euer Excellenz gütige Schreiben vom 17. Januar und 18. Februar habe ich beide richtig erhalten und zwar das letztere heute. Ich bin un-

endlich dankbar für diese Beweise Ihres Andenkens und es schmeichelt nicht allein meinem Stolz sondern erweckt auch noch andere edlere Empfindungen in mir, wenn ich bedenke, daß ich dadurch nichts in Ihrer Freundschaft und Theilnahme verloren habe, daß mich das Schicksal in dem interessantesten Augenblick von Ihnen entfernte und mir nicht den Vortheil gönnte, Genosse einer Lebensperiode zu sein, die für Sie einen besonders hohen Werth haben und denjenigen einen besonderen Werth geben muß, die in heller Beleuchtung dabei erscheinen.

Wie sehr Sie mich aber auch wegen meiner Briefe beruhigen, so kann ich selbst doch nicht verkennen, daß ihnen jeder bedeutende Gehalt abgeht, da ich mich bisher in einer Lage befunden habe, die mich von den Weltangelegenheiten entfernte ohne mich zu einem vertrauten Umgang mit den Wissenschaften zu führen, eine insipide Lage, die nur jemand ertragen kann, der das Glück einer solchen Häuslichkeit genießt wie ich.

Besonders danken muß ich noch für die durch Ihren Brief vom 17. Januar mitgetheilten Sachen, die uns viel Vergnügen gemacht haben. Die Schrift war vermuthlich nicht von Niebuhr, da eine später unter seinem Namen über denselben Gegenstand erschienen ist. Ich gestehe, daß ich diese letztere noch besser als die erstere gefunden habe, wiewohl ich finde, daß Niebuhr nicht das Talent einer fließenden Rede hat, wodurch dem rapiden Eindruck und an vielen Stellen auch der Klarheit geschadet wird.

Ueber die Resultate des Wiener Kongresses will ich nicht viel Worte machen, zumal da Sie jetzt genug darüber hören werden und vermuthlich alles aus einem Ton. Wenn Mainz und Luxemburg Bundesfestungen werden, so werde ich mich wegen ihrer noch eher trösten als wegen Sachsen, wo das angeleimte Stück aus grünem Holz geschnitten ist und sich wohl nie grade ziehen wird. Die Auseinandersetzung der Ursachen, warum es so gekommen ist, finde ich sehr plausibel, aber die in Euer Excellenz letztem Briefe vorgeschlagenen Mittel etwas zu unkosmopolitisch für einen, der nicht König von Preußen selbst ist.

Was die Befestigung von Cöln anbetrifft, über die Euer Excellenz mich fragen, so hat dieselbe keine anderen Schwierigkeiten als den engen winkelhaften Bau der Stadt, welcher beim Bombardement hier wirklich größere Gefahren und Unbequemlichkeiten befürchten läßt als in anderen Fällen. Ein Gebäude passend zu einer Art von Citadelle giebt es nicht, weil die meisten Kirchen und Klöster mitten in der Stadt gelegen und also, ohne gleich ein Drittel von Cöln abzutragen nicht zur Vertheidigung geeignet sind. Allenfalls könnte die St. Cuniberts Kirche zu so etwas führen; sie liegt nämlich nahe am Wall und Rhein; wenn man also von diesem eine Linie nach ihr hinführte und die wenigen kleinen Häuser wegbräche, so könnte man den Rhein zugleich mit dieser Citadelle beherrschen; aber die Stadt selbst freilich auf keine Weise. Eine Reihe Redouten läßt sich um Köln ohne Schwierigkeiten anlegen, da die Gegend ganz eben ist, aber freilich deswegen auch keine Unterstützung darbietet. Ich würde der Meinung sein, Wall und Stadtmauer zur Vertheidigung einzurichten und einzelne Redouten vorzulegen. Aber innerhalb der Stadt müßte schlechterdings etwas aufgeräumt und ein System von breiten Straßen so eingerichtet werden, daß dadurch die Stadt in einzelne Quartiere zerfiele, um welche die breiten Straßen herliefen. Wenn man aber mit Menschenverstand zu Werke geht, d. h. nicht mit französischer Rücksichtslosigkeit und

nicht sowohl auf grade als breite Communicationen sähe, so würde die Ausführung dieser Ideen keine unüberwindlichen Schwierigkeiten haben, denn es giebt in Köln so sehr viel elende Hütten in allen Theilen der Stadt, daß, wenn man sich hauptsächlich an diese hält, Platz auf eine wohlfeile Art gewonnen wird. — Uebrigens muß ich gestehen, daß ich Köln trotz meines sechswöchentlichen Aufenthalts in Mühlheim nie in diesen verschiedenen Rücksichten eigentlich untersucht habe; eine Menge kleiner Verdrießlichkeiten und Geschäfte absorbirten mich damals so, daß ich's von einem Tag zum andern verschob. Da hier die Rede von der Vertheidigung der westlichen Grenze ist, so muß ich doch bemerken, daß es mir scheint, man könne nicht genug kleine feste Punkte haben, welche die Straßen schließen vorwärts wie rückwärts, und daß dies zwischen Weser und Rhein besonders anzuwenden ist, da man hier theils wegen der häufigen Gebirgszüge, theils wegen der unglaublich schlechten Wege mehr als anderswo auf die Straßen eingeschränkt ist. — Daß man an die völlige Wiederherstellung von Düsseldorf denken muß, ist wohl keine Frage. — Es ist keine Frage, daß der westliche Archipelagus des preußischen Staates in Verbindung mit Hessen eine ziemlich selbstständige Stärke bekommen könnte, wenn die Sache von einem Mann von Geist angefaßt und durchgeführt würde, und in dieser Rücksicht erscheint mir Euer Excellenz Bestimmung in diesen Gegenden als vorzüglich wichtig.

Seit acht Tagen brauche ich das hiesige Bad von Neuem; die Wirkung ist bis jetzt, wie gewöhnlich im Anfang, eine Vermehrung der Schmerzen und ein ziemliches Unbehagen; ich hoffe indessen, daß diese Kur in Verbindung mit der vorjährigen und einer, die ich noch im Sommer, wenn es die Umstände irgend gestatten, zu gebrauchen gedenke, doch etwas an der Wurzel des Uebels rütteln werden. Die Ungewißheit darüber und mein zum Theil wirklich sehr leidender Zustand macht mich indessen ziemlich trübe, denn kränklich zu sein, ist nur für einen Gelehrten erträglich, weil ich finde daß nichts die körperlichen Uebel leichter ertragen läßt als Anstrengung und Befriedigung des Geistes. Hätte ich die Freiheit, über meine Zeit und Kräfte zu disponiren, wäre ich nicht zu alt und zu vernachlässigt, ich würfe mich jetzt den Wissenschaften ganz in die Arme. Das ist nicht mehr möglich und auf dem Wege, worauf ich mich befinde, wo meiner nichts als Halbheit erwartet, werde ich wenig Befriedigung finden. Wenn ich bedenke, daß eine militärische Reputation mir nicht mehr blühen und kein solcher Wirkungskreis werden wird, aus dem irgend eine Schöpfung hervorgehen könnte, daß bei der Richtung, in welcher jetzt die Beleuchtung des preußischen Staates fällt, ich dastehen werde, wie eine Figur ohne Licht und Schatten, so kann mir für meine Zukunft recht bange werden.

Niebuhr an Gneisenau.

[Ohne Datum.]

Der Wunsch, welcher mir wenigstens als Pflicht vorgekommen ist, Ew. Excellenz einen Gegenstand zu eröffnen, der von nicht geringer Wichtigkeit sein dürfte, ließ mir nur die Wahl, Sie entweder mit einem wiederholten Besuche zu stören, oder zu schreiben. Jenes würde Ihnen die Zeit und Mühe einer schriftlichen Beantwortung erspart haben, — Indessen da ich Sie nicht zu Hause gefunden, kann ich Sie doch damit nicht verschonen.

Der Kronprinz hat mir gestern, in größter Vertraulichkeit, gestanden, daß es sein allerliebstes Lustschloß wäre, wenn das rheinische Land einen Repräsentanten des Königlichen Hauses erhalten solle, dorthin, nach seinem geliebten Cöln, gehen zu können.

Dies war mir unerwartet, da er sonst, wenn ich ihm leise zur Erwägung vorgeführt, daß der Thronerbe durch die Bekleidung von Verwaltungs- und Militairstellen sich bilden müßte, sich immer etwas scheu gezeigt hat. Was hier den Wunsch in ihm erregt, sind seine Phantasie, und altdeutsche schöne Träume, — indessen sind Ew. Excellenz gewiß mit mir einig daß ein so schönes und seltenes Gemüth wie das dieses vortrefflichen Jünglings, auf seinem eigenen Wege zu dem Ziel geleitet werden muß, wohin reifere Klugheit wünscht, daß er gelangen möge.

Ich nehme an daß der Vicekönig jener Länder eigentlich mehr eine vornehme Repräsentation als eine Administration zu bekleiden haben würde, und erlaube mir den Zweifel, ob Prinz Wilhelm*), wenn er dazu ernannt werden sollte, mehr als jenes zu leisten völlig fähig sein würde. Ich nehme an daß es ein Hauptzweck sei, von den Einwohnern jener Landschaften das Gefühl eines Provinzialverhältnisses zu entfernen, und ihnen die wohlthätige Illusion des Schutzes persönlicher Majestät zu gewähren, zu bewirken daß sie allmählich gewohnt werden sich als ein unter sich zusammengehörendes Ganzes zu betrachten, und zugleich als einen Theil unserer Monarchie. Dazu würde wohl augenscheinlich der Aufenthalt eines Königlichen Prinzen unbeschreiblich mächtig wirken. Der Thronfolger würde nun gewiß der willkommenste sein. Ich weiß nicht ob Ew. Excellenz den Kronprinzen genau genug kennen um ein völlig entsprechendes Bild von der unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit zu haben mit der er, sobald er erscheinen will, sich zeigen kann. Aber ich wage es zu verbürgen daß er alle Herzen gewinnen würde.

Ich setze voraus daß Ew. Excellenz dorthin als Militairgouverneur bestimmt sind. Sie würden den Prinzen ohne Schwierigkeit, so wie ohne gestissentliche Absicht zu enthüllen, zur Erkenntniß und Liebe für seinen militärischen Beruf stimmen, — und Sie werden mir einräumen daß es sehr zu besorgen ist, hier werde sich der viel zu weit gehende Einfluß seiner Antipathie gegen die Kleinlichkeitsneigungen seines Vaters schwerlich überwinden lassen.

Ferner würde die Gewöhnung Geschäfte verhandeln zu sehen und Theil an ihnen zu nehmen, die Anstrengungsfähigkeit in ihm entwickeln, von der ich, zum Trotz gegen alle die, welche über ihn urtheilen ohne ihn genau zu kennen, behaupte daß sie allerdings in ihm ist, daß man sie aber nicht von andern Gewohnheiten ersticken und verdunkeln lassen darf. Er würde den liebenswürdigen, aber einer männlichen Ausbildung nicht ganz günstigen häuslichen Verhältnissen mit seinen Geschwistern entzogen, und unter Männern ein ernster Mann werden.

Wäre seine frühere Erziehung so geleitet worden, wie man es wünschen möchte, so besäße er jetzt vielfache bestimmte Kentnisse, und es könnte die Rede davon sein ihn eine Universität besuchen zu lassen. Das wäre jetzt ganz zweckwidrig. Er hat, wie Ew. Excellenz wohl wissen werden, eine große Sehnsucht zu reisen, — die Erfüllung dieses Wunsches möchte ich aber gerne verschoben sehen, bis er fremde Länder auch mit

*) Bruder des Königs.

den Augen des Staatsmanns und Militairs, nicht allein mit denen des Dichters und Künstlers betrachten kann. Und das würde nicht fehlen, wenn er in seinem jetzigen Alter Anschauungen von der Verwaltung erhielte, die er hier nie bekommen wird.

Seine Entfernung von Ancillon möchte auch nicht ohne Vortheil sein, obgleich er viel unabhängiger ist, als man glaubt.

Das Heil unserer Monarchie hat immer mehr als das irgend eines andern Staats auf der Persönlichkeit unsrer Fürsten beruht, und wird es fortwährend da der Augenblick versäumt ist uns eine solide Existenz zu gewähren, und unsere Thore und Schlüssel treulosen Feinden und Nachbaren übergeben sind. Ew. Excellenz allein können durch Ihre Vermittelung und Verbindungen dem Kronprinzen den Zutritt zu einer Bahn der Bildung verschaffen auf der er an Ihrer Hand fortgehen könnte; uns, dem kommenden Geschlecht, und ganz Deutschland zum Heil.

Finden Sie es thunlich — und warum sollte es nicht sein? — dem Staatskanzler hierüber Vorschläge zu thun, und ihm einleuchtend zu machen daß er sich für die Zukunft, über sein Leben hinaus, ein großes Verdienst um die Nation erwerben würde, wenn er die Einwilligung des Königs bewirkte, — so bitte ich Ew. Excellenz doch nicht zu äußern daß der Wunsch bei dem Prinzen entstanden sei, noch auch mich dabei zu nennen.

Nun erlauben Sie mir noch eine Frage. Ist es wahr das Lord Castlereagh, wenn Ostfriesland nicht abgetreten werde, Bezahlung für die gelieferten Armeebedürfnisse gefordert habe? Hat er nicht vielleicht sogar Rückzahlung aller Subsidien verlangt? Die wäre nun freilich nicht zu leisten gewesen: aber jene hätte Ostfriesland allein bestreiten können. — Wie kann man so blind sein, nicht einzusehen daß kein englischer Minister es wagen konnte solche Drohungen auszuführen?

Und hätte man dann wenigstens nur noch unsere Nationalehre sofern gerettet daß man sich nicht höchst vergnügt und zufrieden mit den Räubern gestellt, so daß es gar nicht möglich ist sie vor der englischen Nation zu verklagen: — und nicht den Ostfriesen gesagt, sie möchten nur zufrieden sein weggegeben zu werden, weil man ihnen doch ihre Privilegien nicht länger hätte lassen können. Ueberdies eine schreckliche Enthüllung. Also auf französisch, absolut nur eine Form für alle Theile des Staats? Fast ein so schreckliches Geständniß wie die Aeußerung der Ungnade gegen den Unwillen der Nation, den man wohl geahndet hat. — Unsere Ehre ist hin!

Das wahrscheinlichste ist wohl, daß wir in späteren Unterhandlungen auch alle die Stückchen die uns gelassen sind verlieren werden, wenigstens in Sachsen, da der König unfehlbar gegen alles protestiren wird. Indessen darf dies doch wohl nicht abhalten, auf den möglichen Fall daß uns etwas am Rhein bliebe, Maaßregeln einzuleiten.

Mit ehrerbietiger Verehrung

Ew. Excellenz gehorsamster
Niebuhr.

An Boyen.

Wahrscheinlich haben E. E. selbst von Grolman einen Brief erhalten; zum Ueberfluß will ich Ihnen den angeschlossenen mittheilen.

Wird man Verstand und Entschlossenheit haben, die neue Begebenheit, wenn sie noch Folgen haben sollte, zu unserm Vortheil zu benutzen? Glückt Napoleon nur einigermaßen seine neue Unternehmung, so ist der bürgerliche Krieg in Frankreich und Italien entzündet. Zum allerwenigsten müssen wir Baiern züchtigen und zwar nicht sowohl seiner Schlechtigkeit, als seiner schönen fränkischen Provinzen wegen. Ich meine, daß wir nun, wenn Alexander einwilligt, in Deutschland die Herren sind. — Gott befohlen!

Montag

Gneisenau.

Soeben erhalte ich Ihren Brief. Ich werde heute Abend zwischen 7 und 8 Uhr kommen.

An Gibsone.

Berlin, den 16. März 1815.

Mein theurer Freund.

Ohne alle weitere Einleitung will ich damit beginnen, die in Ihren Briefen aufgestellten Fragen zu beantworten.

1. Ueber die Unfälle der schlesischen Armee im Februar 1814.

Als, nach der Schlacht von Brienne die Generale auf dem Schloß von Brienne am 2. Februar versammelt waren, ward die Verabredung genommen, daß die große Armee mit ihren 140,000 Mann gerade auf Paris losgehen und die vor sich habenden Feinde vollends zerstreuen sollte. Die Schlesische Armee — nur ein Corps derselben hatte bei Brienne gefochten, die übrigen Corps waren dem Feldmarschall von der großen Armee nur geliehen und wieder zurückgegeben — sollte auf einem Umweg, in der Richtung des Laufes der Marne die ihr gegenüberstehenden Corps verfolgen und so endlich auch bei Paris anlangen. Zur Communication zwischen beiden Armeen ward der General Seslawin aufgestellt.

Wir gingen nun dem Marschall Macdonald nach und hatten Gefechte mit ihm. Um Napoleons Armee hatten wir uns eigent-

lich nicht zu bekümmern, denn er ward von 140,000 Mann verfolgt, und Seslawin sollte seine Seitenbewegungen beobachten. Wir hatten unsere eigne Aufgabe und gingen ihrer Erfüllung nach.

Ohne uns zu benachrichtigen nahm man den General Seslawin weg und versetzte ihn auf den linken Flügel der großen Armee um — die Verbindung mit Wellington zu eröffnen! Unsere linke Flanke war nun unbewacht. Zum Ueberfluß jedoch hatte der General von Sacken den General Karpoff auf seine linke Flanke gesendet. Dieser verfolgte den Feind und ließ in Sezanne einen schwachen Posten von nur 50 Mann Cosaken zurück. Diese wurden aus Sezanne von französischer Cavalerie geworfen und meldeten dies nicht. Durch Sezanne nahm Napoleon seinen Weg, um uns von der Seite anzufallen. Dies geschah zuerst am 9. Februar.

Acht Tage lang also war die große Armee nicht über die Linie der Seine gekommen, denn am 2. Februar Abends stand selbige schon dort. Der Zustand Napoleons war verzweiflungsvoll; auch hatte er selbst, nach einem aufgefangenen Brief der Königin Hortense, Alles aufgegeben. Er durfte nun wieder Muth schöpfen, nahm fast seine ganze Armee von der Linie der Seine weg, zog Truppen von den beiden spanischen Armeen an sich, vereinigte Alles gegen uns, die wir nun unserer Seits schnell die beiden Corps York und Sacken sich vereinigen ließen. Außer diesen Corps hatten wir nur noch 4000 Mann unter dem General Olsufief, der, nach tapferm Widerstand die Hälfte seiner Leute verlor, und von 24 Kanonen deren 9 einbüßte.

Das halbe Corps von Kleist, das erst spät die Mosel herauf nachgezogen war, befand sich in diesen Tagen noch an diesem Flusse, dessen andere Hälfte in der Nähe des Rheins, das Langeron'sche Corps, ausschließlich Olsufief, noch vor Maynz.

General Sacken verfuhr, als der Feind ihm sich näherte, angriffsweise. Jetzt weiß der Kritiker, daß er lieber vertheidigungsweise hätte verfahren sollen. General York konnte zu seiner Hülfe, sein Geschütz durch die bodenlosen Wege nicht heran bringen. Die

Truppen schlugen sich vortrefflich; die Generale aber, nachdem sie sich veruneinigt hatten, mußten sie über die Marne führen. Diese Gefechte waren den 11. und 12. geliefert.

Der offizielle uns zugekommene Bericht vom 11. Februar sagte: das York'sche Corps stehe in einer unangreifbaren Stellung. Das halbe schwache Corps von Kleist war, nebst etwa 5000 Russen in verstärkten Märschen herbeigekommen. In Folge des obigen Rapports führte der Feldmarschall diese Truppen in des Feindes Rücken. Napoleon aber hatte nur wenige Truppen den beiden Generalen folgen lassen, wandte schnell um, und schnell waren wir mit ihm in Gefecht. Dies war der rühmliche Tag von Champaubert am 14. Februar; unsere Infanterie bestand manche Gefahr, und ihr Muth rettete sie, obgleich mit vielem Verlust. Wir öffneten uns den Weg, denn wir waren bereits vom Défilé abgeschnitten.

Schnell wendete sich nun Napoleon gegen die große Armee. Die Wittgenstein'sche Avantgarde ward gänzlich auseinander gesprengt. Dann fiel er über den Kronprinzen von Würtemberg her, der zwar wacker sich wehrte, aber am Ende doch 8 Bataillone verlor, 4 davon niedergemacht, die anderen viere gefangen. Die Welt hat stets nur von den Unfällen der schlesischen Armee gesprochen, die solche mit Standhaftigkeit getragen hat, aber nur wenig von denen der großen Armee, die sehr muthlos dadurch geworden war. Wir vereinigten schnell unsere Corps und ergriffen 4 Tage nach unsern Unfällen, am 19. wieder die Offensive, um der großen Armee zu Hülfe zu eilen, die uns nicht zu Hülfe gekommen war. Die Muthlosigkeit bei derselben war aber so groß, daß der Rückzug beschlossen ward. Wir sollten denselben mit antreten.

Aber wir baten uns los, obwohl mit Mühe. Wir machten dann den Marsch über die Aube (von Mery aus) auf das rechte Ufer der Seine, stellten uns in Napoleons Rücken, und nöthigten ihn, der die große Armee bereits heftig verfolgte, von ihr abzulassen, und uns nachzumarschiren. Aus Dankbarkeit gegen diese

Rettung stellte man die Corps Bülow und Winzingerode unter des Feldmarschalls Befehl.

Am 24. Februar, also nach 22 Tagen, stand die große Armee noch immer an der Seine und hatte nur Wittgensteins Avantgarde bis Nangis vorgeschoben. Warum stand die große Armee so lange auf diesem Raum? so fragte Jedermann.

In Paris klärte das Räthsel sich auf. Kaiser Franz gestand dem Kaiser Alexander, daß er (auf Metternichs Rath) nach der Schlacht von Brienne dem Fürsten Schwarzenberg geheime Instructionen gegeben habe, die Linie der Seine nicht zu überschreiten, weil man Friede schließen wolle! So leichtsinnig war man verfahren und so ward verruchter Weise das Schicksal einer Nachbararmee, und das des ganzen Krieges in Gefahr gebracht. Ueber unsere Unfälle ward im Oesterreichischen Hauptquartier gefrohlockt und sie absichtlich vergrößert. Am Ende kam es ihnen selbst heim, und sie waren die Leute nicht, das widrige Glück zu ertragen.

Es war kein Fehler, daß die Armeen auf einige Märsche sich trennten. Wenn 140,000 Mann hinter einer geschlagenen Armee her sind, so ist wohl Gefahr nicht zu besorgen. Drängt man sich zu nah zusammen, so erschwert man sich den Lebensunterhalt. Im Gegentheil wäre es zweckmäßiger gewesen, wenn wir von der schlesischen Armee uns auf das rechte Ufer der Marne versetzt hätten, da konnte der Feind nicht so schnell an uns kommen. Daß dies nicht geschah, könnte uns leichter zum Vorwurf gemacht werden, wenn nicht die Abrede in Brienne uns gebunden hätte.

Man hat der schlesischen Armee nachgesagt, sie habe der großen Armee nach Paris voreilen wollen, das ist aber nicht der Fall. Wir hatten uns schon darein resignirt, mehrere Tage später als die große Armee dort anzukommen.

2. Der Marsch auf Paris.

Als bereits in der Mitte Januar die Oesterreicher zögerten vorzudringen, ließ ich durch H. v. Stein dem Russischen Kaiser vorschlagen, Russen und Preußen zusammen zu nehmen, die Oester-

reicher dahinter zu lassen, und ohne sie gegen Paris vorzudringen. Der Kaiser machte hiezu den Antrag. Alles schrie dagegen, man sagte, die Coalition werde sich auflösen. Der Kaiser stand endlich ab.

Nach der Schlacht von Laon folgten wir nach 4 Tagen dem Kaiser Napoleon. Er lieferte die Treffen von Arcis gegen die große Armee und glaubte, durch eine Bewegung des Kronprinzen von Würtemberg, die er für eine rückgängige hielt, verleitet, die ganze große Armee wolle sich zurückziehen. Schnell versetzte er sich auf das rechte Ufer der Aube, und ging nun nach Lothringen zu. Zu spät erfuhr dies die große Armee. Man wollte anfänglich ein Wettrennen mit der französischen Armee nach der Schweizer Grenze hin beginnen, aber Napoleon war schon in ihrem Rücken und man mußte verzweifeln, vor ihm anzukommen. Man hielt sich für abgeschnitten!! Niemand wußte Rath. Endlich kam der Kaiser Alexander auf seinen frühern Antrag zurück, nämlich mit der schlesischen Armee, die damals bei Chalons s. M. stand, und den General York bereits bis gegen Montmirail stehen hatte, sich zu vereinigen und gegen Paris zu gehen. Dies geschah und wir schlugen auf dem Marsch noch selbigen Tages am 25. Februar die Marschälle Mortier und Marmont in der Schlacht von Fère Champenoise, die uns über 100 Kanonen und 8000 Gefangene einbrachte. Das übrige wissen Sie; daß ich die Nothwendigkeit, nach Paris zu marschiren, stets gepredigt hatte, wissen Sie auch. Das Schicksal nöthigte endlich, diesen Rathschlag auszuführen. Ehre dem Kaiser Alexander, daß er, in Frankreich angekommen, stets diese Meinung verfochten und am Ende durchgesetzt hat. Glücklicher Weise konnten die Andern nichts Besseres rathen. Der Kaiser Franz und Metternich waren abgedrängt, und abwesend; Knesebeck war krank zurückgebracht; General Langenau hatte das Bein gebrochen. Schwarzenberg war allein; wenig Oesterreichische Truppen vorhanden.

3. Warum ich nicht mit nach England ging?

Einmal war ich über den Gang, den die Dinge in Paris genommen hatten, sehr unzufrieden. Ich sah, daß, statt einer edleren Politik, die alten Künste einer arglistigen Diplomatie wieder in Gang gekommen waren; dann, zweitens, habe ich eine entschiedene Abneigung gegen große Feste, und ich mußte stete Mahlzeiten, Assembleen und Bälle vor mir sehen; Drittens, wollte ich die großen, damit verbundenen Kosten meiden, da mich der Feldzug über 10,000 Thlr. gekostet hatte; viertens, fühlte ich das Bedürfniß der Zurückgezogenheit; fünftens, war ich in Paris krank geworden und ich ward gewahr, daß gichtischer Stoff in meinem Körper sich entwickelte, deswegen wollte ich diese Zeit der Ruhe benutzen, um nach dem Bade von Eilsen zu gehen.

4. Die Kongreveschen Raketen.

Diese sollen bei Leipzig und nicht minder in dem Gefecht an der Börde, unter General Walmoden, sehr gute Dienste gethan haben. Ich selbst habe sie nie im Gefecht gesehen. Aber selbst, wenn sie auch noch weit wirksamer sich gezeigt hätten, so darf man dennoch nicht erwarten, daß solche sobald allgemein eingeführt würden, und zwar wegen des Zunftgeistes des Artillerie-Corps.

An den König kann ich aus dem einfachen Grunde nichts zur Rechtfertigung seiner Allianz mit Frankreich geschrieben haben, weil ich überhaupt nicht, während meiner Abwesenheit im Jahre 1812, an ihn ein Schreiben gerichtet habe. Aber wohl habe ich dem Staats-Kanzler gesagt, daß man ein günstiges Resultat des Feldzuges alsbald nicht erwarten dürfe, weil Rußland mit seinen Rüstungen noch nicht zu Stande sei, daß man aber später gewiß auf einen günstigen Erfolg rechnen könne, wenn Monarch und Volk beharrlich sei.

Unser Napoleon hat abermals eine Rolle übernommen. Wenn dadurch der Bürgerliche Krieg in Frankreich herbeigeführt wird, so ist dies eine gerechte Strafe des Himmels gegen diese verderbte Nation und möchte er dann nur recht lange genährt werden können. Denn so lange als dies geschehen kann, haben die Nach-

baren Ruhe. In Wien ist die Konsternation fast allgemein; nur Talleyrand behält sein kaltes Gesicht. Den Preußen hat man nun wieder sich genähert und sagt ihnen jetzt viel Schönes über das, was sie zur Bezwingung des Tyrannen gethan hätten, und wie sehr man hoffe und darauf rechne, daß sie abermals kräftig beistehen würden. So unverschämt niederträchtig sind diese Diplomaten! Der König von Sachsen ist 2 Tage früher als die Monarchen in Wien, von Napoleons Unternehmen unterrichtet gewesen. Auf der Küste soll Napoleon 4000 Mann für sich in Bereitschaft gefunden haben. In der Vorstadt St. Germain hatten Zusammenkünfte der Napoleon ergebenen Marschälle und Generale stattgefunden. Soult soll auch davon gewesen sein. Rapp hat bereits seit langem seine Gesinnungen nicht verhehlt. Schwarzenberg geht nach Italien als Befehlshaber.

Neuntes Buch.

Der Feldzug von 1815.

Erstes Capitel.

Einleitung des Feldzuges.

Die zweite Vertreibung der Bourbonen ist als das ausschließliche Werk der französischen Armee zu betrachten, die statt ihren ehemaligen Kriegsherrn zu bekämpfen auf der Stelle zu ihm überging. Das französische Volk hatte sich zu dieser Umwälzung wesentlich passiv verhalten. Daß die Bourbons 1815 durch ihre klerikalen und feudalen Velleitäten gestürzt worden seien, kann man in so fern nicht sagen, als eine Volkserhebung überhaupt nicht stattgefunden hat und die Militärrevolution auch ohne jene Provocationen vor sich gegangen wäre. Welchen Grund konnten in der That die Soldaten Napoleons haben, Ludwig XVIII. zu gehorchen, dessen Königthum im Glauben der Nation nicht mehr lebte und der ihnen persönlich bisher entweder unbekannt oder feindlich gewesen war? Sobald der Ruf ihres wahren Kriegsherrn erscholl, stellten sie sich einmüthig auf seine Seite und da erst wurde es von Einfluß, daß die Bourbons nicht fähig gewesen waren sich die Anhänglichkeit des französischen Volkes zu erwerben. Keine Hand erhob sich für sie und der moralische Eindruck dieser Regungslosigkeit vollendete die Wirkung des Abfalls der Armee. Man verzichtete auf jeden Widerstand und floh zum zweiten Mal zu den Fremden.

Unter den noch zu Wien versammelten Mächten war vom ersten Augenblick an kein Zweifel, daß mit Napoleon ein dauernder

Friede nicht möglich sei. Nicht einmal auf einen Versuch konnte man es ankommen lassen, da dieser dem Gegner nur die Zeit zu umfassenderen Rüstungen gegeben haben würde. Es wurde also sofort ein neuer allgemeiner Bund geschlossen mit dem Zweck, Napoleon in eine Lage zu versetzen, welche es ihm in Zukunft unmöglich mache, die Ruhe Europas zu stören. Zugleich setzten alle Mächte ihre Armeen wieder auf Kriegsfuß.

Den Oberbefehl über das preußische Heer erhielt wiederum Blücher, dem wie früher Gneisenau als Chef des Generalstabes an die Seite gestellt wurde.

Höchst ungern trat Gneisenau wieder ein in seine alte Stellung. Sie war doch in der That höchst eigenthümlich. Der Chef des Generalstabes *) hat ursprünglich keine andere Aufgabe, als einerseits die in jedem Augenblicke vorhandene Lage der Dinge nach Daten, Zahlen, Nachrichten dem Commandirenden zu unterbreiten, andererseits dessen darauf erfolgende Befehle im Detail auszuarbeiten und den Truppen zukommen zu lassen. Diese Functionen versah bei Napoleon der Marschall Berthier. Grade hierfür aber, für die eigentliche Generalstabsthätigkeit sprach sich Gneisenau selbst die volle Befähigung ab; ihr hatte in den voraufgehenden Feldzügen hauptsächlich der Generalquartiermeister Müffling obgelegen. Gneisenau selbst hatte in seinem Verhältniß zu Blücher aus dem Amt des Generalstabschefs etwas ganz Anderes entwickelt, oder vielmehr schon von Scharnhorst entwickelt überkommen. Dem Vortrag über die strategische Situation schloß er einen positiven Vorschlag über die Heeresleitung an. Diesen Vorschlag acceptirte Blücher immer. Wenn Blücher auch im Gefecht oft selbstständig eingriff, so ist doch kein Fall bekannt, daß er strategisch gegen Gneisenaus Rath eine Entscheidung gefällt, vielmehr positiv

*) Officiell heißt Gneisenau „Generalquartiermeister"; er selbst unterschreibt aber zuweilen „Chef des Generalstabes" und „Generalquartiermeister" wird gebraucht als Bezeichnung des zweiten Generalstabsofficiers. Wann diese Unterscheidung amtlich eingeführt worden ist, weiß ich nicht zu sagen.

überliefert, daß er ihn stets befolgt habe. Daher sehen wir auch, daß Gneisenau in seinen Briefen immer sich als den Verantwortlichen betrachtet und sich nie auf einen Befehl Blüchers beruft: wie Blücher dem Souverain und der Welt gegenüber die Verantwortung trug, so fühlte sich Gneisenau Blücher gegenüber verantwortlich für den Rath, den er ihm gab. Man hat gesagt, beide Männer hätten sich in ihren Anlagen und ihrem Charakter ergänzt. Das ist doch wohl eine unzutreffende Formel: denn man kann nicht sagen, daß Gneisenau irgend welche dem Feldherrn nothwendige Gaben gefehlt hätten, die Blücher besaß: weder Kühnheit noch Beharrlichkeit im Unglück; wir finden sogar, daß nach Unfällen es Gneisenau ist, der Blücher zuspricht und ihn aufzuheitern sucht. Dennoch trägt mit Recht der Geist der preußischen Heerführung in den Freiheitskriegen Blüchers Namen. Denn wenn dieser auch der Strategie selbst nicht fähig war, so folgte er doch eben Gneisenaus Rath, weil er wußte, daß dieser in seinem Sinne die Kriegführung leite und Gneisenau führte das Heer so, weil er wußte, daß das dem Sinne des Feldherrn entspreche. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Gneisenau als Oberfeldherr den Krieg ganz in derselben Weise geführt haben würde; aber weder in dem Augenblicke noch vor der Geschichte hat er den Anspruch als der wahre Feldherr der Preußen betrachtet zu werden: denn nicht die Fähigkeit, sondern nur die That selbst verleiht den Ruhm. Die That selbst aber bleibt Blüchers, so sehr ihm Gneisenau auch hinsichtlich der Einsicht wie mancher Seiten des Charakters überlegen war.

Der Typus eines leitenden Generalstabschefs ist eigentlich in Rußland geschaffen worden. Aus politischen Rücksichten übertrug die Kaiserin Katharina den Heerbefehl einem russischen Großen und stellte ihm einen intelligenten Ausländer an die Seite. Das Verdienst dessen, was geschehen ist, gebührt in diesem Falle ohne Zweifel ausschließlich dem Letzteren. Aber das was die Führung des Schlesischen Heeres groß machte, ist dort überhaupt nicht geschehen. In jenen russischen Kriegen geschah nichts als die usuelle Verwendung

der Kriegsmittel, welche zu Gebote ſtanden und der Feldherr ordnete dieſelben, indem er rein äußerlich dem Rathe ſeines Beigeordneten Folge gab. Blücher aber nahm Gneiſenau's Rath in ſich auf als Geiſt von ſeinem Geiſt, focht ihn durch mit der ganzen Gewalt ſeiner Perſönlichkeit gegen die tauſend widerſtrebenden Mächte der vielverſchlungenen Coalition, erzwang durch Erweckung, Beiſpiel und Befehl von Unterbefehlshabern und Soldaten das Aeußerſte der Anſtrengung und das Höchſte der Tapferkeit und ging voran in der Kühnheit des Wollens und Wagens, ohne welche der kühne Rath nicht nur erfolglos bleibt, ſondern überhaupt gar nicht geboren wird.

Müffling hat den Anſpruch erhoben ſeinerſeits Gneiſenau wie dieſer Blücher geleitet zu haben; in ähnlicher Weiſe will der Oberpräſident von Schön Stein die Ideen der Reorganiſations-Geſetzgebung eingegeben haben. Wenn Gneiſenau niemals etwas Aehnliches geäußert hat, ſo war das nicht nur Folge ſeiner Beſcheidenheit, ſondern ebenſo ſehr ſeiner Einſicht. Er wußte wohl, was ſein Verdienſt war; in dem Reſt eines Concepts wendet er den Vers: „Nur die Lumpe ſind beſcheiden" auf ſich an, aber darum blieb ihm Blücher doch „unſer Feldherr", deſſen Kühnheit er bewundert, indem derſelbe ſeine eigenen Entwürfe ausführt. Aus ſolchen Aeußerungen folgt noch nicht, daß Gneiſenau ſich ſelbſt gegebenenfalls nicht dieſelbe Kühnheit zugetraut hätte, wohl aber, daß er die wirklich geſchehene Leiſtung als das Eigenthum Blüchers und nicht als eine blos formell übernommene Verantwortlichkeit anſah. Es wird berichtet, daß der Vortrag, den Gneiſenau dem Feldmarſchall hielt (meiſt in Gegenwart des Generalquartiermeiſters und der Chefs der Artillerie und des Verpflegungsweſens, wie vielleicht eines oder des anderen Adjutanten), häufig in zwei Propoſitionen ausgelaufen ſei, die eine kühner und größern Erfolg verheißend, die andere ſicherer und beſcheidener. Dann habe Blücher immer und ohne Ausnahme für die erſtere entſchieden. Gewiß war das von vorn herein Gneiſenaus Wunſch und Abſicht, aber er ſchob dem Feldmarſchall die Entſcheidung zu, nicht nur um die

gegenseitige Stellung zu wahren, sondern weil nur der Vorwitz sich eine Verantwortung für das Ungeheure auflabet, die nicht erforderlich ist.

Diese Anschauung Gneisenaus correspondirt mit der Eigenschaft Blüchers, trotz aller Abhängigkeit von dem Rathe seines Generalstabschefs das volle Gefühl der Selbständigkeit des Willens zu behaupten. Nie kam ihm der Argwohn, er könne für beeinflußt oder beherrscht gelten und in Folge dessen befiel ihn niemals etwas wie eine Anwandlung sich emancipiren zu wollen. Zu der Aufrechterhaltung des Verhältnisses trug wohl diese Eigenschaft ebenso viel bei, wie auf der anderen Seite die Selbstlosigkeit Gneisenaus, welche es ertrug als bloßes Werkzeug nicht nur zu gelten, sondern es in Wirklichkeit auch nur zu sein.

Man würde das Opfer, das Gneisenau brachte, zu gering anschlagen, wenn man glaubte, daß er es nicht in vollem Umfang gewußt und empfunden habe. Alle Zeugnisse stimmen darin überein, welchen Eindruck Gneisenaus Persönlichkeit auf Menschen zu machen pflegte. Was hatte er aus der Colberger Garnison gemacht in einer Zeit, da der kriegerische Geist in Preußen — und was hatten die Colberger Bataillone vor anderen voraus? — so tief darnieder lag! Nicht die strategische Ueberlegung und Berechnung, sondern die Führung und die Einwirkung auf die Truppen betrachtet er selbst als sein eigentliches Element. Hierin aber mußte er gänzlich hinter Blücher, dessen Persönlichkeit in dieser Beziehung seine Stellung ganz ausfüllte, zurücktreten. Gneisenau klagte wohl einmal unter seinen Vertrauten, daß er dem eigenen Heer so gut wie unbekannt sei: Augenzeugen berichten, wie man ihm die Luft angesehen habe, mit der er bei kleineren Gelegenheiten, die sich zufällig boten, z. B. bei Fere Champenoise, die Truppen selber commandirt habe.

In den leitenden Kreisen kannte man seine Verdienste wohl und erkannte sie auch an. Er war nach der Einnahme von Paris in der Dotation und der Verleihung des Grafentitels mit den

commandirenden Generalen gleichgestellt worden: aber in Einigem mußte er doch seiner untergeordneten Stellung gemäß hinter ihnen zurückstehen: der ehrende Beiname, den jene erhielten, das Großkreuz des Eisernen Kreuzes, konnte ihm überhaupt nicht zuerkannt werden; selbst der Schwarze Adlerorden wurde ihm noch vorenthalten.

Was Gneisenau ersehnte, waren zuletzt wohl weniger die äußeren Zeichen als der Ruhm selbst, den ein selbständiges Commando dem glücklichen Sieger verleiht, den die Mitwelt seiner Stellung noch versagen mußte, und den allein von der Zukunft zu erwarten, der menschlichen Ruhmbegierde nicht genügt.

Selbst enge Freundschaft kann ein Verhältniß, in welchem ein Theil der ausschließlich gebende ist, für diesen nicht zu einem auf die Dauer befriedigenden gestalten. Eine eigentliche persönliche Intimität fand aber zwischen Blücher und Gneisenau nicht einmal statt. Wo es sich darum handelt, auf Blücher einen vertraulicheren Einfluß in persönlichen Angelegenheiten zu üben, finden wir, daß nicht Gneisenau, sondern einer der Adjutanten, Nostitz oder Goltz damit beauftragt wird. Blüchers Neigungen, seine Geselligkeit, waren zu verschieden von der — für uns Deutsche ist wohl der sprechendste Ausdruck: Göthe'schen Haltung Gneisenau's, als daß dieser an dem täglichen Verkehr hätte Gefallen finden können. Er ehrte und verehrte den alten Helden hoch, und wie hätte das auch nicht sein können? Noch in späteren Jahren wies er in seiner Familie auf ein Andenken, das Blücher ihm geschenkt hatte und sagte: „nehmt es mir wohl in Acht, das habe ich von meinem Fürsten". „Mein Fürst", so nannte er ihn überhaupt wenn er unter den Seinigen von ihm sprach. Das schließt aber nicht aus, daß er auch über Blüchers Schwächen sich einmal in scharfem Tone ausließ. Der naive Egoismus Blüchers, der aus der originalen Kraft seines Charakters so natürlich emporgewachsen scheint, daß er den Fernerstehenden in keiner Weise die Sympathie verringert, die diese Volksnatur noch immer allen Beschauern abgezwungen

hat, erregte doch zuweilen Gneisenaus Empfindung. Er selbst glaubte Grund zu haben, sich über Blüchers Undankbarkeit gegen ihn beklagen zu dürfen, wenn er auch nach seiner Art die Sache selbst nicht mittheilt.

Das Schreiben, in dem Gneisenau sich wegen der Schwierigkeit und Undankbarkeit seiner Stellung an den König wandte, ist nicht erhalten. Aus der Antwort die er erhielt, geht nicht hervor, ob er einen bestimmten Antrag stellte; eine thatsächliche Aenderung hätte auch wohl schwerlich stattfinden können.

Der Drang der Ereignisse ließ es nicht zu, daß er die Antwort des Königs, der noch in Wien weilte, abwartete. Er erhielt Befehl, sich sofort an den Rhein zu begeben und bis zur Ankunft Blüchers den provisorischen Oberbefehl über die allmählich wachsende Armee in Blüchers Namen zu führen. Er behielt nicht einmal Zeit, sich von seiner Familie zu verabschieden.

Mehrfache Gründe ließen vermuthen, daß Napoleon, wenn er zur Offensive schreiten sollte, sich auf Belgien werfen werde. Dies Land lag ihm am nächsten und bequemsten und ein großer Theil der Einwohner war geneigt, seine Partei zu ergreifen. Der König der Niederlande wandte sich für diesen Fall um Hülfe an die Preußen, die unter dem General von Kleist am Rhein standen.

Kleist sprach seine volle Bereitwilligkeit aus, gab aber zu bedenken, daß Belgien einem preußischen Heer für einen Kampf mit Frankreich ein sehr ungünstiges Kampfesfeld biete. Ein preußisches Heer, das sich an der belgisch-französischen Grenze aufstellt, hat das eigene Land nicht im Rücken, sondern in der Flanke und daher im Falle eines Echecs eine sehr ungünstige Rückzugslinie. Der General Kleist wollte sich also zu nichts weiter verstehen, als den Franzosen inmitten Belgiens näher der preußischen Grenze mit den Niederländern vereint, eine Schlacht zu liefern (bei Tirlemont), wobei Brüssel selbst den Franzosen überlassen worden wäre. Die preußischen Truppen wurden also nur ein Stück über

die belgiſche Grenze vorgeſchoben und blieben zum größeren Theil zur Deckung der Rheinprovinz noch auf preußiſchem Gebiet.

Mittlerweile ſammelte ſich in Belgien auch ein Heer von Engländern, Hannoveranern, Braunſchweigern, Naſſauern, um vereint mit den Niederländern unter den Oberbefehl des Herzogs von Wellington zu treten und dieſer ſtellte an Gneiſenau, der jetzt den Befehl über die Preußen übernommen hatte (1ten April) den Antrag, die preußiſchen Truppen mehr nach Belgien hinein vorzuſchieben. Beide Feldherren kamen zu einer näheren Vereinigung als ſie ſelbſt erwartet hatten. Wellington ſah ein, welche Unzuträglichkeit es für die Preußen habe, ſo weit an der franzöſiſchen Grenze entlang vorzugehen, und er erwartete deshalb zur Mitwirkung bei einer Schlacht an der Grenze nur die Hülfe des vorderſten preußiſchen Corps, während die übrigen weiter zurück nach dieſer Seite nur zur Deckung eines etwaigen Rückzuges, nach der anderen zum Schutze der Rheinprovinzen dienen ſollten. Gneiſenau wiederum nahm an, daß Wellington ſeine Operation durchaus auf das Meer zu baſiren gedenke. Als aber Wellington in Ausſicht ſtellte, daß er mit ſeiner Armee im Fall eines Rückzuges mit den Preußen zuſammen gegen die Maas zurückgehen werde, in der Vorausſicht, daß dieſer Rückzug doch immer nur ein momentaner ſein könne und die Verbindung mit den Häfen binnen Kurzem wieder hergeſtellt ſein müſſe: da nahm auch Gneiſenau keinen Anſtand, zu erklären, daß nicht ein einzelnes Corps, ſondern die ganze preußiſche Armee ſich zur Schlacht mit der engliſch-niederländiſchen vereinigen werde. Die preußiſche Armee wurde alſo jetzt nach und nach ganz auf das belgiſche Gebiet geſchoben. Die Rheinprovinz ſelbſt bis zur Moſel blieb nur durch ein ſchwaches, erſt in der Bildung begriffenes deutſches Bundescorps gedeckt, das für den Fall eines Angriffs Befehl erhielt, ſich zurückzuziehen. Jenſeits der Moſel ſtanden Baiern und Oeſterreicher. Hätte Napoleon ſeinen Angriff hierher gerichtet, ſo konnte

ihm zwar nicht sofort ein erfolgreicher Widerstand entgegengesetzt werden, aber die Vereinigung der Heeresmassen unter Blücher und Wellington in seiner linken Flanke würde seinem weiteren Vorgehen bald Schranken gesetzt haben.

Alle diese Maßnahmen bezweckten noch nichts Weiteres, als den Schutz der Grenzländer, bis der Aufmarsch aller verbündeten Heere vollendet und man selbst zum Angriff auf Frankreich bereit sein würde. Für diesen Angriff mußte ein allgemeiner Plan festgestellt werden.

Die Verbündeten hatten in Wien, sobald der Krieg wahrscheinlich wurde, einen gemeinschaftlichen Kriegsrath gebildet, in welchem Kaiser Alexander, der König von Preußen, sein Generaladjutant Knesebeck und der österreichische General Langenau, der Vertraute Schwarzenbergs, die hervorragendsten Mitglieder waren*). Hier wurden Kriegspläne der verschiedensten Art vorgelegt und berathen. Zunächst handelte es sich um den Termin, an welchem die Offensive zu beginnen habe. Wellington schlug vor, schon am 1. Mai alle an der Grenze verfügbaren Streitkräfte der verschiedenen Nationen nach der Mitte, etwa nach Sedan, zusammenzuziehen und entschlossen in Frankreich einzudringen, um Napoleon keine Zeit zu Rüstungen zu lassen und den royalistischen Bewegungen, die sich hier und da bemerklich machten, zu Hülfe zu kommen.

Dieser Vorschlag wurde abgelehnt, obgleich er von preußischer Seite auf das lebhafteste befürwortet wurde. Einerseits herrschte das Bestreben nach vollkommener Sicherheit des Erfolges durch die Aufstellung überwältigender Massen, — 900,000 Mann wurden überhaupt in einer ersten und zweiten Linie gegen Frankreich in Bewegung gesetzt — andererseits trafen Rußland und Oesterreich eigenthümlicher Weise in dem Wunsch zusammen, nicht eher in die Action zu treten, als die russischen Heere daran Theil nehmen

*) Ueber die Kriegspläne der Verbündeten v. Bernhardi, Geschichte Rußlands Bd. I.

konnten. Die Oesterreicher wünschten es, um ihre eigenen Kräfte zu schonen und sie auf einen Fleck zu bringen, wo ein erheblicher Kampf überhaupt nicht zu erwarten stand und Kaiser Alexander wünschte es ebenfalls, weil er es liebte in dem Kampf gegen Napoleon Rußland als die verdienstvollste und führende Macht anzusehen. Der Beginn der Offensive wurde also erst auf den 1. Juni festgesetzt, dann auf den 16ten endlich auf den 27. Juni verschoben; das ist mehr als ein Vierteljahr, nachdem Napoleon wieder in Paris eingezogen war.

Da nunmehr, ehe dieser Termin herankam, Napoleon die Initiative ergriff, so verlieren die eigenen Angriffspläne der Verbündeten ihr Interesse. Nur das was Gneisenau einsandte, möge hier eine Stelle finden, sowohl wegen der Motivirung, die er hinzufügt, wie wegen der Gründe, die die Ablehnung seines Vorschlages veranlaßten. — Gneisenau schrieb an den König*) (3. April):

„In der Besorgniß, daß man in Wien sich verleiten lassen könne, künstliche mit einem Anstrich von Gelehrsamkeit versehene Feldzugsentwürfe anzunehmen, eine Besorgniß, die durch vorangegangene Erfahrung sich rechtfertigt, wage ich es, E. K. M. meine nach ganz einfachen Momenten aufgefaßte Ansicht eines Feldzugsplanes gegen Napoleon Bonaparte zu Füßen zu legen.

1) Eine Armee in Belgien

2) eine andere am Mittelrhein

3) eine dritte am Oberrhein

4) Hinter der Armee des Mittelrheins eine große Reserve-Armee; diese die stärkste.

Die Feldherrn der drei ersteren Armeen dringen in Frankreich ein, und nehmen sämmtlich die Richtung auf Paris. Ob einer seiner Nachbarn geschlagen werde, darf keinen dieser Feldherrn irre machen, sondern jeder derselben geht auf seinen Zweck

*) Nach dem eigenhändigen Concept, die französische Uebersetzung (mit unwesentlichen Veränderungen), in der es eingereicht wurde, ist gedr. bei Bernhardi, Gesch. Rußlands I, 518.

los, zur Bewachung der nächsten Festungen Abtheilungen zurücklassend.

Die Reserve-Armee ist dazu bestimmt um die Unfälle, die einer der vorderen Armeen begegnen könnten, wieder gut zu machen, entweder durch Flankenbewegung auf der feindlichen Communication oder durch directe Hülfeleistung. Dieser Feldzugsplan ist begründet durch die numerische Ueberlegenheit der Truppen der verbündeten Mächte. Schlüge auch Napoleon eines der drei vorderen Heere, so dringen, während er verfolgt, die beiden anderen Armeen in seinem Rücken vor und die Reserve-Armee macht die Unfälle der geschlagenen Armee wieder gut; wendet sich Napoleon nach einem Siege gegen eine der noch ungeschlagenen Armeen, so hat er einen neuen Kampf, den ihm die zu Hülfe eilende Reserve-Armee sehr erschweren kann, während die geschlagene jetzt unverfolgte Armee sich erholt.

Die Aufgabe hierbei ist, daß die drei Armeen es vermeiden, einander sich zu sehr zu nähern, damit nicht der Feind von einer derselben schnell zu der anderen sich wenden könne, ohne daß er nicht eine Reihe von Märschen zu durchlaufen habe, folglich die eine derselben von dem Verschwinden des Feindes vor ihr und die andere von seiner Annäherung gegen sie unterrichtet zu werden die nöthige Zeit gewinne.

Die Armee, welcher er sich nähert, muß nur in vortheilhaftem Terrain sich schlagen, und um dies zu können manövriren und lieber selbst einige Märsche zurückgehen. Jeder Entwurf zu einem Feldzug, der die italienische Armee in die diesseitgen Berechnungen aufnimmt, ist gekünstelt und unausführbar."

Dieser Vorschlag fand im Wiener Kriegsrath keinen Beifall und zwar genau aus den Gründen, die Gneisenau selbst vorhergesehen und vor denen er gewarnt hatte. Die Oesterreicher hielten es für nöthig, um nicht von Süden umgangen werden zu können, eine Armee aus Italien über die Alpen steigen zu lassen; überhaupt aber erschien der Versammlung der Gneisenausche Vorschlag

zu naturwüchsig und einfach: was solle ein Plan, hieß es, der die Combination ablehne, auf welcher doch nach den Regeln der Strategie jeder militärische Erfolg beruhe?

Man kann sich denken, daß die Verzögerung des allgemeinen Vorgehens Blüchers und Gneisenaus Geduld nicht wenig reizte. Die preußischen Regimenter waren in Märschen von über fünf Meilen täglich ohne Ruhetag herangeeilt, und lagen nun unthätig. Aber so wenig ihr, wie des Königs, wie Wellingtons Drängen war im Stande eine Beschleunigung zu bewirken.

In diese Zeit des Wartens fällt die Episode des Aufstandes der sächsischen Truppen in Lüttich.

Die Theilung Sachsens war von der öffentlichen Meinung in ganz Deutschland höchst ungünstig aufgenommen worden. Die Bevölkerung Sachsens selber aber war darüber vollkommen verzweifelt.

Das deutsche Nationalgefühl, das in dem Kampfe gegen Napoleon in Deutschland angefangen hatte sich zu entwickeln, kam in dieser Angelegenheit nicht in's Spiel, da Preußen dem damaligen Geschlecht nichts als der größte unter den zahlreichen Particularstaaten Deutschlands war. Viel stärker aber als das Nationalgefühl war das landschaftliche Gefühl in Sachsen, wie in allen geschlossenen Territorien Deutschlands, und dieses war schonungslos und ohne jede Milderung vermittelst der Befriedigung anderer populärer Postulate, durch die Staatsraison des Wiener Congresses verletzt. Viel leichter würde man sich darein gefunden haben, wenn ganz Sachsen mit Preußen vereinigt worden wäre. Man hätte dann geglaubt in einer mehr äußeren Union als gesondertes Ganze bestehen bleiben zu können. Die Theilung aber, die Zerreißung einer uralten Zusammengehörigkeit empfand die ganze Bevölkerung als ein unerträgliches Unrecht.

Nirgends war naturgemäß diese Empfindung stärker als in der sächsischen Armee. Sie war gegen den ausdrücklichen Willen ihres Königs in der Schlacht bei Leipzig zu den Verbündeten

übergegangen. Ohne Zweifel hatte dabei der Gedanke mitgewirkt, daß sie durch diese That ihrem König mehr nützen als schaden würde. Die Verbündeten aber hatten sich dadurch nicht abhalten lassen, den König als Kriegsgefangenen zu behandeln, und trotzdem war die sächsische Armee im Dienste der Verbündeten verblieben und hatte den verbündeten Souverainen sogar ein förmliches Treugelöbniß geleistet. Nach dem Abschluß des Friedens waren von den persönlichen Anhängern des sächsischen Königshauses Anstrengungen gemacht worden, das Bewußtsein der Treuverpflichtung gegen dieses in den Truppen wieder anzuregen, aber aus dem eigenthümlichen Doppelverhältniß, das sich einmal gebildet hatte, wäre es sicherlich nicht schwer gewesen, die Truppen ganz in den Dienst eines neuen Souverains überzuführen. Statt dessen ergab nun die Theilung des Landes die Nothwendigkeit, auch die Armee und zwar jeden einzelnen, durch Gewohnheit und Kameradschaft befestigten Verband bis auf die Compagnie herab zu zerreißen. Diese Aussicht erfüllte alle Gemüther mit der tiefsten Empörung.

Jetzt erscholl die Nachricht von der Rückkehr Napoleons und erregte bei den Sachsen die unbestimmte Hoffnung, daß die zu erwartende große Bewegung auch in ihrer Bestimmung nachträgliche Aenderungen zur Folge haben könne. Sie waren nach dem Frieden überhaupt noch nicht in die Heimath zurückgekehrt, sondern in den rheinischen Ländern geblieben. Für die Abwehr des französischen Angriffs, dem man entgegensah, kamen sie sehr erheblich in Betracht.

Um so mehr wünschte man preußischerseits die Angelegenheit der Theilung schnell zu Ende zu bringen, damit die Neu-Organisation vor dem Beginn des Kampfes vollendet sei. Ein Beschluß des Congresses, wonach die zukünftigen sächsischen Truppen überhaupt nicht bei den Preußen verbleiben, sondern unter den Oberbefehl des Herzogs von Wellington treten sollten, machte vollends jedes Aufschieben unmöglich. Je mehr man aber von Seiten der

Mächte auf Eile drängte, glaubte der König von Sachsen, obgleich er dem Bündniß gegen Napoleon beitrat, durch Verzögerung der Ratification des Friedensvertrages mit Preußen, noch irgend welche Vortheile durchsetzen zu können und hielt damit die Angelegenheit der Theilung des an der feindlichen Grenze stehenden Heeres länger und länger in der peinlichsten Schwebe.

Den preußischen Befehlshabern entging die unter den Sachsen herrschende Aufregung nicht und als der König den Befehl sandte trotz der mangelnden Ratification des Königs von Sachsen eine vorläufige Theilung der Truppen eintreten zu lassen, so kam Blücher diesem Befehl zwar nach, ließ aber ausdrücklich in die Ordre aufnehmen, daß bis zur erfolgten Eidesentlassung durch den König von Sachsen eine Aenderung im Eide und den Feldzeichen nicht stattfinde. Es sollte also formell nichts als eine Umformirung statthaben, indem die Mannschaften nach den Geburtsorten zu diesem oder jenem Regimente versetzt wurden.

Sei es aber, daß die sächsischen Officiere in einer Art rachsüchtiger Schadenfreude nicht genügend auf diesen Vorbehalt aufmerksam gemacht haben, sei es daß die leidenschaftliche Erregung über die thatsächlich doch eintretende Theilung solchen Erwägungen überhaupt kein Gehör mehr schenkte, es erfolgte ein Ausbruch von solcher Heftigkeit, wie ihn wohl selbst die Warner, zu denen auch Gneisenau gehörte, nicht für möglich gehalten hatten.

In der Friedensepisode hatten die Sachsen unter dem Oberbefehl des Generals von Kleist gestanden, als dessen Generalstabschef Müffling fungirte. Müffling schien daher in Blüchers Hauptquartier das zuverlässigste Urtheil über ihre Angelegenheiten zu haben und nach seinem Rath war Blücher verfahren. Er hatte, um Vertrauen zu zeigen und dadurch Vertrauen zu gewinnen, sich mitten unter die Sachsen begeben und in seinem Hauptquartier Lüttich ausschließlich sächsische Truppen. Wenn nun Gneisenau ihn auch auf das Bestimmteste sich auf Unruhen gefaßt machen ließ, so dachte Blücher selbstverständlich nicht im entferntesten daran, sich des-

halb von dem Orte der Gefahr hinwegzubegeben. Auch, was wohl nahe gelegen hätte, einige preußische Truppen nach Lüttich zu ziehen, geschah nicht, da man eben den Sachsen Vertrauen und nicht Mißtrauen zeigen wollte. Wenn Gneisenau trotz seines Argwohns nicht stärker auf Vorsichtsmaßregeln drang, oder sich darein fand, wenn Blücher sie ablehnte, so, scheint es, ging er von dem Gedanken aus, daß es am besten sei, eine wirklich feindselige Stimmung lieber sogleich zum Ausbruch kommen zu lassen, ehe der Krieg begonnen hatte, wo die Folgen ungleich verderblicher werden mußten.

Die Theilung wurde also befohlen. Als dieser Befehl bekannt wurde, sammelten sich gegen Abend (des 2. Mai) große Haufen von Soldaten vor dem Hause des Feldmarschalls, riefen unter Vivats auf ihren König, sie wollten sich nicht theilen lassen, sie müßten erst ihres Eides entbunden sein, warfen Steine in die Fenster und drangen endlich auf das Haus und die Officiere des Stabes, welche sie zurückzutreiben suchten und die Thür vertheidigten, ein. Die Situation schien so drohend, daß Blücher und die Officiere, während die ebenfalls aus Sachsen bestehenden Wache Ruhe zu stiften suchte, das Haus durch die Hinterthüre verließen und sich in einen kleinen Ort auf dem Wege nach Tirlemont begaben, wo Blücher ohnehin am folgenden Tage eine Zusammenkunft mit Wellington verabredet hatte.

Nach seinem Bericht an den König hätte Blücher diesen Exceß selbst noch nicht als ein todwürdiges militärisches Verbrechen angesehen. Aber es blieb nicht bei bloßem Tumult. Als den meuterischen Bataillonen befohlen wurde, die Stadt zu verlassen und in verschiedene von einander entfernte Ortschaften zu marschieren, verweigerten sie, sich von einander zu trennen. Die Officiere, von denen es bekannt war, daß sie in preußischen Dienst treten würden (den Officieren war die Wahl frei gestellt), wurden thätlich angegriffen und geradezu von der Front weggejagt. Wenn General Grolmann, den Blücher zurückgesandt hatte, nicht riskiren wollte, einen offenen Kampf zwischen den preußischen Bataillonen, die nun

mittlerweile herangeholt worden waren, und den Sachsen entstehen zu sehen, mußte er ihrem Willen vorläufig nachgeben und sie beisammen lassen.

Erst nach einigen Tagen gelang es der aufrührerischen Bataillone Herr zu werden. Ihre Officiere, die bisher die Preußen feindselige, wenn nicht geradezu die meuterische Stimmung genährt hatten, suchten jetzt voll Schrecken über die Folgen, die Mannschaften zu beruhigen und ihnen begreiflich zu machen, daß einzig völlige Unterwerfung ihr Loos mildern könne. So wurden sie denn einzeln auf freies Feld hinausgeführt, es erschienen preußische Truppen von allen Waffengattungen, schlossen sie von allen Seiten ein, sie wurden entwaffnet und aufgefordert die Rädelsführer des Aufruhrs selbst zu nennen. Erst als man mit Decimirung drohte und schon die Auslosung begann, konnte man die Unglücklichen dazu vermögen. Ihrer sieben Mann wurden nach kurzer Untersuchung erschossen; die Fahne des Garde-Bataillons wurde als entehrt verbrannt. Dabei geschah es, daß der General von Borstell, gerührt durch die Verzweiflung der Sachsen und noch nicht vollkommen über den Hergang unterrichtet, dem Commandeur des Bataillons ein voreiliges Versprechen gab die Fahne zu schützen und sich darauf weigerte, den Befehl des Feldmarschalls zu vollziehen. Dieser war um so weniger geneigt, Schonung walten zu lassen, als Borstell schon aus dem vorigen Feldzuge als ein sehr widerspenstiger Untergebener bekannt war, und es ereignete sich das Unerhörte, daß der commandirende General eines Armeecorps vom Commando suspendirt und unmittelbar vor dem Beginn eines Feldzuges zurückgeschickt wurde, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden.

Das gesammte sächsische Corps, auch die gehorsam gebliebenen Truppen wurden ebenfalls nach Deutschland zurückgeschickt und nahmen keinen Theil am Kriege, da weder die Preußen noch Wellington sie in ihre Armee aufnehmen wollten.

Die Preußen waren nicht nur entrüstet über die ihrem Feld-

herrn angethane Schmach, sondern sie argwöhnten anfänglich in der ganzen Bewegung sogar eine planmäßige Verschwörung und trauten den Sachsen zu, daß sie im Kriege zu den Franzosen übergehen würden. Man hörte diese nicht nur auf ihren König, sondern auch auf Napoleon Hochrufe ausbringen. Da nun in der That gerade in diesen Tagen Bewegungen der französischen Truppen an der Grenze gemeldet wurden, so machte man sich auf einen gleichzeitigen Kampf mit der inneren Empörung und mit dem Feinde gefaßt. Diese Besorgnisse waren ungegründet, aber schon ein solcher Verdacht genügt, das furchtbar bittere Urtheil Gneisenau's in seinen Briefen, namentlich über die sächsischen Officiere, denen er — und nicht ohne Grund — die Aufhetzung der Mannschaft schuld gab, zu erklären*).

Napoleon war um diese Zeit (Anf. Mai) noch weit entfernt an einen Angriff zu denken. Er befand sich in einer eigenthümlichen Lage. Hatte nicht die thatsächliche Parteinahme, sondern nur die indolente Zurückhaltung des französischen Volkes ihn zu dem erstaunlich leichten Siege verholfen, so mußte ein Verharren in dieser Indolenz dem Angriff des vereinten Europa einen ebenso schnellen Erfolg sichern und eine unmittelbare Reaction herbeiführen. Nur ein Umschlag in die entgegengesetzteste Stimmung, ein feuriger Enthusiasmus und eine allgemeine unbegrenzte Opferfreudigkeit für das Napoleonische Kaiserthum hätte dieses möglicherweise retten können. Napoleon sah bald, daß das französische Volk von einer solchen Stimmung weit entfernt war. Es war und blieb passiv und war so wenig geneigt für ihn die Waffen zu ergreifen, wie für die Bourbonen. Das wurde von entscheidendem Einfluß auf die Maßregeln, welche der Kaiser ergriff.

*) Ueber diese ganze Episode v. Actenmäßige Darstellung der Königlich Preußischen Decimation des seinem Eide treu gebliebenen Sächsischen Heeres im Jahre 1815 von General v. Zeschwitz, 1850. Ferner ein Aufsatz in den Preuß. Jahrbüchern 1865 S. 149 ff. Von einem deutschen Officier. Auch Nostitz' Memoiren im Kriegs-Archiv d. Gr. Generalstabes.

Es kam zunächst darauf an, die Stimmung zugleich zu schonen und zu heben. Um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, versprach Napoleon ihr einen constitutionellen Einfluß bei der Regierung. Er berief anerkannte Liberale zu seinen Rathgebern und ließ eine Verfassung ausarbeiten, die in glänzend feierlicher Weise kurz vor der Eröffnung des Feldzuges auf einem sogenannten Maifelde öffentlich proclamirt wurde. Noch viel mehr aber als an liberalen Gesetzen, lag der Masse des französischen Volks an der Erhaltung des Friedens. Der Widerwille gegen den wiederum bevorstehenden Krieg war so groß, daß die Vermehrung der Armee nur äußerst langsam von Statten ging. Selbst die ehemaligen Soldaten, die nach dem Abschluß des Friedens aus der Kriegsgefangenschaft und den deutschen Festungen zu weit über 100,000 Mann zurückkehrten, waren weit entfernt alle freiwillig wieder zu den Fahnen zu eilen. Sie wurden einberufen, aber sie desertirten in Menge, ehe sie zu ihren Truppentheilen gelangten. Mobile Colonnen mußten gebildet werden, um die flüchtigen Ersatzmannschaften einzufangen. Um daher dieser kriegsfeindlichen Stimmung in Etwas entgegenzukommen, wurde die Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens auf jede Weise genährt, zum Theil durch die abenteuerlichsten Mittel. Es wurde amtlich bekannt gemacht, daß der Kaiser die Ankunft seiner Gemahlin und seines Sohnes erwarte um zu dem Schluß zu veranlassen, daß Oesterreich dem Kaiser wohlgesinnt sei. Die gemeinsame Acht-Erklärung der Congreßmächte wurde fortgesetzt als eine Fälschung der Bourbonen behandelt. So gelang es in der That eine Zeit lang bei der Masse des französischen Volkes den Glauben zu erwecken und zu erhalten, daß der Frieden bewahrt bleiben würde.

In demselben Sinne wurden die Rüstungen selbst erst allmählich ins Werk gesetzt, damit Frankreich nicht als der angreifende Theil erscheine. Das Resultat war daher auch ein außerordentlich geringes. Preußen, das kaum 10 Millionen Einwohner zählte, darunter die Hälfte neue, vielfach widerwillige Unterthanen,

die beim Beginn der Mobilmachung noch nicht einmal dem preußischen Staate einverleibt waren, und nicht voll herangezogen werden konnten — hatte am 24. Mai eine vollständig ausgerüstete Armee von 120,000 Mann in Belgien stehn, denen aus den entfernteren Provinzen 85,000 Mann in Bewegung waren zu folgen. Das reichere Frankreich mit 30 Millionen Einwohnern, begann am 15. Juni den Krieg, mit nur 128,000 Mann, während 70,000 anderweitig vertheilt waren. Von den Nationalgarden, welche dieser Armee als Rückhalt dienen sollten, waren vollständig ausgerüstet in Bekleidung und Bewaffnung nur etwa 100,000 Mann. Sie waren von vorn herein nicht bestimmt, gleich der preußischen Landwehr, neben der Linie als Gefechtstruppen verwandt zu werden, sondern beschränkt auf die secundären militärischen Aufgaben der Localvertheidigung. Der Grund ist, daß der französische Bürger weit entfernt war, in der Vertheidigung des Kaiserthums die Vertheidigung des Vaterlandes zu sehn. Das Entgegenkommen der Nation fehlte so sehr, daß Napoleon anfänglich die dienstpflichtige Altersklasse des Jahres 1815 selbst überhaupt nicht einberief, sondern damit bis unmittelbar vor dem thatsächlichen Ausbruch der Feindseligkeiten wartete.

Durch eine große That hoffte er erst die Stimmung und den Glauben des französischen Volkes von Neuem zu beleben, um die unumgänglichen erneuten Opfer von ihm zu erlangen.

Die Verbündeten schienen ihm wirklich Gelegenheit zu einer solchen That zu geben. Um das zunächst bedrohte Land, Belgien, auch gegen eine vorübergehende Occupirung zu schützen, lagerten die zuerst auf dem Platz erschienenen Heere von Blücher und Wellington unmittelbar an der Grenze. Sie sollten dort die Annäherung der großen Massen abwarten und waren nicht im Stande vor der wirklichen Eröffnung des Kampfes die Grenze zu überschreiten, da dieselbe auf allen Wegen durch zahlreiche kleine Festungen gesperrt war. Hinter diesen Festungen konnte sich eine bedeutende feindliche Macht ansammeln, ohne daß man es sofort

bemerkte oder den Weg, den sie einschlug, vorhersehen konnte. So setzte der Wunsch, das Land vollkommen gleich an der Grenze zu decken, mit der Beschränkung, das feindliche Gebiet noch nicht zu verletzen, die Truppen selbst der Gefahr eines Angriffs aus.

Dem Auge Napoleons entging eine solche Blöße nicht.

Während seine Rüstungen nur langsam vorrückten, begnügte Napoleon sich, die ausgezeichnetsten und seiner Sache unbedingt ergebenen militärischen Elemente des Landes zusammenzunehmen und mit ihnen einen Ausfall zu machen, von dessen Erfolg er sich auf die Gegner wie auf das eigene Volk die größten Wirkungen versprechen durfte. Nach Außen hoffte er von einem Siege in Belgien nicht weniger als die Sprengung der großen Coalition selbst, im Inneren hätte die Conscription die nöthige Energie erhalten; die Gegner wären entmuthigt, die Gleichgültigen gespornt, die Freunde gestärkt und begeistert worden.

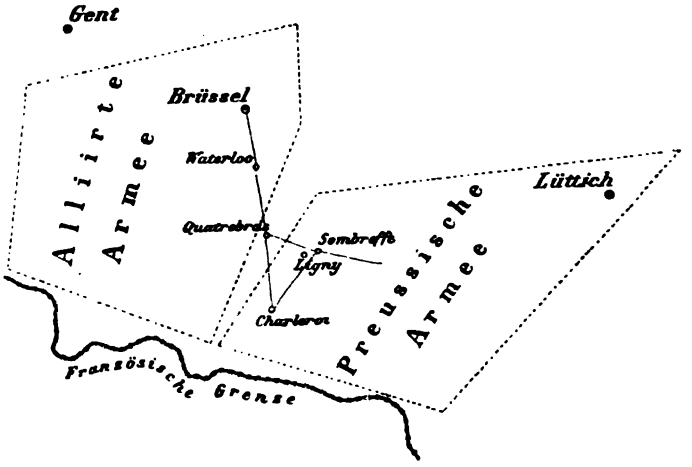
Zweites Capitel.

Genesis der Schlacht bei Ligny.

Am Abend des 14. Juni hatte Napoleon mit unübertroffener Geschicklichkeit seine Armee unmittelbar an der französisch-belgischen Grenze dem belgischen Städtchen Charleroi gegenüber vereinigt. Von drei Seiten her, Metz, Paris und Lille waren die verschiedenen Truppentheile gleichzeitig an dem bestimmten Sammelpunkt eingetroffen, um am anderen Morgen gemeinsam die Grenze zu überschreiten*). Bei Charleroi berührten sich die Cantonnements und Vorposten der beiden feindlichen Heere; hier konnten sich also beide am schnellsten vereinigen. Hier bei Charleroi lag für sie sogar, bei der Richtung des französischen Anmarsches vorläufig der einzig mögliche Vereinigungspunkt innerhalb Belgiens, denn hier kreuzten sich die beiden großen Straßen, auf denen beide Armeen sich von ihrer Heimath her heranbewegten. Von Charleroi nach Osten geht die Straße über Lüttich nach Aachen und Cöln, nach Norden führt sie über Brüssel nach Antwerpen. Jeder weiter zurückliegende Vereinigungspunkt hätte eine der beiden Armeen gezwungen ihre Verbindung mit der Heimath, bis eine neue Linie eröffnet war, aufzugeben und im Fall des Rückzuges für längere Zeit auf die geregelte Verpflegung und den Nachschub an Verstärkungen und Munition zu verzichten. Napoleon durfte annehmen, daß keiner der feindlichen Feldherrn sich diesen Nachtheilen aussetzen werde, sondern, wenn Charleroi genommen war,

*) Die Grenze war damals Charleroi viel näher als heute; das vorspringende Viereck, in dem Philippeville liegt, war französisch.

methodisch richtig sich auf seine Basis zurückziehend, die Vereinigung mit dem Alliirten vorläufig aufgeben müsse. Je weiter die Preußen nach Osten, die englisch-niederländische Armee nach Norden zurückging, desto mehr mußten sie sich von einander entfernen. Charleroi lag nur $2^1/_2$ Meilen von der französischen Grenze, welche die Verbündeten, weil noch keine officielle Kriegserklärung erfolgt war, nicht überschritten. Auf Charleroi also richtete Napoleon einen concentrischen Stoß seiner ganzen Armee. Er griff nicht einen Flügel der langgestreckten Ausdehnung der Verbündeten an, weil er durch ein Zurücktreiben schwächerer Kräfte wohl Land in Besitz genommen, aber keinen Sieg erfochten und die Concentration aller feindlichen Kräfte nicht verhindert hätte. Er griff auch nicht Wellington an, wie dieser besorgte, um ihn vom Meer abzuscheiden, weil er ihn damit den Preußen zugetrieben hätte. Sondern er griff die Preußen an der Stelle an, wo sie sich mit den Engländern berührten. Hier konnte allerdings am leichtesten eine allgemeine Concentration der feindlichen Kräfte stattfinden. Aber Napoleon rechnete, daß sein Anmarsch den Verbündeten verborgen bleiben würde; dann konnte er die Gegend bis über Charleroi hinaus in Besitz haben, ehe das Gros der Verbündeten ankam. Sie mußten ihm ihren Vereinigungspunkt also ohne ernstlichen Kampf überlassen.



Gelang dies ganze Manöver, so hätte sich Napoleon, die Preußen beobachtend, mit seiner Hauptmacht zunächst auf die englisch-niederländische Armee gestürzt, sie über Brüssel hinaus bis Antwerpen zurückgetrieben, die entfernteren Truppentheile vielleicht von der Hauptmacht abgeschnitten und selbst, wenn es ihm nicht gelang, dem feindlichen Heer in einer förmlichen Schlacht eine Niederlage beizubringen, doch durch die Trennung der beiden verbündeten Armeen und die Occupation Belgiens, dessen Bewohner ihn als Befreier begrüßen sollten, einen vorläufigen großen Erfolg erreicht. Noch viel größer aber war sein Vortheil, wenn die Verbündeten es wagten, um dieser Trennung vorzubeugen, gleich an der Grenze mit halbconcentrirten Kräften die Schlacht anzunehmen. Dann konnte Napoleon hoffen, einen Sieg zu erfechten, der ihm nicht nur ebenfalls Belgien überlieferte, sondern sowohl durch sein physisches als besonders durch sein moralisches Gewicht eine positive Hoffnung auf bleibenden Erfolg darbot.

Am 15. Juni des Morgens Zweieinhalb Uhr fing die französische Armee an, sich in Bewegung zu setzen. Etwa um vier Uhr traf sie auf die preußischen Vorposten und marschirte, wenig durch ihren Widerstand und einzelne Gefechte aufgehalten, mit reißender Schnelligkeit in dichtgedrängten Massen vorwärts.

So vollständig, wie Napoleon es erwartete, war aber die Ueberraschung der Verbündeten doch nicht. Zwar war ihr Nachrichtenwesen sehr unvollkommen; die Preußen, die ihren Truppen nicht einmal den Sold zahlen konnten, hatten kaum Geld genug für einige Boten jenseits der Grenze, die ihnen Nachrichten zubrachten. Wellington und der König Ludwig in Gent, die über die Stimmung und Heeresrüstung in Frankreich bisher die eingehendste Kundschaft erhalten hatten, waren diesmal im Stich gelassen. So kamen wohl im Lauf des 13ten und 14ten einzelne Nachrichten und Meldungen der Vorposten über Bewegungen des Feindes, aber sie waren nicht bestimmt genug, um die beiden Feldherren in ihrer Ansicht von der Unwahrscheinlichkeit eines feind-

lichen Angriffs zu erschüttern. Erst am Mittag des 14ten, also nur einen halben Tag, ehe die Franzosen die Grenze überschritten, erließ Blücher die vorläufigen Befehle für ein engeres Zusammenziehen und in der Nacht brachten zwei Deserteure so bestimmte Nachrichten, daß Gneisenau, der den Feldmarschall nicht wecken wollte, um 12 Uhr, wenige Stunden vor dem Beginn des Gefechts bei den Vorposten den Befehl gab, für eine wirkliche Concentrirung.

Noch wäre es möglich gewesen, durch zwei forcirte Märsche das Heer wirklich am 16ten auf Einen Punkt zu vereinigen. Es schien also, wenn Napoleon auch am andern Morgen in aller Frühe angriff, doch noch nichts versäumt, da eine Schlacht immer erst am 16ten geschlagen werden brauchte, ohne daß man durch das Zurückweichen des ersten Tages die Verbindung mit den Alliirten verlor. Eine solche Berechnung aber, die nicht den geringsten Spielraum für widrige Zufälle läßt, ist im Kriege schon ein großes Wagniß. Die kleinste Incongruenz der Umstände vereitelt das Gelingen und bei der Bewegung eines großen Heeres fehlt es selten an derartigen Frictionen. Das erfuhren diesmal die Preußen. Drei preußische Corps waren am 16ten rechtzeitig zur Stelle, das vierte aber, Bülow, blieb aus. Der General Bülow erhielt die Ordre Gneisenau's (von der Nacht) am 15ten Morgens 11 Uhr in Lüttich. Seine Truppen waren in Marsch, den vorläufigen, zwölf Stunden früher erlassenen Befehl Blüchers über eine nähere Zusammenziehung auszuführen; in den Cantonnements war Alles zu ihrer Aufnahme vorbereitet. Sollte der neue Befehl Gneisenau's ausgeführt werden, so mußten sie am Spätnachmittag den Marsch wieder aufnehmen, um in der Nacht an dem bestimmten Sammelpunkt anzukommen und dort bei sehr unzulänglicher Verpflegung zu biwakiren. Obgleich nun die Ordre Gneisenau's die ausdrückliche Mittheilung enthielt, es sei „unverzüglich der Angriff von Seiten des Feindes zu erwarten", so hielt der General Bülow doch ein so plötzliches Erscheinen des Feindes ohne Kriegserklärung für völlig unmöglich. Der Befehl schien ihm eine vom

Schreck eingegebene Uebereilung, die schuldige Rücksicht auf das Wohl der Mannschaft unüberlegt und ohne jeden Grund bei Seite gesetzt. Er stand ohnehin in seiner Anschauung Betreffs der Wichtigkeit dieser Rücksicht in demselben Gegensatz zu Gneisenau wie ehedem York. Da er in dem vergangenem Feldzuge nur ganz vorübergehend in dienstlichen Beziehungen zu Gneisenau gestanden hatte, so waren Mißhelligkeiten in Folge der verschiedenen Grundsätze über Kriegführung zwischen ihnen noch nicht ausgebrochen. Doch theilte Bülow die Eifersucht des älteren Generals gegen den einflußreichen jüngeren Generalstabschef. Bei dem guten Willen, den man zum Beginn eines großen Werkes mitzubringen pflegt, hatte bisher ein freundschaftlicher Ton in dem Verkehr zwischen den beiden Generalen obgewaltet, doch nicht so sehr, daß Gneisenau daran gedacht hätte, dem Marschbefehl eine nähere Erläuterung, namentlich hinsichtlich der Absichten des Hauptquartiers hinzuzufügen. So hatten die oppositionellen Suppositionen Bülow's den freisten Spielraum, und, an Selbständigkeit gewöhnt, einst durch energische Behauptung seiner Selbständigkeit gegen einen übelwollenden Oberbefehlshaber zu Bedeutung und herrlichem Erfolge gelangt, nahm Bülow von Dennewitz die Verantwortung auf sich den Befehl Gneisenau's nicht zu befolgen. Er sandte einen Offizier an das große Hauptquartier ab, seinen Entschluß, die vorgeschriebene Bewegung erst am 16ten auszuführen, mitzutheilen und zu motiviren.

Auch die späteren Ordres des Obercommandos verfehlten nun den General Bülow, da dieser nicht, wie man voraussetzte, sein Hauptquartier nach dem angewiesenen Punkt Hannut verlegt hatte. Der Feldjäger Roth, der am Nachmittag des 15ten, während Blücher mit dem Generalstabe von Namur nach Ligny ritt, zu mündlicher Aufklärung an Bülow abgeschickt war, entdeckte zuerst den Fehler, als er am Abend in Hannut anlangte und hörte, daß der General noch in Lüttich sei. Er schickte sofort seine Ordonnanz mit dieser Meldung an Gneisenau zurück und ritt selbst die Nacht hindurch nach Lüttich. Am 16ten Morgens gegen 5 Uhr langte

er in Lüttich an, 10 Meilen von Ligny. Er traf den Generalstabschef des Corps, Valentini in der noch stillen Straße. Wenige Worte genügten für die schreckliche Aufklärung Beide eilten zum commandirenden General. „Mein Gott, rief er aus, warum hat man mir das nicht gesagt?" In einigen Minuten wirbelten die Trommeln in allen Straßen, die Mannschaften zusammenzurufen. Man setzte sich in Bewegung zu einem Gewaltmarsch. Am Mittag erhielt der General einen mit Bleistift geschriebenen Zettel Gneisenau's vom Schlachtfelde, er möge sich auf das Plateau von Ardenelle, gerade hinter der preußischen Schlachtlinie dirigiren. Er antwortete, er werde um 8 Uhr Abends mit den ersten Brigaden daselbst eintreffen. Auch das war unmöglich; die marschierenden Truppen hörten am Nachmittag aus der Ferne den Kanonendonner der Schlacht*); aber in der glühenden Hitze stürzten einzelne Leute während des Marsches todt zu Boden. Gegen 10 Uhr Abends war das Corps, welches die Schlacht bei Ligny zu Gunsten der Preußen entscheiden sollte, noch eine Meile vom Schlachtfelde entfernt und machte Halt.

Die übrigen drei Corps hatten die Befehle des Hauptquartiers ausgeführt. Dem ersten Corps, Zieten, welches die Grenze bei Charleroi besetzt hielt, war in der Nacht der Schein der französischen Biwacksfeuer nicht verborgen geblieben. Man hatte freilich trotzdem einen so gewaltigen Angriff, wie er wirklich stattfand, nicht erwartet und weder die Brücken unterminirt noch die Lärmkanonen gelöst. Doch war man nicht unvorbereitet, als die Franzosen erschienen. In wohlüberlegter Weise, langsam unter stetem Fechten, wenn auch an einigen Stellen unter hartem Verlust zog man sich zurück. In starken Märschen waren gleichzeitig das zweite und dritte Corps vom frühsten Morgen an in Bewegung, sich dem zurückgehenden ersten Corps von der andern Seite zu nähern.

Charleroi, der eigentliche Kreuzungspunkt der Straßen für die Vereinigung der verbündeten Heere, war mit dem Beginn der

*) Dörk, Geschichte des 15. Infanterie-Regiments.

Feindseligkeiten schon im Besitz der Franzosen. 2½ Meilen diesseits Charleroi aber wurden die beiden großen Straßen geschnitten von einer dritten, welche auf diese Weise die nächste Verbindung zwischen den beiden verbündeten Heeren bildete. Der eine dieser Kreuzungspunkte heißt Quatrebras, an dem andern liegt das Dorf Sombreffe und davor das Dorf Ligny. Ging die preußische Armee bis über Sombreffe hinaus zurück, so war die Verbindung mit dem Heere Wellingtons vorläufig aufgegeben. Der weitere Verlauf des Feldzuges war dann nicht abzusehen. Die Gegend von Sombreffe selbst aber bot eine sehr günstige Defensivstellung. Der Major Graf Gröben hatte dieselbe schon im Mai recognoscirt und darüber Bericht erstattet. Blücher beschloß also nicht weiter als bis Sombreffe zurückzugehen und sich hier zur Schlacht aufzustellen. Das Hauptquartier wurde sofort von Namur dorthin verlegt. General Zieten erhielt den Befehl, womöglich an diesem Tage nicht weiter als bis Fleurus, ½ Meile vor Sombreffe zu weichen, die anderen Corps wurden ebenfalls dorthin dirigirt und konnten, bis auf das vierte, das am Abend erwartet wurde, im Laufe des nächsten Morgens und Vormittags in der ausgewählten Stellung eintreffen. Endlich wurde, um 12 Uhr Mittags, ein Bote nach Brüssel abgefertigt, um dem Herzog von Wellington zu melden, daß der Feldmarschall gesonnen sei, in der Stellung von Sombreffe die Schlacht anzunehmen und die schleunige Mittheilung erwarte, was der Herzog seinerseits beschlossen habe.

In Brüssel war man weit entfernt, die Lage als eine so ernste aufzufassen. Wellington, der direct aus dem französischen Kriegsministerium einen sehr genauen Bericht über die momentane Schwäche der französischen Armee hatte, hielt es für unmöglich, daß Napoleon gegen die große Ueberzahl der Verbündeten in Belgien offensiv vorgehen werde. Trotz der bedrohlichen Meldungen des 13ten und 14ten traf er daher keinerlei Vorbereitungen und blieb sogar mit seinem Hauptquartier in Brüssel, fast 10 Meilen von der französischen Grenze, wodurch alle plötzlich zu ergrei-

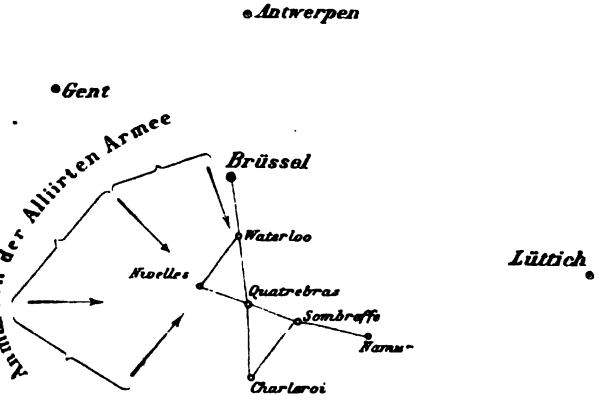
fenden Maßregeln den bedenklichen Verzögerungen entgegen wurden.

Gegen drei Uhr Nachmittags am 15ten, als die Franzosen bereits Charleroi in Besitz hatten und weiter vordrangen, kam der Prinz von Oranien, der das erste Corps unter Wellington commandirte, eilig nach Brüssel geritten und berichtete, daß er an jenem Morgen in der Frühe seine Vorposten abgeritten und bei den Preußen Geschützfeuer vernommen habe. Man setzte sich zu Tisch. Sehr bald erschien der General von Müffling, der zur Verbindung zwischen den beiden Oberfeldherren preußischerseits Wellington attachirt war, und brachte die Meldung eines preußischen Officiers, der am Morgen um 9 Uhr von Charleroi abgeschickt und um 3 Uhr bei ihm angekommen war*), um Genaueres über den Angriff der Franzosen zu berichten. Sie schienen Charleroi zu bedrohen. Diese Nachricht war dem Herzog zwar auffallend, aber doch nicht eigentlich bedenklich. Müffling wurde aufgefordert zu bleiben und es scheint, daß man die Sachlage eingehend besprach.

Unter den drei verschiedenen Möglichkeiten eines französischen Angriffs, die der Herzog im Voraus in Betracht gezogen hatte, befand sich ein Angriff über Charleroi nicht. Der Herzog hielt diese Bewegung daher für ein Scheinmanöver, bestimmt ihn von der wahren Angriffslinie abzuziehen. Er erwartete, die Franzosen würden am rechten oder linken Scheldeufer vorgehen, um ihn mit seiner Armee vom Meere abzudrängen. Er trug also Bedenken, ehe die Bewegungen der Franzosen zweifellos erkannt seien, seine Truppen sämmtlich in die Mitte des Landes zu ziehen und jenen den Westen frei zu geben. War aber der Angriff auf die Preußen bei Charleroi in der That ernstlich gemeint, so hielt es der Herzog für wahrscheinlich, daß die Franzosen gleichzeitig in einer zweiten Colonne weiter westlich über Nivelles gegen seine Armee vorgehn

*) Müffling, Brief an den General Hofmann (in dessen Geschichte des Feldzuges S. 132. Wellingt. Disp. XII p. 473, Brief Wellingtons an den Herzog v. Berry.

würden. Hier hoffte er ihnen kräftig begegnen zu können, da sich bei Nivelles im Laufe des folgenden Tages leicht der größte Theil seiner Armee vereinigen ließ. Wellington beauftragte also den General von Müffling dem Fürsten Blücher zu melden, daß er am folgenden Tage mit seiner ganzen Macht bei Nivelles stehen werde. Die verbündeten Armeen könnten sich dann gegenseitig unterstützen.



Man war in der zuversichtlichsten Stimmung und sah noch keineswegs etwas drängendes in den Umständen. Obgleich Müffling schon um 3 Uhr die Meldung aus Charleroi erhalten hatte, schrieb er erst am Abend um 7 Uhr — noch bei dem Herzog, nach beendigtem Diner — seine Meldung*) und erließ dieser seine Be-

*) Der Brief ist im Original erhalten unter den Gneisenau'schen Papieren. Er lautet:

„So eben trifft hier die Nachricht ein daß der Gnl. Lt. v. Zieten angegriffen ist.

Der Herzog Wellington hat befohlen daß alles sich auf dem Rend. Vous sammelt, und der Prinz von Oranien soll ihm berichten ob Colonnen auf Nivelles gerichtet sind, denn entweder der Feind geht längst der Sambre um sich mit Colonnen zu vereinigen welche von der Gegend von Givet kommen, oder er greift bei Fleurus an, und dann ist es wahrscheinlich daß er auch bei Nivelles angreift.

Sobald der Mond aufgeht setzt sich die Reserve in Marsch, und wenn der

fehle an die Truppen. Da man noch bestimmtere Nachrichten abwarten wollte, so erhielten sie noch keinen eigentlichen Marschbefehl, sondern sollten vorläufig nur Divisionsweise aus den Quartieren zusammengezogen werden und sich zum sofortigen Abmarsch bereit halten.

Um 10 Uhr erhielt Müffling die erste Nachricht aus dem preußischen Hauptquartier in Namur. Es war die Ankündigung, daß Blücher am folgenden Tage bei Sombreffe die Schlacht anzunehmen gedächte und eine Mittheilung über den Entschluß des Herzogs erwarte*).

Müffling suchte diesen unverzüglich auf. Keine Nachricht hätte dem Herzog erwünschter sein können. Durch den Entschluß der Preußen bei Sombreffe ihre ganze Armee zu concentriren, war seine Armee vor jedem Anfall der Franzosen auf dieser Seite gesichert. Um so mehr Sorgfalt konnte nun auf die Sicherung der anderen Seite verwandt werden. Zwar war eine Meldung, daß etwa auch auf anderen Punkten der Grenze feindliche Streitkräfte erschienen seien, nicht eingelaufen, dennoch zog Wellington es jetzt vor, die Truppen noch nicht direct auf den beabsichtigten Concentrationspunkt Nivelles zu dirigiren**). Sie sollten vorläufig nur

---

Feind nicht bei Nivelles zugleich angreift so wird der Herzog morgen mit seiner ganzen Macht in der Gegend von Nivelles sein um Euer Durchlaucht zu unterstützen, oder im Fall der Feind Höchstdieselben bereits angegriffen hätte nach einer zu nehmenden Abrede, grade in seine Flanque oder in seinen Rücken zu gehn.

Ich glaube Euer Durchlaucht werden mit dieser Erklärung und Thätigkeit des Herzogs zufrieden sein. Ich hoffe daß wir am 17ten Victoria schießen können.

Brussel den 15. Juny 1815
7 Uhr Abends. v. Müffling."

Auf der Adresse drei Kreuze (das Zeichen der Eile für die Ordonnanz) und „immediate". Mit wie wenig Ueberlegung dieser Brief geschrieben worden ist, geht daraus hervor, daß der Mond am 15. Juni 1815 in Brüssel um Mittag aufging.

*) Abgedruckt bei Ollech, Geschichte des Feldzuges von 1815.

**) Ueber die Marschbewegungen der alliirten Armee s. das Tableau im Anhang.

in der Richtung auf Nivelles alle um eine Etappe vorrücken. Wären also in der That noch Meldungen über einen feindlichen Angriff im Westen angelangt, so konnten sie ohne Schwierigkeit noch nach einem andern Punkt dirigirt werden. Auch hierdurch brauchte noch kein Zeitverlust entstehen, wenn nur der nächste Befehl rechtzeitig nachgesandt wurde. Müffling meldete also (gegen Mitternacht) dem preußischen Oberbefehlshaber, daß die alliirte Armee in zwölf Stunden concentrirtsein werde und schon am folgenden Morgen um 10 Uhr 20,000 Mann bei Quatrebras stehen sollten, das Cavalleriecorps bei Nivelles. Diese letzteren, speciellen Zusicherungen gab man wohl mehr, um das preußische Hauptquartier zu beruhigen, als daß man sie selbst für nothwendig gehalten hätte. Die Auffassung Gneisenaus erschien dem Herzog sehr übertrieben und Müffling stimmte ihm darin bei; sie hielten es offenbar für unmöglich, daß Napoleon so plötzlich mit einer ganzen Armee zur Stelle sei *). Die Truppen, welche nach Quatrebras bestimmt waren, machten also keinen Nachtmarsch, wie ursprünglich beabsichtigt war, sondern brachen erst kurz vor Tagesanbruch am anderen Morgen auf; sie erhielten auch vorläufig nur den Befehl bis Waterloo, auf dem halben Wege nach Quatrebras zu marschieren und dort weitere Befehle abzuwarten. In der Nacht ging Wellington, um seine Kaltblütigkeit zu zeigen, noch auf einen Ball und erst am Morgen

*) Ohne die Voraussetzung, daß der Herzog die Gefahr unterschätzte, wäre sein zögerndes Vorgehen wohl überhaupt nicht zu erklären und es ist auch direct folgendermaßen bezeugt. In der Mittheilung aus dem preußischen Hauptquartier, die Müffling am Abend 10 Uhr erhielt, ist gesagt, der General Zieten sei angewiesen, an diesem Tage womöglich nicht weiter als bis Fleurus zurückzugehen. Genau das war geschehen und Zieten hatte vor Fleurus Halt gemacht. Nun berichtet Müffling in seinem Brief an den General Hoffmann, wie erstaunt das englische Hauptquartier („wir") gewesen sei, als es am andern Tage die Preußen in dieser Stellung fand. Darauf sei die Versammlung der englischen Truppen bei Quatrebras nicht berechnet gewesen. Man hat also die Mittheilung Gneisenau's vom vorigen Abend für ein Resultat übertriebener Besorgniß gehalten, später aber natürlich von diesem Versehen nicht weiter gesprochen.

um 5 Uhr, als er sich zu Pferde setzte, um sich mit seinem Stabe selbst an den Ort der Gefahr zu begeben, erließ er den Befehl an die entfernteren Divisionen, abermals um eine Etappe in der Richtung auf Nivelles vorzurücken. Jetzt war aber bereits ein bedeutender Zeitverlust eingetreten; denn in den zehn Stunden von dem Erlaß des ersten Befehls bis zu dem jetzigen waren die Truppen nur um etwa zwei Meilen vorwärts bewegt worden. Die am vorigen Abend dem Verbündeten gemachte Zusage, am 16ten mit der ganzen Armee bei Nivelles zu stehen, war schon vor dem Abend des 16ten nicht mehr zu erfüllen.

Als Wellington Brüssel verließ, erschien ihm die Situation noch so wenig bestimmt, daß er vorläufig nur Waterloo als das Ziel seines Vorgehens angab. Hier, wo sich der Weg theilt, wollte er sich entscheiden, ob er nach Nivelles oder nach Quatrebras gehen solle. Bei Waterloo überholte er die am Morgen von Brüssel abmarschierten Truppen des Reserve-Corps, ließ sie aber noch weiter an diesem Punkt liegen und eilte selbst vorwärts nach Quatrebras. Unterwegs erhielt er die genaueren Nachrichten über das Vordringen der Franzosen am vorhergehenden Abend. Sie standen bereits unmittelbar vor Quatrebras. Das hatte der Herzog nicht erwartet. Er ritt selbst auf die Vorposten und sagte, nachdem er die Gegend genau recognoscirt hatte, mit der gewohnten Kälte zu dem Prinzen von Oranien: „Sie werden hier bald angegriffen werden". Aber die ungeheure Gefahr, die über seinem Haupte schwebte, war ihm nicht verborgen geblieben. Seine Divisionen waren noch auf meilenweite Entfernungen von einander getrennt. Auf dem Platz befanden sich nur 7000 Mann, auch diese gegen seinen ausdrücklichen Befehl in der Nacht durch den niederländischen General Perponcher, der die Situation am Orte richtiger zu beurtheilen glaubte, als der Oberbefehlshaber in Brüssel, von Nivelles herbeigeführt. Rückten die Franzosen jetzt mit Macht vor, so konnte man ihnen nicht widerstehen. Der Feldherr selbst wurde mit einem Theil seiner Armee, und dieser fast ohne alle Cavallerie

über Brüſſel zurückgetrieben, die anderen Corps mußten auf Gent zurückgehen. Frühſtens vor Antwerpen konnte man ſich wieder vereinigen, und die ſchwerſten Verluſte waren unvermeidlich.

Rettung konnten einzig die Preußen bringen. Sie hatten ja gemeldet, daß ſie bei Sombreffe die Schlacht annehmen wollten. Wenn ſie daran feſthielten, ſo war der Anmarſch der verbündeten Truppen allerdings geſichert, da die Franzoſen nicht die ganze preußiſche Armee in ihrer Flanke ſtehen laſſen konnten, ſondern ſich erſt mit dieſer beſchäftigen mußten, ehe ſie die Armee Wellingtons angriffen. Aber die Abſicht der Preußen war ohne Zweifel auf eine kräftige Unterſtützung Seitens der Alliirten baſirt. War ihnen dieſe nicht völlig geſichert, ſo konnten ſie es vorziehen, der franzöſiſchen Uebermacht momentan zu weichen und Wellington darauf verweiſen, ſich mit dem gefährdeten Theil der Armee ihnen anzuſchließen. Faſt ganz Belgien, mit Brüſſel, wo der König der Niederlande reſidirte, mit Gent, wo der vertriebene König von Frankreich reſidirte, wäre dann in Folge der verſpäteten Concentrirung der alliirten Armee widerſtandslos den Franzoſen in die Hände gefallen. Grade um das zu vermeiden, hatte Wellington ja gewünſcht, daß die Preußen aus ihrem eigenen Lande nach Belgien vorrückten. Unter keinen Umſtänden, beſchloß er nun doch Belgien den Franzoſen zu überlaſſen. Er ſchrieb alſo einen eigenhändigen noch heute im Kriegsarchiv des Großen Generalſtabes zu Berlin aufbewahrten Brief*)

*) Sur les hauteurs derriere Frasnes le 16 Juni 1815, à 10 heures et demi.

Mon cher Prince.

Mon Armée est situé comme il suit. Le Corps d'Armée du Prince d'Orange a une division ici et à quatre Bras; et le reste à Nivelles. La Reserve est en marche de Waterloo sur Genappe, où elle arrivera à Midi. La Cavalerie Anglaise sera à la même heure à Nivelles. Le Corps de Lord Hill est à Braine le Comte.

Je ne vois pas beaucoup de l'ennemi en avant de nous, et j'attends les Nouvelles de votre Altesse; et l'arrivée des troupes pour décider mes operations pour la journée.

Rien n'a paru du cote de Binche, ni sur notre droite.

Votre très obeissant serviteur

Wellington.

an den Fürsten Blücher, in französischer Sprache und theilte ihm darin mit, daß von seinen vier Armeecorps das erste bei Nivelles und Quatrebras stehe, das zweite bei Braine le Comte, 3 Meilen von Quatrebras; das Reservecorps werde um 12 Uhr in Genappe ½ Meile von Quatrebras sein, das Cavalleriecorps in Nivelles. Es ist unmöglich sich einer peinlichen Empfindung zu erwehren, wenn man die Angaben dieses Briefes mit der thatsächlichen Stellung, welche die Truppen in jenem Momente einnahmen, vergleicht. Von den vier Divisionen des ersten Corps war eine in Nivelles und Quatrebras, zwei erreichten Nivelles um Mittag, die letzte etwa zwischen 4 und 5 Uhr. Von dem zweiten Corps war noch nichts in Braine le Comte. Das Cavalleriecorps, das um 12 Uhr in Nivelles sein sollte, ist erst gegen Abend dahin gelangt. Von dem Reservecorps sind eine Division und die Reserve-Artillerie an jenem Tage überhaupt nicht an den angegebenen Ort gelangt, die übrigen erst im Laufe des Nachmittags und Abends. Täuschte Wellington wirklich sich selbst so vollständig über die Position seiner eigenen Armee? Es ist unmöglich. So eben erst, frühstens in Genappe um 9 Uhr, waren die Befehle ertheilt worden, welche das Reservecorps anwiesen, nach Quatrebras, die Cavallerie und die Division Cooke nach Nivelles vorzurücken. Das Reservecorps stand unter Wellingtons directem Befehl und lag in seinem Hauptquartier Brüssel. Er mußte nothwendig wissen, wie weit der größte Theil desselben noch im Anmarsch zurück war. Von der ganzen Armee hat sich bis auf die eine Division, die bereits in Quatrebras stand, auch nicht eine einzige Abtheilung zu der angegebenen Zeit an dem betreffenden Orte befunden.

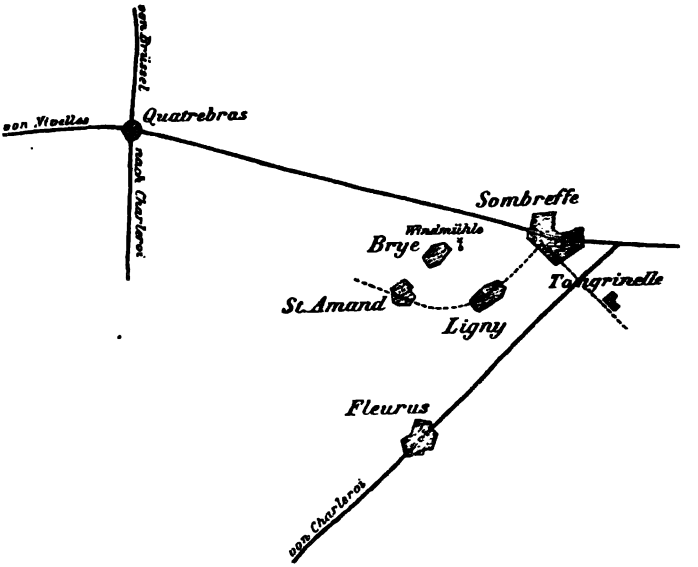
Ohne Zweifel stellte sich Wellington die Gefahr für die Preußen nicht so groß vor, wie sie in Wirklichkeit war. Er erwartete noch immer die Franzosen würden auch bei Nivelles angreifen und hier konnte er ihnen schon am Nachmittag eine ziemlich beträchtliche Truppenmacht entgegenstellen. Die entfernteren Truppentheile namentlich die Cavallerie mag er näher vermuthet haben, als sie

wirklich waren: daß er dem preußischen Oberbefehlshaber die Position seiner Armee günstiger darstellen wollte, als sie thatsächlich war, bleibt unverkennbar.

Nachdem der Herzog die Stellung bei Quatrebras genau besichtigt, ritt er selbst zu den Preußen hinüber, um die nothwendigen mündlichen Verabredungen zu nehmen. Er langte um 1 Uhr bei ihnen an und traf Blücher mit seiner Umgebung auf der Höhe von Brye, nördlich Ligny, bei der Windmühle, von wo man die ganze Gegend überschaut. Drei preußische Corps waren zur Stelle.

Das Corps Zieten war am Abend des 15ten, wie Gneisenau es gewünscht hatte, bis vor Fleurus zurückgegangen und hatte daselbst die Nacht zugebracht. Man war hier nicht ohne Besorgniß, da bei Einbruch der Dunkelheit von der Ankunft der andern Corps noch nichts zu erblicken war. Der Generalstabschef Zietens, der Oberstlieutenant von Reiche, ritt noch in der Nacht zu Gneisenau, um die Erlaubniß zu erbitten mit dem Corps sofort in die festere Stellung von Sombreffe zurückzugehen. Gneisenau schlug es ab, da den Truppen nach der Anstrengung des Tages die Ruhe durchaus nöthig war, und die Franzosen, welche den ganzen Tag marschiert waren, so bald nicht erwartet werden konnten. Die ehemals in Aussicht genommene Stellung aber, von Sombreffe bis Tongrinelle Front nach Westen, wies Gneisenau durchaus zurück, weil dieselbe schon zu weit rückwärts liege um die Verbindung mit der Wellingtonschen Armee genügend zu sichern und daher den Engländern zur Veranlassung werden könne, sich verlassen wähnend, zum Meere und zu ihren Schiffen zurückzugehen. Da nun in der Nacht die Meldungen Müfflings ankamen, daß Wellington am andern Tage mit seiner ganzen Macht in der Nähe sein werde, so wurde eine Stellung gewählt, die es ermöglichte eine gemeinschaftliche Schlacht zu liefern. Während der linke Flügel die ursprüngliche Position von Sombreffe, die man der Rückzugslinie wegen nicht aufgeben durfte, festhielt, wurde in der Richtung zu den Verbündeten das Centrum und der rechte Flügel so weit vorge-

bogen, daß die Stellung endlich einen rechten Winkel bildete. Die Dörfer Ligny, Brye und St. Amand dienten als Stützpunkte der neuen Position. Zunächst besetzte das erste Corps am Morgen diese drei Dörfer. Als das zweite Corps ankam, stellte es sich dahinter als Reserve auf. Das dritte Corps endlich, um 12 Uhr anlangend, besetzte die Stellung von Sombreffe bis Tongrinelle.



Obgleich diese Stellung wohlüberlegt und mit aller Sorgfalt genommen wurde, so war man doch den ganzen Vormittag hindurch noch nicht völlig entschieden, die Schlacht anzunehmen. Die Verhältnisse waren in vieler Beziehung sehr ungünstig. Das Schlachtfeld, obgleich die einzelnen Dörfer zur Vertheidigung wohl geeignet waren, war außerordentlich mangelhaft. Die Stellung des dritten Armeecorps war an sich stark, aber für Offensiv-Bewegungen ungeeignet. Das lag weniger in dem Terrain selbst, wie man wohl gesagt hat und das in der That nicht so ungünstig ist, als in der Bestimmung des Corps. Es hatte die Rückzugslinie zu decken

und mußte zu diesem Zweck eine Stellung von der Ausdehnung einer halben Meile besetzen und nothwendig einige Reserve behalten. Es fehlten ihm also zu einer kräftigen Offensive die Mittel. Dazu war seine Verbindung mit dem andern Theil des Schlachtfeldes sehr beengt. Wenn der Feind sich also darauf beschränkte den rechten Flügel und die Mitte anzugreifen, so konnte das dritte Corps weder direct noch indirect sonderliche Hülfe bringen und es blieben nur zwei Armeecorps für die eigentliche Schlacht. Endlich stand der rechte Flügel, wie man sagt, in der Luft; er konnte ohne Weiteres von den Franzosen umgangen werden. Nun war schon in der Nacht vom Bülowschen Corps die Nachricht von der verzögerten Concentrirung eingetroffen, wodurch das rechtzeitige Erscheinen dieses Corps sehr unwahrscheinlich wurde. Es blieb nur die in Aussicht gestellte Hülfe der alliirten englisch-niederländischen Armee. Aber das preußische Hauptquartier war von Anfang an nicht ohne ein gewisses Mißtrauen gegen den Herzog von Wellington, das wohl hauptsächlich von dem General von Grolmann ausging, der unter Wellington in Spanien gedient hatte und in diesem Feldzug Müfflings ehemalige Stellung als General-Quartiermeister bei Blücher bekleidete.

Da kam um Mittag der Brief Wellingtons, daß er mit drei Armeecorps in Entfernungen von höchstens 2½ Meilen vom Schlachtfelde stehe. Dann erschien er selbst. Drüben von der entgegengesetzten Höhe recognoscirte gleichzeitig Napoleon die preußische Stellung. Man wollte deutlich seine Gestalt in der Mitte der umgebenden Officiere erkennen.

„Was wollen Sie, daß ich thue?" fragte Wellington den preußischen Generalstabschef. Zwei Wege boten sich, auf denen die Alliirten den Preußen zu Hülfe kommen konnten. Entweder sie kamen auf der graden Straße von Quatrebras nach Sombreffe und traten auf als directe Verstärkung des preußischen rechten Flügels, mit dem sie dann vereinigt zum Angriff übergehen konnten. Oder sie rückten vor auf der Straße nach Charleroi, direct

südlich und kamen dann, sich links wendend, den Franzosen in den Rücken. Letzteres wäre das Wirksamste gewesen, aber da es leicht geschehen konnte, daß die Franzosen mit geringen Kräften die Alliirten hier so lange aufhielten, bis die Preußen geschlagen waren, so erklärte Gneisenau, daß er den ersteren Weg vorziehe. Da man jedoch nicht wissen konnte, wie die Franzosen verfahren würden, namentlich ob sie nicht mit bedeutenden Kräften bei Quatrebras selbst angriffen, so wurde die endliche Entscheidung über den einzuschlagenden Weg Wellington selbst an Ort und Stelle überlassen. Bald nach 2 Uhr, als der französische Angriff begann, ritt Wellington nach Quatrebras zurück.

Wir wissen nicht, was der englische Herzog empfand, als er Blücher, ohne einen Zweifel laut werden zu lassen, seine Hülfe zusagte.*) Seine ganze Armee war 96,000 Mann stark. Die Preußen mußten nach seinen Mittheilungen annehmen, daß er zwischen 2 und 3 Uhr etwa 60,000 Mann bei Quatrebras vereinigt haben werde, zu denen am Abend möglicherweise noch das Uebrige sich gesellte. In Wirklichkeit fand Wellington bei seiner Rückkehr nach Quatrebras 7000 Mann vor, die bis zum Abend successive auf einige dreißigtausend anwuchsen. Schrittweise war Wellington in seine unwahre Stellung hineingerathen. Wenn seine ersten Maßregeln der Lebhaftigkeit der Versicherungen in dem Briefe Müffflings an Blücher nicht entsprachen, so konnte der Herzog hoffen, das Versäumte noch wieder einzuholen. Als er am Morgen seine eigenhändigen Mittheilungen über die Position seiner Armee machte, glaubte er wohl mehr die Preußen zu seiner eigenen Hülfe festzuhalten, als sie selbst einer Gefahr auszusetzen. Erst beim Anblick der Franzosen vor Ligny selbst überzeugte er sich mit einem gewissen Erstaunen,**) daß die Preußen den Hauptangriff erfahren würden. Sollte er jetzt die Angaben seines Briefes zurücknehmen? Eine lebhafte, waffenbrüderliche Empfindung hatte er nicht. In Spa-

*) S. Excurs.

**) Diesen Eindruck hatten wenigstens mehrere Augenzeugen.

nien hatte er im ersten Jahre seiner Befehlsführung so schlechte Erfahrungen über das Zusammenwirken mit einem fremden Heere gemacht, daß er forthin seine Operationen ausschließlich auf seine eigenen Kräfte basirte und auf jede directe Unterstützung der spanischen Feldherren verzichtete.

Was auch seine Seele bewegte, seine Miene blieb unverändert, als er beim Abschied, Alles zusammenfassend, die Worte sprach: um vier Uhr werde ich hier sein.

Bauend auf Wellington's Zusage, noch in der Hoffnung, daß wenigstens am Abend spät noch einige Truppen vom vierten Corps anlangen würden, beschloß jetzt Blücher endgültig die Schlacht anzunehmen.

Drittes Capitel.

Schlacht bei Ligny.

Den Franzoſen hatte Napoleon nach der Anſtrengung des vorhergehenden Tages am Morgen des 16ten volle Ruhe gelaſſen. Ueber fünf Meilen war die Avantgarde unter häufigen Gefechten vorgedrungen, von Charleroi an auf den beiden Straßen nach Oſten und Norden, und hatte endlich am Abend vor Fleurus und Quatrebras Halt gemacht. Da der Kaiſer durch ſeine Kundſchafter unterrichtet worden war, daß am 14ten in Namur und Brüſſel noch Alles ruhig geblieben ſei, ſo glaubte er nicht, daß die Verbündeten aus ihren weitläufigen Quartieren ſchon am 16ten und ſo unmittelbar vor ſeiner Front, bei Ligny und Quatrebras ihre Concentrirung bewerkſtelligen und ihm eine Schlacht anbieten würden. Thaten ſie es doch, ſo konnte ihre Concentrirung immer ſchwerlich vollkommen ſein, Napoleon fand alſo deſto leichter Gelegenheit, einen Sieg über ſie zu erfechten. Vom 15ten Abends an glaubte er alſo keinen Grund mehr zu haben zu einer beſonderen Beſchleunigung ſeiner Bewegungen. Im Gegentheil, er ſchonte die Truppen, um ſie für den Fall eines wirklich ernſten Gefechts friſch zu erhalten. Erſt am 16ten Morgens zwiſchen 8 und 9 Uhr wurden daher die Befehle ausgegeben zum Vorrücken und zur Beſitznahme der beiden Straßenknoten von Sombreffe und Quatrebras. Gelang dieſelbe, ſo war die Verbindung zwiſchen den Preußen und Engländern vorläufig aufgehoben.

Die Abtheilung, welche auf der Straße von Brüssel gegen Quatrebras vorrückte, commandirte der Marschall Ney; die Abtheilung, welche gegen Sombreffe vorging, der Marschall Grouchy; die Garden behielt der Kaiser unter seinem eigenen Commando als Reserve zurück, um je nach Bedürfniß den einen oder andern der Marschälle zu unterstützen. Die Ordres, welche der Kaiser an diese beiden erließ, sind größtentheils erhalten und lassen seine Absichten und Anschauungen deutlich erkennen. Er wollte zunächst selbst gegen die Preußen vorgehen und ließ auch seine Garden in dieser Richtung antreten, obgleich er es nicht für wahrscheinlich hielt, daß er die Preußen finden würde. War das Terrain dann einige Meilen über Sombreffe hinaus aufgeklärt, bezüglich die Preußen zurückgetrieben, so wollte er sich in einem Eilmarsch gegen Brüssel wenden, wo die Truppen Ney's am nächsten Morgen um 7 Uhr schon eintreffen sollten. Die Proclamation, die er von Brüssel aus an die Belgier und Rheinländer richten wollte, war bereits gedruckt.

Da er nun aber — mit einigem Erstaunen — sah, als er bei Fleurus um 11 Uhr aus dem Wagen stieg, daß die Preußen ihm Stand hielten, so mußte er sich erst mit diesen abfinden und beschloß sie unverzüglich anzugreifen.

Erst während die Franzosen sich zum Angriff formirten, rückten die Preußen vollständig in ihre Positionen. Ein Theil derselben hatte bis dahin noch hinter den Dörfern gestanden,*) in denen sie Stellung nehmen sollten, weil man erst abwarten mußte, wohin Napoleon seinen Angriff dirigiren würde. Man konnte erwarten, daß er den so sehr exponirten rechten Flügel suchen würde zu umgehen, um die Preußen von ihren Verbündeten weg dem Rhein zuzutreiben. In diesem Fall hätte man das dritte Corps aus seiner Seitwärts-Stellung in die eigentliche Schlachtlinie ziehen können und die Schlacht hätte sich über St. Amand hinaus bis

*) Damitz, Geschichte des Feldzuges von 1815 I, S. 114 ff.

gegen die Chaussee von Quatrebras hin erstreckt. Erst durch den Anmarsch der Franzosen bestimmte sich die Schlachtlinie der Preußen. Während Gneisenau ursprünglich die Linie Ligny-Brye als die eigentliche Front, St. Amand als ein vor derselben belegenes Außenwerk betrachtet hatte, so nahm die Schlachtlinie jetzt die von uns oben beschriebene Form an.

Zu der von ihm gewählten Angriffsfront wurde Napoleon wohl zum Theil durch einen Irrthum über die Stärke der Preußen veranlaßt. Am Morgen hatte er an Grouchy geschrieben, nach seinen Nachrichten könnten die Preußen ihm nicht mehr als 40,000 Mann entgegenstellen. Noch unmittelbar vor Beginn des Gefechts ließ er an Ney schreiben, daß er mit einem preußischen Truppencorps zu thun habe. Griff er ein solches vereinzeltes Corps in der Richtung auf seine Basis an, so war Alles, was er erreichen konnte, daß er es mit bedeutendem Verlust zurücktrieb. Griff er es aber von Süden her an, so trennte er es von der übrigen preußischen Armee und konnte hoffen, es völlig aufzureiben. Da er erwartete, daß Ney bei Quatrebras keinen Widerstand finden würde, so gab er ihm den Befehl, von dort aus den Preußen in die Flanke zu fallen. Wären alle diese Voraussetzungen eingetroffen, so mußte der Angriff von Süden her zur Vernichtung der Preußen führen.

Sobald die Schlacht begonnen hatte, wurde Napoleon gewahr, daß er es nicht mit einem Truppencorps, sondern mit einer Armee zu thun habe. Da die Schwenkung seiner Corps aber einmal bewirkt war, so war es zu spät, sie wieder rückgängig zu machen. Auch so bot der Angriff von Süden außerordentliche, tactische Vortheile. Der Befehl an Ney wurde erneuert, den Preußen in den Rücken zu fallen — auf derselben Straße, auf welcher die Preußen den Anmarsch der englisch-niederländischen Armee erwarteten. Die Hoffnung beider wurde getäuscht, da die Erwarteten sich gegenseitig festhielten, aber der Nachtheil, der Napoleon daraus erwuchs, war der geringere. Denn immer erreichte

er durch seine Drehung, daß die Preußen jene so unvortheilhafte doppelte Schlachtlinie bilden mußten, um ihre Rückzugslinie zu decken. Hätte er die vortheilhafter erscheinende Umfassung des rechten Flügels unternommen, so hätten die Preußen derselben sehr leicht durch die Heranziehung des dritten Corps entgegentreten können, hätten dann methodisch richtig senkrecht auf ihrer Rückzugslinie gestanden und alle ihre Truppen gleichmäßig verwenden können. Wie sie jetzt standen, ist es Napoleon thatsächlich gelungen, das dritte Corps von Sombreffe bis Tongrinelle durch eine schwache Division und einige Cavalleriebrigaden so zu beschäftigen, daß die Preußen die Schlacht mit nur wenig mehr als zwei Drittheilen ihrer vorhandenen Stärke durchfechten mußten.

Um zwei Uhr begann Ney die bei Quatrebras stehende niederländische Division anzugreifen und trieb sie bald zurück, bis gegen $3^1/_2$ Uhr die ersten Truppen von Brüssel her anlangten. Von da an ging das Gefecht hin und her bis zum Einbruch der Dunkelheit, wo zuletzt die Alliirten die Oberhand behielten und die Franzosen zurücktrieben. Wellington commandirte das Gefecht selbst und hatte gegen 7 Uhr etwa 36,000 Mann zur Stelle. Ney brachte im Ganzen 21,000 Mann ins Gefecht. Die Absicht, den Preußen bei Ligny zu Hilfe zu kommen, scheint Wellington gleich im Anfang fallen gelassen zu haben, denn er ließ 10,000 Mann, die bei Nivelles standen und in zwei Stunden in Quatrebras sein konnten, dort stehen, um seinerseits gegen jede französische Umgehung unbedingt gesichert zu sein.

Bei Ligny begann die Schlacht um $^1/_2$3 Uhr. Die Franzosen waren 78,000 Mann stark, von denen jedoch 10,000 nicht in's Feuer kamen; auch war für ihre besonders zahlreiche Reiterei das Terrain nicht günstig, so daß sie erst bei dem letzten entscheidenden Vorstoß zu ergiebigerer Wirksamkeit gelangte. Die Preußen hatten 86,000 Mann zur Stelle, wovon etwa 20,000 in der Hakenstellung von Sombreffe standen. Mit dem Herzog von Wellington war eine ständige Verbindung durch eine Ordonnanzenkette und Offi-

ciere hergestellt, welche von Zeit zu Zeit über den Stand der Dinge Nachricht hinüber und herüber brachten. Der General von Müffling meldete sehr bald, daß Wellington selbst angegriffen sei bei Quatrebras, doch erst ganz allmählig erstarb die letzte Hoffnung*), daß Wellington durch die Ankunft größerer Truppenmassen noch in Stand gesetzt werden würde bei Ligny mit kräftiger Hülfe zu erscheinen.

Die Schlacht drehte sich fünf Stunden lang ausschließlich um den Besitz der Dörfer Ligny und St. Amand. Es gelang den Preußen dieselben so lange zu behaupten, oder wenn sie verloren waren durch einen Angriff ihrerseits wieder zu nehmen. Dennoch geriethen sie allmählig in eine immer nachtheiligere Lage. Die übermäßige Ausdehnung**) der preußischen Schlachtordnung, nach links, um die Rückzugslinie zu decken, nach rechts um den Alliirten die Hand zu reichen, hob die Ueberlegenheit der Zahl wieder auf. Für die Leitung einer langdauernden, complicirten Defensivschlacht war Blücher nicht der geeignetste Feldherr und Gneisenau tritt während der eigentlichen Schlacht wenig hervor. Da Wellington nicht kam, so hätte man die Schlacht vielleicht defensiv bis zum Abend mit möglichster Schonung der Kräfte hinhalten sollen, um sich in der Nacht zurückzuziehen, wenn man den Kampf am anderen Tage nicht mehr fortzusetzen vermochte. Das hätte Blücher aber nimmermehr ertragen, Napoleon vor sich zu haben, ohne ihm selbst auf den Leib zu gehen. Wenn die Alliirten auch ausblieben, so sollte der Vorstoß auf dem rechten Flügel doch unternommen werden. Die Reserven wurden dorthin gezogen, ehe sie durch die zu spät herangerufenen Brigaden des dritten Corps im Centrum ersetzt sein konnten. Das Centrum wurde dadurch geschwächt und

*) Noch gegen 8 Uhr Abends ließ Gneisenau dem General Jagow sagen, die Engländer müßten jeden Augenblick kommen.

**) Die eine Seite des Winkels, den die Schlachtlinie bildete war etwa $^3/_4$ Meilen lang, die andere $^1/_2$ Meile. Die Strecke, auf der bei Waterloo die alliirte Armee thatsächlich gefochten hat, ist $^1/_2$ Meile lang.

die Offensiv-Bewegungen waren dennoch zu schwach, um einen rechten Erfolg zu haben. Dabei wirkten die von zwei Stellen zugleich zum Angriff vorgehenden Truppen nicht recht zusammen. Ganz ebenso wurden auch an anderen Orten vereinzelte und ungenügende Vorstöße gemacht; namentlich mißglückte ein Ausfall des dritten Corps gänzlich. Das Ineinanderschieben des ersten und zweiten Corps störte die Einheitlichkeit des Befehls; die beiden Corpscommandeure hatten keinen Wirkungskreis, die einzelnen Brigadegenerale hatten nicht den genügenden Ueberblick. So konnte es geschehen, daß in dem Augenblick, wo die Franzosen sich zu ihrem letzten entscheidenden Stoß auf Ligny rüsteten, die letzte dort stehende Reserve auf die falsche Bestellung eines Adjutanten nach Sombreffe abrückte, wo überhaupt kaum ein Kampf stattfand. Ehe sie wiederkam, war die Schlachtlinie eben an jener Stelle durchbrochen. Auch individuell erwies sich der französische Soldat dem preußischen überlegen. Napoleons Heeresrüstung, numerisch im Verhältniß zu den französischen Volkskräften so außerordentlich schwach, ersetzte diesen Mangel durch die Qualität. Die kriegerischsten und seiner Sache ergebensten Elemente des französischen Volkes, die sich freiwillig dargeboten hatten, hatte der Kaiser vorläufig zusammengerafft, um mit ihnen erst einen großen Schlag zu führen, der den Franzosen Vertrauen zu seinem Erfolge geben und ihre Opferwilligkeit aufstacheln solle. Die Armee bestand nur aus altgedienten, ausgebildeten Soldaten. Die preußische Armee war dagegen aus sehr verschiedenartigen Elementen merkwürdig zusammengesetzt. Der alte militärische Geist dieser Armee hatte die zahlreichen neuen Elemente, welche die Zeit und die Noth ihm zugeführt hatte, noch nicht vollständig in sich aufgenommen und durchdrungen. Der Staat war durch den Frieden von fünf auf zehn Millionen Einwohner vergrößert worden. Die neuen Unterthanen waren zum überwiegenden Theil höchst widerwillig in das neue Verhältniß eingetreten. Waren sie deutsch gesinnt, so waren sie doch ganz gewiß nicht preußisch gesinnt. So namentlich, ganz abge-

sehen von Sachsen, in den westphälischen und rheinischen Landschaften. Am Rhein herrschte sogar eine sehr entschiedene directe Neigung zu Frankreich, dem Lande zu dem man ein halbes Menschenalter gehört hatte und dem man für zahlreiche Wohlthaten Dank wußte. Die nationale Idee war in Deutschland erst erwacht, als das linke Rheinufer schon aufgehört hatte, zu Deutschland zu gehören. Die aus dieser Provinz stammenden Mannschaften waren zum größten Theil ehemalige französische Soldaten. Zwei ganze Regimenter hatten sogar noch ihre ehemaligen bergischen Uniformen. Auch an die altländischen Regimenter aber war nicht unbedeutender Ersatz aus diesen Gegenden gekommen. Man war wenig zufrieden damit*); nicht selten hatten in der letzten Zeit Desertionen zu den Franzosen stattgefunden. Fehlte es hier auch nicht an militärischer Dressur, so fehlte doch ganz und gar der patriotische Enthusiasmus, in dem man die belebende Kraft des preußischen Heeres erblicken muß. Andere, sehr bedeutende Theile des Heeres zeigten gerade die entgegengesetzten Eigenschaften. Der reine Wille war nicht zu verkennen, aber namentlich den neu errichteten Landwehr-Regimentern, oder Volks-Bataillonen, wie man sie vielleicht besser nennte, um die Verwechselung mit der heutigen exercirten Landwehr zu vermeiden, fehlte es völlig an der militärischen Erziehung. Alle die Mängel unausgebildeter Truppen, zu schneller Verbrauch der Munition im Gefecht, Panik bei unerwartetem Unfall, Debandade nach der Niederlage zeigen sich in dieser Schlacht selbst bei den neu errichteten Linienregimentern

*) In Gneisenau's Briefen wird mehrfach der gute Geist der neuen Provinzen bei der Mobilmachung gelobt Doch die entgegengesetzten Zeugnisse sind gar zu schwerwiegend, um ihnen nicht den Vorzug zu geben. Noch unmittelbar vor der Schlacht, hinter Sombreffe wurde ein Ersatz von 330 Mann aus dem Cleve'schen an die Compagnien des 25. Regiments vertheilt. Der Transport war ursprünglich 447 Mann stark gewesen, aber 117 waren unterwegs desertirt (Stawitzky, Geschichte des 25. Inf. Reg. S. 40). Bei dem 24. Inf. Reg. wurde ein Mann zum eisernen Kreuz eingegeben mit dem Bemerken „er habe sich ausgezeichnet, obgleich er ein Rheinländer sei" (Zychlinski, Gesch. des 24 Reg.).

und verrathen den gemeinschaftlichen Ursprung. So kam es, daß die preußische Infanterie in den hartnäckigen Dorfgefechten sich schneller aufbrauchte als die französische und das Gefecht immer nur durch eine gewisse Ueberzahl aufrecht erhalten konnte. Damit behielt denn Napoleon die größeren Reserven, mit denen er endlich die Schlacht entschied. Noch schlimmer als bei der Infanterie zeigte sich der Mangel der Ausbildung bei der Artillerie, der die genügenden Leute zur Bedienung der Geschütze fehlten und namentlich bei der Cavallerie. Hier ersetzt auch der beste Wille unmöglich die Uebung und die Kunst, und Blüchers Unzufriedenheit mit ihren Leistungen war so groß, daß er dieser seiner Lieblingswaffe nach der Schlacht in einem öffentlichen Armeebefehl, den Dank, den er der Infanterie aussprach, ausdrücklich versagte.

Alle diese Umstände, Mängel der Schlachtordnung, der Führung, der Truppen wirkten zusammen im Augenblicke der Entscheidung. Bis gegen 8 Uhr war um Ligny und St. Amand mit abwechselndem Erfolg gekämpft worden. Die elementaren Mächte des Völkerlebens, welche die große Bewegung des letzten Menschenalters aufgeregt hatte, stoßen in dieser Schlacht in ihrer größten leidenschaftlichsten Erhebung zusammen. In den Jahren 1813 und 1814 hatte dem moralischen Impuls der Preußen der Geist der französischen Heere nicht entsprochen. Hier erst in den aus der Gefangenschaft zurückgekehrten altnapoleonischen Soldaten, die ihren Kaiser zurückgerufen hatten und gegen eine Welt zu vertheidigen gedachten, trat ihnen eine gleich starke Anregung gegenüber. Da blieb kein Raum für gegenseitige Schonung. Wer ihm den ersten gefangenen Preußen bringe, den würde er füsiliren lassen, ließ der französische General Roguet seinen Gardegrenadieren verkünden, als sie zum Sturm auf Ligny antraten. Es war schon den ganzen Tag weder auf französischer noch preußischer Seite Pardon gegeben worden. An welchen Mängeln auch das preußische Heerwesen litt, an Thaten heldenhafter Tapferkeit waren die Preußen ebenso reich wie die Franzosen. „Haltet euch brav Kinder, laßt die Nation nicht

wieder Herr über euch werden" rief Blücher den Bataillonen zu, die er in die Dörfer führte. Dennoch mußten die Preußen unterliegen. Als der drückend heiße Tag sich seinem Ende zuneigte, da machte sich Napoleon auf mit der Garde und den Küraſſieren, die Stellung der Preußen bei Ligny und unterhalb Ligny nach Sombreffe zu zu durchbrechen. Die Dunkelheit eines vorüberziehenden Gewitters unterstützte sein Vorhaben, so daß man es nicht zeitig genug bemerkte. Der größte Theil der Reserve war nach dem rechten Flügel gezogen, wo Blücher, in der Meinung, die Franzosen gingen schon zurück, persönlich einen Angriff der Preußen leitete. Der Rest der Reserve war aus Irrthum nach dem linken Flügel marschirt. Die Truppen, die von hier, als dem wenigst bedrohten Theil der Schlachtlinie, in das Centrum rücken sollten, hatten den engen Durchgang von Sombreffe noch nicht überwunden. Auch Gneisenau hatte die Gefahr nicht kommen sehen und keine besonderen Maßregeln zur Abwehr getroffen. Da durchstießen die Franzosen das geschwächte Centrum, ohne nur ihre eigene letzte Reserve, das Corps Lobau in's Feuer zu bringen. Sie nahmen Ligny und drangen vor gegen Brye. Eiligst wurde Blücher vom rechten Flügel herbeigerufen. Er raffte die in der Nähe befindlichen Reiterregimenter zusammen und setzte sich selbst mit gezogenem Säbel an ihre Spitze, um die Franzosen zurückzuwerfen und die Schlacht wieder herzustellen. Umsonst, die Kavallerie versagte, um ein Weniges wäre Blücher selbst den Franzosen in die Hände gefallen.

Als das Gewitter vorübergezogen war, wurde es noch einmal heller, die Preußen fielen von Ligny zurück auf Brye und die Brüsseler Chaussee, dann trat um 9 Uhr völlige Dunkelheit ein und das Vordringen der Franzosen kam zum Stehn. Die Schlacht war verloren, aber der Muth der Preußen ungebrochen. Vom rechten Flügel zog man sich geordnet zurück, Brye wurde gehalten, schon vor der Chaussee traten wieder geordnete Bataillone den Franzosen entgegen und verhinderten sie am weiteren Vorrücken. Den Feldherrn schien das Gewühl der Schlacht verschlungen zu

haben. Mehrere höhere Officiere eilten zu Gneisenau um den Befehl über den Rückzug zu erbitten. Gneisenau war selbst in die letzte Cavallerie-Attaque verwickelt gewesen und hatte sich nur mit Mühe gerettet; er hielt jetzt zu Pferde in der Nähe von Brye, die Karte in der Hand. Eine kurze Weile soll Stillschweigen in dem kleinen Kreise geherrscht haben. Dann gab Gneisenau den Befehl, daß der Rückzug auf Tilly gehe, ein kleines Dorf eine Viertelmeile nördlich vom Schlachtfelde, und als einer der Generalstabsofficiere bemerkte, daß der Ort auf vielen Karten nicht angegeben sei, nannte Gneisenau Wavre.

Gönnen wir uns eine kleine Spanne Rast an dieser Stelle: es ist ein Augenblick, welcher den Namen des Mannes den Heroen anreiht, deren Andenken fortlebt unter den wechselnden Geschlechtern der Menschen.

Der Feldzugsplan Napoleons war, wie wir gesehen haben, die Verbündeten, die ihm vereint fast um das Doppelte überlegen waren, vereinzelt zu schlagen. Das Gelingen dieser Absicht war nicht unmöglich, da die Rückzugslinien der Verbündeten in divergirender Richtung auseinandergingen und der erste Stoß sie über ihren Vereinigungspunkt bereits zurückgedrängt hatte. Auf diese Weise waren 1794 die vereinigten Engländer und Oesterreicher in Belgien geschlagen worden. Jetzt aber gaben die Preußen ihre ursprüngliche Rückzugslinie auf, um in der Voraussicht des sicheren Erfolges den Engländern zuzuziehen. Damit war Napoleon rettungslos verloren.

Er war es um so mehr, als er diese Möglichkeit bei seinen eigenen Operationen völlig außer Betracht gelassen hat. Die Führung des ganzen Feldzuges war bei Napoleon, wie auf eine zweifellose Nothwendigkeit auf die Voraussetzung gebaut, daß die Preußen, zurückgehend, die Richtung nach Osten nehmen müßten.

Schon auf den Verlauf der Schlacht von Ligny ist dieser Grundirrthum Napoleons von entscheidender Einwirkung gewesen. Er griff die Preußen von Süden an, um sie so mit dem Verlust

ihrer natürlichen Rückzugslinie zu bedrohen. Wir haben gesehen, welcher unschätzbare Vortheil ihm daraus erwuchs. Ein Viertel der preußischen Streitkräfte mußte verwandt werden, die Rückzugslinie zu decken und blieb unbenutzt für die Führung des eigentlichen Gefechts. Napoleon hatte nicht bedacht, daß Gegner wie Blücher und Gneisenau im Stande waren ihn diesen tactischen Vortheil mit seiner völligen strategischen Niederlage bezahlen zu lassen. Hätte er sie von Westen her angegriffen, so war er vielleicht nicht im Stande sie zu besiegen. Wenn er aber siegte, so mußten sie sich nach Osten zurückziehen und waren für immer von den Engländern getrennt. Nun hatte er sie von Süden angegriffen; sie hatten also die Freiheit behalten sich nach Norden zurückzuziehen und sie thaten es. Man hat die Frage aufgeworfen, warum die Preußen nicht von Anfang an diesen Weg ins Auge faßten. Sie verwandten ein ganzes Armeecorps zur Deckung einer Rückzugsstraße, die sie zuletzt nicht benutzten und beraubten sich dadurch der eigentlichen Mitwirkung desselben in der Schlacht selbst. Die Erklärung liegt darin, daß die Constellation, welche den Gedanken des Rückzugs nach Wavre entstehen ließ, sich erst gegen Abend bildete. Die Schlacht war basirt auf dem Erscheinen von 50,000 Alliirten in der rechten Flanke. Wurde man trotz dieser Hülfe geschlagen — und man kann nicht behaupten, daß der Sieg sicher gewesen wäre, — so ist es sehr zweifelhaft, ob man den Rückzug nach Norden hätte einschlagen dürfen. Die Verhältnisse lagen dann ganz anders. Erlitt Wellington ebenso wie die Preußen am 16ten eine Niederlage, so war nicht anzunehmen, daß er am zweiten Tage schon wieder bereit sein würde, eine Schlacht zu liefern. Nur in dem Gedanken einer erneuerten Schlacht wurde aber die Verlegung der preußischen Rückzugslinie gewagt. Diese Idee wurde erst geboren, als gegen Abend von Wellington die Meldung kam, daß er bei Quatrebras nur 20,000 Mann beisammen habe*). Da Wellington sich selbst mit so geringen Kräften

*) Mittheilung des Generals v. Wussow bei Ollech a. a. O.

siegreich behauptet hatte, so konnte man annehmen, daß er sehr bald mit seiner ganzen Armee bereit sein würde den Kampf wieder aufzunehmen, und um ihn dazu zu ermuthigen und ihm hülfreich zur Seite zu stehen, veränderte Gneisenau jetzt die Rückzugslinie.

Als der Sieg der Franzosen entschieden war, war es bereits so dunkel geworden, daß Napoleon eine Verfolgung nicht eintreten ließ. Das Corps Lobau, das noch nicht gefochten hatte und eben in die Schlachtlinie einrückte, blieb vor Brye stehen. Die Truppen mußten für den bevorstehenden Kampf mit der alliirten Armee zusammengehalten werden und durften sich nicht den Zufällen des Nachtgefechts aussetzen; eine Verfolgung aber mit unbedeutenden Kräften war nicht thunlich, da die Preußen sich zum größten Theil völlig geordnet vom Schlachtfelde zurückzogen. So machten die Franzosen Halt und biwakirten, ohne nur das ganze Schlachtfeld in Besitz genommen zu haben. Erst mit dem Morgengrauen zogen die letzten preußischen Brigaden, die in trotziger Haltung fast hart an den Franzosen zur Deckung des Rückzuges stehen geblieben waren, ab.

Von unglücklichen Zufällen, die so oft in das Fortgehen des Krieges störend eingreifen, war die preußische Armee in diesen Tagen nicht verschont geblieben. Bülow war ausgeblieben, Wellington war ausgeblieben, im entscheidenden Moment der Schlacht war durch ein Mißverständniß die Reserve an eine falsche Stelle marschirt. Aber es liegt nicht in der Natur der Dinge, daß auf die eine Seite alle Unglücksfälle, auf die andere Seite alle Glücksfälle treffen. Auch die Franzosen hatten eine Stockung zu beklagen, welche der starken Friction auf Seiten der Verbündeten vielleicht das Gleichgewicht hält. Der Marschall Ney hatte außer den 21,000 Mann, die er thatsächlich bei Quatrebras ins Gefecht führte, noch das 20,000 Mann starke erste Armeecorps, Erlon, unter seinen Befehlen. Wenn er dieses bei Quatrebras zeitig ins Feuer brachte, so warf er die Verbündeten sofort über den Haufen, wandte sich nach Napoleons Befehl rechts und fiel den Preußen in den Rücken. Wellingtons Verschuldung

wäre dann schrecklich an den Tag gekommen. Zwar ist es wahrscheinlich, daß die Preußen dem drohenden Schlage durch Abbrechen der Schlacht ausgewichen wären und sich, gestützt auf ihre Hakenstellung nach Osten zurückzogen, aber die Vereinigung mit den Engländern wäre abgeschnitten gewesen. Erlon aber erschien nicht bei Quatrebras. Er war schon ganz nah hinter der Schlachtlinie, als er durch den unzeitigen Eifer eines Adjutanten, der Ney den Befehl überbrachte, nachdem er bei Quatrebras gesiegt habe, die Preußen anzugreifen, schon auf dem Hinmarsch nach Quatrebras abgerufen und nach Ligny dirigirt wurde. So kam er nicht in die Flanke der Preußen, wo Ney nach Abstoßung der Alliirten erwartet wurde, sondern er erschien hinter der französischen Schlachtlinie, als wenn er dieser zur Verstärkung dienen sollte. Man erwartete ihn hier so wenig, daß man zweifelte, ob es nicht ein feindliches Corps sei. Der Angriff der Garde, der schon vorbereitet war, wurde sistirt und es währte eine Stunde, bis die Aufklärung anlangte. Napoleon hätte diesen Zufall benutzen können zu einem doppelt verstärkten Anfall auf die Preußen. Da er jedoch selbst noch völlig genügende Reserven besaß, so ließ er es geschehen, daß das Armeecorps auf den Befehl Neys, der von den Alliirten hart bedrängt wurde, nach Quatrebras umkehrte. Hier langte es an, als das Gefecht zu Ende ging und nahm das zurückgehende zweite Corps Neys auf. Der Angriff auf Ligny aber war durch den Zwischenfall so sehr verzögert worden, daß dem Sieg unmittelbar die Dunkelheit folgte und eine vollständige Ausnutzung verhinderte.

Trotz dieses Fehlnisses war der Kaiser mit dem Resultate des Tages höchlichst zufrieden. Nicht nur hatten die Verbündeten einen größeren Verlust erlitten, als die Franzosen*), ein Unterschied

*) Der Verlust der Franzosen bei Ligny betrug 11,400 Mann, bei Quatrebras 4000, am 15ten und 16ten zusammen etwa 16,000 Mann. Die englisch-niederländische Armee hatte bei Quatrebras etwas mehr als die Franzosen, 4500 Mann verloren; die Preußen hatten bei Ligny an Todten und Ver-

der noch erheblich vergrößert wurde dadurch, daß sehr viele preußische Soldaten, wohl 5000 Mann in der Verwirrung der Nacht von ihren Truppentheilen abgekommen waren und einzeln der Heimath zu flohen — sondern vor Allem glaubte der Kaiser, daß die Preußen durch ihre Niederlage auf einige Zeit kampfunfähig gemacht seien. Er glaubte es also nun zunächst mit der alliirten Armee allein zu thun zu haben und da schien ihm der Sieg nicht entgehen zu können.

---

wundeten gegen 14,000 und mit dem Verlust des vorhergehenden Tages gewiß 15,000 Mann verloren, dazu 5000 Versprengte. S. Excurs.

Viertes Capitel.

Geneſis der Schlacht bei Belle-Alliance.

Nach den Anſtrengungen der Gewaltmärſche und Gefechte des 15ten und 16ten mußten die Preußen, um ſich von Ligny zurückzuziehen wiederum eine Nacht wachen und marſchiren. Die Durchbrechung des Centrums hatte die Armee in zwei Theile zerriſſen; beim dritten Armeecorps, das in der Hakenſtellung geſtanden hatte, war man nicht einmal völlig gewiß, welche Richtung die beiden anderen eingeſchlagen. Selbſt hier, wo man kaum gefochten hatte, war die Auflöſung und Ermattung ſo groß, daß die Führer ſchier verzweifeln wollten, die Truppen wieder zu ordnen und vorwärts zu bringen. Doch war eine Nachricht, daß Wavre der Sammelpunkt ſei, an das Corps gelangt und nachdem es zuerſt mit dem Bülow'ſchen Corps Fühlung gewonnen hatte, vereinigten beide ſich am Abend des 17ten auch mit der anderen, ſehr zuſammengeſchmolzenen Hälfte der Armee wieder und die ganze Armee biwakirte bei Wavre. Vom Feinde hatte man während des ganzen Tages nichts befahren.

Wellington war die Nacht hindurch über den Ausgang der Schlacht bei Ligny im Ungewiſſen geblieben. Man wußte nur aus den angelangten Meldungen*), daß die Schlacht gegen Abend bedenklich geſtanden habe und vermuthete aus dem Aufhören der Nachrichten, daß der Ausgang wenigſtens nicht günſtig geweſen ſei.

Ob das preußiſche Hauptquartier in der Verwirrung des

*) Excurs.

Rückzuges aus Vergeßlichkeit oder mit Absicht die Meldung des Rückzuges unterließ, muß dahin gestellt bleiben. Das erstere ist doch kaum denkbar und für das letztere sprechen mancherlei innere Gründe. Die Meldung, daß man sich zurückziehen müsse, wenn von den Alliirten keine Hülfe erscheine, war abgeschickt worden; Wellington schien also genügend avertirt. Daß die Franzosen in der Nacht nichts weiter unternehmen würden, konnte man als gewiß annehmen. Da man hoffte, auf der Stelle, vielleicht schon am folgenden Tage wieder schlagfähig zu sein, so wollte man die bekannte Vorsicht Wellingtons nicht eher beunruhigen, als man die Folgen der Schlacht einigermaßen übersehen und bestimmte Zusicherungen über sofortiges Wiedererscheinen geben konnte. Anderenfalls hätte Wellington sich den Echec, den die Preußen erlitten, vielleicht größer vorgestellt, als er wirklich war und wäre seinerseits völlig zurückgegangen.

Wie dem auch sei, die Nacht hindurch blieb Wellington im Ungewissen über das Schicksal seines Verbündeten. Bei Sonnenaufgang war er schon auf den Vorposten, um sich über den Stand der Dinge zu vergewissern. In der Nacht waren noch beträchtliche Verstärkungen, namentlich das Cavallerie-Corps eingetroffen, so daß jetzt die größere Hälfte der alliirten Armee versammelt war. Dennoch war man in einer sehr unsicheren Lage. Es war möglich, daß die französische Armee, wenn sie bei Ligny gesiegt hatte, sich jetzt sofort von zwei Seiten gegen die Engländer wandte. Für diesen Fall mußte man auf einen schleunigen Rückzug bedacht sein. Der Herzog schickte seinen Generalquartiermeister Delancey, Müffling seinen Adjutanten Wucherer aus, um sichere Nachrichten einzuziehen und womöglich die Verbindung mit den Preußen wieder anzuknüpfen. Vor Ligny sahen sie französische Vedetten. Man wandte sich links und nach einiger Zeit traf Delancey den General von Zieten persönlich und erfuhr von ihm den Ausgang der Schlacht. Um 7 Uhr war er zurück bei dem Herzog und es war nun klar, daß man sich zurückziehen müsse.

Doch übereilte Wellington sich nicht damit. Kamen die Franzosen jetzt, so riskirte man allerdings einige heftige und verlustvolle Rückzugsgefechte. Aber Wellington und Napoleon handelten hier nach dem gleichen Grundsatz. Napoleon gab die nebensächlichen Vortheile, die ihm ein sofortiger Angriff darbot, Wellington die Ungestörtheit des sofortigen Rückzuges daran, beide um die großen entscheidenden Schläge mit wohl verpflegten, anspannungsfähigen Soldaten zu führen. So begann man auf beiden Seiten sich gegen 10 Uhr in Bewegung zu setzen. Die Engländer zogen zurück auf der Straße nach Brüssel, in einiger Entfernung folgten ihnen die Franzosen. Die Cavallerie gerieth noch einmal schärfer aneinander, aber der gegen 2 Uhr beginnende heftige Regen verhinderte ernstere Engagements. Gegen Abend machten die Engländer vor dem Dorfe Waterloo Halt. Die Franzosen, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß der Feind gesonnen sei ihnen hier Stand zu halten, lagerten ihnen gegenüber in unmittelbarer Nähe.

Wir erinnern uns, daß ehedem Wellington ausgesprochen hatte, im Falle eines Unglücks werde er mit seinem ganzen Heer sich nicht zum Meer, sondern mit den Preußen zusammen zum Rhein hin zurückziehen. Durch diese Zusage waren die Preußen bewogen worden, ihrerseits zum Schutz Belgiens sich unmittelbar an Wellington anzuschließen.

Die Concentrirung der Armee im Laufe des 16ten war nun freilich nicht vollständig in dem Sinne dieser Erklärung erfolgt, insofern die Truppen so weit westwärts blieben, daß die wenigsten einem Rückzuge zum Rhein sich hätten anschließen können. Für die am 18ten bevorstehende Schlacht faßte nun aber wirklich Wellington jenes Manöver in's Auge: jedoch in der Weise, wie es seinem System der Strategie entsprach: wie er ursprünglich von den Preußen nur das vorderste Corps zur Mitwirkung bei einer Schlacht vor Brüssel erwartet und es den übrigen garnicht einmal zugemuthet hatte, so sehr Flanke und Rücken blos zu stellen; wie er selbst am 16ten das Corps bei Nivelles hatte stehen lassen:

ſo ließ er auch, als er die Poſition zur Schlacht bei Waterloo einnahm, 19,000 Mann bei Hal, zwei Meilen vom Schlachtfelde in ſeiner rechten Flanke ſtehen und dachte im Fall einer Niederlage den rechten Flügel ſeiner Armee mit jenen Truppen vereinigt den Rückzug, wohl auf Antwerpen nehmen zu laſſen, ſelber aber mit dem Reſt ſeiner Armee ſich wirklich nach Oſten auf die Preußen zurückzuziehen*). Bis auf jene 19,000 Mann hatte er daher jetzt ſeine Armee in der Stellung vor Waterloo vereinigt.

Den ganzen Tag waren die Botſchaften zwiſchen dem engliſchen und preußiſchen Hauptquartier hin und her gegangen. Ob ſchon an dieſem, ob erſt am folgenden Tage die Erneuerung des Kampfes ſtatthaben werde, wohin Napoleon ſich wenden werde, wo man mit den Allirten zur Vereinigung gelangen werde, war zuerſt Alles noch dunkel. Die erſte von Wucherer überbrachte Anfrage des Herzogs, ob der Fürſt geſonnen ſei, noch an demſelben Tage wieder zum Angriff vorzugehen, mußte mit Nein beantwortet werden. Aber ſchon vorher war Preußiſcher Seits ein Officier an Wellington mit der Anfrage geſchickt worden, ob der Herzog die Franzoſen angreifen wolle, falls die Preußen ihm zuzögen. Die Gegenfrage, ob dies ſchon am folgenden Tage ſtattfinden ſolle, konnte vorläufig noch nicht beantwortet werden, da die Verbindung mit dem dritten und vierten Corps noch nicht wieder hergeſtellt und die Munition der Truppen noch nicht ergänzt war. Aber Wellington nahm vorläufig die Poſition bei Waterloo.

Nachmittags 5 Uhr traf in Wavre der ängſtlich erſehnte Munitionspark ein, der durch die geſchickten Anordnungen des Oberſten von Röhl noch vor der Entſcheidung der Schlacht bei Ligny aus der Maſſe der Bagage herausgezogen worden war. In der Nacht gegen 11 Uhr kam die letzte Meldung, welche die Wiedervereinigung der ganzen Armee bei Wavre feſtſtellte und gleichzeitig eine Meldung Müfflings über die von den Verbündeten eingenommene Poſition für die zu erwartende Schlacht.

*) S. Mittheilung i. d. Grenzboten 1870 I, S. 193.

Darauf erfolgte denn die bestimmte Zusage an den Herzog von Wellington gegen Mitternacht, daß am andern Morgen die Preußen mit ihrer ganzen Macht aufbrechen würden, um den Franzosen bei ihrem Angriff in die Flanke zu fallen.

Die einzige Harmonie zweier in sich abgeschlossener Charaktere, beide von der größten Entschiedenheit, wie Blücher und Gneisenau feierte an diesem Tage ihren höchsten Triumph. In der vollen Gewißheit der Zustimmung des Oberfeldherrn gab Gneisenau selbständig die Entscheidung für den Rückzug nach Wavre. In Mellery, einem Dorf dreiviertel Meilen nördlich vom Schlachtfelde, wohin Blücher nach seinem Sturz unter großen körperlichen Schmerzen gebracht worden war, trafen beide wieder zusammen.

Von hier wurde der Bote an Wellington abgefertigt, der ihn fragte, ob er bereit sei Napoleon anzugreifen, wenn die Preußen sich mit ihm vereinigten *).

Blücher begab sich darauf voraus nach Wavre, empfing hier die Anfrage des Herzogs, ob die Preußen noch an demselben Tage wieder vorgehen könnten und erklärte, aus dem Schlafe geweckt, auf der Stelle, daß er zwar nicht an diesem, aber am folgenden Tage nicht nur mit einem Corps, wie der Herzog verlangt hatte,

*) Müffling bei Hofmann S. 135. Müffling sagt; der Lieutenant Massow sei von Wavre aus an ihn abgesandt worden; damit stimmt zur Noth, daß Massow kurz nach 7 Uhr bei Wellington eintraf. Blücher ist schon vor Sonnenaufgang von Mellery wieder aufgebrochen, ist aber bei seinem leidenden Zustand sehr langsam geritten und gewiß erst zwischen 5 und 6 Uhr in Wavre eingetroffen. Von Wavre bis Quatrebras sind zwei sehr starke Meilen. Massow mußte also sofort aufgebrochen und scharf geritten sein; sehr viel wird man aber Mann und Roß nach vierundzwanzigstündiger Bewegung nicht mehr zutrauen dürfen. Nun spricht die innere Wahrscheinlichkeit durchaus dagegen, erstens daß der Beschluß zu Wellington zu schicken nicht schon gemeinschaftlich in Mellery gefaßt, zweitens, daß Massow erst mit nach Wavre geritten und dann auf der Stelle fast denselben Weg zurückgemacht habe. Müfflings Gedächtniß ist dadurch irre geführt worden, daß Massow die Antwort nach Wavre zurückbringen sollte. Wenn Massow von Mellery kam, so hätte er allerdings früher in Quatrebras sein müssen. Er hat also entweder den Herzog nicht sofort gefunden oder ist absichtlich noch etwas zurückgehalten worden, um bestimmte Angaben über den Zustand der Armee machen zu können.

ſondern mit allen kommen werde. Um Mittag traf auch Gneiſenau mit Grolmann in Wavre ein und der am Morgen an den Herzog abgeſchickte Officier kehrte zurück und brachte die Nachricht, daß die Alliirten in die Stellung bei Waterloo zurückgingen, mit der Frage, ob ſie hier auf die Unterſtützung der Preußen am folgenden Tage rechnen können. Die endgültige Antwort hierauf in der Nacht wurde wieder gemeinſchaftlich gegeben. Am andern Morgen, dem 18ten ſelbſt, ließ dann Blücher durch Noſtitz an Müffling zur Mittheilung an Wellington noch einmal ſchreiben: „ſo krank ich auch bin, ſo will ich mich dennoch an die Spitze meiner Truppen ſtellen, um den rechten Flügel des Feindes ſogleich anzugreifen, ſobald Napoleon etwas gegen den Herzog unternimmt. Sollte der heutige Tag aber ohne feindlichen Angriff hingehen, ſo iſt es meine Meinung daß wir morgen vereint die franzöſiſche Armee angreifen.“ Noſtitz zeigte dieſen Brief Gneiſenau und Gneiſenau beauftragte ihn hinzuzufügen, daß er ſeinerſeits mit dem Inhalt einverſtanden ſei. Nur einen Zuſatz gebot ihm die Vorſicht. Gneiſenau war entfernt davon geblieben, in dem Ausbleiben der alliirten Hülfe bei Ligny irgend welchen böſen Willen zu argwöhnen. Unvorhergeſehene Hinderniſſe konnten die rechtzeitige Concentration der alliirten Armee verzögert haben und der vorſichtige Wellington hatte in dieſer Lage nichts riskiren wollen. Wenn der Herzog aber etwa an dieſem Tage wieder irgend welche Bedenken hatte gegen ein ernſtes Engagement, ſo wurde die Lage der preußiſchen Armee höchſt bedenklich. Die Preußen hatten darin die traurigen Erfahrungen aus dem Jahre 1814. Gneiſenau beauftragte daher Müffling, genau zu erforſchen, ob der Herzog wirklich den feſten Vorſatz habe, ſich in ſeiner Stellung zu ſchlagen und nicht blos zu demonſtriren. Schon ſeit Tagesanbruch aber waren Truppenabtheilungen in der Richtung auf Belle-Alliance in Bewegung.

Die Franzoſen hatten die Nacht des 16ten auf dem Schlachtfelde zugebracht. Sie waren im vollen Bewußtſein des Sieges,

aber matt von der Anstrengung des hartnäckigen Kampfes. Die Nacht und die ersten Morgenstunden vergingen, ehe eine wechselseitige Mittheilung über das Resultat des Kampfes zwischen den beiden Hauptquartieren von Ney und Napoleon stattgefunden hatte. Am Vormittag besichtigte Napoleon das Schlachtfeld und um 10 Uhr begann zuerst das Corps Lobau, dann die Garde sich in Bewegung zu setzen, um nunmehr mit Ney's Armeeabtheilung vereinigt zum Angriff auf die zweite feindliche Armee unter Wellington zu schreiten.

Die Preußen hatte man vorläufig aus dem Gesicht verloren. Zwar hatten die letzten Abtheilungen derselben erst nach Sonnenaufgang das Schlachtfeld verlassen und eine Division leichter Cavallerie war mit Tagesanbruch zur Verfolgung in Bewegung gesetzt; dennoch war die Richtung des eigentlichen Rückzuges den Franzosen verborgen geblieben. Sie hatten naturgemäß die Preußen zunächst auf der östlichen Straße, nach Namur und Lüttich gesucht und zahlreiche Versprengte, wie auch eine ganze Batterie, die zur Schlacht zu spät gekommen war, waren ihnen in die Hände gefallen und hatten sie in dem Glauben erhalten, daß die preußische Armee sich überhaupt gegen den Rhein zurückziehe. Erst um 12 Uhr wies Napoleon den Marschall Grouchy an, die Preußen mit 33,000 Mann zu verfolgen. Es waren hauptsächlich die Heertheile, welche am vorigen Tage die Last des Dorfgefechtes getragen hatten — denn die frischeren Truppen gebrauchte Napoleon nothwendig für den neu bevorstehenden Kampf mit den Alliirten — der großen Uebermacht, welche die Preußen noch immer repräsentirten, konnten sie am allerwenigsten in einer mangelhaften Verfassung entgegentreten; der Vormittag mußte ihnen gelassen werden, um sich zu sammeln, zu erholen, die Munition zu ergänzen. Da Napoleon die Preußen vorläufig abgethan wähnte, so hielt er besondere Eile nicht von Nöthen. Erst um 2 Uhr setzten die Truppen sich in Bewegung und bei dem niederströmenden Regen ging es langsam genug vorwärts.

Napoleon gab Grouchy die Instruction, er solle den Preußen auf der Spur bleiben und sich zugleich mit ihm selbst in Verbindung halten. Grouchy remonstrirte anfänglich gegen den so allgemein gehaltenen Auftrag; die Preußen hätten bereits einen solchen Vorsprung, daß er sie schwerlich wieder auffinden werde. Napoleon wies ihn aber mit seinen Vorstellungen zurück. Er war vor den Preußen gänzlich unbesorgt und stellte sie sich nicht anders als im vollen Rückzuge nach dem Rhein vor.

Dieser Irrthum Napoleons ist eine so merkwürdige psychologische Erscheinung, daß man auf der einen Seite die Thatsache abgeläugnet und allein dem Marschall Grouchy den Fehler beigemessen hat, auf der anderen, ebenfalls den wahren Napoleon eines solchen Versehens für unfähig haltend, ihn während dieses Feldzuges nicht mehr im Besitz seiner ehemaligen geistigen Kraft zu finden meint*). Das Eine ist so unbegründet, wie das Andere. Seine vielfach erhaltenen schriftlichen Ordres, ebenso wie alle seine Maßregeln lassen keinen Zweifel, daß Napoleon weder am 17ten noch am 18ten während der Schlacht von Belle-Alliance, bis er mit eigenen Augen die Preußen vor sich erblickte, an die Möglichkeit dieser Wendung gedacht hat. Er hat nicht nur keine Rücksicht auf ihr Erscheinen genommen, sondern er hat diesen Fall überhaupt nicht in Betracht gezogen, denn er hat nicht die kleinste Recognoscirung in der Richtung auf Wavre machen lassen, um sich über die Sicherheit seiner Armee von dieser Seite zu vergewissern.

Blickt man auf die Karte, so erscheint ein solches Uebersehen schier unglaublich. Dennoch ist es eine Thatsache, welche zu begreifen ihre anscheinende Abnormität den Forscher stärker reizt, um ihn im Nachgehen recht in das Innerste der Action des kriegerischen Genius zu führen.

Die Idee des Feldzuges von 1815 ist in Kühnheit und

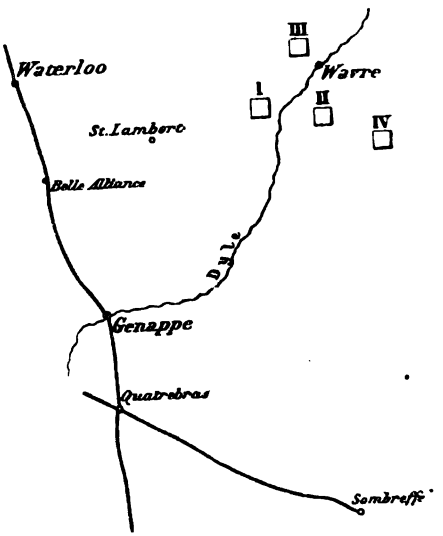
*) Der Hauptvertreter der ersteren Ansicht ist Thiers; die Darstellung, auf welche er dieselbe stützt, ist der thatsächlichen Wahrheit vollkommen zuwider und als solche nachgewiesen von Charras, dem Hauptvertreter jener zweiten Ansicht.

Wahrheit Allem ebenbürtig, was Napoleon jemals gethan hat. Wenn er das Anrücken der sämmtlichen europäischen Heere in Frankreich abwartete, so mußte er, zumal bei der mangelhaften Unterstützung die das französische Volk ihm lieh, von der Uebermacht erdrückt werden. Er beschloß daher ihrem gemeinsamen Angriff zuvorzukommen, um durch einen Sieg die Coalition vielleicht zu zersprengen, wenigstens aber seine eigenen materiellen und moralischen Mittel bedeutend zu verstärken. Er wandte sich gegen Belgien, wo bereits zwei feindliche Armeen versammelt waren. Er wandte sich dorthin, nicht nur um das Land zu erobern, denn Landbesitznahme hätte er in den schwach vertheidigten Ländern am Rhein leicht haben können, sondern um die bis dahin versammelten Streitkräfte der Verbündeten anzugreifen und zu zerstören. Aber auch hier war der Feind ihm schon fast um das Doppelte überlegen. Unter einem Oberbefehl wäre er unangreifbar gewesen. Aber der doppelte Oberbefehl, die doppelte Basis, die Möglichkeit unbemerkt eine Armee unmittelbar an der Grenze zu concentriren, gab die Aussicht die beiden Armeen vereinzelt zu treffen. Es war die einzige Aussicht auf Sieg, die Napoleon überhaupt blieb. Er ergriff sie mit der ganzen Kraft eines Entschlusses um Sein und Nichtsein. Gerade auf den Punkt warf er sich, wo die Sphären der beiden feindlichen Armeen sich berührten. Hier konnten sie sich am schnellsten gegen ihn vereinigen und ihn erdrücken, von hier aus aber konnte er sie auch am leichtesten beide auseinander treiben. Von den Preußen welche ihm zunächst lagen, erwartete er, daß sie eine Schlacht vor Vereinigung ihrer sämmtlichen Streitkräfte nicht wagen und sich vorläufig zurückziehen würden. Mittlerweile wollte er sich mit aller Kraft auf die Alliirten werfen. Aber die Preußen hatten sich gestellt. Sie waren geschlagen worden und hatten dem ersten Waffengang einen die Erwartung noch übertreffenden Triumph bereitet. Sie schienen nun um so sicherer vorläufig zurückgedrückt und die ursprüngliche Absicht, die Alliirten zu treffen, blieb das eigentliche Ziel.

Alle Gedanken des Kaisers waren darauf gerichtet. Sein Triumph schien vollkommen — sollte das Verderben hinter diesem glückverheißenden Anfang verborgen sein und die Gegner doch noch ihre Vereinigung bewerkstelligen wollen? Es lag so nah, wenigstens darum besorgt zu sein, es war so einfach, sich davon zu überzeugen und doch ist es unzweifelhaft, daß Napoleon die neu eintretende Combination nicht berücksichtigt hat. Nichts ist merkwürdiger, als daß die Vermuthung, die Preußen könnten zu den Engländern ziehen, dem Kaiser verstandesmäßig keineswegs fremd geblieben ist. Schon am 17ten Mittags schrieb er es an Grouchy und Grouchy an ihn. Aber es war ihm eine von den tausend vorüberfliegenden rein logischen Möglichkeiten, die der Mensch nicht zu Ende denkt, weil das Ende ihn ersticken würde. Man darf das nicht so verstehen, als ob Napoleon sich gesagt hätte, wenn die Verbündeten sich vereinigen, so bin ich unter allen Umständen verloren, deshalb nehme ich auf diese Eventualität überhaupt keine Rücksicht und wage es darauf, daß sie sich nicht vereinigen. Sondern er hatte den Gedanken, durch die Trennung der beiden Heere sie beide einzeln zu besiegen, mit solcher Leidenschaft erfaßt, daß die entgegengesetzte Möglichkeit thatsächlich seinem Ideenkreise entschwand. Denn das ist die Natur der großen Entschlüsse: sie entstehen nicht aus der sorgfältigen Abwägung aller günstigen und ungünstigen Chancen diesseits und jenseits. Sie sind nicht so sehr ein Product des Verstandes, als der an sich selbst und an die zweifellose Gewißheit des eigenen Erfolges glaubenden Kühnheit des Charakters. Nur durch die Trennung der Gegner konnte Napoleon bestehen und da ist ihm auch kein Zweifel aufgetaucht, daß diese Trennung geschehen würde. Es ist, was wir den Glauben nennen an den eigenen Stern. Dieser Glaube gab Napoleon die Kühnheit, welche ihn einen Augenblick zur Weltherrschaft erhob und da dieser Glaube endlich doch ein Irrglaube war, so war es die Erfüllung seines Schicksals, daß er an ihm auch endlich zu Grunde ging.

So kam es, daß die Franzosen den ganzen Tag nach der Schlacht über den Rückzug der Preußen im Ungewissen blieben und nur wenig vorrückend ihnen Zeit gönnten, sich bei Wavre von Neuem zu ordnen.

In der Nacht vom 17ten auf den 18ten standen die vier preußischen Armeecorps rings um diese Stadt, das erste und dritte nördlich, das zweite und vierte südlich der Dyle.



Das erste Armeecorps stand nicht weiter als 1½ Meilen von dem Schlachtfelde des folgenden Tages; nichts lag also ferner als die Besorgniß einer Verspätung. Man ordnete den Anmarsch, ohne Rücksicht, daß dadurch einige Stunden Verzögerung herbeigeführt wurden, in der methodisch richtigsten Weise. Der Major Graf Gröben, welcher den ganzen Tag die Bewegungen der Franzosen bei Ligny beobachtet und von Stunde zu Stunde darüber Meldungen geschickt hatte, hatte gesehen, daß eine Abtheilung Franzosen, die er auf 15,000 Mann schätzte, die aber auch doppelt so stark sein mochte, da er nicht Alles übersehen konnte, den

Preußen nachgezogen sei. Es war der Marschall Grouchy, der bisher die Preußen nicht gefunden hatte, auf dessen Angriff man jedoch gefaßt sein mußte. Man hatte aus diesem Grunde schon das vierte Corps, das zur Schlacht zu spät gekommen war, als Arriere-Garde aufgestellt, um den übrigen Corps die nöthige Zeit zur Ralliirung zu verschaffen. Obgleich diese schnell genug vollendet war, so war es immer angezeigt, ihnen so lange wie möglich Frist zu lassen und das vierte Corps in der bevorstehenden Schlacht zuerst in's Feuer zu bringen. Zwar stand dieses am weitesten vom Schlachtfelde und mußte sich, Wavre passirend, durch die anderen Corps hindurchziehen, wodurch leicht Aufenthalt entsteht. Aber unter den obwaltenden Umständen war diese Maßregel geboten. Der Angriff Grouchy's konnte direct von Süden erfolgen, oder auch von Süd-Westen, in der Richtung, wo jetzt das erste Corps stand. Ließ man dieses zuerst marschiren, so war die linke Flanke ungedeckt*) und man konnte mit dem Haupttheil der Armee noch im letzten Augenblick von den Engländern getrennt werden. Und selbst wenn ein Anfall hier nicht erfolgte, so mußte man immer suchen, so bald wie möglich mit der ganzen Armee über die Dyle zu kommen, sowohl um diese als Vertheidigungslinie zu benutzen, als um die Armee nicht durch ein Gefecht jenseits derselben in zwei Theile zerreißen zu lassen.

Es wurde deshalb befohlen, daß bei Tagesanbruch zuerst das vierte, darauf das zweite Corps hinter diesem her gegen die rechte Flanke der Franzosen marschiren sollte. Dann sollte das erste Corps aufbrechen und zuletzt das dritte, dem im Fall des Angriffs die Deckung der Flanke und des Rückens gegen Grouchy zufiel. Generalstabsofficiere und Patrouillen wurden am frühsten Morgen ausgeschickt, um die Wege zu untersuchen und nach allen Seiten zu recognosciren. Bei Tagesanbruch begann das vierte Armeecorps sich in Marsch zu setzen. Aber bald stellten sich

*) Hoffmann, S. 83. Dies ist die Genesis der vielfach getadelten Marschordnung.

Hinderniſſe auf Hinderniſſe ein. Die Truppen waren nach der außerordentlichen Anſtrengung der vorhergehenden Tage auf das ungenügendſte verpflegt. Die plötzliche Veränderung der Operationslinie, die ſchnellen Bewegungen hatten ſie von allen ihren Vorräthen getrennt. Hunger und Ermattung hielten die Leiſtungsfähigkeit tiefer. Nun erwieſen ſich die Wege fürchterlich, der Infanteriſt, der ſelbſt einzeln ſeinen Weg ſuchend den Fuß mit Mühe aus dem aufgeweichten Lehmboden herauszieht, um ihn langſam vorwärts zu ſetzen, muß herangebracht werden um die Kanonen mit der letzten Anſpannung der Kraft herauszuheben, wo ſie zu verſinken drohen. Um halb zwölf Uhr, gerade wie die Schlacht beginnt, ſtehen endlich die beiden erſten Brigaden in der Nähe des Schlachtfeldes bei St. Lambert verſammelt. Aber um ſofort mit gehörigem Nachdruck auftreten zu können, ſoll auf die Ankunft weiterer Truppen gewartet werden. Sie verzögert ſich von Stunde zu Stunde. In Wavre iſt Feuer ausgebrochen und verhindert den Durchmarſch. Der Soldat muß heran zum Löſchen, um ſich den Weg frei zu machen. Erſt gegen Mittag beginnt das zweite Corps zu defiliren. Ihm folgt das erſte; das dritte, im Begriff aufzubrechen, wird feſtgehalten durch den Angriff der Franzoſen unter Grouchy. Mittlerweile tobte die Schlacht. In der Umgebung Wellingtons ſollen Stimmen laut geworden ſein, die an dem guten Willen der Preußen zweifelten. Wellington wußte es beſſer. Er ſah daß ſie durch ihren Flankenmarſch die Brücken hinter ſich abgebrochen hatten und ihr eigenes Heil nur in der Verbindung mit ihm ſuchen konnten.

Wenn Napoleon den Marſch der Preußen in ſeine Flanke ahnte, er hätte wenigſtens Grouchy wieder an ſich gezogen, um auch ſeinerſeits alle ſeine Kräfte vereinigt zu haben. Aber Grouchy war in öſtlicher Richtung ſo weit vorgeſchickt, daß er doppelt ſo weit zum Schlachtfelde des 18ten hatte als die Preußen. Wohl hörte er den Kanonendonner, einige Generale verlangten dorthin

zu marſchiren. Grouchy ſchlug es ab. Er wäre ohnehin zu ſpät gekommen und es widerſprach ſeiner Inſtruction. Nach und nach war feſtgeſtellt worden, daß die Maſſe der Preußen auf Wavre gezogen ſei. Dieſe beſchloß er anzugreifen und gerieth ſo mit dem dritten Armeecorps in ein Gefecht. Nur 18,000 Mann waren es, die den 33,000 Franzoſen gegenüber hier ſtehen blieben. Der General Thielemann wurde beſorgt und ſchickte zweimal Meldungen an Blücher, daß er ſich gegen die Uebermacht nicht zu behaupten vermöge. Er erhielt die Antwort, ſich zu halten ſo gut er könne, die Entſcheidung liege in der Schlacht gegen Napoleon. Wenn auch Wavre endlich verloren ging und das dritte Corps ſich weiter nördlich zurückziehen mußte, gerade das bezeichnet die große Niederlage der ſtrategiſchen Kunſt Napoleons, daß faſt ein Drittel ſeiner Macht bei der Entſcheidung nicht mitwirkte und der Gegner an Zahl nur halb ſo viel aufwandte, um ſie fern vom Entſcheidungsorte zu beſchäftigen.

Fünftes Capitel.

Die Schlacht bei Belle-Alliance.

Nur 72,000 Mann stellte Napoleon am Morgen des 18. Juni in Schlachtordnung, um die 70,000 Verbündeten, die Krieger der beiden alten Häuser Welf und Nassau-Oranien, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Wellington bei Mont St. Jean anzugreifen. An Infanterie waren die Gegner gleich stark, fast 50,000 Mann, an Cavallerie waren die Franzosen um Etwas, an Artillerie um 90 Geschütze, 240 gegen 150, den Verbündeten überlegen.

Die Schlachtordnung Wellingtons war eine einfache gerade Linie auf einem langgestreckten Hügelrücken quer über die Brüsseler Chaussee, auf welcher die Franzosen heranmarschirten, rechts und links geschützt und begrenzt durch bedeutende Terrainhindernisse. Napoleon hatte nicht erwartet, daß sie Stand halten würden. In der Nacht um 1 Uhr hatte er sich in unruhiger Thätigkeit noch einmal selbst trotz des strömenden Regens zu den Vorposten begeben, um sich zu überzeugen, daß sie nicht abzögen. Da kein ungewöhnliches Geräusch sich vernehmen ließ und man durch Dunkelheit und Regen in langer Reihe den trüben Schein der Wachtfeuer wahrnahm, kehrte der Kaiser beruhigt zurück. Stand Wellington wirklich still, so mußte er seinen Veteranen erliegen und der Erfolg auf der Stelle, wie in Frankreich, wie in Europa konnte unermeßlich sein.

Es dauert immer einige Stunden, ehe Körper und Geist die Leiden einer regnerischen Nacht auf durchweichtem Boden ohne alle Schutzmittel, überwinden. Napoleon glaubte, wie an den beiden vorhergehenden Tagen seinen Truppen volle Ruhe gönnen zu dürfen. Ohnehin war es günstig, wenn der Boden etwas abtrocknete und für die Bewegungen der Artillerie practikabler wurde. Daß er auch an Zahl dem Gegner um Einiges überlegen sei, glaubte Napoleon wohl nicht; er erwartete den Sieg hauptsächlich von den individuellen Vorzügen seiner Truppen vor den gegnerischen. Er suchte dieselben noch durch ein außerordentliches, in der neueren Kriegsgeschichte einziges Mittel zu verstärken. Da er sich aller Besorgniß vor den Preußen vollkommen entschlagen hatte und die Verbündeten offenbar beabsichtigten die Schlacht anzunehmen, so schien eine wesentliche Veränderung der strategischen Lage im Laufe des Tages nicht zu erwarten. Napoleon beschloß also die Schlacht erst gegen Mittag zu beginnen und vorher seine Truppen in einer Parade-Stellung aufmarschiren zu lassen, damit er im Angesicht des Feindes, ihm zum Schrecken, den Seinigen zur Erhebung sich selbst seinen Truppen zeigen und die Heerschau abhalten könne. Noch in der Erinnerung schwelgte Napoleon in der Großartigkeit dieses Moments. Die Erde schien stolz so viele Tapfere zu tragen, heißt es in den Memoiren von St. Helena. Wir dürfen annehmen, daß an jenem Tage eine ähnliche Empfindung die ganze Armee ergriff. Der moralische Impuls, der sie beseelte, war nicht so sehr der nationale, als der specifisch militärische Enthusiasmus. Der Soldat war es, der den Kaiser zurückgerufen hatte auf den Thron und sein eigenes Dasein vertheidigte in dem Kampf für das Kaiserthum. Die Begriffe, die ihn entzündeten, waren nicht so sehr Vaterland und Freiheit, als die Fahne und der Kriegsherr. Wenn es etwas gab, den Elan dieser Armee auf den höchsten Punkt zu steigern, so war es das Anschauen des großen Zusammenhanges, als dessen Glied sich der Einzelne unüberwindlich fühlt. Befreit von den Schrecknissen des Krieges selbst, repräsentirt die

große Parade doch die ganze Erhabenheit der militärischen Idee, welche die kleine egoistische Individualität aufhebt, indem sie sie in ihren eigenen Dienst zwingt: sie war, möchte man sagen, das Vorhalten des eigenen Ideals in dem Augenblicke der Prüfung.

Auch auf die feindliche Armee versprach sich Napoleon von diesem Manöver eine eigenthümliche Wirkung. Die holländischen und belgischen Regimenter waren aus seinen eigenen ehemaligen Soldaten gebildet; auch die Nassauer, Braunschweiger, Hannoveraner hatten zum großen Theil unter seinen Fahnen gefochten. Mochte bei den Letzteren das erwachende nationale Gefühl die Erinnerungen militärischen Ruhmes verdrängt haben, es war doch noch Mancher darunter, der mit Stolz das rothe Band der Ehrenlegion trug; namentlich aber von den belgischen Truppen durfte der Kaiser voraussetzen, daß der neugeschaffene politische Zustand viel eher die Anhänglichkeit an die Gemeinschaft mit dem sprach- und glaubensverwandten Frankreich verstärkt als abgeschwächt haben werde. Vor ihren Augen entfaltete sich von Neuem der ganze Glanz ihrer ehemaligen Größe, mit eigenen Ohren hörten sie das vieltausendstimmige vive l'empereur und erinnerten sich daß einst auch ihr Stolz gewesen was sie jetzt bekämpfen sollten, sie sahen den Marsch der kaiserlichen Garde und gedachten mit Bangen des Schreckens, der vor ihr herging. Schon hörte man in ihren Reihen erzählen von ehemaligen Zeltkameraden die sich im Handgemenge bei Quatrebras erkannt, angerufen, getödtet hatten *).

Um halb zwölf Uhr begann die Schlacht. Die französische Schlachtordnung war der englischen parallel; zwei Armeecorps bildeten die eigentliche Linie, das Corps Lobau, die kaiserliche Garde und die besonders zahlreiche und stattliche Cavallerie bildeten die Reserve.

Drei Hauptangriffe wurden von den Franzosen gemacht, alle vorbereitet und verbunden durch die unausgesetzte Kanonade, leb-

*) Das ist in der That geschehen.

haftes Schützengefecht und Kämpfe um einige Gehöfte vor der englischen Front. Etwa um 2 Uhr versuchten die beiden Corps, welche die Schlacht eröffnet hatten, einen heftigen Anfall. Ihm folgten zwischen 4 und 6 Uhr wiederholte Chargen der gesammten Cavallerie. Zuletzt gegen 8 Uhr unterstützte noch einmal ein Vorgehen der gesammten Linie den Sturm der kaiserlichen Garde. Alle diese Angriffe wurden abgeschlagen. Wesentlich drei Ursachen haben zu diesem Resultat zusammengewirkt.

In erster Stelle ist hervorzuheben die bewunderungswürdige Haltung der englischen Truppen. Wie wir schon bei der preußischen Armee die eigenthümliche Mischung sehr verschiedenartiger kriegerischer Potenzen, die noch nicht völlig in einander aufgegangen waren, bemerkt haben, so waren diese selben Elemente in der Armee Wellingtons vorhanden, aber in der Weise, daß sie gänzlich unvermittelt neben einander standen. Verhältnißmäßig schwach war das moderne Element, die durch den Kampf für die nationale Selbständigkeit in's Feld gerufenen populären Bildungen, hauptsächlich vertreten durch die Braunschweiger und die Hannoversche Landwehr. Das Kriegswesen des 18. Jahrhunderts in abgeschwächter so zu sagen modernisirter Form, zugleich eigenthümlich zersetzt durch ein anderes oben erwähntes Moment, zeigten die Nassauer, Holländer und Belgier. Die echten Repräsentanten des Kriegerthums, das im Siebenjährigen Kriege seine höchsten Triumphe gefeiert hatte, waren die Engländer. Hier bei Waterloo hatte die Truppe aus geworbenen, scharf gedrillten Mannschaften mit dem vornehmen Officiercorps ihren letzten und fast glänzendsten Erfolg. Es ist nicht richtig sich den inneren Werth dieser Kriegsform im Vergleich mit der modernen vorzustellen gemäß dem Resultate des Jahres 1806. Unterliegen mußte das Alte freilich, wenn es sich nicht neue Kräfte zu amalgamiren wußte, unter allen Umständen, aber daß dieses Unterliegen 1806 in einen so völlig haltlosen Zusammenbruch endigte, hatte doch in ganz besonderen Umständen seinen Grund. Wenn man die Leistungen

der englischen Bataillone bei Waterloo betrachtet, so kann man die Zähigkeit wohl verstehen, mit der preußische Militärs ihre alten Einrichtungen vertheidigten. Alleinstehend hätte der englische Kriegsstaat es mit dem napoleonischen so wenig aufnehmen können, wie ehedem der österreichische und preußische, denn die Engländer waren bei Waterloo nur 25,000 an der Zahl. Wenn die französische Armee aber bisher allen andern überlegen gewesen war, dadurch daß sie die Conscription, welche die Massen liefert, vereinigte mit der langen Dienstzeit, welche die tactischen Körper bildet, so blieb ihr gegenüber die englische Armee existenzfähig dadurch daß sie jenes Element der Massen mit seiner tactischen Folge zwar nicht in sich aufnahm, aber sich verbündete. In Einigem hatte der englische Soldat sich der neueren Gefechtsweise angepaßt; auch er tiraillirte, aber es war ihm mehr eine Concession, als ein Bedürfniß. Für den Vorpostendienst wurde er so wenig geeignet gehalten, daß man ihn gänzlich davon zurückhielt und die Grenze ausschließlich mit alliirten Truppen besetzt hatte. Unerschütterlich aber war das Zusammenhalten der englischen Bataillone in der Schlacht.

Augenfällig correspondirt dieser Eigenthümlichkeit der englischen Armee die Eigenthümlichkeit ihres Feldherrn. Als den zweiten Grund für das Obsiegen der Verbündeten bei Waterloo muß man die musterhafte Leitung des Gefechts durch Wellington persönlich betrachten.

Wir haben gesehen, daß die strategische Action Wellingtons in diesem Feldzug verfehlt war. Es waren nicht einzelne zufällige Irrthümer, in die er verfallen wäre, sondern es war die Natur von Wellingtons Kriegskunst überhaupt, die sich hier unzulänglich erwies: der Feldherr gehörte ebenso wie der englische Soldat der Prärevolutions-Periode an.

Im achtzehnten Jahrhundert reichten die kriegerischen Mittel nicht aus zur völligen Niederwerfung und Wehrlosmachung eines großen Staates. Man suchte den Gegner nicht sowohl zu be-

zwingen, als durch wiederholte Schläge, Eroberung seiner Festungen, Besitznahme von Provinzen seine Kräfte zu erschöpfen. Mit den vergrößerten Heeren und verstärkten Mitteln der Revolutionszeit wurden Angriff und Vertheidigung intensiver. Es genügte nicht mehr dem Gegner mehr oder weniger großen Abbruch zu thun: von jedem bloßen Verlust hätte sich ein Staat, dem die Conscription und die ökonomischen Mittel der ganzen Nation bedingungslos zur Verfügung standen, bald erholt: die Niederlage mußte in einer vollständigen Zerstörung der gesammten Heeresrüstung bestehen, der Angriff mit solchem Nachdruck und in solchem Umfang unternommen werden, daß der Sieg bis an die feindliche Hauptstadt führte. Die Heere wuchsen ebenso sehr äußerlich der Zahl nach in das Vielfache, wie innerlich der Qualität des Soldatenstandes nach, seit sie die Vertheidiger und Repräsentanten der nationalen Unabhängigkeit geworden waren.

Diese politische Umwälzung hatte eine ebenso große Veränderung der Strategie zur Folge. Noch im Siebenjährigen Kriege ist, ausgenommen die ersten Anläufe, wo die Kräfte frisch waren, die Schlacht ein höchst seltenes Ereigniß. Die Verluste, die sie mit sich führte, waren schwer zu ersetzen, die Resultate, die sie haben konnte nur gering. Denn weiter als zur Occupirung eines verhältnißmäßig kleinen Theils des feindlichen Landes konnte bei der geringen Heeresmacht über die man gebot, sich auch nach dem glänzendsten Siege der Blick nicht erheben und zu diesem Resultat konnte man häufig mit ebenso viel Wahrscheinlichkeit und geringerer Gefahr durch Manövriren, Märsche und Stellungen, die auf die Verbindungslinien des Feindes wirken, gelangen.

Das strategische System, welches die Theorie von diesen Thatsachen abgezogen hatte, hielt die Feldherren noch länger in den gewohnten Bahnen, als sie die richtigen waren. Da kam Napoleon und setzte in der Strategie an die Stelle des Manövers die Schlacht. Alle untergeordneten Zwecke bei Seite lassend, nahm er stets seine ganze Kraft zusammen zu einem einzigen, vernich-

tendem Schlage. Waren die feindlichen Streitmittel zerstört, so mußte das Land ihm von selbst zufallen. Diese neue Kriegsenergie, welche die Entscheidung vor Allem in der Schlacht sucht, war von Napoleon auf seine Gegner, namentlich auf die Preußen übergegangen.

Nur auf einem Kriegsschauplatz war das alte System herrschend geblieben. In Spanien, wo der Herzog von Wellington commandirte, war nicht daran zu denken, daß man in einem über Länder hinfegendem Feldzuge die Franzosen über die Pyrenäen zurücktreiben könne. Hier war keine Gelegenheit für Entscheidungsschlachten. Schlagend und belagernd, vorwärts und zurückziehend durchkämpfte Wellington hier ein Jahr nach dem anderen, 1809 bis 1814, um den Besitz eines größeren oder kleineren Theiles der Halbinsel. Für eine Verfolgung im großen Styl war selbst der englische Theil des Heeres moralisch zu undisciplinirt. Der Soldat wollte nach dem Siege nicht auf das Beutemachen Verzicht leisten. Es lag aber auch nicht in der Strategie des Feldherrn. Nach der Schlacht bei Salamanka, wo sich die Gelegenheit bot, durch eine kräftige Verfolgung das französische Heer zu vernichten, zog Wellington die Besitznahme von Madrid vor, das er doch bald wieder aufgeben mußte.

Wellington war sehr wohl fähig auch einen Entwurf in größerem Maßstab zu concipiren. Gerade er war es, der im Frühling darauf gedrungen hatte, statt Napoleon Zeit zu Rüstungen zu lassen, auf der Stelle alle vorhandenen Truppen zusammen zu rufen und direct auf Paris zu marschiren. Doch waren es mehr politische Erwägungen, welche ihm diese Idee eingegeben hatten und als die Mächte ihr nicht beitraten, kehrte der Herzog zu seinen gewohnten Anschauungen zurück. Der Unterschied der älteren und neueren Kriegführung als verschiedener Methoden oder verschiedener Entwicklungsstufen der Kriegskunst ist ihm, wie spätere Aeußerungen zeigen, niemals zum Bewußtsein gekommen *). Jetzt als es

*) Er schrieb im Jahre 1842 eine Erwiderung auf Clausewitz' Kritik des Feldzuges, die das deutlich zeigt.

sich darum handelte, Napoleon auf seiner Unternehmung gegen Belgien zu bekämpfen, ging er von der als selbstverständlich betrachteten Voraussetzung aus, daß seine Aufgabe darin bestehe, Belgien vor der feindlichen Besitznahme zu bewahren. Die Franzosen aber wollten mehr. Sie wollten nicht blos Belgien, sondern sie wollten vor Allem ihn schlagen. Wellington detachirte am 16ten und 18ten zwei bedeutende Corps in seine rechte Flanke, um sich gegen eine Umgehung und Zurückmanövrirung zu schützen und beraubte sich dadurch ihrer Mitwirkung auf dem Schlachtfelde. Napoleon aber hielt alles, was er heranbringen konnte, auf einem Punkt zusammen, weil er wiederum nicht manövriren, sondern schlagen wollte. Wellington stand in Belgien zum ersten Mal Napoleon persönlich gegenüber. Wenn man sieht, mit welch' übergroßer Vorsicht er sich auf allen Seiten zu decken suchte, so ist man versucht zu glauben, daß eine gewisse Besorgtheit vor Napoleons Genie und seinen neuen und unerwarteten Manövern nicht ohne Einfluß auf die Kraft seiner Entschlüsse gewesen sei.

Man erinnert sich des Wortes von Scharnhorst, mit dem er Blücher als Oberbefehlshaber der preußischen Armeen verlangte: „er ist der Einzige, der sich nicht vor Napoleon fürchtet." „Wenn ich ihm etwas vorschlug, wählte er immer das kühnste", hat Gneisenau später einmal von Blücher gesagt. Diese Kühnheit allein war es, welche Blücher vor allen Anderen Napoleon gegenüber zum Mann der Situation machte. Als er bereits bei Belle-Alliance mit einem preußischen Corps im Kampf war, wurde ihm gemeldet, daß er von dem Marschall Grouchy bei Wavre im Rücken angegriffen sei. Die Entscheidung liegt vor uns, nicht hinter uns, erwiederte Blücher *). Kein Mann durfte umkehren. Das war die Strategie, durch welche Napoleon besiegt wurde.

*) Dies Wort ist immer Blücher zugeschrieben worden. Nach der Aussage des Generals von Wussow (mitgeth. bei Ollech a. a. O.) ist es diesem von Gneisenau als Ordre an Thielemann in die Feder dictirt worden; jedenfalls im Sinne Blüchers.

Wellington hatte sich am 16ten in einer analogen Position befunden. Er hatte befürchtet in seiner rechten Flanke über Nivelles umgangen zu werden. Wir haben gesehen, wie wenig begründet diese Furcht war. Dazu kamen auf eben jener Straße zwei seiner Armeecorps anmarschirt, und er selbst bedurfte auf das dringendste der Verstärkung bei Quatrebras, wenn er seinem Versprechen gegen Blücher irgend nachkommen wollte. Dennoch wagte Wellington nicht die 10,000 Mann, die er bei Nivelles stehen hatte, an den entscheidenden Punkt zu ziehen *).

Nun wurde ihm in der Schlacht von Waterloo die Aufgabe gestellt, den Angriffen einer überlegenen Armee so lange zu widerstehen bis die heranrückende alliirte Macht den Sieg entscheiden konnte. Für nichts in der Welt hätte Wellington geeigneter sein können. Er hatte eine Position zu halten und er hielt sie. Nichts lag ihm ferner, als die kriegerische Leidenschaft, welche bei Ligny die Preußen verleitet hatte offensiv vorzugehen, ehe es dazu an der Zeit war. Zum großen Theil dadurch war die Schlacht verloren gegangen. Wellington verfiel weder selbst in diesen Fehler, noch überschritt irgend einer seiner Untergebenen darin seine strenge, stets festgehaltene Instruction. „Unser Plan ist jetzt ganz einfach: die Preußen oder die Nacht" war die Ordre, welche er ausgab **).

*) Ueber die generellen Unterschiede der Kriegführung der Napoleonischen und der vorhergehenden Epoche, der Wellington und sein Heer noch angehörten, hat zuerst Clausewitz Klarheit geschaffen. In lapidarem Styl hat den Gegenstand charakterisirt Grolmann in seiner Erwiederung gegen Wellington im Militar-Wochenbl. 1836 S. 90. Doch gehen diese beide mehr von practischen oder kritischen als von historischen Gesichtspunkten aus. Vortreffliches bieten ferner die Einleitung der, leider unvollendet gebliebenen, Biographie Gneisenau's von Fransecky; die sehr eingehenden Studien von dem Major im Gr. Generalstabe Jähns „Frankreich und die Allgemeine Wehrpflicht" in den Grenzboten Jahrg. 1872 (auch als Buch erschienen); Rüstow's Geschichte der Infanterie; sämmtliche Schriften Bernhardi's. Wichtig ist auch die Geschichte des Verpflegungswesens von Oberst Baumann. Die hier vorgetragene Auffassung wird in wesentlichen Punkten bestritten vom Major im Gr. Generalstabe v. d. Goltz. S. darüber die Polemik desselben mit dem Verf. in der Zeitschrift f. Preuß. Gesch., Jahrg. 1879.

**) Dies ist der richtige Wortlaut. Die gewöhnliche Version „Ich wollte

„Aushalten bis auf den letzten Mann". Die Preußen hatten bei Ligny siegen wollen, denn nur ein Sieg entsprach ihrem Begriff der Kriegführung und konnte ihren Haß und ihre Rache befriedigen. Wellington wollte eine Stellung vertheidigen, welche die Hauptstadt von Belgien deckte und wäre zufrieden gewesen, wenn es ihm gelang für diesmal den Angriff der Franzosen abzuschlagen.

Diese Art von Bescheidung giebt Wellington unter den Kriegshelden der Geschichte eine einzige Stellung. Er ist der größte Defensiv-General der je gelebt hat. Man ist geneigt an die letzten Kriegsjahre Hannibals und Friedrichs des Großen zu denken, aber bei diesen war die Defensive ein Nothbehelf und bestand in der Vermeidung des Gefechts überhaupt. Auch Wellington hat selbstverständlich nicht selten ebenfalls angegriffen. Aber es ist die Eigenthümlichkeit seines Charakters, welche ihn zum Vertheidiger macht, gerade wie alle anderen großen Generale zu Angreifern. Die erhabene Leidenschaft, sei es des Ruhmes, sei es des Hasses, ohne welche wir uns fast einen Kriegshelden nicht zu denken vermögen, wurde bei Wellington ersetzt durch eine Kaltblütigkeit, die nie dem rechten Momente vorgriff und die in Wahrheit die innere Natur seines vielberufenen Glücks ausmachte.

So befehligte er die Schlacht bei Waterloo.

Das alliirte Heer war so aufgestellt, daß es den Franzosen, mochten sie in gerader Richtung oder mit einer Schwenkung von rechts oder links angreifen, immer in einer vortheilhaften Stellung gegenüberstand. Eigentliche Reserven hatte der Herzog wenig zurückbehalten, aber als nun die Angriffsdirection der Franzosen sich entschieden hatte — sie gingen einfach gerade aus — so konnte der Herzog allmählich von den Flügeln die Verstärkungen nach

---

es würde Nacht, oder die Preußen kämen", faßt die Situation des ganzen Tages dramatisch zusammen und ist in so fern nicht ohne eine gewisse innere Wahrheit. Thatsächlich können sie schon deshalb nicht so gesprochen sein, weil die Preußen ja schon von $4^1/_2$ Uhr an im Gefecht waren.

der Mitte ziehen. So hatten diese Truppen den doppelten Zweck erfüllt, erst die Flügel zu decken und dann als Reserve zu dienen und es gelang dem Herzog immer an der Stelle, wo der Feind durchzubrechen drohte, rechtzeitig den genügenden Widerstand vorbereitet zu haben. Dabei verfuhr er mit so viel Umsicht und Zurückhaltung, daß er auch der letzten Attacke der französischen Garde noch eine ganze Division frischer Truppen entgegenstellen konnte.

Trotz der ausgezeichneten Tapferkeit der Engländer aber, trotz der Geschicklichkeit der obersten Führung, würde die Ueberlegenheit der Franzosen endlich doch den Sieg davongetragen haben, wenn nicht ein dritter Umstand dem Widerstand der Alliirten zu Hülfe gekommen wäre. Das war die Natur der französischen Angriffe selbst. Sie wurden alle, sowohl die drei Hauptstürme, wie die dazwischen liegenden Einzel-Attacken, ohne eine ausreichende Unterstützung unternommen. Immer, wenn die Wage gleich zu stehen schien, fehlte den Franzosen das kleine Uebergewicht, welches sie zu ihren Gunsten gesenkt haben würde.

Es war die Wirkung des Erscheinens der Preußen, selbst ehe sie noch activ in den Kampf eingegriffen hatten *).

Um 1 Uhr bemerkte Napoleon auf der Höhe von St. Lambert; eine halbe Meile vom Schlachtfelde Truppen-Colonnen, die allmählich als Preußen erkannt wurden. Bald wurde ein von Patrouillen gefangen genommener Husaren-Unterofficier eingebracht, der einen Brief Bülow's an Müffling bei sich trug. Aus dem Brief, wie aus den Aussagen des Gefangenen ging hervor, daß das vierte preußische Corps, welches bei Ligny nicht gefochten hatte, im Begriff stehe, dem französischen Heer in die Flanke zu fallen. Kaum konnte nun noch ein Zweifel bestehen, daß auch der Rest der preußischen Armee seinen Weg auf Wavre genommen habe und binnen nicht zu langer Zeit ebenfalls auf dem Platze sein werde.

*) S. darüber Napoleon selbst bei Gourgaud S. 103.

Man unterhielt sich bei den Preußen, was Napoleon wohl thun werde, wenn er ihren Flankenangriff bemerke. Ein Adjutant meinte, er würde die Schlacht abbrechen und sich zurückziehen. „Da kennen Sie Bonaparte schlecht", erwiederte ihm Gneisenau „er wird gerade alle seine Kraft zusammennehmen, um die Engländer zu schlagen ehe wir heran sind". Nicht anders war es, daß Napoleon empfand und handelte. Bülow allein hoffte er durch eine geringe Truppenzahl so lange aufhalten zu können, bis die Alliirten geschlagen seien und die übrigen, bei Ligny besiegten, demoralisirten Corps, wie konnten sie schon wieder auf dem Schlachtfelde erscheinen? Waren sie nicht von Grouchy im Rücken angegriffen? Aus welchem Grunde auch immer — sie mußten zu spät kommen, wenn Napoleons Sterne nicht gelogen haben sollten: zehntausend Mann von der Reserve wurden in der rechten Flanke im Haken aufgestellt und gleich darauf der erste Versuch gemacht in einem heftigen Anlauf die englische Schlachtordnung zu durchbrechen.

Aber, sei es, daß Napoleon den Moment der Entscheidung doch noch nicht gekommen hielt und diesen Anfall noch mehr als einen vorbereitenden ansah, sei es, daß er zu sehr von der Vorstellung beherrscht wurde, seine Reserven für den bevorstehenden Kampf mit den Preußen schonen zu müssen: die Sturmcolonnen waren nicht genügend von Cavallerie begleitet, wurden, auf der Höhe angelangt, nachdem sie die erste Linie der alliirten Armee geworfen, von der feindlichen Cavallerie angefallen und konnten derselben in ihrer durch die Attacke aufgelösten Ordnung nicht widerstehen. Sie wurden mit großem Verlust wieder zurückgetrieben.

Aehnlich scheiterte der große Cavallerie-Angriff, zwei Stunden später an dem Mangel der Unterstützung durch Infanterie. Ney, der die Attacke commandirte, bat darum, Napoleon wies ihn ab. Er hatte noch die Garde in der Reserve. Aber eben (4½ Uhr) hatten die Preußen begonnen in die Action zu treten. Schon seit geraumer Zeit hatten ihre Vortruppen ein Gehölz, nicht weit von der rechten

der englischen Bataillone bei Waterloo betrachtet, so kann man die Zähigkeit wohl verstehen, mit der preußische Militärs ihre alten Einrichtungen vertheidigten. Alleinstehend hätte der englische Kriegsstaat es mit dem napoleonischen so wenig aufnehmen können, wie ehedem der österreichische und preußische, denn die Engländer waren bei Waterloo nur 25,000 an der Zahl. Wenn die französische Armee aber bisher allen andern überlegen gewesen war, dadurch daß sie die Conscription, welche die Massen liefert, vereinigte mit der langen Dienstzeit, welche die tactischen Körper bildet, so blieb ihr gegenüber die englische Armee existenzfähig dadurch daß sie jenes Element der Massen mit seiner tactischen Folge zwar nicht in sich aufnahm, aber sich verbündete. In Einigem hatte der englische Soldat sich der neueren Gefechtsweise angepaßt; auch er tiraillirte, aber es war ihm mehr eine Concession, als ein Bedürfniß. Für den Vorpostendienst wurde er so wenig geeignet gehalten, daß man ihn gänzlich davon zurückhielt und die Grenze ausschließlich mit alliirten Truppen besetzt hatte. Unerschütterlich aber war das Zusammenhalten der englischen Bataillone in der Schlacht.

Augenfällig correspondirt dieser Eigenthümlichkeit der englischen Armee die Eigenthümlichkeit ihres Feldherrn. Als den zweiten Grund für das Obsiegen der Verbündeten bei Waterloo muß man die musterhafte Leitung des Gefechts durch Wellington persönlich betrachten.

Wir haben gesehen, daß die strategische Action Wellingtons in diesem Feldzug verfehlt war. Es waren nicht einzelne zufällige Irrthümer, in die er verfallen wäre, sondern es war die Natur von Wellingtons Kriegskunst überhaupt, die sich hier unzulänglich erwies: der Feldherr gehörte ebenso wie der englische Soldat der Prärevolutions-Periode an.

Im achtzehnten Jahrhundert reichten die kriegerischen Mittel nicht aus zur völligen Niederwerfung und Wehrlosmachung eines großen Staates. Man suchte den Gegner nicht sowohl zu be-

zwingen, als durch wiederholte Schläge, Eroberung seiner Festungen, Besitznahme von Provinzen seine Kräfte zu erschöpfen. Mit den vergrößerten Heeren und verstärkten Mitteln der Revolutionszeit wurden Angriff und Vertheidigung intensiver. Es genügte nicht mehr dem Gegner mehr oder weniger großen Abbruch zu thun: von jedem bloßen Verlust hätte sich ein Staat, dem die Conscription und die ökonomischen Mittel der ganzen Nation bedingungslos zur Verfügung standen, bald erholt: die Niederlage mußte in einer vollständigen Zerstörung der gesammten Heeresrüstung bestehen, der Angriff mit solchem Nachdruck und in solchem Umfang unternommen werden, daß der Sieg bis an die feindliche Hauptstadt führte. Die Heere wuchsen ebenso sehr äußerlich der Zahl nach in das Vielfache, wie innerlich der Qualität des Soldatenstandes nach, seit sie die Vertheidiger und Repräsentanten der nationalen Unabhängigkeit geworden waren.

Diese politische Umwälzung hatte eine ebenso große Veränderung der Strategie zur Folge. Noch im Siebenjährigen Kriege ist, ausgenommen die ersten Anläufe, wo die Kräfte frisch waren, die Schlacht ein höchst seltenes Ereigniß. Die Verluste, die sie mit sich führte, waren schwer zu ersetzen, die Resultate, die sie haben konnte nur gering. Denn weiter als zur Occupirung eines verhältnißmäßig kleinen Theils des feindlichen Landes konnte bei der geringen Heeresmacht über die man gebot, sich auch nach dem glänzendsten Siege der Blick nicht erheben und zu diesem Resultat konnte man häufig mit ebenso viel Wahrscheinlichkeit und geringerer Gefahr durch Manövriren, Märsche und Stellungen, die auf die Verbindungslinien des Feindes wirken, gelangen.

Das strategische System, welches die Theorie von diesen Thatsachen abgezogen hatte, hielt die Feldherren noch länger in den gewohnten Bahnen, als sie die richtigen waren. Da kam Napoleon und setzte in der Strategie an die Stelle des Manövers die Schlacht. Alle untergeordneten Zwecke bei Seite lassend, nahm er stets seine ganze Kraft zusammen zu einem einzigen, vernich-

tendem Schlage. Waren die feindlichen Streitmittel zerstört, so mußte das Land ihm von selbst zufallen. Diese neue Kriegsenergie, welche die Entscheidung vor Allem in der Schlacht sucht, war von Napoleon auf seine Gegner, namentlich auf die Preußen übergegangen.

Nur auf einem Kriegsschauplatz war das alte System herrschend geblieben. In Spanien, wo der Herzog von Wellington commandirte, war nicht daran zu denken, daß man in einem über Länder hinfegendem Feldzuge die Franzosen über die Pyrenäen zurücktreiben könne. Hier war keine Gelegenheit für Entscheidungsschlachten. Schlagend und belagernd, vorwärts und zurückziehend durchkämpfte Wellington hier ein Jahr nach dem anderen, 1809 bis 1814, um den Besitz eines größeren oder kleineren Theiles der Halbinsel. Für eine Verfolgung im großen Styl war selbst der englische Theil des Heeres moralisch zu undisciplinirt. Der Soldat wollte nach dem Siege nicht auf das Beutemachen Verzicht leisten. Es lag aber auch nicht in der Strategie des Feldherrn. Nach der Schlacht bei Salamanka, wo sich die Gelegenheit bot, durch eine kräftige Verfolgung das französische Heer zu vernichten, zog Wellington die Besitznahme von Madrid vor, das er doch bald wieder aufgeben mußte.

Wellington war sehr wohl fähig auch einen Entwurf in größerem Maßstab zu concipiren. Gerade er war es, der im Frühling darauf gedrungen hatte, statt Napoleon Zeit zu Rüstungen zu lassen, auf der Stelle alle vorhandenen Truppen zusammen zu rufen und direct auf Paris zu marschiren. Doch waren es mehr politische Erwägungen, welche ihm diese Idee eingegeben hatten und als die Mächte ihr nicht beitraten, kehrte der Herzog zu seinen gewohnten Anschauungen zurück. Der Unterschied der älteren und neueren Kriegführung als verschiedener Methoden oder verschiedener Entwicklungsstufen der Kriegskunst ist ihm, wie spätere Aeußerungen zeigen, niemals zum Bewußtsein gekommen*). Jetzt als es

*) Er schrieb im Jahre 1842 eine Erwiderung auf Clausewitz' Kritik des Feldzuges, die das deutlich zeigt.

sich darum handelte, Napoleon auf seiner Unternehmung gegen Belgien zu bekämpfen, ging er von der als selbstverständlich betrachteten Voraussetzung aus, daß seine Aufgabe darin bestehe, Belgien vor der feindlichen Besitznahme zu bewahren. Die Franzosen aber wollten mehr. Sie wollten nicht blos Belgien, sondern sie wollten vor Allem ihn schlagen. Wellington detachirte am 16ten und 18ten zwei bedeutende Corps in seine rechte Flanke, um sich gegen eine Umgehung und Zurückmanövrirung zu schützen und beraubte sich dadurch ihrer Mitwirkung auf dem Schlachtfelde. Napoleon aber hielt alles, was er heranbringen konnte, auf einem Punkt zusammen, weil er wiederum nicht manövriren, sondern schlagen wollte. Wellington stand in Belgien zum ersten Mal Napoleon persönlich gegenüber. Wenn man sieht, mit welch' übergroßer Vorsicht er sich auf allen Seiten zu decken suchte, so ist man versucht zu glauben, daß eine gewisse Besorgtheit vor Napoleons Genie und seinen neuen und unerwarteten Manövern nicht ohne Einfluß auf die Kraft seiner Entschlüsse gewesen sei.

Man erinnert sich des Wortes von Scharnhorst, mit dem er Blücher als Oberbefehlshaber der preußischen Armeen verlangte: „er ist der Einzige, der sich nicht vor Napoleon fürchtet." „Wenn ich ihm etwas vorschlug, wählte er immer das kühnste", hat Gneisenau später einmal von Blücher gesagt. Diese Kühnheit allein war es, welche Blücher vor allen Anderen Napoleon gegenüber zum Mann der Situation machte. Als er bereits bei Belle-Alliance mit einem preußischen Corps im Kampf war, wurde ihm gemeldet, daß er von dem Marschall Grouchy bei Wavre im Rücken angegriffen sei. Die Entscheidung liegt vor uns, nicht hinter uns, erwiederte Blücher *). Kein Mann durfte umkehren. Das war die Strategie, durch welche Napoleon besiegt wurde.

*) Dies Wort ist immer Blücher zugeschrieben worden. Nach der Aussage des Generals von Wussow (mitgeth. bei Ollech a. a. O.) ist es diesem von Gneisenau als Ordre an Thielemann in die Feder dictirt worden; jedenfalls im Sinne Blüchers.

Wellington hatte sich am 16ten in einer analogen Position befunden. Er hatte befürchtet in seiner rechten Flanke über Nivelles umgangen zu werden. Wir haben gesehen, wie wenig begründet diese Furcht war. Dazu kamen auf eben jener Straße zwei seiner Armeecorps anmarschirt, und er selbst bedurfte auf das dringendste der Verstärkung bei Quatrebras, wenn er seinem Versprechen gegen Blücher irgend nachkommen wollte. Dennoch wagte Wellington nicht die 10,000 Mann, die er bei Nivelles stehen hatte, an den entscheidenden Punkt zu ziehen *).

Nun wurde ihm in der Schlacht von Waterloo die Aufgabe gestellt, den Angriffen einer überlegenen Armee so lange zu widerstehen bis die heranrückende alliirte Macht den Sieg entscheiden konnte. Für nichts in der Welt hätte Wellington geeigneter sein können. Er hatte eine Position zu halten und er hielt sie. Nichts lag ihm ferner, als die kriegerische Leidenschaft, welche bei Ligny die Preußen verleitet hatte offensiv vorzugehen, ehe es dazu an der Zeit war. Zum großen Theil dadurch war die Schlacht verloren gegangen. Wellington verfiel weder selbst in diesen Fehler, noch überschritt irgend einer seiner Untergebenen darin seine strenge, stets festgehaltene Instruction. „Unser Plan ist jetzt ganz einfach: die Preußen oder die Nacht" war die Ordre, welche er ausgab **).

---

*) Ueber die generellen Unterschiede der Kriegführung der Napoleonischen und der vorhergehenden Epoche, der Wellington und sein Heer noch angehörten, hat zuerst Clausewitz Klarheit geschaffen. In lapidarem Styl hat den Gegenstand charakterisirt Grolmann in seiner Erwiederung gegen Wellington im Militar-Wochenbl. 1836 S. 90. Doch gehen diese beide mehr von practischen oder kritischen als von historischen Gesichtspunkten aus. Vortreffliches bieten ferner die Einleitung der, leider unvollendet gebliebenen, Biographie Gneisenau's von Fransecky; die sehr eingehenden Studien von dem Major im Gr. Generalstabe Jähns „Frankreich und die Allgemeine Wehrpflicht" in den Grenzboten Jahrg. 1872 (auch als Buch erschienen); Rüstow's Geschichte der Infanterie; sämmtliche Schriften Bernhardi's. Wichtig ist auch die Geschichte des Verpflegungswesens von Oberst Baumann. Die hier vorgetragene Auffassung wird in wesentlichen Punkten bestritten vom Major im Gr. Generalstabe v. d. Goltz. S. darüber die Polemik desselben mit dem Verf. in der Zeitschrift f. Preuß. Gesch., Jahrg. 1879.

**) Dies ist der richtige Wortlaut. Die gewöhnliche Version „Ich wollte

„Aushalten bis auf den letzten Mann". Die Preußen hatten bei Ligny siegen wollen, denn nur ein Sieg entsprach ihrem Begriff der Kriegführung und konnte ihren Haß und ihre Rache befriedigen. Wellington wollte eine Stellung vertheidigen, welche die Hauptstadt von Belgien deckte und wäre zufrieden gewesen, wenn es ihm gelang für diesmal den Angriff der Franzosen abzuschlagen.

Diese Art von Bescheidung giebt Wellington unter den Kriegshelden der Geschichte eine einzige Stellung. Er ist der größte Defensiv-General der je gelebt hat. Man ist geneigt an die letzten Kriegsjahre Hannibals und Friedrichs des Großen zu denken, aber bei diesen war die Defensive ein Nothbehelf und bestand in der Vermeidung des Gefechts überhaupt. Auch Wellington hat selbstverständlich nicht selten ebenfalls angegriffen. Aber es ist die Eigenthümlichkeit seines Charakters, welche ihn zum Vertheidiger macht, gerade wie alle anderen großen Generale zu Angreifern. Die erhabene Leidenschaft, sei es des Ruhmes, sei es des Hasses, ohne welche wir uns fast einen Kriegshelden nicht zu denken vermögen, wurde bei Wellington ersetzt durch eine Kaltblütigkeit, die nie dem rechten Momente vorgriff und die in Wahrheit die innere Natur seines vielberufenen Glücks ausmachte.

So befehligte er die Schlacht bei Waterloo.

Das alliirte Heer war so aufgestellt, daß es den Franzosen, mochten sie in gerader Richtung oder mit einer Schwenkung von rechts oder links angreifen, immer in einer vortheilhaften Stellung gegenüberstand. Eigentliche Reserven hatte der Herzog wenig zurückbehalten, aber als nun die Angriffsdirection der Franzosen sich entschieden hatte — sie gingen einfach gerade aus — so konnte der Herzog allmählich von den Flügeln die Verstärkungen nach

---

es würde Nacht, oder die Preußen kämen", faßt die Situation des ganzen Tages dramatisch zusammen und ist in so fern nicht ohne eine gewisse innere Wahrheit. Thatsächlich können sie schon deshalb nicht so gesprochen sein, weil die Preußen ja schon von $4^1/_2$ Uhr an im Gefecht waren.

der Mitte ziehen. So hatten diese Truppen den doppelten Zweck erfüllt, erst die Flügel zu decken und dann als Reserve zu dienen und es gelang dem Herzog immer an der Stelle, wo der Feind durchzubrechen drohte, rechtzeitig den genügenden Widerstand vorbereitet zu haben. Dabei verfuhr er mit so viel Umsicht und Zurückhaltung, daß er auch der letzten Attacke der französischen Garde noch eine ganze Division frischer Truppen entgegenstellen konnte.

Trotz der ausgezeichneten Tapferkeit der Engländer aber, trotz der Geschicklichkeit der obersten Führung, würde die Ueberlegenheit der Franzosen endlich doch den Sieg davongetragen haben, wenn nicht ein dritter Umstand dem Widerstand der Alliirten zu Hülfe gekommen wäre. Das war die Natur der französischen Angriffe selbst. Sie wurden alle, sowohl die drei Hauptstürme, wie die dazwischen liegenden Einzel-Attacken, ohne eine ausreichende Unterstützung unternommen. Immer, wenn die Wage gleich zu stehen schien, fehlte den Franzosen das kleine Uebergewicht, welches sie zu ihren Gunsten gesenkt haben würde.

Es war die Wirkung des Erscheinens der Preußen, selbst ehe sie noch activ in den Kampf eingegriffen hatten *).

Um 1 Uhr bemerkte Napoleon auf der Höhe von St. Lambert; eine halbe Meile vom Schlachtfelde Truppen-Colonnen, die allmählich als Preußen erkannt wurden. Bald wurde ein von Patrouillen gefangen genommener Husaren-Unterofficier eingebracht, der einen Brief Bülow's an Müffling bei sich trug. Aus dem Brief, wie aus den Aussagen des Gefangenen ging hervor, daß das vierte preußische Corps, welches bei Ligny nicht gefochten hatte, im Begriff stehe, dem französischen Heer in die Flanke zu fallen. Kaum konnte nun noch ein Zweifel bestehen, daß auch der Rest der preußischen Armee seinen Weg auf Wavre genommen habe und binnen nicht zu langer Zeit ebenfalls auf dem Platze sein werde.

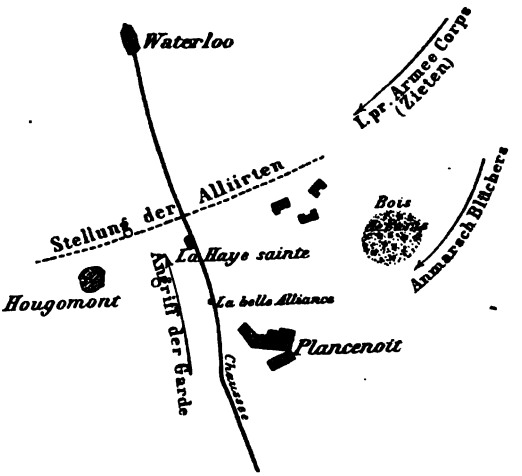
*) S. darüber Napoleon selbst bei Gourgaud S. 103.

Man unterhielt sich bei den Preußen, was Napoleon wohl thun werde, wenn er ihren Flankenangriff bemerke. Ein Adjutant meinte, er würde die Schlacht abbrechen und sich zurückziehen. „Da kennen Sie Bonaparte schlecht", erwiederte ihm Gneisenau „er wird gerade alle seine Kraft zusammennehmen, um die Engländer zu schlagen ehe wir heran sind". Nicht anders war es, daß Napoleon empfand und handelte. Bülow allein hoffte er durch eine geringe Truppenzahl so lange aufhalten zu können, bis die Alliirten geschlagen seien und die übrigen, bei Ligny besiegten, demoralisirten Corps, wie konnten sie schon wieder auf dem Schlachtfelde erscheinen? Waren sie nicht von Grouchy im Rücken angegriffen? Aus welchem Grunde auch immer — sie mußten zu spät kommen, wenn Napoleons Sterne nicht gelogen haben sollten: zehntausend Mann von der Reserve wurden in der rechten Flanke im Haken aufgestellt und gleich darauf der erste Versuch gemacht in einem heftigen Anlauf die englische Schlachtordnung zu durchbrechen.

Aber, sei es, daß Napoleon den Moment der Entscheidung doch noch nicht gekommen hielt und diesen Anfall noch mehr als einen vorbereitenden ansah, sei es, daß er zu sehr von der Vorstellung beherrscht wurde, seine Reserven für den bevorstehenden Kampf mit den Preußen schonen zu müssen: die Sturmcolonnen waren nicht genügend von Cavallerie begleitet, wurden, auf der Höhe angelangt, nachdem sie die erste Linie der alliirten Armee geworfen, von der feindlichen Cavallerie angefallen und konnten derselben in ihrer durch die Attacke aufgelösten Ordnung nicht widerstehen. Sie wurden mit großem Verlust wieder zurückgetrieben.

Aehnlich scheiterte der große Cavallerie-Angriff, zwei Stunden später an dem Mangel der Unterstützung durch Infanterie. Ney, der die Attacke commandirte, bat darum, Napoleon wies ihn ab. Er hatte noch die Garde in der Reserve. Aber eben (4½ Uhr) hatten die Preußen begonnen in die Action zu treten. Schon seit geraumer Zeit hatten ihre Vortruppen ein Gehölz, nicht weit von der rechten

Flanke der Franzosen in Besitz genommen und warteten hier auf die Ankunft des Gros. Blücher selbst mit seinem Stabe war schon angelangt. Man sah von dort die Wucht der wiederholten Chargen, mit der die französischen Cürassiere die englische Infanterie anfielen. Da glaubte man nicht länger warten zu dürfen. Napoleon deckte seine Flanke durch das Dorf Plancenoit, das er stark besetzte. Der Oberst von Hiller, der die Avantgarden-Brigade befehligte, wollte es angreifen. „Was meinen Sie, Gneisenau" sagte der Feldmarschall „sollen wir ihn loslassen?" Dieser stimmte bei und Hiller ging vor *). Die Franzosen widerstanden auf das tapferste, aber die Uebermacht der Preußen wurde immer größer. Bald war das ganze vierte Corps zur Stelle. Napoleon detachirte gegen sie die junge Garde; endlich noch vier Bataillone der alten Garde. Da mußte mittlerweile der Angriff der Cavallerie auf die Engländer sich selbst überlassen bleiben und tobte sich aus, ohne einen Erfolg zu erzielen.



*) Nach Hillers eigenen Aufzeichnungen.

Etwa um 7 Uhr gelang es der zuletzt abgeschickten Unterstützung der alten Garde die Preußen trotz ihrer Uebermacht noch einmal aus Plancenoit hinauszutreiben. Napoleon glaubte ihren Angriff vorläufig erschöpft. Noch standen ihm zwölf Gardebataillons zur Verfügung und es war endlich gelungen, das die Mitte der englischen Front deckende Gehöft La Haye Sainte zu nehmen.

Jetzt war es Zeit das Letzte einzusetzen.

Zwei Bataillone der alten Garde blieben als letzter Rückhalt in der Nähe von Plancenoit, die beiden übrigen mit den acht Bataillonen der Mittelgarde führte der Kaiser persönlich nach La Haye Sainte und übergab sie Ney, um sie zum Sturm zu führen. Gleichzeitig avancirte die ganze Linie noch einmal, encouragirt durch die von Napoleons Adjutanten verbreitete Nachricht, Grouchy sei angekommen und greife die feindliche Armee im Rücken an.

Wellington verstärkte den bedrohten Punkt durch die niederländische Division, welche er noch in Reserve hatte und zwei Cavallerie-Brigaden, welche bisher auf dem linken Flügel gehalten hatten und sich von dort nach dem Centrum begaben, als das Herannahen der Preußen auch von dieser Seite gemeldet wurde. So erwartete man den Angriff und schlug ihn ab. Von besonderer Wirksamkeit war hierbei ein Manöver des Bataillons unter dem Obersten Colborne, das mit der Präcision einer exact ausgebildeten Truppe, in Linie vier Glieder tief eine Schwenkung machte und dadurch einer feindlichen Colonne mit der vollen Breite die Flanke abgewann. Noch hatten die Franzosen von den zehn Bataillonen einige in zweiter Linie, andere sammelten sich wieder. Ihre Kraft war noch nicht gebrochen, vielleicht dachte Napoleon noch an eine Erneuerung des Angriffs. Aber es geschah nicht. Denn gleichzeitig mit dem Vorgehen der Garde hatten auch die Preußen ihren Angriff in der umfassendsten Weise erneuert. Bülow, verstärkt durch zwei Brigaden des zweiten Corps, drang wieder in Plancenoit ein und rechts und links des Dorfes kamen mehr

und mehr preußische Truppen über das freie Feld und näherten sich der Chaussee; die Vortruppen des ersten preußischen Corps, Zieten, welches einen andern Weg zur directen Unterstützung der alliirten Armee genommen hatte, erschienen endlich mit 4—5000 Mann und Artillerie auf dem linken Flügel von Wellingtons Schlachtordnung, drängten hier die Franzosen zurück und gewannen Fühlung mit den Truppen Bülow's. Noch leisteten die Franzosen ihnen den tapfersten Widerstand, aber ihr allmähliges Zurückweichen vor der Uebermacht brachte die Rückzugslinie des Heeres in Gefahr und ließ keinen Zweifel über die Ankunft neuer feindlicher Streitkräfte. Bei den Truppen des Centrums und des linken Flügels, die eben noch mit der höchsten militärischen Bravour dem Marschall Ney gefolgt waren in der Richtung, die der Kaiser selbst ihnen grüßend gewiesen, begann das Gefühl Platz zu greifen, daß der Sieg unmöglich geworden sei, und als das Bataillon Colborne, gefolgt von drei andern Bataillonen seinen ausfallartigen Anmarsch fortsetzte, und die Cavallerie, die vom linken Flügel gekommen war, vorbrach, gaben sie den weiteren Angriff auf und zogen sich noch in leidlicher Ordnung nach Belle-Alliance zu zurück. Die genannten englischen Truppentheile folgten ihnen unmittelbar; nach einiger Zeit ließ Wellington seine ganze Linie avanciren, mehr um seinen Sieg dadurch zu documentiren als ihn zu bewirken. Denn schon hatte die ganze französische Armee den Rückzug angetreten. Alles drängte, um sich dem drohenden Doppel-Angriff zu entziehen, nach der Chaussee, die die Rückzugsstraße bildete und bereits von den Preußen unter Feuer genommen wurde. Die Truppenkörper waren nicht mehr im Stande sich zu ralliiren. Mehr und mehr Soldaten suchten einzeln ihre Rettung, und als endlich, gerade wie die zurückgehende Armee auf der Höhe von Plancenoit ankam, auch dieses letzte Bollwerk nach einem wahrhaft bewunderungswürdigen Widerstand genommen wurde, und seine Vertheidiger unmittelbar von den Preußen gefolgt ebenfalls auf die Chaussee strömten, da verwandelte sich der Rückzug in eine regellose Flucht.

Wenn der Tod eintritt, löst der Organismus sich auf in seine einzelnen Atome. Das geschah hier der napoleonischen Armee. Sie wurde nicht nur geschlagen, sondern sie hörte auf zu existiren, denn was von ihr übrig blieb, war nichts als eine Zahl zusammenhangsloser Individuen. Aber nicht unwürdig ihrer großen Vergangenheit ist sie gestorben. Mit dem Cynismus des erhabenen Trotzes, der den Tod besiegt, wiesen die letzten Carrees der Garde die Aufforderung zur Ergebung zurück.

Eigenthümliche Schickung — ein hannoversches Volksbataillon war es, Osnabrück, das hier den Eckstein des cäsarischen Militarismus, die alte Garde, aus seinen Fugen riß und zerbrach.

Etwa um 8 Uhr hatte die letzte große Attaque der Garde stattgefunden. Es war völlig dunkel, als die vorrückenden Alliirten sich mit den aus Plancenoit vorbrechenden Preußen hinter Belle-Alliance begegneten.

Auch die beiden Oberfeldherren trafen sich bei einem Gehöft jenseit Belle-Alliance*) und da Wellington erklärte, seine Armee jetzt halten lassen zu wollen, so übernahmen die Preußen die Verfolgung. Gneisenau setzte sich an die Spitze.

Er hatte sich während der Schlacht mit Blücher auf der Seite von Plancenoit befunden. Mit der ruhig heiteren Zuversicht des unzweifelhaften Sieges hatte er von dort aus die Schlacht geleitet und den Truppen das Gehöft hinter Belle-Alliance als den Richtpunkt für den concentrischen Anmarsch gegeben. „Je mehr wir uns Zeit lassen, desto besser ist es", fügte er hinzu, „denn desto größer wird die Niederlage des Feindes". Als die Preußen noch einmal aus Plancenoit zurückgeschlagen wurden, sammelte er selbst die Mannschaften, redete sie an und schickte sie von Neuem vor. Ein Pferd wurde unter ihm durch eine Kanonenkugel getödtet,

*) Nicht bei Belle-Alliance selbst, wie Gneisenau glaubte und der preußische Schlachtbericht angiebt. Wellington behauptete, das Zusammentreffen habe erst in Genappe stattgefunden. Auch das ist ein Irrthum, da Wellington nicht bis Genappe gekommen ist.

ein zweites verwundet, der Säbel durch Gewehrkugeln zerschlagen; er selbst blieb unverletzt. Jetzt setzte er die ganze Kraft seiner mächtigen Natur an die Verfolgung. Was er nach der Schlacht an der Katzbach, nach der Schlacht bei Leipzig vergeblich Andern aufgetragen hatte, was Wellington jetzt ablehnte, was Napoleon niemals vollbracht hatte, was er selbst immer als die Vollendung der Kriegskunst aufgestellt und gefordert hatte, das machte Gneisenau sich jetzt auf selber zu erfüllen.

Er ritt an ein Cavallerie-Regiment heran und fragte nach dessen Namen. Die Stimme des Grafen Gröben, desselben der ihm einst im Frühling 1812 zugerufen hatte, daß er der Mann sei, der den Funken, der in Aller Herzen schlummere anfachen müsse, damit Hermann in seinen Enkeln lebe, der dann mit ihm den preußischen Dienst verlassen und in die Fremde gegangen war, antwortete ihm. „Sind sie es?" sagte Gneisenau „Heute müssen wir zusammenbleiben und uns freuen. Aber nun soll auch jeder Truppentheil seinen letzten Athem an die Verfolgung setzen" *). Dann ritt er an die Infanterie-Bataillone, welche am weitesten vorwärts auf der Chaussee nach Charleroi standen und forderte sie auf ihm zu folgen. Auch die Artillerie erhielt den Befehl, sich anzuschließen.

Noch waren eine Anzahl geordnet zusammenhaltender Haufen in der Masse der Flüchtigen. Auch die Mehrzahl der Geschütze war vom Schlachtfelde entkommen. An dem nächsten Défilé, in dem Flecken Genappe, eine halbe Meile vom Schlachtfelde suchten die französischen Generale eine Arrieregarde zu bilden, um die Verfolgung zu hemmen und Frist zur Wiederherstellung der Ordnung zu gewinnen. Es kam also noch einmal zum Kampf, aber er war sofort entschieden, als auch die preußische Artillerie und Infanterie in größerer Zahl anlangte. Die Fliehenden ließen ihre Geschütze und die gesammte Bagage, darunter Napoleons

*) Mitgetheilt bei Ollech, S. 252.

eigenen Wagen stehen und dachten nur noch auf die Rettung des Lebens.

Die Preußen mußten, um weiter zu kommen, erst die ineinandergefahrenen Wagen und Geschütze aus dem Wege schaffen. Während des Stillstandes, der dadurch entstand, ließ Gneisenau den Truppen sagen „Nun danket alle Gott" zu singen *).

In Genappe blieb der größte Theil der Infanterie sei es aus Müdigkeit, sei es aus Beuteluſt zurück. Was Gneisenau an Mannschaften jenseits sammelte, suchte er durch ein Hoch auf den König neu zu beleben**) und führte sie weiter. Die Schaar schmolz mehr und mehr, aber der Feind dachte so wenig an Kampf, daß einige Tambours und Hornisten, die man zu Pferde setzte, ihn durch Trommeln und Blasen weiterschreckten, wenn er endlich Ruhe zu finden gemeint hatte und ein Lager suchte. Denn das Grausen vor den Urgewalten, die dieser Krieg wachgerufen und die sich jetzt gegen ihn gewandt, hatte ihn gepackt. In Genappe, wohin am 16ten von Quatrebras sterbend der in der Mitte seiner Truppen gefallene Herzog von Braunschweig gebracht worden war, erzählte man sich, der General Duhesme, der die junge Garde commandirte, habe sich einem Braunschweigischen Husaren ergeben wollen. Dieser aber, mit demselben Wort des grimmigsten Hasses, mit dem der Griechenheld sich einst verhärtete gegen den Mörder seines Freundes, rief aus „Hier ist der Herzog gefallen, hier sollst du Hund auch sterben" und hieb ihn nieder. So flohen die Franzosen weiter, da sie auf Gnade nicht rechnen durften.

Gegen Morgen erreichte Gneisenau Frasne und schob die Vorposten vor bis Mellet, $2\frac{1}{2}$ Meilen vom Schlachtfelde. Etwa fünfzig Infanteristen hatten bis zum Schluß ausgehalten***). Man

*) Valentini, Die Lehre vom Kriege II, 1 S. 328.

**) Dörk, Das 15. Inf. Reg.

***) Die Angabe bei Ollech, daß nur ein Infanterist bis zuletzt ausgehalten habe, geht auf Aufzeichnungen Gröbens zurück (auch mitgetheilt in den als Manuscript gedruckten Memoiren des General Röder) — ist aber unrichtig. S. Mach, 2. J. R. aus dessen Erzählung auch die Entstehung des Irrthums erhellt.

war zuletzt, so zu sagen, mitten unter den Franzosen, da viele sich versteckten oder vor Ermüdung umgesunken waren und in todtenähnlichem Schlaf die Verfolgung an sich vorübergehen ließen*). Während Gneisenau in Frasne hielt, bemerkte Jemand, daß ein französischer Soldat auf ihn in unmittelbarster Nähe anschlug; er mußte ihn wohl als einen hohen Officier erkannt haben. Mehrmals hatte das Gewehr versagt, bis das Aufsprühen der Funken den Feind verrieth und er niedergestreckt wurde. Gleich darauf entdeckte ein Anderer, daß ein französischer Cürassier sich dem Gefolge des Generals angeschlossen hatte um ruhig mitreitend eine Gelegenheit zur Flucht abzuwarten; indem er nun plötzlich ansprengte, um sich der Gefangenschaft zu entziehen, ritt er Gneisenau so heftig an, daß der General aus dem Sattel geschleudert wäre, wenn nicht hart neben ihm noch Jemand gehalten hätte, der ihn stützte**). Wirklich gelang es dem Franzosen zu entkommen.

Nachdem es Tag geworden war, ging Gneisenau noch weiter vor bis Gosselies. Blücher war die Nacht in Genappe geblieben. Von hier datirte er den Tagesbefehl, den Gneisenau (wohl in Gosselies) aufgesetzt hatte „an die braven Officiere und Soldaten der Armee vom Niederrhein". „Empfangt hiermit meinen Dank, Ihr unübertrefflichen Soldaten, Ihr meine hochachtbaren Waffengefährten. Ihr habt Euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte giebt, wird sie Eurer gedenken. Auf Euch, Ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück Eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen."

*) Der Verlust der Franzosen an Todten und Verwundeten ist nie festgestellt worden, da der Rest der Armee sich nicht wieder vollständig zusammengefunden hat. Von dem Geschütz war vieles schon auf dem Schlachtfeld genommen worden; das meiste brachte die Verfolgung in die Hände der Preußen; im Ganzen über 200 Kanonen. Nur die Fahnen retteten die Franzosen alle bis auf wenige (wie sie selbst behaupten bis auf vier). Die Wellington'sche Armee hatte gegen 15000, die Preußen gegen 7000 Mann verloren.

**) Mach, Geschichte des 2. Inf. Reg.

Sechstes Capitel.

Der Marsch auf Paris.

Zweierlei Operationen boten sich dar, zwischen denen jetzt eine energische Kriegführung die Wahl hatte. Die französische Hauptarmee war zertrümmert und vorläufig kampfunfähig gemacht, aber es blieb noch der 30,000 Mann starke Heertheil unter dem Marschall Grouchy, der am 18ten gegen das dritte preußische Armeecorps unter Thielemann bei Wavre gekämpft und dasselbe zurückgedrängt hatte. Noch in der Nacht des 18ten hatte Gneisenau zwar dem General Pirch mit dem zweiten Armeecorps befohlen Grouchy in den Rücken zu marschiren, und wirklich hatte dieses Corps mit unsäglicher Anstrengung den Marsch noch zu Stande gebracht. Am Morgen um 10 Uhr stand es bei Mellery, nicht weit vom Schlachtfelde von Ligny, fast direct im Rücken der Franzosen. Noch in diesem Augenblick suchten dieselben die Vereinigung mit dem Kaiser. Da erhielten sie die Nachricht von dem Ausgang der Schlacht, die kurz vorher auch zu den ihnen gegenüberstehenden Preußen gelangt war. Unter gewöhnlichen Umständen wäre das französische Corps jetzt verloren gewesen; doch entkam es, da die Kraft der Preußen erschöpft war. Während das dritte Corps, Thielemann, von dem sich aus Irrthum eine Brigade abgezweigt hatte, dem doppelt so starken Feinde gegenüber, obgleich es schon die Siegesnachricht erhalten hatte, nicht stehen zu bleiben wagte, sondern sich zurückzog und ihn da-

mit aus den Augen verlor, ließ das zweite Corps, Pirch, ihn unbemerkt in der Entfernung von einer halben Meile an sich vorüberziehen. Es ist nicht allein die physische Erschöpfung und mangelnde Kenntniß von der Stellung des Feindes, welche den Preußen diese Beute entgehen ließ. Bei den Führern zweiter Ordnung machte sich jene Art geistiger Ermattung geltend, welche es vorzieht nach einem großen mit äußerster Anstrengung errungenen Erfolg dem Feinde, wie man sagt, goldene Brücken zu bauen, statt abermals und auf der Stelle eine neue große Gefahr auf sich zu nehmen um ihn völlig zu vernichten. So faßte der General von Pirch seine Aufgabe von vornherein garnicht so auf, daß er mit seinem sehr zusammengeschmolzenen Armeecorps dem viel stärkeren Feinde den Weg zu verlegen habe, sondern begnügte sich ihm zu folgen, um ihm auf dem Rückzuge möglichsten Schaden zuzufügen. Grouchy also entkam über Namur nach Frankreich.

Man hätte auch jetzt noch vielleicht die Hauptoperation gegen ihn und sein Heer, als die einzige noch vertheidigungsfähige Streitmacht Frankreichs richten können, um nach seiner Beseitigung Frankreich völlig wehrlos in der Gewalt zu haben: aber ein solches Vorgehen wäre den verbündeten Feldherren in diesem Augenblick wie ein überflüssiger Umweg erschienen: sie beschlossen graden Wegs auf Paris zu marschiren. Da die Stadt nur sehr unbedeutend in den letzten Wochen befestigt worden war, so konnte man hoffen, sie im ersten Anlauf zu nehmen, ehe die Franzosen sich von der Bestürzung erholt und neue Rüstungen in's Werk gesetzt hatten.

Gneisenau war es, der diesen Vorschlag machte und trotz mehrfachen Widerspruchs durchsetzte. Unter den preußischen Anführern hatten sich Stimmen erhoben, namentlich diejenige des Generals von Bülow, welche es für unumgänglich nothwendig erklärten, die Ordnung in den halbaufgelösten Truppentheilen herzustellen und den Mannschaften nach den gewaltigen Strapazen der fünf Tage einige Erholung zu gönnen. Bülow hatte, wie

wir schon aus dem vorigen Feldzug wissen, immer großes Gewicht auf gute Verpflegung der Truppen gelegt, welche sie nicht allein erhält und leistungsfähiger macht, sondern auch für die Aufrechthaltung der Disciplin unentbehrlich ist. Gneisenau aber wies, unter Zustimmung Blüchers diese Einwände zurück. Hinter einem völlig geschlagenen Feinde her, könne die Ordnung auch im Marsch wieder hergestellt werden; alles aber hänge von der Schnelligkeit ab, mit der man vor Paris erscheine.

Wellington trat dem Vorschlage der Preußen bei. Das ungewöhnlich Kühne des Entschlusses, mitten durch die zahlreichen Grenzfestungen hindurch zu marschiren, ehe man sich einer einzigen von ihnen und damit einer Verbindungsstraße und eines gesicherten Depotplatzes bemächtigt hatte, schreckte ihn nicht und politisch harmonirte ein solches Vorgehen mit seinen Bestrebungen ebenso sehr wie mit derjenigen Blüchers.

Darin unterscheidet sich die zweite Invasion Frankreichs von derjenigen des vorhergehenden Jahres, daß diesmal unter den Agirenden selbst eine Differenz über die Nothwendigkeit der vollständigen militärischen Durchkämpfung des Streites nicht obwaltet. Wie denn aber die Interessen verbündeter Mächte niemals vollkommen identisch sind, so ging auch die militärische Harmonie zwischen Blücher und Wellington nicht hervor aus einer gleichen Grundanschauung über das Wesen und den Zweck dieses Krieges überhaupt, sondern im Gegentheil: man möchte fast sagen, ein günstiger Zufall ließ sie von direct entgegengesetzten Voraussetzungen in dem einen Punkt der militärischen Operation zu demselben Resultat kommen. Denn während die Preußen einerseits in einem gewissen idealen Siegerstolz in der Eroberung von Paris das letzte und höchste Ziel ihrer Anstrengung erblickten und so zu sagen dem eigenen militärischen Genius die Genugthuung der vollen Kraftentfaltung bereiten wollten, die ihm 1814 vorenthalten worden war, und andererseits durch die Besitznahme der feindlichen Hauptstadt vor dem Beginne der Verhandlungen ein Pfand

für die Durchführung der von ihnen geforderten Friedensbedingungen zu erhalten hofften, so suchte Wellington den Krieg durch schnelles Vorgehen zum Abschluß zu bringen, ehe die anderen Heere und mit ihnen die Monarchen herannahten und ihre von den seinigen sehr abweichenden Tendenzen über die neu zu schaffende Ordnung der Dinge zur Geltung bringen konnten. Die Preußen also wollten vorwärts, um Frankreich zu unterwerfen, Wellington, um auf einen Augenblick Herr der Situation zu bleiben und als solcher für die Friedensverhandlungen ein fait accompli zu schaffen, das den Absichten der Preußen indirect widersprach. Schon während des Vorrückens kam dieser Gegensatz allmählich zum Vorschein, wenn er auch erst nach der Entscheidung zu einem wirklichen Conflict führte. Wir müssen uns die Natur desselben, der im innigsten Zusammenhang steht mit dem politischen Charakter der kriegführenden Staaten selbst, hier vergegenwärtigen.

Als die erste Nachricht von dem Wiedererscheinen Napoleons nach Wien gelangt war, noch ehe man seinen für unmöglich gehaltenen Erfolg kannte, hatten die vier Mächte ein Bündniß geschlossen, zu dem Zweck die Bestimmungen des Pariser Friedens und des Congresses gegen Verletzungen zu schützen. Alle anderen Mächte, namentlich aber auch der König von Frankreich wurden aufgefordert diesem Bündniß beizutreten. Man hatte sich vorgestellt, daß in Frankreich ein Bürgerkrieg entbrennen würde, in welchem die Verbündeten dem König Ludwig XVIII. zu Hülfe zu kommen hätten.

Als nun Ludwig ohne jeden Widerstand das Land hatte räumen müssen, erschien dieser Vertrag den Verhältnissen nicht mehr entsprechend. Die Regierungen hätten geglaubt ihren Völkern nicht für eigene, sondern für fremde Interessen die neue Kriegslast zuzumuthen, wenn die Wiedereinsetzung der Bourbons in Frankreich als ausschließlicher Kriegszweck beibehalten wurde. Gerade die englische Regierung, welche vor der Opposition im Parlamente besorgt war, gab deshalb bei der Ratification des

Bündnißvertrages die Erklärung ab, daß die Absicht nicht sei, Frankreich irgend eine bestimmte Regierung aufzuerlegen. Die übrigen Regierungen traten dieser Erklärung bei.

So blieb als nächster Kriegszweck nur etwas Negatives: die Beseitigung Napoleons. Welche Regierung aber darauf an seine Stelle zu setzen und welche Friedensbedingungen derselben aufzulegen seien, darüber gingen die Ansichten der Verbündeten weit auseinander. Die Lage war in so fern eine andere als 1814, als damals die Bourbonen durch die öffentliche Meinung in Frankreich selbst, ohne eigentliches Zuthun der Verbündeten, auf den Thron berufen worden waren und in Betracht ihrer voraufgehenden politischen Indifferenz und Verborgenheit Niemand gegen sich gehabt hatten. Ganz anders jetzt. Sie hatten in der inneren und äußeren Politik ein bestimmtes System angenommen und sich Freunde und Feinde gemacht. Es war daher eine politische Frage von höchster Bedeutung für jede einzelne Macht und diese Frage stand zugleich im engsten Zusammenhang mit den eigentlichen Friedensbedingungen selbst, ob eine zweite bourbonische Restauration stattfinden solle oder nicht.

Die englischen Staatsmänner beharrten, trotz ihrer öffentlichen Erklärung, bei dem Bestreben den Bourbons die Herrschaft zurückzugeben. Sie erklärten, dies sei der einzige Weg Europa Ruhe zu verschaffen. Jede andere Regierung, sei es eine Republik, sei es eine Regentschaft im Namen Napoleon II., sei es der Herzog von Orleans enthalte eine Usurpation, müsse, um sich zu erhalten eine bedeutende militärische Macht aufstellen, welche die anderen Mächte zu Gegenrüstungen nöthigte und würde endlich geradezu Krieg beginnen, nur um die Aufmerksamkeit der Franzosen von den inneren Zuständen abzulenken. Eine legitime Regierung allein sei stark genug, um sich den Frieden gönnen zu dürfen und diese ihre Stellung müsse ihr dadurch noch von den Verbündeten erleichtert und gesichert werden, daß man Frankreich keinerlei drückende oder demüthigende Bedingungen beim Frieden

auferlege, welche die Franzosen gegen ihre Regierung erbittern könnten.

Wenn man diesem Räsonnement eine gewisse Bündigkeit nicht absprechen kann, so scheint dabei doch vergessen, daß eine unterbrochene legitime Regierung schon die wesentlichste Eigenschaft der Legitimität, die Unerschütterlichkeit, nicht mehr besitzt. Allerdings steht der Baum am festesten, dessen Wurzeln die Jahre am tiefsten bis in das unbekannte Innere der Erde hineingeführt und festgeklammert haben, aber einmal herausgerissen aus seiner Stelle, genügt es nicht, ihn einfach an demselben Platze wieder einzugraben. Doch ist es natürlich, daß gerade die englische Regierung mit solcher Energie die Interessen der Legitimität vertrat, da sie selbst vollkommen den Charakter der prärevolutionären Periode bewahrt hatte und ihre altaristokratische Verfassung schon mehr als die Monarchien des Festlandes das Andrängen der demokratischen Tendenzen des Jahrhunderts zu empfinden begann.

Den direct entgegengesetzten Standpunkt nahm die preußische Regierung ein. Das Wohlwollen, das gerade Preußen im vorigen Feldzug den Bourbonen entgegengetragen hatte, war völlig verschwunden, seitdem auf dem Congreß Frankreich den Wünschen Preußens am schärfsten entgegen getreten war und vor den revolutionären Gewalten an sich war man in Preußen bisher noch nicht besorgt: man hatte sie ja in den eigenen Dienst genommen, als das Volk aufgerufen wurde zum Kampf für die Freiheit.

Auch die Preußen hätten trotzdem es für das Zuträglichste gehalten, wenn die französische Staatsgewalt wieder in die Hand der Bourbonen überging. Aber sie wollten sich ihrerseits in keiner Weise für dieselben engagiren. Ob Frankreich sich ein legitimes oder ein revolutionäres Gouvernement gebe, das sollte lediglich den Franzosen selbst überlassen bleiben: für die anderen Mächte handle es sich darum, eine Garantie zu haben für die eigene zukünftige Sicherheit und nicht dem Charakter und dem Willen der

französischen Regierung, sondern ihrer eigenen Kraft sollten sie dieselbe verdanken. Die beste Garantie gegen eine Wiederholung der gefährlichen Eruptionen sei es, Frankreich durch Abtretungen so zu schwächen, daß es unfähig werde, seine Nachbarn anzugreifen. Die Preußen, und am entschiedensten Gneisenau, forderten daher von Frankreich umfassende Abtretungen.

Man sieht, wie eng damit die Frage der einzusetzenden Regierung zusammenhing. Ludwig XVIII. konnte man, nachdem man ihn selbst wieder einsetzte, schwerlich Abtretungen zumuthen, wenn man nicht seine Stellung in Frankreich unhaltbar machen wollte; jeder anderen Regierung mußten sie der eigenen Sicherheit wegen nothwendig auferlegt werden.

Von einem ganz anderen Gesichtspunkt sah Kaiser Alexander die Lage an. Weder war sein Interesse so sehr groß, Frankreich zu neuen Angriffen für immer außer Stand zu setzen, da ihn diese Angriffe direct nicht bedrohten und im Gegentheil Deutschland auch fernerhin auf seinen Schutz und seine Protection anwiesen, noch konnte er durch französische Abtretungen selber etwas gewinnen, noch hatte die Idee der Legitimität an sich Einfluß auf ihn. Er glaubte, die Bourbons seien zum zweiten Mal gestürzt durch ihre eigenen Fehler und ihre Unfähigkeit die neue Zeit zu verstehen. Um in Frankreich einen geordneten Zustand zu schaffen, komme es darauf an, die gesellschaftlichen Gegensätze zu versöhnen. Das geeignete Mittel dazu sei eine Regierung des Herzogs von Orleans, Louis Philipp. Er sei zugleich Bourbon und Liberaler; er werde alle Parteien vereinigen.

Wie Oesterreich sich ursprünglich zu der Frage der neuen Regierung in Frankreich verhalten hat, ist nicht vollkommen deutlich. Wenn die legitimistischen Sympathien hier auch vielleicht nicht weniger stark waren, als in England, so wurden sie doch getrübt durch eine gewisse unklare Vorstellung von dem Einfluß, den Oesterreich gewinnen könne durch eine Regentschaft der Kaiserin Marie Louise im Namen ihres Sohnes, Napoleons II. Aber

ehe man darüber zu einem bestimmten Entschluß gekommen war, war die Frage bereits entschieden.

Gerade weil Wellington wußte, daß die Ansichten der übrigen Großmächte nicht mit denjenigen Englands übereinstimmten, hatte er die Lösung, die für den Augenblick in seiner Hand lag, aufs äußerste beschleunigt.

Ludwig XVIII. hatte den Verlauf der Ereignisse in Gent abgewartet; die Rücksicht auf die Deckung dieser Stadt als seiner augenblicklichen Residenz hatte sogar auf den Verlauf der militärischen Operationen influirt. Als die Entscheidung gefallen war, befand sich der König also in unmittelbarer Nähe. Sobald nun die verbündeten Heere die französische Grenze überschritten hatten, forderte Wellington den König auf, ihm zu folgen, und setzte ihn, soweit das Land in seine Gewalt kam, sofort als Herrscher wieder ein. Die Festungen, welche sich den Alliirten nicht ergeben wollten, wurden durch Bevollmächtigte Ludwigs XVIII. aufgefordert, sich ihm zu unterwerfen und wurden von dem Augenblick an, wo das geschehen war, nicht mehr als feindlich betrachtet.

Wellington forderte die Preußen auf, in demselben Sinn zu verfahren. Aber diese Zumuthung wurde weit zurückgewiesen. Nicht nur wollten die Preußen in keiner Weise der Entscheidung über die zukünftige Regierung Frankreichs vorgreifen, sondern vor Allem wollten sie nicht irgendwie behindert werden, in Frankreich als Sieger aufzutreten und das französische Volk, wie sie es auffaßten, für seine Treulosigkeit und seinen Friedensbruch zu bestrafen.

Der Herzog wollte, wie er es beim Ueberschreiten der Grenze seinen Truppen in einem Tagesbefehl einschärfte, die Franzosen nicht als Feinde, sondern als Bundesgenossen behandelt wissen. Den preußischen Soldaten und Landwehrmännern wäre dieser Standpunkt auf keine Weise begreiflich zu machen gewesen.

Merkwürdig treten sich hier zwei theoretisch verschiedene Auffassungen vom Wesen des Staates unmittelbar gegenüber. Wäh-

rend man auf der einen Seite deducirte, daß der Krieg aufgehört habe, in dem Augenblick, wo Napoleon die Regierung Frankreichs niedergelegt hatte, da man nur gegen ihn und nicht gegen Frankreich Krieg geführt und folgerecht Frankreich von den einrückenden Preußen und Engländern als verbündetes Land zu betrachten sei, sobald es die Regierung Ludwigs XVIII. wieder anerkannt habe — sagten sich die Preußen los von der idealistischen Abstraction moderner Kriegführung, welche den Einzelnen von der Sache trennt und erlauben würde, demselben Mann persönlich befreundet zu sein, den man im Kampf unbarmherzig tödtet und sahen und haßten in jedem einzelnen Franzosen einen Repräsentanten der Macht, die sie auf Leben und Tod bekämpften.

Im Jahre 1815 kam diese Stimmung, wenigstens bei den höheren Führern noch mehr zur Geltung als im Jahre 1814. Einerseits waren sie diesmal am Platz nicht beschränkt durch die Anwesenheit der Souveraine, andererseits hielten sie jetzt nicht für nöthig, Rücksicht auf die Volksstimmung in Frankreich zu nehmen, da sie den Sieg einzig von der eigenen Kraft erwarteten. Die Bourbonen waren ihnen nur lästig und störend. So stürmten sie fort quer durch das Land gerade auf Paris.

Wellington folgte mit seiner Armee, aber er blieb bald bedeutend hinter den Preußen zurück. Bei jedem Schritt sehen wir die verschiedene Natur der beiden Armeen sich geltend machen. Wie der Herzog es am Abend der siegreichen Schlacht als seine nächste und wichtigste Aufgabe ansah, seine Armee wieder zu ordnen und sich auf weitere Verfolgung nicht einließ, so wollte er auch jetzt den Truppen keine zu große Anstrengungen zumuten. Das Zurückbleiben einzelner Ermüdeter mit seiner ansteckenden Kraft, wäre ihm unerträglich gewesen; er sprach mit Schärfe über die Spuren der Unordnung, welche die preußische Armee hinter sich ließ. Freilich war er von Spanien, bezüglich der Leiden des Landes, zu viel schlimmere Dinge gewohnt, als daß man diese Gereiztheit nicht viel mehr der obwaltenden politischen Differenz der Heer-

führer, als den Leiden des französischen Volkes an sich zuschreiben dürfte.

Doch stimmten die verbündeten Feldherren in dem Hauptzweck vorläufig noch zu sehr überein, um nicht über die Differenzen hinweg beiderseits vor Allem auf Entgegenkommen bedacht zu sein.

Man darf wohl sagen, selbst wenn jene Uebereinstimmung nicht mehr so groß gewesen wäre, so war die ideale Empfindung des gemeinschaftlich gethanen Gewaltigen doch noch mächtig genug, um das Verhältniß zwischen den beiden Hauptquartieren nicht ausschließlich durch die politische Berechnung regeln zu lassen.

In diesem Sinne ist auch der Briefwechsel über die Behandlung der Person Napoleon's geführt worden. Man wird ihn unten lesen. Gneisenau's Auffassung darf uns nicht überraschen. Wenn die Verbündeten früher in Napoleon, als anerkanntem Kaiser der Franzosen einen völkerrechtlich legitimen Gegner bekämpft hatten, so glaubten Gneisenau und seine Gesinnungsgenossen diesmal in ihm nichts sehen zu dürfen, als einen Abenteurer, der sich durch Verrath und Gewalt des Gouvernements momentan bemächtigt hat. Es erschien ihnen daher so gerecht wie geboten, da er nun binnen Kurzem auf irgend eine Weise in den Händen der Verbündeten sein mußte, durch militärischen Richtspruch die Todesstrafe über ihn zu verhängen.

Der Vormarsch der beiden Armeen erhielt bald dadurch eine gesicherte Basis, daß mehrere der kleinen Grenzfestungen nach geringem Widerstande genommen wurden; für die weiteren Belagerungen blieb von jeder Armee ein Corps zurück. Die Hauptheere marschirten anfänglich neben-, später hintereinander auf den Straßen am rechten Ufer der Oise, und bewegten sich eine Zeit lang in der Richtung auf Paris fast parallel und in gleicher Höhe mit den französischen Truppen, welche bei Laon theilweise wieder gesammelt waren und sich mit dem Heertheil Grouchy's vereinigt hatten. Als die Franzosen, über die jetzt Grouchy den Oberbefehl führte, den Marsch der Verbündeten bemerkten, versuchten sie ihnen

zuerst bei Compiegne den Uebergang über die Oise zu versperren. Aber die Preußen waren ihnen um eine halbe Stunde in der Besetzung der Stadt zuvorgekommen und wiesen ihren Angriff zurück. Von jetzt an zogen das preußische und französische Heer so nahe nebeneinander hin, daß noch mehrfach heftige Zusammenstöße statt hatten und die Franzosen endlich aus der graden Straße verdrängt, im großen Bogen nach Süden Paris zu erreichen suchen mußten. Dennoch gelangten sie mit Hülfe eines Gewaltmarsches, halb aufgelöst, noch grade vor den Preußen in die Stadt und besetzten die nördlichen Werke.*)

*) Nach einer in Gneisenau's Papieren befindlichen Zusammenstellung ist die zweite Brigade (General Pirch II.) in den gesammten 19 Tagen, die der Feldzug dauerte 71 Meilen marschirt, hat zu diesen Märschen gebraucht 207½ Stunde, dazwischen geruht 27 Stunden, im Lager gewesen 221½ Stunde. Von den Marschstunden hat sie 35 zugleich im Gefecht gestanden. Sehr häufig waren die Märsche durch brennende Hitze, oder Regen, oder schlechte Wege erschwert.

Siebentes Capitel.

Die Einschließung von Paris.

Es war am 29. Juni, als die Preußen bei St. Denys anlangten und sofort in einigen Recognoscirungsgefechten die Widerstandsfähigkeit des Feindes prüften. Es zeigte sich aber, daß die Werke, die Napoleon nach der Erfahrung des vorigen Feldzuges hatte anlegen lassen, doch bedeutend genug waren, um die Stadt von dieser Seite zu schützen.

Auf der Stelle wurde ein anderes Manöver beschlossen und in's Werk gesetzt.

Das vierte Armeecorps, das der Stadt zunächst stand, sollte in der Nacht noch einmal einen leichten Versuch machen, die Linien von St. Denys zu nehmen und wenn dieser gelänge sogleich gegen Paris selbst vorgehen; wenn man aber, wie anzunehmen, nicht durchdringe, so sollte die ganze Armee sich bereit machen, vermöge eines forcirten Nachtmarsches Paris auf der Westseite zu umgehen, um es sofort von der Südseite anzugreifen, wo es noch so gut wie garnicht befestigt war.

Wellington, der zwei Tagemärsche zurückstand *), wurde aufgefordert, mit seiner Armee in die aufzugebende preußische Stellung zu rücken und Paris von dieser Seite zu umschließen. Der

*) Einmal hatte die preußische Armee schon einen Tag geruht, um der alliirten Armee Zeit zu geben, mit ihr in eine Höhe zu kommen. Erklärung Grolmanns, Militär-Wochenblatt 1836, S. 91.

Herzog erklärte sich dazu bereit, wandte jedoch zugleich ein, daß es zuträglicher scheine, wenn er, dessen Armee immer den rechten Flügel gehabt, die Umgehung ausführe und die Preußen stehen blieben. Das Räsonnement war richtig; da der Herzog jedoch noch so weit zurück war und zugleich größerer Vorsicht halber viel weiter abwärts die Seine überschreiten wollte, so hätte die Bewegung mehrere Tage in Anspruch genommen, die den Franzosen zu Gute kamen und irgend welche politische Zwischenfälle bringen konnten; dazu hätte die endliche Entscheidung, ob man in Paris einrücken solle oder nicht, in den Händen des Herzogs gelegen, der der unbefestigten Seite von Paris gegenüberstand. Die Preußen lehnten also sein Anerbieten ab und gingen selbst über die Seine; die alliirte Armee umschloß die Nordseite der Stadt.

Dieses Unternehmen war nicht ohne Gefahr. Man mußte die Seine unterhalb der Stadt, also auf der von Deutschland abgewandten Seite überschreiten und verlor dadurch im Falle eines Echecs die Verbindung mit der Heimath. Während des Marsches bot die Armee den Franzosen die ganze langgestreckte Flanke und war eine Zeit lang, um so mehr da ein Armeecorps bis zur Ankunft der Engländer der Nordseite der Stadt gegenüber liegen bleiben mußte, durch die Seine in zwei Theile getheilt. Aber der französische Kriegsstaat war in einem solchen Zustande der Auflösung und Ohnmacht, daß er aus der Vereinzelung der Verbündeten keinen Vortheil mehr zu ziehen vermochte.

Napoleon hatte nach der Schlacht bei Belle-Alliance die Sammlung der Armee den Marschällen übergeben und war nach Paris geeilt, um durch seine persönliche Einwirkung neue Kampfesmittel zu beschaffen. Noch jetzt glaubte der Trotzige nicht völlig unterlegen zu sein und ermahnte die Seinigen zu Muth und Festigkeit. Jedoch sofort bei seiner Ankunft zeigte sich, daß keine Aussicht war weitere Opfer von der französischen Nation zu erlangen. Die Volksvertretung, welche er geschaffen hatte, um sich der Unterstützung der öffentlichen Meinung zu versichern, überzeugt

von der Hoffnungslosigkeit jedes weiteren Widerstandes, forderte den Kaiser auf die Krone niederzulegen, indem sie drohte ihn im Falle der Weigerung abzusetzen. Nach längerem Sträuben und Schwanken hatte der Kaiser, am 22. Juni, zu Gunsten seines Sohnes abgedankt und die Kammern hatten eine Regierungskommission von fünf Personen gewählt an deren Spitze Fouché stand.

Von vorn herein hatte diese Regierung auf die Organisirung eines wirklichen weiteren Widerstandes verzichtet und alle Hoffnung auf die Verhandlungen mit den Verbündeten gesetzt. Schon längst hatte man versucht solche anzuknüpfen; ihr Fortgang war aber durch den Zustand der öffentlichen Gewalt und die Stellung der Parteien in Frankreich selbst fortwährend durchkreuzt und gehindert worden.

Wir erinnern uns, daß es eine reine Militär-Revolution gewesen war, welche die Bourbons vertrieben und Napoleon wieder auf den Thron gesetzt hatte. Die Masse des Volks hatte sich zu der ganzen Bewegung wesentlich passiv verhalten. Freilich gab es ein großes Interesse, das geeignet war die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung in jenem Augenblick auf die Seite der Bourbons zu ziehen. Das war der Europäische Friede, den allein eine bourbonische Regierung sichern zu können schien und nach dem man in Frankreich nicht weniger lechzte als in allen anderen Ländern. Aber auf der anderen Seite bestand eine unausfüllbare Kluft zwischen der französischen Nation und den Bourbonen.

Das wichtigste Resultat der französischen Revolution war die gesellschaftliche Gleichheit. Wer immer in dem neuen Frankreich durch Amt oder Reichthum hervorragte, fühlte sich darum nicht weniger eins mit der Masse des Volks, der er entstammte und in die seine Nachkommen vielleicht wieder zurückglitten *). Indem

*) Es ist wohl kaum nöthig darauf aufmerksam zu machen, daß die Adelstitel, die Napoleon austheilte, eine bloße Decoration bildeten, ohne politische Bedeutung, und daher dem oben Gesagten nicht widersprechen.

aber diese Gleichheit nicht auf dem Wege einfacher Aufhebung aller Corporations- und Standes-Privilegien herbeigeführt war, sondern auf dem Wege gewaltsamer Austreibung der bisher Privilegirten, so entzündete die Rückkehr der Ausgetriebenen im Jahre 1814 einen heftigen Gegensatz. Mitten im französischen Volk lebte wieder eine Klasse von Menschen mit eigenthümlichen Sitten und Anschauungen, sich abschließend von der Masse, sich selbst vorzugsweise zur Ausübung der Herrschaft berufen wähnend. Je weiter sich Charakter und Weltanschauung der Emigrirten in der langen Zeit ihrer Verbannung von der sonstigen französischen Eigenthümlichkeit entfernt hatte, desto stärker empfand man die Beleidigung, als sie jetzt mit dem Anspruch des herrschenden Standes wieder auftraten. In der Armee war diese Empfindung am heftigsten gewesen: die napoleonischen Officiere, die in der alten Zeit vom militärischen Dienst ausgeschlossen gewesen oder im Unterofficiersstande verblieben wären, kochten auf in Wuth, wenn ihnen jetzt ein junger Herr aus höfischer Adelsfamilie vorgesetzt wurde und ihnen bemerklich machte, daß er von besserer Lebensart sei als sie. Nur schwächer, aber im Grunde doch eine ähnliche Empfindung lebte in dem ganzen Volke.

Wie aber sociale Stellung überhaupt nicht bestehen kann ohne eine gewisse Vermögens-Grundlage, so hatte der Zwiespalt in der französischen Gesellschaft auch eine wichtige materielle Seite. Die Ausgetriebenen waren ehedem ebensowohl ihres Besitzes als ihrer Privilegien beraubt worden; als sie nun zurückkehrten, reclamirten sie das Eine so sehr wie das Andere. Sie glaubten nicht den Anspruch auf ihre Güter deshalb verloren zu haben, weil sie ein halbes Menschenalter dieselben hatten im Elend entbehren müssen und mittlerweile Andere sich in dem Besitz derselben festgesetzt hatten. Diese hingegen waren keineswegs gewillt den Besitz ihrer vielleicht redlich erworbenen Güter wieder aufzugeben. So gab es in Frankreich zwei Klassen mit den Lebensgewohnheiten Besitzender und Besitz nur für eine von ihnen.

Das französische Volk war also im Allgemeinen den Bourbonen, die den Genossen ihres Unglücks niemals völlig absagen konnten, eben dieser Gemeinschaft mit den Emigrirten wegen, nicht günstig. Man darf wohl annehmen, daß die von Napoleon berufene Kammer, obgleich sie nach einem künstlich beschränkten Wahlsysteme nur durch einen sehr unbedeutenden Theil des Volkes gewählt war, die Stimmung des Landes doch annähernd richtig repräsentirte. Anhänger der Bourbonen fehlten darin fast ganz. Eben so wenig aber war die Kammer im eigentlichen Sinne des Worts bonapartistisch. Sie wollte die gesellschaftlichen und legislativen Resultate der Revolution aufrechterhalten: insofern stimmte sie mit Napoleon überein. Die Kammer war es deshalb auch wohl zufrieden, Napoleon an der Spitze des französischen Staates zu haben: die Ausübung der Herrschaft aber, oder eine so genaue Controle, daß sie der Ausübung der Herrschaft fast gleich kam, beanspruchte sie für sich selbst. Das französische Volk hatte alle Ursache, Napoleon nicht wieder die unumschränkte Ausübung der öffentlichen Gewalt zu übertragen; das Interesse beider war keineswegs identisch. Die Nation wollte den Frieden, der Kaiser bedurfte des Krieges. Damit die Nation ihren Willen zum Ausdruck bringen könne, verlangte man daher die Einführung des sogenannten constitutionellen Systems mit der dasselbe bedingenden Freiheit individueller politischer Bewegung in Presse und Vereinigung. Dieses Verlangen war so mächtig, daß Napoleon, wie wir gesehen haben, es für nöthig gehalten hatte, ihm einen Schritt entgegenzukommen. Er versprach eine liberale Gesetzgebung und zog hervorragende Liberale, die ihm glaubten, in seine Umgebung. Nach seinem Sturz war diese Partei also, da sie über die Majorität in der Kammer gebot, momentan im Besitz der Herrschaft.

Die geeignetste Staatsform für die Ausübung der Gewalt in ihrem Sinne würde wohl eine Republik gewesen sein. Doch waren die äußeren und inneren Verhältnisse der Zeit augenscheinlich der Errichtung der Republik so ungünstig, daß man dieselbe garnicht

ernstlich in's Auge faßte. Den leidenschaftlichen bonapartistischen und bourbonischen Elementen des Landes hätte das losere Gefüge einer Republik so viel Spielraum gelassen, daß ihr Bestand und damit auch der Europäische Frieden in jedem Augenblick wieder in Frage gerathen konnte. Die verbündeten Mächte hätten die Republik niemals zugestanden.

Die große Majorität der Kammer und auch wohl des französischen Volkes wäre deshalb für ein constitutionelles Königthum gewesen, das der Regierung mehr Stabilität verliehen hätte und das Wesen der Macht doch in den Händen der Volksvertretung gelassen. Man hatte dies ja sogar mit Napoleon zu erreichen gehofft. Jetzt dachte man an eine Regentschaft im Namen Napoleon's II., an Louis Philipp, Herzog von Orleans oder einen auswärtigen Fürsten.

Zu eigentlichen Parteien hatten sich diese verschiedenen Tendenzen — abgesehen von den entschiedenen Legitimisten — noch nicht ausgebildet. Einerseits war die Zeit seit der Beseitigung Napoleon's zu kurz gewesen, andererseits erwartete man eine Directive für die eigene Bewegung von den siegreichen Verbündeten, deren Autorität bei der Einsetzung des neuen Gouvernements nicht zurückgewiesen werden konnte, endlich bewies der Liberalismus hier wie so häufig eine merkwürdige Unfähigkeit für die praktische politische Action.

Man stellte sich in der Zweiten Kammer, wo, wie gesagt die liberale Partei die Herrschaft hatte, die Sachlage etwa folgendermaßen vor. Die Verbündeten hatten erklärt, daß sie den Krieg nicht führten, um Frankreich eine bestimmte Regierung aufzuerlegen. Nachdem nun Napoleon beseitigt war, schien also das Feld frei und man hielt es deshalb für das Beste, vorläufig eine Verfassung auszuarbeiten und den darin vorgesehenen König später zu wählen, wenn die Verhältnisse sich geklärt hatten. Daß mittlerweile eine der Parteien durch einen Gewaltstreich, wie es ja nicht anders die Kammer selbst gethan hatte, sich der thatsächlichen

Regierung und des Rechts dem Lande eine Verfassung zu geben, bemächtigen könne, scheint man nicht bedacht zu haben.

Wer hinterher mit dem friedesuchenden Sinne des Menschenfreundes den damaligen, so viel Umwälzungen und Schrecken im Schooße bergenden Zustand Frankreichs betrachtet, wird sich zu dem Wunsche gedrängt fühlen, daß es hätte gelingen mögen, dadurch eine Versöhnung der Parteien herbeizuführen, daß man den König freiwillig zurückrief unter der Bedingung, die neuen Zustände rückhaltlos anzuerkennen. In der That gab es einige hervorragende Männer, wie die Marschälle Oudinot und St. Cyr, später auch Davoust und namentlich den provisorischen Regenten Fouché selbst, welche diesen Gedanken hegten. Als das äußere Zeichen, so zu sagen die Formel der Versöhnung wurde die Annahme der dreifarbigen Fahne durch die Bourbonen angesehen. Aber der Gegensatz der Parteien war viel zu heftig, als daß eine freiwillige Versöhnung hätte Statt haben können.

Zwar nicht der eigentliche Führer der Kammer, aber doch der angesehenste Mann in derselben, war der General Lafayette, derselbe, der 1789 die National-Garde von Paris commandirt hatte und 1830 Louis Philippe als König proclamirte. Ein eigenthümlicher Charme, den seine Persönlichkeit auf die Menschen ausübte, brachte ihn immer wieder an die Spitze der großen Bewegungen, obgleich er von einer sehr großen politischen Ungeschicklichkeit war.

Jetzt hatte er es nicht durchzusetzen gewußt, daß er selbst in die Regierungs-Commission gewählt wurde, nicht verhindert, daß an die Spitze derselben der als Intrigant berufene Fouché gestellt wurde, endlich sich von diesem mit einer Gesandtschaft an die verbündeten Monarchen aus Paris entfernen lassen.

Man hatte sich nicht vorgestellt, daß die siegreichen Heere aus Belgien sofort auf Paris marschiren würden, diese deshalb außer Betracht gelassen und die Gesandtschaft an die Monarchen gerichtet, die noch am Rhein weilten. Nur im Vorübergehen, während sie

um Pässe nachsuchten, knüpften die Gesandten auch mit dem preußisch-englischen Heer eine Art von Verhandlung an.

Gleich nach der Abdankung Napoleons war bereits ein Antrag auf Waffenruhe von dem die französische Nachhut commandirenden General an die verbündeten Feldherren eingereicht worden, unter dem Hinweis, daß durch das Abtreten des Kaisers der Gegenstand des Krieges aufgehört habe zu existiren. Dieser Antrag war ohne Weiteres zurückgewiesen worden.

Als Lafayette und seine Gefährten nun den Antrag erneuerten, ließ Blücher ihnen erwidern, daß er nach der Einnahme von Paris unter gewissen Bedingungen bereit sein werde, auf einen Waffenstillstand einzugehen. Im Uebrigen erklärte der Unterhändler, Blüchers Adjutant Nostitz, den Gesandten, auf Befragen, daß die verbündeten Mächte keineswegs den Krieg führten, um die Bourbonen wieder einzusetzen.

Diese letztere Aeußerung machte, obwohl ganz privater Natur, auf die Gesandten einen um so größeren Eindruck, als man in Frankreich naturgemäß das Gegentheil anzunehmen geneigt war. Sie berichteten darüber nach Paris und machten zugleich darauf aufmerksam, daß es nothwendig sei, mit Blücher und Wellington direct über einen Waffenstillstand zu verhandeln, da sie sich Paris mehr und mehr näherten.

Diese Botschaft hatte einen höchst merkwürdigen Erfolg.

Fouché hatte begonnen, seinen Plan einer Restauration auf Bedingungen in's Werk zu setzen. Er hatte privatim einen Unterhändler an Ludwig XVIII. geschickt und berief, nachdem er stillschweigend das angebliche Kaiserthum Napoleon's II. fallen gelassen oder unterdrückt hatte, in ganz loyaler Weise die Leiter der Regierung und der Kammern (27. Juni) zu einer gemeinschaftlichen Sitzung, ließ hier durch den Marschall Davoust die Unmöglichkeit des Widerstandes darthun, und von diesem, dessen antilegitimistische Gesinnung bekannt war, den Vorschlag der Rückberufung der Bourbons machen, als einer unvermeidlichen Nothwendigkeit. Die Be-

dingungen, welche man ihnen auferlegen wollte, hätten alle nur wünschenswerthen Garantieen geboten. Schon war die Versammlung im Begriff, demgemäß zu beschließen, als der Bericht jener Gesandtschaft eintraf und meldete, daß die preußischen Offiziere geäußert hätten, die Verbündeten seien keineswegs einig und entschlossen, nur mit einer bourbonischen Regierung Frieden zu schließen. Da schien es also doch noch im Bereich der Möglichkeit einer Restauration zu entgehen. Daß Frankreich in diesem Falle die Friedens-Garantieen in anderer Weise leisten müsse, übersah man in der Leidenschaftlichkeit des Widerwillens gegen das alte Fürstengeschlecht: waren doch unter den fünf Mitgliedern der Regierungs-Commission allein drei, die für die Hinrichtung Ludwig's XVI. gestimmt hatten. Man beschloß also, nur eine Gesandtschaft mit der Bitte um einen rein militärischen Waffenstillstand an die feindlichen Feldherren zu schicken und die Entscheidung der Regierungsfrage zu vertagen.

Erst am 28. Juni, einen Tag, ehe die Preußen vor Paris anlangten, traf diese Gesandtschaft bei Blücher ein.

Wie wenig die Regierung noch den wahren Stand der Dinge erkannte, zeigt die Instruction, welche sie den Gesandten mitgegeben hatte. Es solle, hieß es hier, eine Demarkationslinie dreißig, oder im Nothfall zwanzig Lieues von Paris entfernt gezogen und dazu eine Grenzfestung eingeräumt werden. Auf weitere Nachrichten von dem Vorrücken der Verbündeten war dann nachträglich durch ein Billet Fouché's gestattet worden, auch noch mehr Festungen einzuräumen. Da sie aber nicht Paris selbst brachten, so ließ Blücher die Gesandten überhaupt nicht vor und auch Wellington lehnte den Waffenstillstandsvorschlag einfach ab.

Besser hatte eine andere Botschaft der Situation Rechnung getragen. Der Oberbefehlshaber der Truppen, Grouchy, hatte auf eigene Hand einen Bevollmächtigten geschickt und dieser, General Senegal, schloß einen Vertrag ab, wonach die unter Grouchy's Befehl stehende Armee, ohne Paris zu berühren, hinter

die Loire zurückgehen sollte. Dieser Vertrag konnte jedoch nicht mehr ratificirt werden, da die französische Armee mittlerweile, den Befehlen Grouchy's kaum noch gehorchend, bereits nach Paris gelangt war und Grouchy seine Entlassung nahm.

Wenn die antibourbonische Partei in Paris sich noch der Hoffnung hingegeben hatte, daß die Verbündeten Frankreich eine Restauration nicht octroyiren würden, so suchte Wellington seinerseits den Franzosen auf jede Weise deutlich zu machen, daß ihnen nichts anderes übrig bleibe. Nachdem er bisher durch die Einsetzung und Anerkennung bourbonischer Beamter eine schwer in's Gewicht fallende Thatsache geschaffen hatte, benutzte er auch die Gelegenheit der Unterredung mit jenen Gesandten, obgleich er ihren Waffenstillstandsvorschlag abwies, sie auf das bestimmteste darauf hinzuweisen, daß Frankreich keine andere Zuflucht habe, als die Rückkehr unter die Herrschaft der Bourbonen.

Für Fouché hätte es wohl keiner solchen Hinweise bedurft, um ihn seine dahin zielenden Pläne, trotz des ersten Mißlingens, in anderer Form sofort wieder aufnehmen zu lassen. Aber seit die Armee in die Stadt gelangt war, zeigte es sich erst recht unmöglich, irgend welche Schritte zu Gunsten der Bourbonen durchzusetzen.

Da die rein militärischen Waffenstillstands-Vorschläge erfolglos blieben, so hatte Fouché sich mit Davoust geeinigt, bei den feindlichen Feldherren anfragen zu lassen, ob man einen Waffenstillstand bewilligen würde, im Falle die Kammern die Herstellung der Bourbonen proclamirten.

Als aber der Marschall Davoust über diese Absicht einige Andeutungen machte, brach ein solcher Sturm der Entrüstung aus über solchen Verrath, wie man es nannte, daß der Bote seinen Auftrag nicht ausführen konnte, und sich mit Mühe selber rettete. Man wollte Fouché in den Tuilerien selbst arretiren, füsiliren, eine Anzahl Generale unterzeichneten einen leidenschaftlichen, an die Kammer gerichteten Protest gegen die Bourbons, den Davoust, der Bewegung nachgebend, für gut hielt, mit zu unterschreiben.

So versperrte die Zerfahrenheit der inneren Zustände immer von Neuem den Weg der Unterhandlung und doch war auf der anderen Seite keine Möglichkeit oder geschah etwas Kraftvolles, um durch kriegerischen Widerstand die Hauptstadt vor der feindlichen Besitznahme zu beschützen. Grouchy hatte den Oberbefehl über die Armee niedergelegt, da sie zu demoralisirt sei, um mit ihr etwas ausrichten zu können; die Infanterie laufe bei dem ersten Schuß auseinander. Das waren dieselben Soldaten, über welche eine Woche vorher Napoleon die Parade abgenommen hatte auf der Höhe von Belle-Alliance. Solcher Stimmung des Heeres entsprach die Stimmung der Bürgerschaft. Weit entfernt selbst für die Vertheidigung der Stadt eintreten zu wollen, mußte sie durch öffentliche Bekanntmachung darüber beruhigt werden, daß überhaupt nicht die Stadt selbst (was ihre gewaltsame Erstürmung hätte zur Folge haben können) sondern nur die Zugänge zu der Stadt von der Armee vertheidigt werden sollten. Die Nationalgarde sollte garnicht zum Gefecht, sondern nur zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Sicherheit in der Stadt selbst verwandt werden.

Es blieb also der Regierungs-Commission nichts übrig (die Kammer beschäftigte sich mit der Ausarbeitung der Verfassung), als abermals, da die Preußen nun wirklich vor Paris eingetroffen waren, um einen rein militärischen Waffenstillstand zu bitten. Es war die Nachricht eingetroffen, daß der österreichische General Frimont mit dem ihm gegenüberstehenden Marschall Suchet einen Waffenstillstand abgeschlossen habe. Davoust, der nach Grouchy's Rücktritt den Oberbefehl übernommen hatte, schrieb daher an Blücher einen Brief, in dem er sich von Neuem darauf berief, daß mit Napoleon's Abdankung die Ursache des Krieges fortgefallen sei und die Bitte um Waffenstillstand damit begründete, daß Blücher und Wellington von den verbündeten Souverainen keine andere Instructionen erhalten haben könnten, als die österreichischen Generale. Im preußischen Hauptquartiere beschloß man diesem Brief eine Antwort zu geben, welche über den Sinn, in welchem Preu-

ßen den Krieg führte, keinen Zweifel mehr ließ. Gneisenau selbst setzte sie auf. Er wies zunächst darauf hin, daß Napoleon nur zu Gunsten seines Sohnes abgedankt habe und der Beschluß des Congresses auch alle Mitglieder seiner Familie vom Thron ausschließe. Im Betreff des Waffenstillstandes der Oesterreicher bemerkte er, daß dies kein Motiv für ihn sei, das Gleiche zu thun. Dann fuhr er fort (die ganze Antwort wurde in deutscher Sprache ertheilt): „Wir verfolgen unseren Sieg und Gott hat uns Mittel und Willen dazu verliehen.

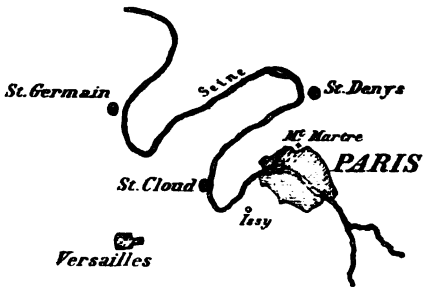
Sehen Sie zu, Herr Marschall und stürzen Sie nicht abermals eine Stadt in's Verderben; denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn Ihre Hauptstadt mit Sturm genommen würde.

Wollen Sie die Verwünschungen von Paris ebenso wie die von Hamburg auf sich laden?

Wir wollen in Paris einrücken, um die rechtlichen Leute in Schutz zu nehmen gegen die Plünderung, die ihnen von Seiten des Pöbels droht. Nur in Paris kann ein zuverlässiger Waffenstillstand Statt haben. Sie wollen, Herr Marschall, dieses unser Verhältniß zu Ihrer Nation nicht verkennen."

Als Blücher diesen Brief schrieb, war seine Armee bereits im Uebergang über die Seine begriffen. Eins von den stets nach allen Richtungen ausgesandten Detachements (dieses hatte den Auftrag gehabt, Napoleon aufzuheben, der bis zum Tage vorher in Malmaison geweilt hatte) hatte die Seine-Brücke bei St. Germain unzerstört und nur schwach besetzt gefunden. Es hatte dieselbe sofort erstürmt und damit einen vortrefflichen Uebergangspunkt für die Armee gesichert. Hierhin setzten sich die Corps eins nach dem andern in Bewegung. Das am weitesten zurückstehende brach zuerst auf (am Morgen des 30. Juni) und marschirte hinter den anderen weg die nächste Nacht durch. Die letzten, den Franzosen als Vorposten gegenüberstehenden Truppen folgten erst, als am Mittag des 1. Juli die Vortruppen der Eng-

länder erschienen, um sie abzulösen. So ist wahrscheinlich von den Franzosen, obgleich sie das Gegentheil behaupten, die längste Zeit das Manöver der Preußen unbemerkt geblieben und selbst wenn die moralische Spannkraft, alle vorhandenen Streitmittel plötzlich auf einen Punkt zu concentriren und offensiv gegen die Preußen vorzugehen, vorhanden gewesen wäre, so hätte es doch nicht schnell genug geschehen können, um vor der Wiedervereinigung der einzelnen preußischen Corps etwas Entscheidendes zu erreichen *).



Am 2. Juli war die ganze preußische Armee auf dem linken Seineufer vereinigt. Das Hauptquartier wurde nach Versailles gelegt.

Die Umgehung selbst war also glücklich vollführt und es handelte sich nun darum, wenn die Franzosen sich nicht unterwarfen, Paris selbst mit stürmender Hand zu erobern.

Im preußischen Hauptquartier wurden Stimmen laut, welche ein solches Unternehmen doch höchst bedenklich finden wollten: vergleicht man die materiellen Kräfte auf beiden Seiten, so erscheinen diese Bedenken wohl erklärlich. Das preußische Heer vor Paris war noch nicht 60,000, das alliirte noch nicht 50,000 Mann stark

*) Am Morgen des 1. Juli ging das dritte Armee-Corps über die Seine; im Laufe des Vormittags über die Brücke von Maisons das erste; am Vormittag des 2. Juli das vierte Corps.

(die Hälfte des Bestandes am 15ten Juni); beide Heere getrennt durch die Seine. Paris war eine Stadt von 700,000 Einwohnern. 57,000 Mann stark war der Rest der großen napoleonischen Armee eingerechnet einige Tausend Mann Verstärkungen, die sie unterwegs empfangen hatte; dazu kamen 13,000 Mann in den Depots; 6000 bewaffnete und in Bataillone formirte Arbeiter der Vorstädte und die gesammte Nationalgarde der Stadt. Diese selbst war an der Südseite zwar unbefestigt, aber das durchschnittene Gelände und die aus Stein gebauten Dörfer nahe vor den Thoren boten Positionen von der stärksten natürlichen Defensivkraft.

Wir kennen aber bereits den moralischen Zustand der französischen Streitkräfte: als das erste preußische Corps sich sofort mit einem kräftigen Anfall auf sie warf, wichen sie aus einer Stellung nach der andern und noch am Abend des 2. Juli nahmen die Preußen Issy, unmittelbar vor den Thoren von Paris.

Noch in diesem Augenblick legte sich für die Rettung der französischen Hauptstadt eine Macht in's Mittel, die den preußischen Feldherrn, wenn er nicht zum Aeußersten entschlossen gewesen wäre, wohl hätte bedenklich machen können. Wellington schloß sich den abrathenden und warnenden Stimmen an, welche sich schon unter den preußischen Generalen selbst erhoben hatten.

Da der Herzog die Wiedereinsetzung und Befestigung der Herrschaft der Bourbonen als das einzige und letzte Ziel des ganzen Krieges ansah, so gereichte die wirkliche Eroberung von Paris durch die Verbündeten seinen Zwecken mehr zum Nachtheil als zum Vortheil. Die neue Regierung konnte nicht besser inaugurirt werden, als wenn sie durch ihre bloße Installirung die Hauptstadt vor feindlicher Eroberung schützte und nicht schlechter, als wenn sie mit dieser tiefsten Demüthigung des Nationalgefühls ihren Anfang nahm. Wenn ein so starker Druck ausgeübt wurde, daß die Stadt sich allen Wünschen der Verbündeten unbedingt fügte, so war Wellingtons Zweck erreicht.

Als daher die französischen Abgeordneten die Bitte um Waffen-

ſtillſtand erneuerten, ſo wies Wellington, da die verbündeten Heere nun unmittelbar vor Paris ſtanden, den Antrag nicht mehr vollkommen von der Hand, ſondern behielt die Abgeordneten bei ſich und wandte ſich mit einer offenen Entwickelung ſeines Programms an Blücher. Er wies zunächſt, eben wie es auch ſchon preußiſche Generale gethan hatten, auf die Gefährlichkeit eines directen Angriffs hin und ſchlug deshalb vor, einen Vertrag abzuſchließen, wonach die franzöſiſche Armee Paris räume und ſich hinter die Loire zurückziehe, aber auch die Verbündeten in der Stellung vor Paris ſtehen blieben und die Stadt ſelbſt nicht beſetzten.

Wenn die Stadt unvertheidigt war, ſo war militäriſch dasſelbe erreicht, wie wenn man ſie direct beſetzte und durch die Entfernung der franzöſiſchen Armee war zugleich auch das große Hinderniß der Reſtauration aus dem Wege geräumt, die Wellington nicht nur überhaupt, ſondern namentlich, dem ſtrengen Princip der Legitimität gemäß, ohne auferlegte Bedingungen, eintreten zu ſehen wünſchte.

Es zeigt, wie ſehr man in den Hauptquartieren bisher ausſchließlich der Gegenwart und der Kriegführung gelebt hatte, daß Wellington den Gedanken hegen konnte, Preußens Intereſſe ſei mit einem ſolchen Arrangement ebenſo ſehr gedient wie demjenigen Englands und eine offene und eingehende Auseinanderſetzung werde Blücher für daſſelbe gewinnen.

Man wird den Brief Wellingtons und Gneiſenau's Bemerkungen dazu leſen. Es iſt ein für die ſtaatsmänniſche Weltklugheit des Einen, den hohen Schwung der Seele des Anderen unendlich charakteriſtiſches Denkmal.

Spät am Abend gelangte der, von Müffling bereits ſignaliſirte Brief Wellingtons in das preußiſche Hauptquartier. Da Blücher ſchon zur Ruhe gegangen war, ſo benutzte Gneiſenau dieſen Umſtand wenigſtens eine kleine Friſt zu gewinnen, offenbar in der Erwartung, die Entſcheidung vollſtändig herbeigeführt zu haben, ehe die Verhandlungen in Gang kommen konnten. Er

ging auf den Inhalt überhaupt nicht ein, sondern stellte in Aussicht, daß der Feldmarschall am anderen Tage selbst antworten werde; außerdem meldete er den glänzenden Erfolg des Tages. „Unsere Truppen haben heute ruhmvoll gekämpft und den Feind, obgleich in geringerer Zahl gegen ihn, überall da zurückgeworfen, wo sie ihn angriffen. Auch haben sie die kaiserliche Garde vor sich hergetrieben. Eine große Zahl von Zuschauern war aus Paris herausgeströmt, um den Kampf zu beobachten; — so haben die Pariser Zeugen sein müssen der Niederlage ihrer eigenen Truppen".

In der That war in Paris der entscheidende Beschluß bereits gefaßt. Da die Leidenschaftlichkeit des Parteihasses die politische Gegenwirkung durch Rückberufung der Bourbonen, die für die Preußen immerhin eine sehr erschwerte Situation geschaffen hätte, nicht hatte aufkommen lassen und die Energie der preußischen Kriegführung Aufschub nicht gewährte, so blieb nichts übrig als Unterwerfung. Schon am 1. Juli hatte Fouché abermals eine gemeinschaftliche Sitzung der Spitzen der Regierung, der Armee und der Kammern berufen. Die Meisten der Anwesenden zweifelten nicht an der Unmöglichkeit des Widerstandes, doch suchte Jeder die Verantwortung des Entschlusses von sich abzuwälzen. Die Militärs behaupteten, es sei eine politische Frage, da es hauptsächlich darauf ankomme zu entscheiden, ob selbst ein Sieg, im Hinblick auf die herannahenden Massen der übrigen feindlichen Heere, mehr Schaden oder Nutzen bringen werde. Die Mitglieder der Regierung und der Kammer verlangten vor Allem von den Militärs ein Urtheil, ob sie im Stande seien Paris zu vertheidigen oder nicht. Endlich wurde entschieden, daß vorerst über diese Frage ein allgemeiner Kriegsrath stattfinden solle. Am Abend desselben Tages trat er zusammen und faßte nach heftiger Discussion am Morgen um 3 Uhr mit 48 Stimmen gegen 14 einen Beschluß, daß Paris nicht zu halten sei. Auf Grund dieses Beschlusses gab die Regierungs-Commission dem Marschall Davoust Auftrag um

einen Waffenstillstand anzuhalten und ernannte drei Bevollmächtigte zur Führung der Unterhandlungen.

Den Tag über zögerte man noch sie abzusenden, aber das Resultat der Gefechte mit dem ersten preußischen Armeecorps ließ keine Wahl. Noch in der Nacht, am Morgen um drei (3. Juli) machte der General Vandamme einen Versuch den Preußen Issy wieder zu entreißen. Als alle Anstrengungen sich vergeblich erwiesen, schwieg um 6 Uhr plötzlich das Feuer auf Seiten der Franzosen und es erschien der General Revest beim General von Zieten, um einen Waffenstillstand anzubieten, während dessen über die Capitulation von Paris verhandelt werden könne.

Achtes Capitel.

Die Uebergabe von Paris.

Blücher bestimmte auf die Meldung Zietens von Versailles aus*) das Schloß von St. Cloud als Ort der Verhandlung und ließ Wellington zu derselben einladen. Am Nachmittag traten die Bevollmächtigten daselbst zusammen; Wellington, Blücher und Gneisenau waren selbst zugegen. Die Berathungen zogen sich hin, da die Franzosen doch noch stark genug waren, sich nicht widerspruchslos den Verbündeten unterwerfen zu müssen und unter diesen selbst auf Wellingtons Milde rechnen durften. Erst in der Nacht kam man zum Schluß. Die Hauptbedingung war, daß mit der französischen Armee unter den Mauern von Paris (und nur mit dieser, nicht mit der französischen Kriegsmacht überhaupt) ein Waffenstillstand geschlossen wurde unter der Bedingung, daß die Armee Paris in drei Tagen räume (4. bis 6. Juli), die Stadt übergebe und sich hinter die Loire zurückziehe. Alles Politische wurde durch Einsprache der Preußen grundsätzlich ausgeschlossen. Auch andere Bedingungen, die Wellington gern bewilligt hätte, lehnte Blücher ab, unter dem Hinweis, daß solches auch nicht bei der Einnahme Berlins durch die Franzosen beobachtet worden sei, z. B. die Verschonung der Bürger mit Einquartierung.

*) Nach Damitz II, 160 hätte Blücher von der Höhe aus das Gefecht beobachtet und General Revest selbst empfangen. Das ist ein Irrthum. Unrichtig ist auch, daß der General Revest das erste Mal von Zieten zurückgewiesen worden sei. v. Reiche Memoiren.

Die französischen Kammern genehmigten auf der Stelle den Vertrag; in dem kampflustigeren Theil der Bevölkerung und der Armee, wo man noch Widerstand leisten zu können meinte, rief er große Aufregung hervor und wurde für Verrath erklärt. Nur mit Mühe konnten die Generale die Truppen bewegen, die Stadt zu verlassen und den Marsch zur Loire anzutreten.

Am 7. Juli zog das erste preußische Armeecorps in Paris ein, an den folgenden Tagen das dritte und vierte. Die alliirte Armee zog nicht ein, sondern lagerte im Bois de Boulogne.

Zum Einzug setzte Gneisenau einen Tagesbefehl auf, der die Truppen zur Ordnung und Disciplin ermahnte und anordnete, daß, sobald sie auf ihren Posten angekommen seien, Gottesdienst gehalten werden solle. Zum Schluß hieß es: „Sämmtliche Franzosen sind mit Ernst und Kälte zu behandeln, aber jede muthwillige Beleidigung von unserer Seite soll strenge bestraft werden. Ich erwarte, daß sich die Armee nicht durch Uebermuth entehren, sondern auch als Sieger menschlich und bescheiden betragen werde." Mit Vorbedacht sprach Gneisenau davon, wie die Soldaten sich sämmtlichen Franzosen gegenüber verhalten sollten. Denn das war seine und der preußischen Patrioten Anschauung: sie haßten die Franzosen als Volk und als Ganzes und unterschieden keine mehr oder weniger schuldige Parteien. Die Franzosen erzählen, wie mehrfach Royalisten, welche die Preußen bei ihrem Einzug als Freunde begrüßen wollten, von diesen rauh zurückgewiesen wurden.

Da die Preußen beabsichtigten Frankreich gegenüber unter allen Umständen in der Rolle eines Feindes zu verbleiben, dessen Gnade die Besiegten durch Opfer zu erkaufen hatten, so hatten sie ganz consequent jeder Einmischung in die inneren Verhältnisse des Landes sich enthalten. Irgend eine Parteinahme, namentlich sei es für, sei es gegen die Bourbons, würde sie verpflichtet haben, sich der protegirten Partei auch gefällig und freundlich zu erweisen — hätte also ihren Absichten widersprochen. Nur an eine Re-

gierung, deren Dasein und Zukunft ihnen selbst gleichgültig war, konnten sie die Forderungen richten, die sie im Sinne hatten und die unter allen Umständen zwischen ihnen und dieser Regierung, welche es auch immer war, Feindschaft setzen mußten.

Sie ließen es also ruhig geschehen, daß unter ihren Augen und unter ihrem Schutz eine neue Revolution die bestehende Herrschaft der Kammern und der Regierungs-Commission umstürzte und Ludwig den XVIII. wieder einsetzte.

Das bisherige Hinderniß für die Rückberufung der Bourbonen nach Paris, die Armee, war entfernt; die feindlich gesinnten Theile der Bevölkerung durch die fremden Heere eingeschüchtert. Wellington vermittelte also jetzt, daß der Königsmörder Fouché von Ludwig XVIII. zu Gnaden aufgenommen und zum Polizeiminister ernannt wurde. Dieser ließ durch einen von Ludwig XVIII. schnell ernannten Chef der Nationalgarde, der die royalistisch gesinnten Elemente derselben versammelte, das Sitzungshaus der bisherigen Kammer besetzen und schließen, und am 8. Juli, einen Tag nach dem Einmarsch der Preußen, zog Ludwig XVIII., ohne von Jemand berufen zu sein, als selbstberechtigter, legitimer König in Paris ein, wurde von seinen Anhängern begrüßt und von allen Behörden durch thatsächlich geleisteten Gehorsam anerkannt.

Die Liberalen hatten keinerlei Gegenanstalten getroffen; der Vorschlag, daß die Kammer mit der Armee Paris verlasse und die Regierung jenseit der Loire etablire, hatte keinen Anklang gefunden. Man war einfach in der Ausarbeitung der neuen Verfassung fortgefahren, auch als Ludwig XVIII. unter dem Schutz der Engländer in St. Denys ankam und während die Preußen in die Stadt einzogen. Bis zur Berathung über die Erblichkeit der Pairie war man gelangt, zuweilen unterbrochen durch Dankvota an die Armee, die Nationalgarde und andere Körperschaften, die sich um das Vaterland wohl verdient gemacht hatten — als dem wenig würdigen Spiel ein Ende gemacht wurde.

Wahrscheinlich um sich selbst nach allen Seiten zu decken,

hatte Fouché die Erklärung, mit der sich die bisherige Regierungs-Commission auflöste, motivirt durch die Behauptung, es sei so der Wille der Verbündeten, daß die Bourbons auf den französischen Thron zurückkehrten. Es war nicht wahr, wie wir wissen und auch ganz gegen den Wunsch Wellingtons, der sowohl der öffentlichen Meinung in England gegenüber als im Interesse Ludwigs XVIII. selbst den Schein aufrecht zu erhalten wünschte, der König sei ausschließlich durch eigene Kraft und den Wunsch des französischen Volkes selbst wieder auf den Thron gehoben worden. Doch war es unmöglich, Fouché durch eine öffentliche Erklärung zu dementiren und das Wesentliche war doch immer erreicht.

Die Preußen waren durchaus neutral geblieben. Sie schlugen ein Biwack auf dem Hof der Tuilerien auf, und wie sie nichts gethan hatten zu Gunsten des Königs, so ließen sie sich nicht stören durch seinen Einzug, der an ihrem Lager vorüberging. Die Truppen fuhren, ohne Honneur zu erweisen, in ihren zufälligen Beschäftigungen fort. Zugleich brachten sie aber auch positiv ihre Anschauung von dem Wesen des Krieges zur Geltung.

Sie legten der Stadt eine Steuer von 100 Millionen Franken, die Ausrüstung und Bekleidung der Armee und die Auszahlung eines zweimonatlichen Soldes auf*). Die Franzosen, die diese Leistung für unerschwinglich erklärten, verwies der preußische Kriegs-Kommissar auf die Summen, die sie selbst von der so viel kleineren

*) In zwei Briefen an Knesebeck giebt Gneisenau nur zwei Millionen an nebst den übrigen Forderungen (cit. Königer, Der Krieg von 1815 S. 415). Wellington in seinem Brief an Blücher vom 9ten spricht von 100 Millionen. Nach dem Bericht Gneisenau's an den König waren es 100 Millionen außer der Bekleidung und dem zweimonatlichen Sold. Da die Preußen unter keinen Umständen hoffen konnten, mehr als einen mäßigen Bruchtheil vor Ankunft der Souveräne beizutreiben und diese Ankunft, wie vorauszusehen, die Bestimmung solcher Angelegenheiten von den Feldherren auf die Diplomaten übertragen mußte, so haben wir in der niedrigsten Angabe vielleicht das zu sehen, was Gneisenau wirklich zu erreichen hoffte, während die höchste so hoch gegriffen war, theils um den Franzosen Furcht einzuflößen, theils um beim Abdingen reichliche Deckung zu haben.

und ärmeren Stadt Berlin erpreßt hatten. Ludwig XVIII. wandte sich um Vermittelung an Wellington. Dieser konnte natürlich, da die beiden Feldherren nicht darauf angewiesen waren, nur im Einverständniß zu handeln, sondern Jedes Recht so weit reichte, wie seine Macht, nicht positiv einschreiten, aber er stellte in einem freundschaftlichen Schreiben an Blücher die Ansicht auf, eine Angelegenheit von solcher Wichtigkeit müsse der Entscheidung der Souveräne überlassen bleiben. Die Preußen hätten darauf hinweisen können, daß er selbst über die wichtigste Frage der politischen Situation überhaupt, die neueinzusetzende französische Regierung, ohne, ja sogar gegen den Willen der Verbündeten entschieden habe: jedenfalls nahmen sie auf den Einspruch Wellingtons keine Rücksicht.

Eine andere Maßregel führte zu einem positiven Zusammenstoß zwischen Wellington und Gneisenau; eine Maßregel, bei der die nach den Gründen der Verständigkeit urtheilende Nachwelt geneigt sein wird, sich auf die Seite Wellingtons zu stellen. Selbst von den Preußen nahm der General von Bülow Partei gegen Gneisenau's Anschauung. Noch heute aber wird man in unserm Lande sich in die Stimmung hineinversetzen können, aus der Gneisenau's Vorhaben entsprang, wenn man sich den brutalen Hohn vergegenwärtigt, in dem einst Napoleon den Genuß seines Sieges über Preußen gefunden hatte; wie er den Bruder des Königs, der ihn um Erleichterung der unerschwinglichen Lasten zu bitten gekommen war, zur Hasenjagd auf dem Schlachtfelde von Jena einlud; wie seine Bulletins selbst die Ehre der preußischen Königin nicht unangetastet gelassen hatten. Es war nicht anders: um Rache zu nehmen wollten die Preußen jetzt nach Paris gekommen sein, und Blücher handelte ohne Zweifel im Sinne seiner Armee, als er auf Gneisenau's Betreiben befahl, die Seine-Brücke, welche den Namen der „Brücke von Jena" führte, in die Luft zu sprengen. „Die Brücke sei von preußischem Gelde gebaut und es ginge daher keinen Franzosen etwas an, was man damit thäte", erwiederte der In-

genieur-Officier, der mit den Spreng-Arbeiten beauftragt war, den Franzosen, die entsetzt über sein Vorhaben Auskunft verlangten.

Ludwig XVIII. wandte sich wieder um Hülfe an Wellington. Dieser hatte eine Unterredung darüber mit Blücher und Gneisenau. Letzterer führte die Unterhaltung und als Wellington die beabsichtigte Zerstörung eine barbarische That nannte, fragte ihn Gneisenau, ob der Herzog, wenn er in Paris eine Brücke von Saratoga (der Ort, wo sich im Amerikanischen Unabhängigkeitskriege ein Englisches Armeecorps gefangen gegeben hatte) gefunden hätte, ebenso nachsichtig sein würde. Der Herzog ließ das Gespräch fallen und war seitdem kalt gegen Gneisenau.

Der gegebene Befehl wurde nicht zurückgenommen. Gneisenau wünschte ohnehin die Franzosen, die sich natürlich immer lieber an Wellington als an Blücher gewandt hatten, fühlen zu lassen, daß die Preußen über ihnen seien. Die Nachgiebigkeit, die er Wellington gegenüber in den Verhandlungen über die Person Napoleons für den Fall der Gefangennehmung gezeigt hatte, hatte er sich selbst als Schwäche angerechnet. Nicht zum zweiten Mal wollte er sich diesen Vorwurf machen und Blücher folgte auch in solchen Dingen ausschließlich und ohne Wanken dem Urtheil Gneisenau's.

Dennoch kam die Zerstörung nicht zur Ausführung, da der erste Sprengversuch sich zu schwach erwies und ehe er wiederholt werden konnte, der König mit den anderen Souveränen in Paris anlangte und die Zerstörung untersagte.

Ebenso wenig gelang es den Preußen, die auferlegte Contribution vor Ankunft der Souveräne beizutreiben.

Gneisenau wußte wohl, warum er diese Dinge so zu beeilen gesucht hatte. Mit dem Eintreffen der Monarchen und Minister in Paris traten die Ereignisse in das Stadium der politischen Rückfichtnahmen und Verhandlungen, in denen Preußen Schritt für Schritt zurückgedrängt, von allen den Forderungen und Wünschen, die der vorige Friede unerfüllt gelassen hatte und die der

neue, unerhörte Sieg den Patrioten nun zweifellos bringen zu müſſen ſchien, ſo gut wie nichts durchſetzte.

Unter ſeinen Gegnern befand ſich, ſeinen Anſchauungen gemäß, natürlich auch Wellington. Gneiſenau kam darüber vollkommen mit ihm auseinander. Während Wellington ſich beklagte über die Aufführung der preußiſchen Armee, welche die Franzoſen zum Aufſtande und zum Volkskrieg treiben werde, beſchwerte ſich Gneiſenau, daß Wellington mehr als bourboniſcher denn als engliſcher General auftrete und ſeinen preußiſchen Waffengenoſſen den verdienten Siegespreis verkümmere.

Politiſche Feindſchaft iſt auch perſönliche Feindſchaft. Man wird Gneiſenau's Urtheil über Wellington in den Briefen leſen.

Als der Herzog im Jahre 1826 durch Berlin kam, hielten ſich die beiden Feldherren innerhalb der rein formellen Höflichkeitsbeziehungen. Auf einem großen Ball, der dem Herzog zu Ehren gegeben wurde, bemerkte man, daß er und Gneiſenau niemals bei einander ſtanden.

Neuntes Capitel.

Der zweite Friede von Paris.

Am 10. Juli, drei Tage nach dem Einzuge der Truppen, langten die Monarchen, mit schwacher Bedeckung ihren Heeren vorauseilend in Paris an. Sie fanden die Hauptfrage, welche das ganze, jetzt zu errichtende Friedenswerk bestimmte, durch Wellingtons Gewandtheit bereits entschieden: zwei Tage vor ihnen war Ludwig XVIII. als thatsächlicher König von Frankreich wieder in Paris eingezogen. Die französische Regierung war also von diesem Augenblick an, nicht mehr eine feindliche, sondern eine alliirte. Sie machte den Anspruch durch den Aufstand der Vendee, durch die Machinationen ihres jetzigen Ministers Fouché bei der Capitulation von Paris zu dem glücklichen Ausgang des Feldzuges ebenfalls beigetragen zu haben: wie konnte man ihr schwere Friedensbedingungen auferlegen, wie konnte man mit ihr, der verbündeten Regierung, überhaupt einen Frieden schließen wollen?

Die vier Großmächte bildeten einen Rath, zu dem jede von ihnen mehrere Bevollmächtigte ernannte. Wellington, Castlereagh, Metternich, Capodistrias waren darin; für Preußen saßen Hardenberg, Wilhelm von Humboldt, Knesebeck und Gneisenau, der die Generalstabs-Geschäfte an Grolmann abgab. Humboldt unternahm die dialectische Widerlegung des Satzes, daß man das Recht der Eroberung nicht geltend machen dürfe, da man sich mit der französischen Regierung nicht im Kriege befunden habe. Er unterschied die französische Regierung und Frankreich

selbst oder die französische Nation, gegen die die Verbündeten allerdings keinen Krieg zu führen gewünscht hätten, die aber ihrerseits sich auf die Seite Napoleons gestellt und dadurch in Kriegszustand mit den Verbündeten gesetzt habe. Völlig scharf war die Deduction nicht: es fehlt der damals noch nicht entdeckte Begriff der moralischen Person des Staates als solchen, von der Regierung und Nation beide nur Organe oder Voraussetzung sind*). Aber, wenn die preußische Auffassung nicht durchdrang, so lag das nicht an der mangelnden Fähigkeit, sie völkerrechtlich zu beweisen. Der Stand der politischen Theorie hat doch wohl auf die Geschicke der Nationen immer nur einen sehr geringen Einfluß geübt. Entscheidend wurde die eintretende Neu-Gruppirung der politischen Interessen.

Auf dem Wiener Congreß hatten zuletzt Preußen und Ruß-

*) Zur Kenntniß der Franzosen ist das Memoire Humboldts schwerlich gekommen, da die vier Mächte nur unter sich verhandelten um nachher Frankreich das Resultat zur Annahme vorzulegen. Eine directe Widerlegung Humboldts ist daher meines Wissens damals nicht versucht worden; doch findet sich in der französischen Note vom 19. September (Schaumann', Gesch. d. zweiten Pariser Friedens No. XV) und ähnlich in der Note Talleyrands an Castlereagh (Capefigue III, S. 84) folgende Deduction. Die Verbündeten haben Krieg gemacht gegen eine größere oder kleinere Zahl der Einwohner des Landes; das kann ihnen keinen Anspruch gegen den Souverain geben. Offenbar ist dieser Ausdruck „einer Anzahl Einwohner" zutreffender als die völlig unbestimmten Begriffe „Nation" oder „Frankreich", die Humboldt gebraucht. Selbstverständlich ist er nur formell zutreffender, insofern es eben nicht alle Franzosen waren, gegen die man Krieg geführt hatte. Materiell ist Humboldts Ausdruck der Wahrheit näher, da ihm bei „Nation" das ideelle Dasein des „Staates" vorgeschwebt hat, mit dem man Krieg geführt hatte, in der Zeit als Napoleon das Organ seines Willens bildete und mit dem man Frieden schloß, als Ludwig XVIII. wieder diese Function übernommen hatte. Auf welche Weise das Willensorgan des Staates gewechselt hat, macht für den Außenstehenden keinen Unterschied: genug, daß das Subject selbst, mit dem man Krieg geführt hatte und Frieden schließen wollte, nicht, wie die Franzosen wollten, verschieden, sondern dasselbe war: nämlich der französische Staat. Dagegen läßt sich aber auch wiederum einwenden, daß es eine natürliche Grenze für die Identität der Persönlichkeit überhaupt nicht giebt; daß dieselbe innerhalb des Staats durch dessen positives Recht willkührlich festgesetzt wird; daß für den Staat selbst und die internationalen Beziehungen die Anerkennung oder Nicht-Anerkennung der Identität in den freien Willen jedes Staates gesetzt ist; daß daher alle rechtlichen Deductionen darüber zweck- und werthlos sind.

land zusammengehalten gegen England, Oesterreich und Frankreich. Die Aenderung, die jetzt eintrat, bestand darin, daß Rußland wechselte und Preußen mit seiner Anschauung von dem nun zu schließenden Frieden allein blieb.

Nachdem Kaiser Alexander seine Absichten in Bezug auf Polen, soweit es überhaupt möglich war, erreicht hatte, hatte sich sein Blick sofort dem zukünftigen Arbeitsfelde der russischen Politik, dem türkischen Reiche zugewandt. Es war nicht sowohl berechnende Voraussicht, auch nicht allein unruhiger Thätigkeitsdrang, der den Kaiser, nachdem kaum ein ungeheures Werk vollbracht, sofort zur Vorbereitung eines anderen trieb: gerade um diese Zeit entwickelte sich bei ihm die Neigung zum christlichen Mysticismus, und die Idee einer Ausbreitung der Herrschaft des christlichen Glaubens war es, die der politischen Berechnung zu Hülfe kam und machte, daß die zukünftige Auflösung der Türkei seine ganze Aufmerksamkeit schon damals auf sich zog. Es leuchtete auf der Stelle ein, daß bei diesem Proceß Oesterreich und England Rußland entgegen sein würden. Die einzige Großmacht, die dabei möglicherweise mit Rußland zusammengehen konnte, schien Frankreich zu sein. Der Kaiser Alexander hielt es also zur Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts für nothwendig, Frankreich stark zu lassen. Wie wir uns erinnern, hatte er es ursprünglich nicht für wünschenswerth gehalten, die Bourbons wieder einzusetzen; jetzt da dies einmal geschehen war, war es um so mehr nothwendig und hatte man zugleich ein treffendes Räsonnement, Frankreich auf's äußerste zu schonen.

Die Ansicht der maßgebenden englischen Staatsmänner kennen wir. Sie glaubten, die Ruhe Frankreich's und Europa's könne nicht anders gesichert werden, als durch die strenge Aufrechterhaltung des Princips der Legitimität. Ludwig XVIII. war ihnen deshalb ein gleichberechtigter Bundesgenosse, der Feldzug eine in seinem Dienst ausgeführte Unterdrückung einer aufrührerischen Bewegung. Von dem König aufzuerlegenden lästigen Bedingungen konnte da-

her keine Rede sein, sondern nur von Maßregeln zu seinem Schutz und etwa von einer Kriegskosten-Entschädigung an die Verbündeten. Man muß jedoch bemerken, daß diese Anschauung keineswegs in England allgemein getheilt wurde. Sowohl der Prinz-Regent als die öffentliche Meinung waren von ganz anderen Empfindungen erfüllt. Die freudig erregte Siegesstimmung des Volkes konnte sich den Abschluß des herrlichen Kampfes nicht anders vorstellen, als in einer vollständigen, für alle Zeiten wirksamen Demüthigung der angriffslustigen französischen Nation. Diese Stimmung beherrschte die Gemüther in England so sehr, daß auch das Ministerium sich ihrem Einfluß nicht entziehen konnte und bald wieder, wie im Jahre 1814, die Ansichten der heimischen Minister, gestützt von dem Regenten selbst, sich im vollen Gegensatz befanden zu den Ansichten der Staatsmänner, Wellington's und Castlereaghs, die in Paris die Verhandlungen führten. Doch überwogen diesmal die Autorität und die Gründe der Letzteren und es entspann sich das Verhältniß, daß England und Rußland fast wetteifernd die Partei Frankreichs nahmen und es gegen alle feindlichen Ansprüche zu schützen suchten.

Die beiden Mächte bestritten nicht, daß irgend eine Garantie geschaffen werden müsse gegen die Wiederholung der von Frankreich ausgehenden Europäischen Ruhestörungen. Da sie diese Garantie aber ausschließlich in der Befestigung der friedlichen Herrschaft der Bourbonen erblicken wollten, so schlugen sie vor, eine Anzahl französischer Grenzfestungen für eine Reihe von Jahren mit einer aus allen Europäischen Heeren zusammengestellten Armee zu besetzen. Dadurch gewinne Europa zugleich eine Bürgschaft für das Wohlverhalten Frankreichs und die bourbonische Dynastie Zeit, in Frankreich wieder Wurzel zu schlagen.

Oesterreich hatte alle seine Gedanken — wenn es deren je ernstlich hegte — durch das Kaiserthum Napoleon's II und die Regentschaft der Kaiserin Marie Luise Einfluß zu gewinnen, fallen lassen und schon bald nach der Schlacht bei Belle-Alliance sich ent-

schieden für Ludwig XVIII. erklärt. Dennoch hielt Metternich eine Schwächung Frankreichs für gerathen. Aber sobald man wirklich größere Abtretungen in's Auge faßte, so fragte man sich, wem sie zu gute kommen sollten. Unter unendlicher Mühe und unter der steten Gefahr einer neuen kriegerischen Verwicklung unter den Verbündeten selbst, war soeben auf dem Wiener Congreß eine Vertheilung der Machtverhältnisse zu Stande gekommen. Abtretungen Frankreichs mußten dieselben nothwendig alteriren und neue Verwicklungen herbeiführen. Metternich hielt es deshalb für das Beste, Abtretungen nur da eintreten zu lassen, wo Mächte zweiten Ranges, die Niederlande, die Schweiz, Piemont*) daran Theil haben konnten; im Elsaß und Lothringen aber, wo direct oder indirect Preußen betheiligt werden mußte, solle man sich mit der Schleifung der Festungen begnügen.

Preußen stand nicht an, diesen Anschauungen der anderen Großmächte gegenüber das ganze Maß seiner eigenen Forderungen zu entwickeln. Alle leitenden Persönlichkeiten des Staates waren diesmal einig über die einzunehmende Stellung. Gneisenau selbst hatte schon am 22. Juni im frischesten Siegesbewußtsein an Hardenberg geschrieben, was jetzt geschehen müsse, wenn „die Verachtung der Völker gegen ihre Regierungen nicht noch gesteigert werden" solle. Er verlangte Elsaß-Lothringen und die Festungen der französischen Nordgrenze. Mit dieser Forderung trat Preußen jetzt vor die Mächte. Hardenberg formulirte und begründete sie, Humboldt rechtfertigte sie völkerrechtlich, Knesebeck, Boyen, Gneisenau**) militärisch. Der König selbst war vollkommen mit seinen

*) Die beiden letzten Staaten sind in dem Memoire Metternichs (Schaumann No. IV) nicht genannt, haben aber nachher kleine Abtretungen erhalten. Der Abdruck bei Schaumann hat übrigens eine völlig sinnentstellende Interpunktion. Besser ist der Abdruck bei Gagern, V, 2 S. 97.

**) Die Memoires der drei erstgenannten sind gedruckt bei Schaumann und Gagern. Das Memoire No. VIII bei Schaumann ist nicht von Knesebeck, dem es auch wohl kaum zugetraut werden könnte, sondern von Hardenberg. v. Pertz, Leben Steins IV S. 600. Anm. 29. Gagern V, 158.

Räthen einverstanden. Gneisenau hatte ursprünglich die Idee gehabt, bei dieser Gelegenheit die fränkischen Besitzungen Preußen wiederzugewinnen, indem Baiern im Elsaß Entschädigung erhielte. Andrerseits hätte man auch Oesterreich wenigstens durch eine Secundogenitur gern im Elsaß etablirt, um es nach der alten Idee Hardenbergs an der Vertheidigung des Rheins mitzuinteressiren. Aber grade das wünschte Oesterreich nicht. Es hätte im Gegentheil Preußen vielleicht einige Vergrößerung von dieser Seite vergönnt, um es in desto gefährlichere Berührung mit Frankreich zu bringen,*) wollte aber selbst davon fern bleiben. Der fränkische Austausch ist wohl überhaupt garnicht zur Discussion gekommen.

Vielmehr suchte Preußen gleich im Beginn dadurch eine Stärkung seiner isolirten Position zu gewinnen, daß es erklärte, selber am wenigsten zu bedürfen und zufrieden sei, wenn seine Nachbarn besser gestellt würden.**)

Mit dieser Wendung vollzog Preußen eine Annäherung an die von Metternich vorgetragene Auffassung. Aber als Kaiser Alexander dem sehr geschickt die Forderung entgegenstellte, daß, wenn überhaupt Abtretungen stattfänden, auch er selbst durch Austausch in Galizien daran betheiligt zu sein wünsche,***) so wich Metternich zurück und schloß sich der Ansicht an, daß es am besten sei, überhaupt auf jede erhebliche Veränderung im Europäischen Länderbesitz zu verzichten.

Bei dem Versagen Oesterreichs setzte das feste Zusammenhalten Rußlands und Englands allen Anstrengungen der Preußen einen unüberwindlichen Widerstand entgegen. Gneisenau versuchte diesen Bund zu sprengen, indem er beide Theile auf ihre unter sich feindlichen Interessen verwies. Den Engländern stellte er vor, Deutschland müsse gegen Frankreich völlig sicher gestellt werden, um desto besser dem Druck und Vorschieben Rußlands gegen

*) Gagern, Mein Antheil an der Politik V, 202.
**) Humboldts Memoire.
***) Gagern V, 148.

das westliche Europa Widerstand leisten zu können. Kaiser Alexander verwies er darauf, daß Englands Handelsherrschaft durch eine Fortsetzung der continentalen Unruhen nur gewinne und sich immer mehr befestige. Zugleich suchte Hardenberg persönlich auf den Kaiser wirken zu lassen durch Stein, den er bat, schleunigst nach Paris zu kommen. Stein kam, aber sein Bemühen war vergeblich. Die Vorstellung von der Solidarität des Legitimitäts-Interesses bei den Engländern, die Aussicht auf ein zukünftiges Zusammengehen bei Kaiser Alexander überwog alle anderen Rücksichten und trieb Beide sich jeder bleibenden Schwächung Frankreichs zu widersetzen. Ein Abbild der Debatten, wie zugleich die wesentlichsten Gründe und Gegengründe, die von beiden Seiten in's Feld geführt wurden, giebt uns der folgende eigenhändige Aufsatz Gneisenau's. Lord Castlereagh hatte (2. Sept.) den Mächten eine Note überreicht,*) in welcher er den Standpunkt Englands auseinandersetzte und unter dem Gesichtspunkt eines allen Europäischen Staaten gemeinsamen Interesses — vor Allem dem des befestigten Friedens — begründete. Gneisenau sucht unter eben diesem Gesichtspunkt die einzelnen Gründe Castlereagh's zu widerlegen.

„Die Einwendungen der brittischen Minister gegen eine Losreißung französischer Provinzen, und ihre Gründe für eine nur einstweilige Besetzung französischer Festungen sind folgende:

„„1) Die einstweilige Occupirung französischer Festungen vereinigt Europa's Sicherheit mit der Integrität Frankreich's; sie giebt der französischen Nation Motive den Frieden zu halten, und den Alliirten die Freiheit, dieser Plätze sich zu bedienen, wenn die französische Nation wieder Krieg beginnen wollte.""

Bei dem Geist der Unruhe, Raubgier und Herrschsucht, den man an der französischen Nation wahrnimmt, läßt es sich nicht

*) Gedruckt bei Schaumann.

erwarten, daß 16 ihr vorenthaltene Festungen im Stand sein werden, sie in Ruhe zu erhalten. Frankreich hat 28,900,000 Einwohner; ein leidenschaftliches, fähiges, stets zum Krieg bereites Volk, durch die Revolution entfesselt von allen Schwierigkeiten, die in anderen Ländern den Regierungen so häufig entgegenstehen, mit einem zahlreichen dritten Stand, der seinen Ehrgeiz und Liebe zum Wohlleben nur im Gefolge von Krieg und großen Armeen befriedigen kann.

Diese wenigen Plätze könnten aber nur dann eine Bürgschaft in den Händen der verbündeten Mächte sein, wenn es vorauszusetzen wäre, daß solche immer eng verbunden wären. Aber die Koalition konnte während des Kriegs im Jahre 1814 mit Mühe nur zusammengehalten werden, und der Congreß in Wien giebt den Beweis, wie wenig man hiermit rechnen müsse. Man muß dann stets besorgen, daß eine oder die andere Macht, sofern man sie nicht durch Eroberung und Zutheilung französischer Provinzen in politischen Antagonismus mit Frankreich setzt, mit diesem sich verbinden werde, um gegen Aufgebung des Besatzungsrechtes in französischen Festungen lieber die Eroberung einträglicher Provinzen sich zu sichern.

„„2) Eine große Länderabtretung würde neuen Krieg herbeiführen.““

Ob Frankreich das linke Rheinufer und Belgien, oder auch außer diesem den Verlust noch anderer Provinzen zu bejammern haben werde, ist einerlei, denn es wird dennoch stets trachten, diese Provinzen wieder zu gewinnen, es möge nun von einem Bourbon, oder von einem Direktorium, oder von irgend einem neuen Abenteurer beherrscht sein; seine Politik ist sich hierin stets gleich geblieben; stets hat es Eroberungen auf seiner Nord- und Ostseite zu machen gestrebt. Gegen ein solches Volk und eine solche Regierung muß man sich verwahren, und dies kann man nimmermehr anders, als wenn man ihm Provinzen mit starken Stellungen abnimmt.

„„3) Die Vertheilung der eroberten Provinzen würde unter den Verbündeten nur Uneinigkeit verursachen.““

Wenn man diesen Grund wollte gelten lassen, so dürfte man nie Bündnisse schließen, deren Zweck doch immer, im glücklichen Falle, Eroberung ist, wenn solche auch nur defensiver Natur sind. Sobald indessen nur die größeren Mächte nach einem edleren Princip verfahren, und mehr auf Sicherstellung der kleineren deutschen Mächte und Belgiens als auf eigne Vergrößerung bedacht sind, so wird die Vertheilung der eroberten Provinzen wohl keinen Zwist veranlassen.

„„4) In sofern sei Ludwig XVIII. als Alliirter anzusehen, daß man die Forderungen an ihn innerhalb der Grenzen der unabweichlichen Nothwendigkeit beschränken müsse.““

Er kann nicht als Alliirter angesehen werden, weil a) die Erklärung der Mächte die Erhaltung des Pariser Friedens nur in Absicht auf Erhaltung des eignen Besitzstandes in's Auge gefaßt, b) und hierbei auf den Beitritt und die Hülfe eines gesunderen Theils der französischen Nation (die nicht erfolgt ist) gerechnet hat, c) die förmliche Accession des Königs von Frankreich nicht erfolgt, sondern nur eine Note Talleyrand's vorhanden ist, worinnen er sagt: der Beitritt des Königs, seines Herrn werde erfolgen.

„„5) Die einstweilige Besetzung werde die Europäischen Mächte fester verbinden.““

Nicht im Mindesten. Wird, wenn z. B. die von Belgien besetzten französischen Plätze und dessen Grenze angegriffen werden, Oesterreich sogleich deshalb seine Armeen an den Rhein marschiren lassen und Krieg anfangen, um das unfruchtbare Recht, Besatzungen in französischen Plätzen zu halten noch ferner zu behaupten, besonders wenn dies Recht nicht einmal bedroht ist? Auch wenn selbst bedroht, würde es nicht vielleicht lieber diesem Recht entsagen, als sich einem ungewissen Krieg aussetzen, vielleicht zu einer Zeit, wo es seine Aufmerksamkeit anderswohin richten muß? Etwas ganz anderes ist es, wenn man Provinzen seinem Staate einver-

leibt hat; diese giebt man nicht ohne Krieg auf, aber wohl ein ohnedies nur für die Dauer einiger Jahre bestehendes Besatzungsrecht. Das Besatzungsrecht in den Barrierestädten gaben die Holländer wohl ohne Krieg auf; eine Provinz aber würden sie nicht hergegeben haben.

„„6) Von Frankreichs fortgesetzten Gewaltthätigkeiten könnten ja die Mächte noch immer Gelegenheit nehmen, solches zu zerstückeln.““

Werden die Mächte nicht durch andere Interessen dann getrennt sein? Und wenn auch vereinigt, werden sie sogleich ihre Heere auf die nöthigen Punkte bringen können? Wie, wenn Frankreich einen Zeitpunkt wählt, wo andere Kriege anderwärts die Armeen beschäftigten, die Deutschlands westlicher Grenze oder Belgien zu Hülfe kommen sollen? Warum nicht lieber alsbald thun, was, bei dem Charakter des französischen Volkes und dessen großen Anreizungen und Mitteln zum Krieg später dennoch gethan werden muß? Haben wir das Recht, so verschwenderisch mit dem Blut unserer Völker zu sein, daß wir leichtsinnig auf neue Kriege es ankommen lassen dürfen? Und ist die Stärke, worin wir Frankreich lassen wollen, nicht etwa eine solche Anreizung zu neuem Kriege? Der Verlust von ein paar Provinzen mehr wird, wie oben bereits gesagt, seinen Durst nach Rache um Nichts vermehren, da es durch den bereits erlittenen Verlust ohnedies genug erbittert ist, aber die Entreißung der in diesen Provinzen gelegenen Festungen allein ist geeignet, seine Angriffe abzustumpfen und es zu ermüden. Haben wir keinen anderen Schutz als die etwelchen Festungen, die wir am Rhein genommen haben, so mögen wir immerhin erwarten, abermals französische Heere an der Donau und an der Elbe zu sehen und die Vorwürfe aller rechtlichen Leute in Europa werden diejenigen treffen, die zu einem solchen Zustand der Dinge gerathen haben. Europa kann auf's neue in die alte Gefahr gerathen.

„„7) Die Zwecke der Europäischen Regierungen seien gewesen, die französische Revolution zu beendigen, Friede zu halten,

ihre Militäreinrichtungen zu verminden, das Innere ihres Staatshaushaltes zu ordnen.""

Die französische Revolution kann nicht beendigt, aber wohl für uns unschädlich gemacht werden, wenn man sie verhindert, nach Außen zu wirken, und dies kann nur zweckmäßig durch Festungen in Verbindung mit Ländergebiet geschehen.

Der Friede kann nicht sicherer erhalten werden, als durch gute Militärverfassung und hierzu gehören doch wohl Festungssysteme. Nur bei einem wohlgeordneten Grenzvertheidigungssystem kann die Militärmacht verringert werden, denn sonst muß man mit stets gerüsteten Heeren dastehen.

Der Staatshaushalt endlich kann nimmermehr gut geordnet werden, wenn man stets kriegsgerüstet dastehen muß.

„„8) Was man thun werde, wenn der König die Abtretung der Provinzen verweigere?""

Stehen zu bleiben, bis die Abtretung geschehen ist, die dann schnell genug erfolgen wird. Jeder Friedensschluß nach einem Kriege ist ja immer nichts weiter als eine Herausgabe des Eroberten gegen eine Abtretung eines Theiles desselben oder gegen ein Aequivalent.

„„9) Bewillige der König nicht die Abtretungen, so werden die Spaltungen in der Nation aufhören, und Alles gegen uns richten. Man müsse dann immer gerüstet sein.""

Bei der Masse von Truppen, womit wir Frankreich besetzt haben, ist eine solche Besorgniß wohl sehr überflüssig. Stets gerüstet müssen wir dann sein, wenn wir eine wehrlose Grenze haben.

„„10) Bewillige aber der König die Abtretungen, dann müßten die Alliirten heimkehren, es werde der Zustand vom Jahre 1814 eintreten, wo die Wiedereroberung Belgiens und des linken Rheinufers der stete Stoff der Gespräche war; wo die Abtretungen die Unpopularität der Königlichen Regierung verursacht hätten. Man dürfe dann nicht ent-

waffnen *a*); Frankreich werde zu gelegener Zeit den Krieg wieder beginnen *b*), wir würden große Anstrengungen zu Kriegsrüstung machen müssen und am Ende finden, daß wir Nichts dabei gewonnen hätten *c*); das revolutionäre *d*) Frankreich werde die Welt mehr beunruhigen, als Frankreich, selbst noch so stark unter einer regelmäßigen Regierung *e*), daher eine temporäre Besetzung einiger festen Plätze und einer Armee in Frankreich eben die Sicherheit gewähre, als eine permanente Erwerbung, und dabei als ein Unterpfand des Friedens diene, Sicherheit dem König und Zeit gewähre, seine Armee zu bilden, seinen Thron zu befestigen, da die Rückgabe der Festungen an die Bedingung des Ruhehaltens geknüpft sei. Ein System und Gewohnheit des Friedens bilde sich durch diese Zeit von 25 Jahren *). Die Europäischen Mächte könnten unterdessen ihre Finanzen herstellen *f*), ihre Bollwerke erbauen, ihre Verwaltung ordnen, ihre Vertheidigungsmittel ausbilden. Frankreich sei zwar immer noch zu stark, wenn aber die Alliirten, nicht ihre Zeit und Mittel verschleudern *g*), so wird die Sicherheit eines jeden insbesondere und Aller zusammen in ihrem Verhältniß zu Frankreich am Ende der Periode wesentlich verbessert sein und wenig zu verlangen übrig lassen.""

a) Noch weniger, wenn man Frankreich seine starke Grenze läßt.

b) Freilich zu gelegener Zeit immer, aber, nach Verlust seiner Festungen, mit sehr ungelegenem geographischen Nachtheil.

c) wenn auch vielleicht nichts dabei gewonnen — was immer noch problematisch ist — so wird doch mit der Wahrscheinlichkeit gefochten werden, daß nicht soviel verloren werden könne, als wenn Frankreich seine jetzige vortheilhafte Grenze bleibt.

*) Warum Gneisenau „25 Jahre" schreibt, ist unverständlich; in Castlereaghs Memoiren, wie auch sonst ist immer nur von sieben Jahren die Rede gewesen.

d) Frankreich wird revolutionär bleiben, man nehme oder lasse ihm seine Festungen.

e) Die regelmäßige Regierung in Frankreich wird ebensowohl auf Wiedereroberung seiner Verluste denken, als die etwa revolutionäre Regierung es thun würde.

f) Eine sonderbare Zusammenstellung, Festungen erbauen und Finanzen verbessern!

g) Soll wohl heißen untereinander sich bekriegen."

Während die verbündeten Mächte so unter sich in der französischen Hauptstadt selbst verhandelten und von der einen Seite sogar geläugnet wurde, daß man sich mit Frankreich überhaupt im Kriegszustande befinde, hatten die Waffen selbst noch nicht einmal vollkommen geruht. Die französische Armee, welche sich hinter die Loire zurückgezogen hatte, hatte sich zwar Ludwig XVIII. unterworfen und kam mit den Alliirten in keine weitere Berührung, aber die Festungen an den Grenzen fuhren fort Widerstand zu leisten. Einige verweigerten auch noch die Anerkennung Ludwigs XVIII. Selbst wenn sie dieselbe aber leisteten, so waren von den Verbündeten wenigstens die Preußen keineswegs gewillt, darum von der Besitznahme abzustehen. Ohne die Festungen an der Communicationsstraße selbst in der Hand zu haben, entbehrten sie einer gesicherten Verbindung mit der Heimath und bei den Friedensbedingungen, die sie aufgestellt hatten, war es durchaus nicht abzusehen, ob sie deren nicht noch für weitere kriegerische Operationen bedürfen würden.

Da durch Verhandlungen nichts zu erreichen war, so befahl Blücher, sich mit Gewalt der geforderten Plätze zu bemächtigen und noch bis über die Mitte des September hinaus nahmen die Belagerungen ihren Fortgang und wurde eine Festung nach der anderen erobert.

In den ersten Tagen dieses Monats erreichte auch der Kampf der Verhandlungen in Paris, nachdem er sechs Wochen gedauert hatte, seinen Höhepunkt. Gneisenau hatte seine Anschauungen in

einem Memoire zusammengefaßt, das der König ihm befahl, an den Kaiser Alexander einzureichen *). Dann hatte der König eine persönliche, vorbereitete Unterredung mit dem Kaiser in Gegenwart des Staatskanzlers. Schon bestand Preußen nicht mehr auf der ursprünglichen Forderung, sondern beschränkte sich auf eine Anzahl kleinerer Grenzfestungen. Aber Kaiser Alexander blieb völlig unzugänglich. So oft es ihm selbst gelungen ist durch einen Appell an die persönliche Freundschaft auf Friedrich Wilhelm zu wirken, namentlich noch vor so Kurzem auf dem Wiener Congreß, so wenig war bei ihm auf diese Weise etwas auszurichten. Gerade jetzt gewann auch im Englischen Gouvernement die Ansicht Wellingtons und Castlereaghs die Oberhand und England erklärte seine formelle und unbedingte Zustimmung zu den Vorschlägen Rußlands.

Kaiser Alexander erließ den Befehl, daß seine Armee den Rückmarsch in die Heimath antrete.

Was wäre geschehen, wenn Preußen die Russen, Oesterreicher, Engländer hätte abziehen lassen und selbst mit seinen 250,000 Mann im Lande geblieben wäre, um seine Forderungen ohne Verbündete durchzusetzen? In der That ist diese Eventualität in's Auge gefaßt worden. Man konnte rechnen auf das Mitgehen der süddeutschen Staaten und der Niederlande, die zunächst durch die Uebermacht Frankreichs bedroht waren und durch Abtretungen Frankreichs gewinnen mußten. Preußen hatte begonnen sich diesen Staaten zu nähern und beantragte denselben bei den Friedensbedingungen ebenfalls eine Stimme einzuräumen. Es ist nicht abzusehen, wie der Kampf, der entbrennen mußte, ausgegangen wäre. Materiell war Frankreich Preußen überlegen. Wenn alle Parteien sich um das Königthum gesammelt hätten, konnte

*) Ich drucke dieses Memoire nicht besonders ab, da die Auffassung und Argumentation Gneisenau's schon aus dem oben mitgetheilten Schriftstück, wie aus den Briefen genügend erhellt. Das Memoire ist französisch und, namentlich in Bezug auf Ausdruck und Styl von Hardenbergs Hand durchcorrigirt.

die preußische Armee sich im Innern Frankreichs schwerlich behaupten. Preußen würde Vortheil aus der innern Zerrissenheit Frankreichs zu ziehen versucht haben. Die revolutionären Elemente der Nation wären abermals in die Schranken gerufen worden. Eine ungeheure neue Verwirrung wäre ausgebrochen — hätten die anderen Mächte sich dazu neutral verhalten können? Ihr ganzes Bestreben war ja auf Beruhigung gerichtet. Welche Rolle sollte die temporäre Besetzung französischer Festungen, die sie vorhatten, in einem Sonderkriege zwischen Frankreich und Preußen spielen? Ein solcher Krieg hätte in directem Widerspruch zu dem politischen System aller anderen Mächte gestanden. Indem Gneisenau die Kriegsfrage erwog, stellte er deshalb die Frage nicht darauf, ob Preußen allein Frankreich werde bezwingen können, sondern ob zu erwarten sei, daß eine der anderen Großmächte, namentlich Rußland sich gegen Preußen mit Frankreich verbinden werde.

Die Antwort, die die preußischen Staatsmänner sich auf diese Frage gegeben haben, ist uns nicht erhalten*). Welche Erwägungen auch zuletzt die ausschlaggebenden gewesen sind: genug, Preußen verzichtete auf die Durchfechtung seiner Forderungen und schloß sich den Anschauungen der übrigen Großmächte an.

Hardenberg legte eine dritte Proposition vor (10. September) auf der Basis, daß Frankreich nur soviel abtreten solle, als es durch den ersten Pariser Frieden über das Gebiet des alten Frankreich hinaus behalten habe; etwa eine halbe Million Seelen. Danach wäre ein Theil des Unter-Elsasses mit Hagenau und Bitsch noch an Deutschland gekommen. Auch diese Forderungen wurden noch reducirt und am 20. September dem französischen Ministerium von den vier Mächten eine Note überreicht, welche ihre gemeinschaftlichen Forderungen feststellte. Für Deutschland wurden nur die drei Orte Saarlouis, Saarbrücken und Landau verlangt;

*) Ueberhaupt das einzige Document, aus welchem sich die Erwägungen der preußischen Staatsmänner erschließen lassen, ist der Brief Gneisenau's an Hardenberg vom 5. September (Geh. St. A.).

für die Niederlande ebenfalls einige kleine Grenzfestungen; für Piemont Savoyen und Nizza. Außerdem sollte Frankreich 600 Millionen Kriegskosten-Entschädigung bezahlen und 200 Millionen zur Erbauung deutscher und niederländischer Grenzfestungen. Auch darin hatte Preußen ein Stück zurückweichen müssen, indem nach seinem Vorschlag im Ganzen 1200 Millionen gefordert werden sollten. Endlich sollte eine combinirte Armee aller Staaten eine Anzahl kleiner französischer Grenzfestungen bis auf eine Dauer von sieben Jahren besetzt halten und in dieser Zeit von Frankreich erhalten werden. Vorsichtig war hinzugefügt, daß nach Ablauf dieser Zeit die Festungen an Ludwig XVIII. oder seinen legitimen Nachfolger zurückgegeben werden sollten, also nicht an irgend eine revolutionäre Regierung. Wenn die Verbündeten aber auf diese Weise die Erhaltung der königlichen Autorität in Frankreich ausdrücklich und thatsächlich unter ihren Schutz stellten, so war gleichzeitig ausdrücklich die Inkraftsetzung der constitutionellen Verfassung als Garantie für den Bestand des Königreichs genannt.

Die französische Regierung hatte den Muth, den Forderungen der Verbündeten zunächst und auf der Stelle (21. September) eine einfache Ablehnung entgegenzusetzen. Noch stand Talleyrand an der Spitze des Ministeriums. Die überaus scharfe Erwiederung*) der Verbündeten jedoch machte es ihm unmöglich, seine von den Royalisten längst untergrabene Stellung weiter zu behaupten. An seine Stelle trat der vortreffliche Herzog von Richelieu, der als Emigrant in Rußland gelebt hatte und dem der Kaiser Alexander sehr geneigt war. Richelieu setzte in der That noch einige Erleichterungen für Frankreich durch. Die Geldentschädigung wurde auf 700 Millionen Franken herabgesetzt, die Niederlande erhielten nur zwei Festungen, Philippeville und Marienburg, die Zeit der Besetzung wurde im

*) Nach dem Abdruck bei Schaumann hätten die Verbündeten den französischen Ministern angekündigt, sie behielten sich vor in der nächsten Conferenz „ernsthaft“ mit ihnen zu sprechen. Bei Gagern steht jedoch „ultérieurement“ statt „sérieusement“.

Maximum auf fünf Jahre festgestellt. Der endgültige Vertrag wurde erst am 20. November unterzeichnet.

Die Preußen fanden sich in den Frieden, weniger, weil sie ihre Ansprüche aufgaben, als weil sie meinten, der bestehende Zustand werde sich als unhaltbar beweisen und ein noch einmal erneuerter Kampf ihnen endlich den vollen Siegespreis gewähren.

Aber zunächst bewährte sich die Auffassung der Gegner als die richtigere. Die Bourbonen bewahrten vorläufig ihre Herrschaft wie den Frieden. Erst eine sehr viel spätere Zeit hat dann die Befürchtungen, aber auch die Hoffnungen Gneisenau's alle, alle in Erfüllung gehen lassen.

Clauſewitz an Gneiſenau.

Aachen, den 17. März 1815.

Was die Pariſer Zeitungen enthalten, darf ich Euer Excellenz wohl nicht mittheilen, da Sie dieſe Blätter früher in Händen haben werden als dieſen Brief. Ich will daher den Pariſer Nachrichten bis zum 13ten, wonach Grenoble und Lyon verloren waren, nur das wenige hinzufügen, was die von hier eingezogenen Nachrichten ſagen. In Lille und andern Orten des Nordens haben zwar unter den Truppen einige Bewegungen ſtattgehabt, allein im Ganzen iſt in den nördlichen Departements doch alles ruhig. Eben ſo ſind die Pariſer Unruhen wohl nicht viel mehr als Geſchrei des Pöbels auf den Straßen geweſen und man iſt dort wegen einer Rebellion nicht beſorgt. — General Marchand, welcher in Grenoble commandirte, iſt nicht ſelbſt übergegangen, ſondern von ſeinen Soldaten erſchoſſen worden. Dieſes Detail bezweifle ich noch. — Im Ganzen iſt zwar das Volk für die Bourbonen, aber nicht enthuſiaſtiſch vom Augenblick ergriffen und könnte leicht paſſiver Zuſchauer bleiben, wenn die Revolution nicht allzulange dauert. Die Armee ſoll durchaus für den Bonaparte ſein — ich muß aber doch geſtehen, daß ich glaube, man geht hierin etwas zu weit, weil das Regiment Chaſſeurs royals und eine Diviſion Küraſſiere, die es ebenſo gemacht hat, durch ihr Betragen das Gegentheil bewieſen haben; der zahlreichen Adreſſen, womit der Moniteur vom 13ten gefüllt iſt, nicht zu gedenken. Locker aber iſt auf jeden Fall das Band, was die Soldaten an ihre Fahnen feſſelt und vielleicht iſt dies hinreichend, allen Gefechten einen ſchlechten Ausgang zu geben. Mit jedem verlorenen Gefecht aber wird dies Band .lockerer und die Wirkung oder vielmehr der Erfolg wirkt unaufhörlich auf die Urſache zurück, wo dann eine ſehr beſchleunigte Geſchwindigkeit die ganze Erſcheinung gegen ihr Ziel hintreiben kann. Ich argumentire ſo. Die erſte Frage iſt, kommt Bonaparte nach Paris, welches mir aber noch kaum eine Frage zu ſein ſcheint. Die zweite; wird die in den beiden Kammern beſtehende National-Repräſentation ſich an einen ſicheren Ort begeben, dort von neuem die Regierung konſtituiren und mit einer gewiſſen Energie auftreten. Geſchieht dieſes und gelingt es mithin dem Bonaparte nicht in Paris eine ähnliche Geſtalt, wenn auch nur als Popanz, aber doch mit ſo viel Wirkung aufzuſtellen, daß die Nation zwiſchen beiden ſchwanken kann, ſo iſt der ſchleunige Abfall ſämmtlicher Militär-Chefs und folglich der Armee en masse, worin alſo die Feſtungen mit begriffen, nicht zu befürchten: Dieſe ſchnelle Reiſe der Begebenheit, wodurch die Revolution ſchleunig

und ohne Bürgerkrieg beendigt wäre, und Bonaparte zum unumschränkten Gebieter Frankreichs würde, die mir im Allgemeinen nicht wahrscheinlich ist, sehe ich als möglich an, wenn er in Paris Menschen und Namen genug zu vereinigen weiß, die ihm als Autorität zur Seite treten und den schwankenden Militärchefs die Möglichkeit geben, ihren geheimen Neigungen folgen und sich doch dem Schein nach nicht blos dem Aventurier Bonaparte, sondern der Nation hinzugeben. Dann wird schnell einer nach dem andern unterhandeln und abschließen. Sehr leicht wird dem Bonaparte jene Maßregel, wenn sich die Kammern nicht in pleno entfernen, sondern auflösen, sehr schwer im entgegengesetzten Falle. Welch ein ungeheurer Unterschied aber liegt für die weitern Folgen dieser Begebenheit darin, ob Bonaparte Frankreich unumschränkt beherrscht, oder, wenn auch nur auf einem Punkt irgend ein Militär-Chef den Bourbonen seine Divisionen erhält und einen Bürgerkrieg organisirt, sei es im Süden von Marseille, oder im Westen von Bordeaux, oder im Norden von Rouen und Lille, oder im Osten von Straßburg aus! Der Unterschied liegt nicht blos in diesem Theil des Reichs, welcher ihm entzogen wird und in dem Theil seiner disponiblen Macht, die er dagegen aufstellen muß, sondern hauptsächlich in dem Grade, in welchem er sich der Kräfte der Nation bedienen kann. Frankreich, einmal ganz unterworfen, wird dieselben Kräfte entwickeln, womit es früher die Welt unterjocht hat, wird sich dieselben Anstrengungen gefallen lassen. Ganz anders aber wird die Masse der Nation denken, wenn der Bürgerkrieg das Reich theilt und die schwere Atmosphäre des Despotismus nicht auf alle Punkte ruht, dann ist die Unermeßlichkeit seiner Wirkungen vernichtet. Es giebt ein Maaß der Anstrengung, womit man ihm dient und welches wie die Preise auf verschiedenen Märkten sich im natürlichen Niveau der Anstrengungen stellt, die auf der anderen Seite gefordert werden und die immer kleiner erscheinen, weil man sie nicht kennt und für welche übrigens ein so tausendfältiges Interesse in der Nation spricht; kurz und mit wenig Worten, Bonaparte wird dann, statt mit dem ganzen und ungeheuren Gewicht der Nationalbewaffnung aufzutreten, mit dem Umfang einer mäßigen getheilten Armee sich begnügen müssen. — Noch ein zweites mächtiges Mittel die Nation zu gewinnen, hat Bonaparte, wenn er so schnell als möglich von Paris gegen den Rhein vorrückt und den Reiz der Eroberungen von neuem erweckt. Wie sehr er dies Mittel und die Eitelkeit des Volkes kennt, beweist seine erste Proclamation, die er an der Spitze von 1100 Mann erlassen hat, worin er den sämmtlichen alliirten Mächten den Krieg erklärt. — Bei diesen Ansichten habe ich den ersten Augenblick dasjenige für weise gehalten, wovon man weit entfernt zu sein scheint, nämlich schleunigst alle am Rhein und in Belgien befindlichen Truppen an der französischen Grenze zusammenzuziehen, um damit so früh als möglich auf Paris marschiren zu können. Was jetzt 80,000 Mann entscheiden können, wird vielleicht in der Folge die Jahre lange Anstrengung der ganzen Nationalkraft kosten. Ob ich gleich hier keine Art von Vertrauen genieße und nicht einmal das Gewöhnliche erfahre, so scheint mir doch, daß jetzt hier gar nichts von Bedeutung geschieht, sondern daß man Befehle von Wien erwartet, auch nicht glaubt, daß von daher Etwas sehr eiliges angeordnet werden wird.

Jetzt erlauben mir Euer Excellenz gütigst die Bitte für meine persönliche Berücksichtigung einzuschließen, die einzig dahin gehen möge, daß

man mich nicht zur Formation der Legion (die ohne 3000 Rekruten nichts ist) zurücklassen möge, da Andere das besser verstehen werden, als ich. Dann müßte ich aber auch um einen bestimmten Platz in der Armee und um eine Uniform bitten, denn als preußischer Offizier die Campagne in der russischen Uniform mitzumachen, hätte das Ansehen, als könnte der König den Widerwillen, mich in seiner Armee zu sehen, nicht überwinden; es würde ein lächerliches, verächtliches Licht auf mich werfen, dem ich mich unter keiner Bedingung aussetzen würde.

Verzeihen Euer Excellenz, daß ich so frei bin, dieser Kleinigkeit gegen Sie zu gedenken, es ist nur für den Fall, daß meine Bestimmung von Ihnen abhängig gemacht wird.

An Boyen.

Berlin, den 22. März 1816.

Da nach angeschlossenem Schreiben von Thiele an mich ich jeden Augenblick den Befehl erwarten darf, zur Armee nach dem Rhein abzugehen, so wird es mir nun wichtig, an die Zusammensetzung des Generalstabes dieser Armee zu denken.

Was denjenigen betrifft, der zunächst unter mir das Detail der eigentlichen Generalstaabsarbeiten im engern Sinne besorgen soll, so will ich meine Wünsche hier nicht aussprechen. Man ist gewöhnlich besser von anderen gekannt als von sich selbst, es ist also besser, daß Sie für mich wählen, aber auch nur Sie allein und ich wünsche nicht, daß die desfallsige Bestimmung von Wien ausgehe, wo man Grolman ausgenommen, dies Verhältniß auf eine angemessene Weise nicht bestimmen wird.

Sie wissen so gut wie ich, daß mir einige wesentliche Eigenschaften eines Chefs des Generalstaabes abgehn; ich bin weder dem Gemüthe noch der wissenschaftlichen Bildung nach für diese Stelle hinlänglich ausgerüstet. In meiner Zusammenstellung mit dem Fürsten Blücher wirke ich nur hauptsächlich durch meinen Charakter auf ihn, und durch eine entschlossene Ansicht des Kriegs auf die Begebenheiten, die durch einiges Studium der Geschichte und durch aufmerksame Erwägung der Begebenheiten in mir sich entwickelt hat. Meine bessere Hälfte aber geht in dem Verhältniß der Generalquartiermeisterschaft unter, und namentlich in der Eigenthümlichkeit der meinigen.

Sie, mein verehrter Freund, wollen nun Statt meiner wählen; nur eine Wahl will ich mir vorbehalten, nämlich die des Majors im Generalstaabe Graf Gröben, den ich an meine Person gebunden wünschte. Bei den Cürassieren würde er doch nur selten und untergeordnete Dienste leisten können.

Graf Goltz den persönlichen Angelegenheiten wieder vorzusetzen, wird nicht angehen; auch schwebt es meinem Gedächtnisse vor, daß er einen abermaligen Krieg mitzumachen sich für unfähig hielt. Für diesen Posten demnach einen rechtlichen, nicht zur Intrigue geneigten Mann.

Wollten Sie mir noch den Major Hüser für irgend ein Geschäft des Hauptquartiers mitgeben, so würden Sie mir dadurch den Vortheil, außer dem Grafen Gröben einen Freund mehr mit mir zu haben, gewähren. Was Sie mir an Adjutanten zutheilen wollen, überlasse ich Ihrer Auswahl. Ueber die von mir gewünschten Bestimmungen in Betreff meines Postens werde ich mündlich reden. — Guten Morgen.

Gneisenau.

Dürfte ich noch einmal auf 24 Stunden um die Rangliste bitten, sofern Sie solche nicht jetzt brauchen?

Clausewitz an Gneisenau.

Aachen, den 21. März 1815.

Die Sache der Bourbonen steht, wie es scheint nicht ganz so schlimm, als manche Umstände es vermuthen ließen und namentlich ein Bericht, den Fagel (der holländische Gesandte) nach Brüssel, vom 13ten datirt, geschrieben hatte, und worin er den Napoleon schon in 3 bis 4 Tagen (ob mit der Post oder untergelegten Relais war nicht gesagt) in Paris erwartete. Gerlach, den General K[leist] nach Paris geschickt hat, hat unterm 16ten seinen ersten Bericht gemacht. Anfangs hatte man in Paris die Sache für ein abenteuerliches Unternehmen gehalten, der schnelle Marsch nach Lyon, die Defection einiger Regimenter, der Fall von Grenoble hatten indessen bald die höchsten Besorgnisse erweckt. Da die Armee in sehr kleinen Parcellen im Lande vertheilt war, um vom Bürger zu einem besseren Geist erzogen und von dem Gift ihrer unruhigen Ehr- und Raubbegierde geheilt zu werden (wie man schwindsüchtige Personen bei jungen frischen schlafen läßt) und die wenigen Truppen, die Macdonald in Lyon hatte (Gerlach schreibt 1000 Mann) und womit er sich

anfangs vertheidigen wollte, sich dessen weigerten, auch ihn festzunehmen drohten, so war Lyon nicht zu retten. Seit 4 Tagen befand sich Napoleon in Lyon und hatte versucht von da aus den Pöbel von Dijon, Chalons sur Saone, Macon und einigen anderen Orten durch Proclamationen in Aufruhr zu setzen, worin er eine gänzliche Abolition alles Adels und aller Orden verspricht, welches ihm auch zum Theil gelungen ist, so daß diese Haufen einen Artillerie-Train, der zu Ney stoßen sollte, genommen oder vielmehr auseinander gesprengt haben. Indessen sind die Rapporte des Marschall Ney, der gegen Lyon steht, beruhigend gewesen. Was Ney kommandirt, wie stark man Napoleon bereits glaubt, war nicht gesagt. Der bessere Theil der Nation ist durchaus für die Bourbonen, namentlich soll es Paris sein, wo sich bereits 20,000 Freiwillige in die Listen haben einzeichnen lassen. Ludwig XVIII. ist entschlossen mit diesen Mitteln das Aeußerste zur Behauptung von Paris zu versuchen. Auf vier Dinge rechnen die Bourbonen hauptsächlich. Diese sind: erstens die gute Stimmung der Nation, zweitens die Anhänglichkeit der Marschälle, drittens der gerissene Faden der im Norden angezettelten Conspiration, viertens der Mangel an Geld, weil alle Kassen den Präfekten zur Bewaffnung und Ausrüstung der Nationalgarde überwiesen sind. Der König scheint eine Einmischung der fremden Mächte mehr zu fürchten als zu wünschen, da man ihn überredet, daß sich mit solcher schnell die Stimmung des ganzen Volkes gegen ihn wenden würde. Man sucht daher in Paris die Besorgnisse über unsere Grenzen, welche bei uns entstehen könnten, hauptsächlich dadurch zu entfernen, daß man die große Auflösung der Armee und den Mangel an Geld, welchen er in jedem Fall leiden würde, in's Licht setzt. — Ney, glaube ich, ist entschlossen, wenn Napoleon auf Paris marschirt, ihm ein Gefecht auf dem Wege zu liefern. Wie viel von dem Ausgange desselben abhängt, ist leicht einzusehen. — Soult ist nicht in einer Conspiration verwickelt, sondern hat seine Stelle freiwillig niedergelegt, weil er die Stimmung in einem hohen Grade gegen sich hatte; es soll aber durchaus nichts auf sein Betragen zu sagen sein.

Ich theile Euer Excellenz diese Nachrichten mit weil es doch ungewiß ist, ob Sie dieselben schon auf anderen Wegen erhalten haben.

Es scheint also, daß die Gefahr, die Revolution schnell und ohne Bürgerkrieg beendigt zu sehen, vorüber geht. Doch ist das Gefecht, was Ney dem Napoleon liefern will, noch ein sehr kritischer Punkt. Einmal kann man sich doch des Gedankens nicht erwehren, daß Ney, wenn er die nächsten und besten Kräfte an sich gezogen hat, sich mit Napoleon verbinden könnte*), zweitens könnte vielleicht auch der bloße Verlust eines Treffens größere Folgen haben, als man sich jetzt denkt und viele von den allgemeinen Grundlagen erschüttern, worauf die Bourbonen jetzt noch rechnen. Mir scheint es daher ein großer Fehler, wenn der König nicht dieses entscheidende Gefecht bis auf den letzten Augenblick verschieben und zu Ney einmal so viel Truppen als möglich stoßen läßt, damit partielle Defectionen nicht entscheidend werden, zweitens so viele von den übrigen Marschällen zu dieser Armee schickt als er kann, damit auf die Ehrlichkeit eines Einzigen nicht alles ankomme, drittens in eben der Rücksicht so

*) In dem Augenblick, wo Clausewitz dies schrieb, war es bereits geschehn.

viel Nationalgarden als möglich dazu stoßen läßt. Von einer förmlichen Alliance Napoleons mit Mürat will man in Paris nichts wissen und wie General K[leist] mir gestern erzählte, so hat auch der neapolitanische Gesandte in Wien gegen die Mitwissenschaft von der Napoleonischen Einschiffung protestirt. Die Sache ist aber zu natürlich um sich darin irre machen zu lassen. — Soll ich noch etwas Stadtklatscherei hinzufügen, so ist es daß 4 Millionen auf den Kopf Napoleons gesetzt sind, namentlich 2 Millionen davon von der Stadt Marseille.

Diese Nachrichten haben die Gemüther hier sehr beruhigt, indessen ich fürchte, daß bei der ersten Nachricht von dem Vormarsch Napoleons auf Paris die Bestürzung von neuem losgehen wird.

Hardenberg an Gneisenau.

Wien, den 29. März 1815.

Liebster Freund!

Ich habe Ihr politisches Memoire erhalten, das Sie für den König bestimmt hatten. Verzeihen Sie, daß ich es zurückhielt, weil es gar nicht zu der Lage der Dinge paßte, die Ihnen nicht bekannt war. Sie gehen von irrigen Voraussetzungen aus und ich sehe mich genöthigt Ihnen Aufschlüsse zu geben, die ich nur dem Freunde im Vertrauen geben kann, die aber wichtig sind, um den Gang unserer Politik richtig zu beurtheilen. Sie meinen, wir wären jetzt in dem Gange der Verhandlungen des Congresses Niemand Dank schuldig, als Rußland, alle Mächte ohne Ausnahme hätten sich feindselig gegen uns erklärt, wären misgünstig — am meisten Frankreich, Oesterreich, Baiern und Hannover. Dies ist nicht der Fall. Rußland sind wir eigentlich gar keine Dankbarkeit schuldig. — Oder verdient diese ein Staat, der uns fast zwei Millionen unserer Unterthanen entzog, der uns blos darum eine sonst wünschenswerthe Vergrößerung vorenthielt, um uns an unserer östlichen Grenze in eine Lage zu versetzen, die uns immerwährend bedroht und einen großen Theil unserer alten Provinzen bis an die Weichsel und Posen wehrlos dahin stellt? Rußland allein ist Schuld, daß wir uns nicht in Paris und London vereinigten, es steigerte täglich seine Bedingungen und endlich versagte es auf dem Wiener Congresse Oesterreich hartnäckig jeden Wiederersatz seiner alten polnischen Provinzen. England und Oesterreich hatten früher — am 18. October — in die gänzliche Abtretung Sachsens an Preußen gewilligt, unter der Bedingung, daß dieses gemeinschaftliche Sache mit ihnen gegen Rußland mache, eine feste Sprache führe und eine bessere sichere Begrenzung in Polen, für Oesterreich insbesondere die Zurückgabe eines Theils seiner Besitzungen bewirkte. Das forderte unser wahres Interesse laut, das heischte unsere Würde und das wollte die allgemeine Stimme von ganz Europa. Es war zu vereinbaren mit der Freundschaft des Königs für den Kaiser Alexander, aber es war nicht möglich, ersteren bei seiner großen Vorliebe für alles, was russisch ist, dazu zu bewegen. Unendlich waren die Bemühungen, die ich anwendete, aber vergeblich. Nun änderte Oesterreich und England, als es sich von Preußen verlassen sah, seine Gesinnungen; beide schlossen sich näher an Frankreich an, das aus einer übelverstandenen Politik, nach den bestimmten Instructionen Ludwigs XVIII., den mit ihm verwandten König von Sachsen im Besitz seines Landes erhalten wollte. Oesterreich nahm in

der Note vom 10. December das zurück, was es am 18. October versprochen hatte. Die Länge der Zeit hatte eine große Partei gegen Metternich aufgeregt, an deren Spitze der jetzt von Langenau ganz geleitete Schwarzenberg stand, die sich laut gegen die Abtretung Sachsens an uns erklärte. Der Kaiser Alexander hatte nicht aufgehört gegen Oesterreich und gegen Metternich zu hetzen. Dieser war wirklich in Gefahr seine Stelle zu verlieren. — Bayern brachte alles gegen uns auf. — Mit einem Wort, es war ein Augenblick, wo es schien, wir würden uns nie vereinigen. Mit unsäglicher Mühe gelang es Castlereagh und mir, das gute Vernehmen herzustellen und den Zustand der Dinge zu bewirken, nach welchem, wie Sie wissen, Preußen nur den Theil von Sachsen erhielt, der ihm militärisch wichtig war, dafür aber desto mehr am linken Rheinufer und im Ganzen dennoch eben dasselbe, was wir seit Paris verlangt hatten und nach den Tractaten fordern konnten, Oesterreich den Tarnopoler Kreis mit 400,000 Seelen, Krakau eine freie Stadt mit einem angemessenen Gebiet wurde und der Kaiser Alexander uns Thorn überließ, um dadurch die Abtretung von Leipzig zu befördern. Wenn wir gleich dem Anschein nach von Sachsen nur den geringeren Theil bekommen, so ward uns doch der ungleich bessere. Zwei Drittel in Absicht auf die Einkünfte, mehr als die Hälfte an Flächeninhalt, die Elbe, die Saale, die Unstrut. Der König von Sachsen überkam ein Land ohne Holz, ohne Brod, ohne Salz und wird von uns ganz abhängig. Was wir erhielten, erhielten wir im Einverständniß mit allen Mächten und unter ihrer Garantie. Hannover hatten wir in einer Epoche, wo die englische Hülfe uns alles war, gleich nach der Schlacht von Lützen — wenigstens 300,000 Seelen und namentlich Hildesheim versprochen, Ostfriesland hoffen lassen, weil England hierauf als unerläßliche Bedingung bestand. Wer hätte das damals getadelt? — Was hätten wir wohl thun können, ohne englisches Geld, ohne englische Waffen, Kleidungsstücke p.! Hannover begnügte sich jetzt mit 250,000 Seelen um die Vereinigung zu befördern. Wie ungerecht, wie voreilig ist der Tadel des Publikums? Von dem Augenblick an, wo diese Uebereinkunft abgeschlossen war, herrschte die größte Einigkeit unter den Mächten, Frankreich nicht ausgenommen. Ich muß vielmehr sagen, daß Talleyrand in den mehrsten Fällen mit uns stimmte und unsere Anträge unterstützte, nur Baiern fährt fort sich heimlich (denn äußerlich stellt es sich ganz freundschaftlich) feindselig, insbesondere gegen Preußen zu betragen und Baiern ist auch diese Stunde noch nicht mit Oesterreich einig. Von diesem Arrangement aber hängt der Ueberrest der Territorial-Einrichtungen ab, sowie die deutsche Bundes-Verfassung. Die übrigen Mächte waren ganz passive Zuschauer. Wir würden ohne Zweifel den Congreß glücklich durch alle Hinderniße durchgeführt und eine, wo nicht alle Wünsche befriedigende, doch eine den Bedürfnissen möglichst entsprechende Urkunde zu Stande gebracht und eines langen Friedens genossen haben, wo es möglich geworden wäre, unsere Wunden zu heilen, wäre nicht Bonaparte's Erscheinung wie ein Blitz aus den Wolken dazwischen gekommen. Alles war sogleich vereinigt, alles nur eines Sinnes. Ganz Europa sprach die Deklaration vom 13ten d. M. aus. Selbst Baiern kann nicht zurück bleiben. Wir werden die Arbeiten des Congresses zu Stande bringen und streben unaufhörlich dahin. Ein neuer Allianz Tractat auf den

Grund des von Chaumont ist hier am 25sten unterzeichnet, zwischen Oesterreich, Rußland, England und Preußen, vermöge dessen jede Macht sich verbindlich macht 150,000 Mann in's Feld zu stellen, jede aber mehr stellen wird. Oesterreich über 300,000 Mann, Rußland, dessen Truppen schon in vollem Anmarsch sind über 200,000. Alle übrigen Staaten Europens werden heute eingeladen diesem Tractat beizutreten. Sie sehen, mein Freund, daß nicht die Rede davon sein kann, daß Preußen eine isolirte Rolle spiele, oder jetzt das allerdings verhaßte Baiern anfalle. Wir müssen jetzt alles anwenden den Krieg vereint und kräftig zu führen.

Lord Wellington ist heute früh von hier abgereist. Er bringt Ihnen einen kleinen Brief von mir und eine Ordre vom König mit, vermöge welcher Sie angewiesen werden, sich mit ihm zu connectiren und den Umständen nach zu handeln. Er übernimmt das Commando der englisch-belgischen Armee. Die Oesterreicher marschiren heut, wie man versichert, in Baiern ein, um sich nach dem Rhein zu begeben. Doch, das alles wird Ihnen Lord Wellington selbst schon gesagt haben.

Daß der König den General Boyen kommen läßt, den wir täglich hier erwarten, wissen Sie, er wird um den König bleiben und gewiß sehr nützlich werden. In einem schlimmen Dilemma sind wir wegen der deutschen Fürsten. England wird nicht 150,000 Mann stellen können und will nun mit deutscher Fürsten Truppen das, was fehlt, ersetzen. Ueberdies will Wellington eine große Armee commandiren. Wie wir da heraus kommen werden, weiß ich noch nicht. Wer ist Schuld daran, daß Bonaparte jetzt wieder auftritt? Wer anders als Alexander. Das darf man aber dem König nicht sagen. Erinnern Sie Sich nur meines Urtheils hierüber in Paris.

Den 1. April.

Bis hierher hatte ich geschrieben; ich fand nöthig meinen Brief liegen zu lassen und die Entwickelung einiger Gegenstände abzuwarten.

Der König von Sachsen hat sich gegen den Kaiser von Oesterreich geneigt erklärt, den Theil von Sachsen abzutreten, welcher an Preußen gelangen soll. Es ist darüber hin und her correspondirt. Heute endlich ist seinem Gesandten dem Grafen von Schulenburg zu Protocoll erklärt: die Abtretung sei durchaus nothwendig und nicht zu verschieben. Mit einer Ausfertigung dieses Protocolls von den Gesandten der 5 Mächte unterzeichnet, ist der Graf nach Presburg abgereist. Man hat dem König zwei Bedingungen gemacht: erstens, daß er die abgetretenen Unterthanen und auch die bei der Armee ihres Eides entlasse, zweitens, daß er die Maasregeln alle mit ergreife, welche die übrigen deutschen Fürsten gegen Napoleon nehmen. Der König hat selbst verlangt, daß eine solche Erklärung gegeben werde. Da indessen die Sache auf dem diplomatischen Wege mehrere Tage sich hinziehen kann und es wichtig ist, daß Sie unterrichtet sind und die Armee behufs der Theilung und Auseinandersetzung unterrichten, so sende ich Ihnen hiebei:

1) Eine von der Kaiserlich Oesterreichischen Kanzlei beglaubigte Abschrift des erstgedachten Briefs an den Kaiser vom König von Sachsen.
2) Eine Abschrift des dem Grafen Schulenburg heute zugestellten Protocolls,

um mittelst dieser Stücke auf die Armee wirken zu können. In Absicht auf die Huldigung warte ich noch auf die Bairische Erklärung, die vier

am rechten Mosel Ufer belegenen Cantons betreffend. Sollte sie bis morgen Abend nicht da sein, so schicke ich den Director Eichhof mit allen die Huldigung angehenden Stücken ab.

Boyen ist noch nicht hier. Wir erwarten noch heute Nachrichten von ihm.

Sie sind auf's Neue in einer nicht sehr angenehmen Lage. Was Sie Gutes wirken, damit wird ein Anderer sich brüsten. Aber wie sollte das anders gemacht werden? Der König entfernt sich nicht von dem Anciennetäts-Tableau, sonst müßten Sie die Armee commandiren. Jetzt commandiren Sie solche in der That, aber der alte Blücher giebt den Namen dazu her. Wenige nur werden dadurch irre werden. Und Sie, mein Freund, sind zu edel, haben zu viel wahren Patriotismus, um zu klagen, oder um anders zu handeln, als es Ihre Gesinnungen und das Wohl der Sache fordern.

Ich finde, daß es besser ist, Ihnen durch eine besondere officielle Ausfertigung zu sagen, was die sächsischen Verhältnisse betrifft, so wie dasjenige, was das Approvisionnement von Luxemburg, Mainz und Jülich anbetrifft, damit Sie meinen vertrauten Brief ganz für sich allein behalten können. Von ganzem Herzen bin ich Ihr aufrichtiger Freund

Hardenberg.

Die Truppen am Rhein commandirte vor Gneisenau's Ankunft der General von Kleist, der älterer General war als Gneisenau, aber nun, da Gneisenau in Blücher's Namen Ordres gab, thatsächlich unter ihm stand. Kleist sollte ein anderes Commando übernehmen. Da man aber einen unmittelbaren Angriff der Franzosen erwartete, so wollte er die Armee nicht verlassen und Gneisenau ermöglichte ihm das Bleiben durch die Art, wie er von seinem Auftrag Gebrauch machte. In Stosch's Aufzeichnungen heißt es darüber: „ich muß die unglaubliche Discretion hervorheben, welche er unausgesetzt gegen den General von Kleist beobachtete, welcher Letztere dies auch dankbar zu erkennen schien. Müffling [damals Kleist's Chef des Generalstabes] selbst rühmte gegen mich dies herrliche Benehmen öfter". Der Schluß eines Berichts Gneisenau's an den König (Concept) ist hierauf bezüglich.

An den König.

Achen, den 2. April 1815.

Der General der Infanterie, Graf Kleist von Nollendorf wird, so lange wir täglich gewärtig sein dürfen, gegen den Feind vor-

rücken zu müssen, von der hiesigen Armee sich nicht entfernen und diese Ansicht wird Ew. Kgl. Maj. gerechtfertigt erscheinen. Ich fühle mich geehrt, unter dessen Befehlen zu stehen und werde solche stets mit Eifer und Treue ausführen.

Der König sprach Kleist, der sich durch sein Bleiben formell wiederum untergeordnet hatte, in einer eigenen Cabinetsordre seinen Dank für die Selbstlosigkeit aus.

General v. Röder an den General v. Kleist.

Brüssel, den 3. April 1815.

Der König der Niederlande hat mich gestern nach der Tafel bei Seite genommen, um Seine üble Laune an mich auszulassen. Ich würde Ihm gar nicht Stich gehalten haben, da ich mit Ihm nichts zu thun habe, sondern mich lediglich beim Erbprinzen als commandirenden General der Armee in Belgien angestellt ansehe, und daher alle Verhandlungen mit dem Könige unmittelbar dem eigends dazu beauftragten Major du Moulin überlassen kann, allein Fagel bat mich dringend darum, mich in Erläuterungen gegen Ihn einzulassen, weil du Moulin durchaus nichts ausrichtete, indem Sie schon durch viele vorhergehende Geschichten aigrirt wären, und sich daher bei jeder Verhandlung echauffirten und so keiner den Andern verstände. —

Seine Majestät wurden einige Mal etwas heftig, allein da ich durchaus ruhig blieb, und Ihm mit aller möglichen Kälte die Unmöglichkeit bewies, daß Ew. Excellenz anders verfahren könnten, so besänftigten Allerhöchstdieselben Sich nach und nach und wir schieden als so gute Freunde, daß der König mich ersuchte „wenn Er sich zu heftig geäußert habe, davon keine Notiz zu nehmen, und es darauf zu rechnen, daß es Ihm natürlich sehr wehe thun müsse, einen Theil Seines Landes dem Feinde Preis zu geben. Da Kräfte genug vorhanden wären, dies zu verhindern, wenn man sie nur vereinigt brauchen wollte, und daß Er uns weit mehr für die Erhaltung als für die Wieder-Eroberung dankbar sein würde."

Der Erbprinz, bei dem ich heute früh wie gewöhnlich war, um Seine Befehle zu vernehmen, war sehr heiter, er äußerte: „es thue Ihm zwar sehr leid, daß Er mit Ew. Excellenz darüber nicht völlig sich einigen können, wie und wo Sie gemeinschaftlich agiren würden, daß Er aber eigentlich darüber doch keinen großen Kummer hege, weil Er innerlich fest überzeugt sei, daß, wenn es losgeht, Ew. Excellenz Ihn gewiß nicht im Stich lassen würden.." —

Diese wenigstens artige Aeußerung habe ich nicht anders, als auch mit Versicherungen unseres guten Willens erwidern können.

Röder an Gneisenau.

Brüssel, den 4. April 1815.

Ew. Excellenz ist es bekannt, daß bald nach der Nachricht der schnellen Fortschritte von Bonaparte, der hier in Belgien commandirende Erbprinz der vereinigten Niederlande, bei der Unzulänglichkeit der ihm damals zu Gebote stehenden Vertheidigungs-Mittel, seine einzige Stütze und Rettung in der Hülfe suchte, die er von der Nieder-Rheinischen Armee erwartete, und dringend erbat. Diese Lage und nahe Gefahr drohende Nachrichten, machten ihn und seine englischen Generale so nachgebend, daß sie ohne allen Widerspruch, in die Vorschläge eingingen, die ihnen von unserer Seite gemacht wurden, und die im Allgemeinen darinnen bestanden, daß die Armee vom Nieder-Rhein sich in der möglichst kürzesten Zeit in der Gegend von Tirlemont aufstellen würde, um sich dort mit der Armee in Belgien zu vereinigen, wenn diese sich bis dahin vor einem überlegenen feindlichen Angriff zurückzöge. Hierbei wurde die Besetzung von Namur durch unsre Truppen festgesetzt. — Kaum erschienen jedoch beruhigende Nachrichten, so schien man hier schon auch Ansichten und Pläne zu ändern. Der Erbprinz, der uns Namur ohne Zustimmung seines Vaters eingeräumt hatte, mochte von diesem vielleicht Vorwürfe bekommen haben, und beging nun die Ungeschicklichkeit, diesen Schritt zurückzunehmen, worüber sämmtliche hiesige Engelländer auch sehr unzufrieden waren, und meinen Klagen beistimmten. Unterdessen kamen einige englische Regimenter und Artillerie in Ostende an, man erhielt die Gewißheit, daß unter allen Umständen der Feind einen schnellen Angriff nicht mit mehr als 50—60tausend Mann machen könne; es erwachte daher sehr lebhaft der Wunsch, sich mit aller Macht zwischen der Grenze und Brüssel entgegen zu stellen, und in der Gegend von Ath, oder wie beschlossen wurde in der von Braine le Comte und Nivelles, und endlich bei Fleurus eine Bataille zu liefern. Uns wollte man gern so in der Nähe haben, daß wir erforderlichen Falls dabei sein könnten, jedoch auch bis dahin nicht ganz auf hiesigen Boden zu stehen kämen, daher die Propositionen von der Aufstellung a cheval auf der Maas, und dem Vordringen gegen Nivelles im Falle eines Angriffs. — Um nicht ganz unbillig zu sein, muß man wohl zugeben, daß dem Könige der Niederlande wünschenswerth ist, den Feind je eher, je lieber aus dem hiesigen Lande vertrieben zu sehen, und daß es für ihn ein wesentlicher und empfindlicher Verlust, sowie für Bonaparte ein großer Vortheil sein würde, wenn dieser gleich von Anfang sich der Hauptstadt und aller ihrer Ressourcen bemächtigen und hier den Heerd einer Revolution etabliren könnte, wozu es an Materialien wahrlich nicht fehlt, anderer Seits aber hat dieser König so beschränkte und engherzige Ansichten und Prätensionen, daß er keine große Rücksichten verdient. So lange indessen sein Sohn, der Erbprinz hier commandirt, ist es ganz unmöglich zu verhindern, daß er bei Allem mitspricht und sich das Ansehen giebt, als sei er der Allein herrschende, wodurch er auf jeden Fall der guten Sache schaden wird und dies um so mehr, da er die Preußen im Allgemeinen von Grund des Herzens haßt. So hat er sich gegen den bei ihm angestellten Major Dumoulin erst gestern sehr bitter darüber geäußert, daß ihm von dem Einrücken der preußischen Truppen in Namur keine besondere Meldung gemacht worden ist, obwohl dieses Einrücken auf besondern erneuerten Antrag des Erbprinzen und

mit ausdrücklicher Zustimmung des Königs erfolgt ist. Uebrigens konnte weder ich noch Dumoulin ihm hierüber eine Meldung machen, da wir es beide erst hier zufällig erfahren haben, indessen dürfte es doch wohl vielleicht rathsamer sein, in künftigen Fällen hierin lieber zu viel als zu wenig Förmlichkeiten zu beobachten, um der verdrießlichen Majestät allen und jeden Vorwand zu benehmen. Die Engelländer wünschen uns ebenfalls besser vor, jedoch würden sie sich bis dahin begnügen, uns ohngefähr in gleicher Höhe mit Brüssel, etwa in der Gegend von Gembloux zu haben, wie dies auch, so viel ich weiß, neuerdings der General Lowe an General Müffling geschrieben hat, und überhaupt scheint mir auch zwischen den engelländischen und niederländischen Ansichten eine bedeutende Differenz obzuwalten, wenigstens stimmen der Erbprinz mit Lowe nicht sehr überein, allein ich glaube, daß auch den Engelländern darum nicht zu trauen ist, weil sie im Fall eines Nachtheils sich wahrscheinlich auf Antwerpen zurückziehen und dadurch ihr Interesse von dem Unsrigen trennen würden, wenn sie sich hierüber auch nicht deutlich aussprechen, so habe ich doch manche Gründe, bei dieser Vermuthung stehen zu bleiben. — Ich habe nun, so viel ich es vermag, alle Welt zu überzeugen gesucht, daß die Rhein-Armee ihre gegenwärtige Stellung nicht eher verlassen darf, als bis der Angriffspunkt entschieden sein wird, und daß sie folglich auch nirgends anders in kürzerer Zeit vereinigt sein kann als bei Tirlemont, von wo aus sie sich mit Freuden mit der Armee von Belgien verbinden, und bereit sein wird, mit dieser Angriffsweise zu verfahren, wenn es die Umstände zuließen. Den König ausgenommen, der nicht unbefangen sein will, ist es mir ziemlich geglückt, die übrigen agirenden Personen zu beruhigen und zu überzeugen, zu diesen Personen gehört nun auch der Lord Stuart, englischer Gesandter im Haag, der hier ein wesentliches Wort mitspricht und den ich glaube, gewonnen zu haben. Alles dies ist indessen nur so lange gut, als die Gefahr nicht naht, denn ich sehe nicht ein, wie diese verschiedenen Potenzen, bei denen unendlichen respectiven Rücksichten je einig genug werden können, um einen ganz festen Beschluß zu faßen und nach diesem zu handeln. Darum seufzt Alles ohne Ausnahme nach dem Messias Wellington, der auch wohl dem alten jungen Monarchen den Kopf zurechtsetzen wird. Der Erbprinz ist ein liebenswürdiger junger Herr von außerordentlicher Thätigkeit, sowohl in seinen Geschäften, als auch bei Anweisung und Besichtigung der Truppen und Plätze, er hat sich hier sehr beliebt gemacht; auch gilt er viel bei den Soldaten. Sein hiesiges Verhältniß ist jedoch drückend, als commandirender General geräth er in beständige Collisionen mit seinem Vater, und als General steht er zwischen den Engelländern und Niederländern, die gleiche Ansprüche auf ihn machen. Er ist zwar im Herzen ganz englisch gesinnt, allein ich glaube doch, daß er nach der Ankunft Wellington's die Truppen seines Vaters allein commandiren wird. General Lowe, der von allen hiesigen Militairs die hellsten Ansichten hat, scheint nicht immer in dem allerbesten Vernehmen mit dem Prinzen zu sein, auch beschränkt er sich lediglich auf das, was sein Posten erheischt, ohne sonst persönlichen Einfluß zu haben. So daß sich durch ihn durchaus nichts insinuiren läßt, vielmehr sucht er zuweilen dem Prinzen etwas durch mich einfließen zu lassen, und warnt bei jeder Gelegenheit, daß man es sich nicht soll merken lassen mit ihm über die Sache gesprochen zu haben, übrigens ist er ein braver Mann ohne Falsch und der es mit uns sehr gut meint.

Röder an Gneisenau.

Brüssel, den 5. April 1815.
8 Uhr Abends.

Ew. Excellenz werden aus einem von dem Duc Wellington selbst erhaltenen Schreiben ersehen, daß auch er nun ganz der Meinung ist, daß man den Feind nicht nach Brüssel lassen, sondern zwischen diesem Orte und der Grenze sich vereinigt aufstellen, und schlagen soll. Ich habe alle Gründe dagegen angeführt, die mir bis jetzt bekannt geworden sind, allein der Duc scheint einen unendlich hohen Werth auf den moralischen Effect zu legen, den ein Rückzug, mit Preisgeben der Hauptstadt zur Folge haben würde. Er hofft mit Gewißheit, daß Ew. Excellenz seinen Vorschlägen beistimmen werden, und schien die Einwendungen, die ich machte, als nur von mir kommend zu betrachten. Ich wünsche für die gute Sache, daß Ew. Excellenz nicht zu einem absoluten Refus genöthigt werden mögen, denn dies würde ohne Zweifel hier einen sehr übeln Eindruck machen.

An Gruner.

Achen, den 7. April 1815.

Ich begrüße Sie, mein verehrter Freund, in aller Herzlichkeit und mit gesteigerter Hochachtung für Ihre Talente und für das, was Sie in der erneuerten Krisis für die gute Sache gethan haben. Dies möge die beste Widerlegung Desjenigen sein, was Ihre Feinde gegen Sie sagen. Es sind Anzeigen gegen Sie eingekommen, Briefe sind erbrochen worden; man hat den Staatskanzler gegen Sie eingenommen. Selbst Ihre Freunde haben Ihnen geschadet, indem sie zu nützen glaubten. So hat Stägemann den Antrag an den Staatskanzler wegen des Polizei-Unter-Ministeriums durch Jordan mitunterzeichnen lassen!! Grade das Mittel um den ganzen Zweck zu verfehlen. Da ward natürlich an Lecoq zurückberichtet und nun Alles aufgeboten, um Stimmen gegen Sie zu erregen, Briefstellen zerstückelt herausgehoben. Lassen Sie indeß nur noch etwas Zeit verstreichen und Alles wird sich ordnen.

Entschuldigen Sie die Flüchtigkeit dieser Schrift; aber wir marschiren binnen wenigen Tagen gegen die französische Grenze.

Gott erhalte Sie.

Gneisenau.

An den König.

(Concept.)

Achen, den 8. April 1815.

Nachdem der Herzog von Wellington in Brüſſel von dem Zuſtand der Dinge ſich zu unterrichten geſucht hatte, fand er ſich bewogen, das hier abſchriftlich angeſchloſſene Schreiben*) an mich zu richten, worin er uns zur Vereinigung mit der engliſch-bataviſchen Armee auffordert und wünſcht, daß Eure Königliche Majeſtät hieſige Armee zwiſchen Charleroi, Namur und Huy Cantonnirungsquartier beziehe.

Eine ſolche Stellung iſt allerdings ſehr geeignet, dem Feinde zu imponiren, wenn er die Abſicht haben ſollte über die ſehr unvollkommen zuſammengeſetzte belgiſche Armee herzufallen und ſie auseinander zu ſprengen, und das Erſcheinen der preußiſchen Armee wird ihn bei einem ſolchen etwaigen Vorhaben bedenklich machen. Einige der Gründe, die der Herzog für dieſe Bewegung aufſtellt, ſind ebenfalls nicht unwichtig; es giebt überdies deren noch andere, die Euer K. M. Intereſſe und Verhältniſſe zu Großbrittannien berühren; auch ſetzt dieſe Bewegung an und für ſich keiner Gefahr aus, ſofern nicht die entſchloſſene Abſicht damit verbunden wird, eine Schlacht unter jeden Umſtänden dort zu liefern, indem man ſich immer wieder auf das rechte Maasufer begeben kann, wenn der Feind mit einer entſchiedenen Uebermacht vorrückte; darum haben wir geglaubt, dieſe von dem Herzog von Wellington gewünſchte Bewegung nicht ablehnen zu können und die Befehle ſind bereits gegeben, daß am 11ten Euer K. M. Armee im Thale der Maas und Sambre von Charleroi bis Lüttich verſammelt ſtehe. Bei letzterer Stadt bleibt das ſächſiſche Corps, deſſen Schickſal noch nicht entſchieden iſt.

Dem General von Röder iſt aufgetragen, den Herzog von Wellington auf die Gefahren aufmerkſam zu machen, die mit einer Schlacht

*) Wellington, Dispatches XII, 288.

am linken Ufer der Maas vorwärts Brüssel verbunden sind, im Fall das Kriegsglück uns nicht günstig wäre. Es wäre hierbei möglich die Maas-Uebergänge bei Namür, Huy, Lüttich und Maastricht gänzlich zu verlieren, wo wir dann gezwungen wären, die Verbindung mit Deutschland über Holland zu suchen. Eine Schlacht überhaupt, die so geliefert wird, daß der Rückzugsweg auf einer der Flanken liegt, kann nie hartnäckig ausgefochten werden und gemeiniglich muß solche abgebrochen werden, bevor man die letzte Entscheidung versucht. Eine solche Schlacht also würde die vorwärts Brüssel sein. Aber auch in dem Fall daß man bei einem ungünstigen Ausgang der Schlacht Herr über den Uebergang bei Namür verbliebe, so hat man daselbst nur einen einzigen Rückzugsweg, und man muß um bei Lüttich wieder sich aufzustellen, zweimal über die Maas, bei Namür und bei Huy gehen. Auch darauf wird der Herzog aufmerksam gemacht, daß eine verlorne Schlacht die Bildung der Armee am Mittelrhein stören würde und diese dann nur in der Mitte von Deutschland Statt finden könne. Wir dürfen hoffen, daß bei dem besonnenen abgemessenen Character der Kriegführung, den die Welt an dem Herzog kennt, er auf diese wichtigen Betrachtungen aufmerksam sein und nicht das Schicksal des Kriegs durch eine gewagte Schlacht in Gefahr stellen werde.

Nach allen uns zugekommenen Nachrichten aus Frankreich ist der dortige Umschwung jacobinischer Natur und Napoleon Bonaparte hat diese Rotte für sich zu gewinnen gewußt. Alle die Eigenthumsbesitzer fürchten, sich der Plünderung des Pöbels Preis gegeben zu sehen.

Röder an Gneisenau.

Brüssel, den 8. April 1815.

— — Die Stimmung der belgischen Truppen besonders der Offiziere spricht sich immer lauter auf die nachtheiligste Weise aus, und man traut selbst einigen ihrer Generale nicht. Dieses Mißtrauen, welches vorzüglich die Engelländer zu laut werden lassen, macht das Uebel noch ärger, und ich glaube, daß man wirklich in Verlegenheit ist, was man mit ihnen machen soll. Schade ist es besonders um ihre Cavallerie, die recht schön ist.

Clausewitz an Gneisenau.

Köln, den 9. April 1815.

Euer Excellenz Befehle vom 8ten, die Legion betreffend, habe ich so eben die Ehre gehabt, zu erhalten; ich benutze die Gelegenheit eines Officiers, den ich auf Aufforderung des Commandanten nach Aachen schicken muß, um Hochdieselben in Betreff der Eidesleistung gehorsamst aufmerksam zu machen, daß die Infanterie der Legion größtentheils aus Sachsen besteht. Bevor das Verhältniß dieser Leute ausgesprochen ist, wird die Eidesabnahme nicht wohl geschehen können, denn wollten wir alles ohne Unterschied in Eid nehmen, so möchte dies in Rücksicht auf die Sachsen das Ansehen einer Art Gewaltsamkeit haben, die in diesem Augenblick mehr Aufsehen machen würde, als die Sache werth ist; fragen wir aber, wer von den Sachsen freiwillig dem Könige dienen will, so wird wahrscheinlich der größte Theil die Entlassung fordern, folglich auch die, welche nach der Theilung von Sachsen preußische Unterthanen werden. Es bliebe also nur übrig, die Leute ihrem Geburtsort nach zu scheiden und die andern, welche nicht an Preußen fallen, zu entlassen, wozu wir aber nicht autorisirt sind.

Ich werde daher, da das Anschaffen des Feldzeichens ohnehin einige Zeit erfordert, mit der Eidesabnahme noch bis auf Ew. Excellenz weitere Befehle warten.

v. Clausewitz.

Gruner an Gneisenau.

Düsseldorf, den 9. April 1815.

Mein hochverehrtester Freund!

Unsere Briefe haben sich gekreuzt. Den Ihrigen empfing ich heute Mittags mit dem innigsten Danke. Einen reinern sichern Beweis Ihres Vertrauens und Wohlwollens hätte ich nie erbitten können. Mein Herz wird ihn nimmer vergessen.

Der Inhalt hat mich seit sechs Stunden mit kochendem Blute umher getrieben. Ich wollte gleich zu Ihnen. Eine Halsentzündung hält mich und der Arzt will es nicht gestatten. Bleiben Sie aber nur noch etwas länger und wollen es, so komme ich noch.

Nein! das ist schändlich — zu schändlich. So muß ich denn aus Ihrem wahrhaften Munde, mein edler Freund! bestätigt hören, was ich den einzelnen Sagen besorgter Freunde nicht geglaubt. Solch Treiben erfüllt den Staat — das sind die Motive, nach denen beschlossen wird — so vergiftet man heimlich, was man öffentlich nicht angreifen kann? Ist das nicht Bonapartisch? das nicht das scheußliche System des Lugs und Trugs, gegen welches wir streiten? Und das darf unter dem gemüthvollen edlen Hardenberg getrieben werden?

Also, die ersten Staatsbeamten werden bespionirt — ihre Briefe eröffnet — Excerpte und Verfälschungen gemacht? — —

Ich habe mit Niemanden als Ihnen, Staegemann, Meyer, einigen ehemaligen Beamten von mir und meinem Schwager correspondirt. Jeden dieser Briefe hätte der Staat und der Staatskanzler lesen dürfen. Aber den wahren Inhalt hat er schwerlich erfahren.

Ich habe ein gutes Gedächtniß und bürge für jeden meiner Briefe.

Ohnedies hatt' ich, tief verwundet im Innern, fast allen Briefwechsel nach dem Frieden aufgehoben. Gegen Preußen konnte ich Nichts schreiben, denn es ist in der ganzen Zeit Niemand in der Stille so für dasselbe beschäftigt gewesen als ich. Gegen Hardenberg auch nicht, denn ich liebe ihn mehr, als er um mich verdient hat.

Da aber nun all mein Vertrauen getäuscht worden — da man mich statt der verheißenen Genugthuung für 19monatliche Kerkerhaft zum Gegenstande gemeiner Verfolgung macht — mich den geheimen Ränken solcher Gegner Preis giebt — während ich Nichts gefordert (die Idee wegen des Prß. Unterr.-Ministeriums hat Stägemann gehabt, nicht ich) und meine russischen Ansprüche gänzlich verabsäumt, mich zu zertreten trachtet — während ich für die gute Sache wirke, mich ihren Gegnern Preis giebt: so steht mein Entschluß unwiderruflich fest:

Untersuchung und Genugthuung — oder Entlassung, damit ich Letztere selbst mir nehmen kann.

Sie können diesen Entschluß nicht tadeln. Ich bin auf das Tiefste gekränkt — wiederholentlich unerhört gemißhandelt und in meinem ganzen Wesen erschüttert. Das muß enden!

Sagen Sie nicht, ich dürfe meine Wirksamkeit hier nicht aufgeben. Was in Berg geschehen soll, kann ich in 14—21 Tagen abmachen und werde es thun.

Der Sache bleibe ich. Entweder nimmt mich der Kaiser zurück und stellt mich bei der Armee an, oder ich ziehe wieder in die Heimath und dort bürgerlich wirkend, oder unter die Landwehr. Nachher werde ich wieder Advokat. O, wäre ich es immer geblieben! würde ich sagen, wäre nicht mein Trost, was ich für die Menschheit und ihre heilige Sache geleistet.

Preußen — Preußen! so tief sind wir gefallen! — Solche Menschen regieren und die Guten stehen schutzlos geheimer Verläumdung hingegeben.

Eins nun muß ich von Ihnen erbitten, hochverehrtester Freund! Dieses, daß Sie mir erlauben, von Ihrer Mittheilung Gebrauch zu machen — nur gegen den Fürsten v. Hardenberg und Minister v. Stein — darauf meine Forderung um Genugthuung oder Entlassung zu gründen.

Graf von Gneisenau! Sie sind ein edler Mann. Der Mann, den ich am Höchsten verehre — dem allein ich ganz vertraue. Sie waren mein Freund — Sie sind es noch. Bethätigen Sie mir es auch jetzt. Schlagen Sie mir diese Bitte nicht ab. Nur dadurch kann ich Ehre und Ruhm retten. Es ist ein tiefgekränkter Mann und Freund der Sie bittet. Es gilt sein Höchstes — sein Einziges.

Sie wissen, was ich für die gute Sache gethan und gelitten. Doch hat Preußen mir nur durch Schmach und Verfolgung dafür gelohnt. Gegen sein Wort in Frankfurt und aus Berlin, hat der Staatskanzler doch Nichts für mich gethan — nur meine Feinde gehört und ihnen geglaubt. — Was soll aus mir — was aus allen Guten werden, wenn so damit verfahren werden darf?

Ich will Nichts — Nichts als Genugthuung für meine Ehre. — Anerkenntniß — Nichts Anderes — — und dann Jordan und Lecoq selbst fassen.

Bei der Erinnerung früherer Tage — bei unseres Chasots Asche

beschwöre ich Sie, mir meine Bitte nicht abzuschlagen. Erfüllen Sie sie gütigst schleunig. Drei Worte genügen mir.

Amtlich schreibe ich Ihnen jetzt Nichts. Mein ganzes Wesen ist zu sehr in Aufruhr.

Für Alles was Sie fordern wird gesorgt. Artillerie Pferde ꝛc. Nur woher Geld nehmen? sehe ich nicht ab. Bülow hat halbfranzösische Finanz Grundsätze die ich nicht theilen kann. Nun möchte Graf Dohna Wundlaken auch noch operiren. Das geht nimmermehr. Einheit muß sein. So lange ich noch wirksam bin, will ich es auch mit Kraft und Ehre sein.

Verzeihen Sie diesen Brief. Rathen Sie mir nicht, noch Zeit verstreichen zu lassen. Ich muß jetzt aufstehen, der Sache wegen, aller Guten willen, die noch heimlich gestürzt werden könnten. Auch läßt es mir nun keine Ruhe mehr. Ohne Vertrauen kann ich ohnedies nicht wirken.

Wie auch meine Schicksale endigen mögen, nie wird meine innige Dankbarkeit, meine herzliche Verehrung und treue Ergebenheit für Sie enden.

Justus Gruner.

An Gruner.

Aachen, den 10. April 1815.

Nur zwei Worte mein theurer Freund. — Sie nehmen die Verläumdungs-Angelegenheit zu sehr im tragischen Sinn. Ein halbjähriger Aufenthalt in Berlin würde Sie von solchen Anfällen der Ereiferung heilen. Dort nämlich besteht die sogenannte gute Gesellschaft in der Mehrzahl aus solchen, die Frankreich ehemals anhingen und diese führen jetzt das große Wort. Uns andere rechnet man unter die Jakobiner und Revolutionäre; als solche, sagen sie, hatten sie uns lange schon erkannt und darum unsern Plänen entgegen gearbeitet. Wir andere haben uns darüber belustiget, aber nicht geärgert. Wie könnte man der Verläumdung entgehen, wenn man irgend etwas ungewöhnliches ist oder thut!

Auf den Grund meines vertraulichen Briefes eine Justizklage zu begründen, würde ich nicht gern sehen; ebenso wenig die Mittheilung desselben da er nur, obgleich höchst wahrscheinliche, Vermuthungen und keine erwiesene Thatsache enthält. Er ist das Ergebniß meiner mit Eichhorn gepflogenen Unterredungen über diesen Gegenstand und einiger diesem von Stägemann gemachten

Mittheilungen, die dieſer vermuthlich nicht zu Ihrer Kenntniß hat wollen gelangen laſſen.

Dem General Gouverneur Sack hier geht es dort nicht beſſer als Ihnen. Die gröbſten Unwahrheiten hat man auf ſeine Rechnung erdacht und in Berlin in Umlauf gebracht, von deren Schändlichkeit mich die Generale Kleiſt und Müffling jetzt überzeugt haben. Auch Sack habe ich das alles erzählt. Er hat die Partei ergriffen verachtend zu ſchweigen.

Sie ſollen nicht ein Gleiches thun aber wohl vertraulich an den Staatskanzler ſich wenden und ihm ſagen, daß Sie wüßten, bei ihm verläumdet zu ſein aber auch die Quelle kennten, woher dies komme. — Le Coq hat ohne Zweifel der Verläumdung als Nothwehr ſich bedient, um im Beſitz ſeines Poſtens ſich zu behaupten. — Man hat eine alte Geſchichte wieder aufgewärmt, nämlich die der bekannten Lieferung. Sagen Sie ihm über Alles dieſes ein herzliches Wort und Alles iſt wieder im Gang, damit Sie nicht durch eine unzeitgemäße Empfindlichkeit dem Dienſt der guten Sache entzogen werden. Ich umarme Sie

Gneiſenau.

Morgen geht das Hauptquartier nach Lüttich.

An den König.

(Concept.)

Lüttich, den 14. April.

Seit meinem letzten an Euer Königliche Majeſtät ehrfurchtsvoll abgeſtatteten Bericht hat eine beträchtliche Veränderung in der Stellung der franzöſiſchen Truppen ſich nicht ergeben. Die Stärke des Feindes kann, nach den eingegangenen Nachrichten, zu 40 Tauſend Mann angenommen werden.

Der Herzog von Wellington iſt ſehr dankbar für die Bewegung, die Euer K. M. hieſige Armee zum Schutz der engliſch-belgiſchen gemacht hat. Dieſe iſt übel zuſammengeſetzt; die holländiſchen Truppen noch neu, die belgiſchen höchſt verdächtig. Es

ist nun durch den Herzog eine neue Eintheilung dieser Armee in 4 Divisionen und zwei Armeekorps, befehligt durch den Erbprinzen von Oranien und den General Hill, durchgesetzt worden, wobei die belgischen Truppen auf eine solche Art eingetheilt sein sollen, daß ihre verdächtige Treue nicht schädlich wirken kann.

Ueber die Besorgniß, daß Euer Königlichen Majestät Armee durch ihr Vorrücken in Bewegungen verwickelt werden könnte, die sie von der Maas entfernen, bin ich nun durch die Erklärung des Herzogs von Wellington, daß er im Fall eines ungünstigen Kriegsglückes mit uns über die Maas zurückgehen wolle, größtentheils beruhigt. Wir dürfen nun wenigstens nicht besorgen, daß er seine Operationen mit steter Rücksicht auf das Meer berechnen und uns folglich zu weit von unserm Kriegstheater abziehen werde. Diese Bewegung zum Schutz der englisch-batavischen Armee war überhaupt nicht füglich abzulehnen aus Gründen der Politik sowohl als aus denen des eigenen Vortheils; denn die Armee des Herzogs von Wellington einmal bis zur Mündung der Schelde zurückgetrieben, würde der Feind nicht gesäumt haben, gegen uns hier vorzugehen, und wir würden dann allein den Kampf zu bestehen gehabt haben, den wir, vereint mit dem Herzog von Wellington anzunehmen, abgelehnt hätten. Jetzt, da die französische Armee noch nicht für einen Feldzug organisirt zu sein scheint und unsere Verstärkungen in Anmarsch sind, wovon man in Frankreich sicherlich unterrichtet ist, ist es nicht zu erwarten, daß die französische Armee etwas gegen die des Herzog von Wellington unternehmen wird und die brittische Regierung wird aus unserer Bereitwilligkeit zur Hülfe zu eilen, sich überzeugen, daß Euer Königliche Majestät uns gemessene Befehle gegeben haben, im Einverständniß mit dem Herzog von Wellington zu handeln.

In Brüssel ist noch immer der General von Röder angestellt, wo er Euer Königlichen Majestät Interesse mit Einsicht und Behutsamkeit vertritt. Zur neuen Formation der Armeekorps werde ich ihn aber zurückrufen müssen und noch weiß ich nicht, wem ich

dieſe ſchwierige Miſſion übertragen ſoll. Im hieſigen Hauptquartier iſt der engliſche Oberſt Sir H. Harding angeſtellt, ein ſcharfer Beobachter.

Als das Hauptquartier in hieſige Stadt verlegt ward, iſt der General der Infanterie Graf Kleiſt von Nollendorff in Aachen zurückgeblieben, da die Wahrſcheinlichkeit eines baldigen Ausbruchs des Krieges ſich gemindert hat. Er wird ſich bald an ſeine neue Beſtimmung begeben.

Allerwärts treffen wir auf Spuren von Verbindungen der Franzoſen mit Deutſchland. Schon aus dieſem Grunde wäre es wünſchenswerth, daß der Feldzug bald eröffnet werden könnte, Denn ſonſt gewinnen die im Finſtern ſchleichenden Verräther Zeit, ſich auszubilden.

Allerhöchſte Cabinetsordre.

Wien, den 10. April 1815.

Ich verkenne die Schwierigkeiten Ihres jetzigen Standpunkts keineswegs, Ich weiß aber daß ein Mann von Ihrem Werth und von Ihrer treuen Anhänglichkeit, allen Verhältniſſen gewachſen und gern bereit iſt, dem Vaterlande ein Opfer zu bringen. Da Ich im Vertrauen auf dieſe Eigenſchaften Ihnen einen Wirkungskreis übertragen habe, mit dem das Wohl des Vaterlandes ſo eng verbunden iſt, ſo bin Ich überzeugt, daß Ihnen auch in den Augen der Welt die Achtung zu Theil werden wird, die Sie verdienen und von der Ich auf Ihr Schreiben vom 27. v. M. gern Veranlaſſung nehme, Ihnen die erneuerte Verſicherung zu geben.

Friedrich Wilhelm.

An Hardenberg.

(Concept.)

Lüttich, den 15. April.

Euer Durchlaucht wollen aus dem anliegenden abſchriftlichen Auszug eines an mich gerichteten Berichtes des in Brüſſel bei dem König von Holland und Herzog von Wellington angeſtellten Generals von Roeder gnädigſt erſehen, was in Brüſſel in Anſehung des von uns verhafteten franzöſiſchen Couriers geſchehen iſt. Bei dieſer Gelegenheit muß ich bemerken, daß der König

von Holland wenig Gefälligkeit an Alles uns betreffende legt und stets sich beschwert namentlich über Ew. Durchlaucht und darüber daß hochdieselben keinen seiner Briefe beantwortet hätten.

Ueber seine Schritte zu einer engen Verbindung mit Frankreich äußerte er sich dahin, daß er doch die Freundschaft, die er anderwärts vergebens gesucht habe, irgendwo anders habe suchen müssen. Ueber Herrn v. Brockhausen führt er wegen dessen herben Benehmens ebenfalls Beschwerden und den Major Du Moulin werde ich zurückrufen müssen, da zwischen beiden die Erbitterung bereits zu groß ist.

Den beiden Generalgouverneurs Sack und Gruner muß ich vor Euer Durchlaucht das Zeugniß geben, daß sie in der jetzigen Krisis durch unermüdete Thätigkeit und Bereitwilligkeit um Sr. Majestät Dienst sich hoch verdient gemacht haben.

Der Geist in den Westphälischen Provinzen ist vortrefflich. In der Grafschaft Mark sind die Beurlaubten zum Theil mit Extrapost angekommen, aus der katholischen Gegend ist kein Mann ausgeblieben; die Paderborner Beurlaubten sind zum Theil 16 Stunden des Tages marschirt.

Vergebens haben wir zeither auf die Erklärung des Königs von Sachsen geharrt. Bevor solche nicht anlangt, können wir die Theilung und Sonderung der Truppen nicht vornehmen, wenn wir nicht der Gefahr uns Preis geben wollen Tumult zu erregen.

An Clausewitz.

Lüttich, den 16. April 1815.

Meiner Einladung daß Sie, mein theurer Freund, in unser Hauptquartier sich verfügen sollen, will ich noch folgendes hinzufügen.

Es ist, nach den uns über des Feindes Stärke zugekommenen Nachrichten nicht wahrscheinlich, daß solcher seinerseits den Feldzug bald eröffnen werde, unsererseits *sollen* wir ihn noch nicht eröffnen, obgleich wir es vernünftiger Weise *müssen*, denn in we-

nigen Tagen haben wir 153,000 Mann Preußen zu Gebot und der Feind beginnt erst seine Bataillone auszuheben, die noch nicht gekleidet noch ausgerüstet sind. Geschütz ist noch nicht bespannt. Alles dieses müßten und sollten wir stören; aber es soll nicht so sein und ich gründe auf diese dem Krieg ungünstige Umstände einen mir günstigen Antrag, nämlich daß Sie für diesen vielleicht noch lange dauernden Friedenszustand Ihre Gemahlin hierher mitnehmen sollen. Lüttich hat eine schöne Lage und das Thal der Maas soll höchst malerisch sein.

Noch immer fehlt dem Fürsten Blücher sein erster Adjutant, der die persönlichen Angelegenheiten der Armee bearbeiten soll. Dieser Mann muß arbeitsam und nicht intrigant sein. Wenn Stülpnagel nicht eine schönere Bestimmung, nämlich die an der Spitze eines Regiments zu stehen bereits hätte, so würde ich ihn dazu vorschlagen, obgleich dann der König sagen würde, ich wolle das Hauptquartier aus der deutschen Legion zusammensetzen. Sagen Sie mir indessen Ihre Meinung darüber.

Meine Huldigungen Ihrer Gemahlin und Ihnen die Zusicherung alter treuer Freundschaft.

Gneisenau.

Aufzeichnung von Stosch.

— Der Feldmarschall Blücher traf bei der Armee ein. Derselbe war schlechten Humors, weil ihm beim Abschied von Berlin der General Graf Kalkreuth vorgestellt hatte, wie er gewärtigen müsse, in dem neuen Feldzuge allen seinen wohlerworbenen Ruhm wieder einzubüßen. Er ermahnte daher oft die ihn zunächst Umgebenden, ja Alles so anzuordnen, daß wir keine Hauptschlacht verlieren könnten, worauf der kühne Grolmann einst lachend und prophetisch erwiederte: Verlieren wir auch eine Schlacht, so gewinnen wir bald wieder eine.

An Hardenberg.

(Concept.)

Lüttich, den 18. April 1815.

Seiner Majestät Befehle über die Huldigungsabnahme in den wiedereroberten und neuvereinigten Ländern an beiden Ufern des

Niederrheines, haben wir, der Generalgouverneur Sack und ich erhalten. Alle desfallsigen Ausfertigungen sind bereits erlassen und die bald möglichste Ausführung ist eingeleitet.

So ehrenvoll es für uns ist Namens Seiner Majestät dieser Feierlichkeit vorzustehen, so bin ich doch verpflichtet vor Euer Durchlaucht die Ueberzeugung auszusprechen, daß es besser wäre, wenn Se. Majestät so viel Zeit finden könnten der Huldigung einer so beträchtlichen Länderstrecke, an welche man große Anforderungen zu machen im Begriff ist und die, als neue Vormauer der Preußischen Monarchie, die Lasten eines erneuten Kriegs zu tragen hat, nachdem sie noch nicht Zeit gehabt hat, von den vorigen sich zu erhohlen, in eigner Person anzuwohnen.

Es liegt in den freundlichen Worten des Königs ein Zauber, der die Menschen unwiderstehlich fesselt. Solche Worte des Danks für gezeigte Anhänglichkeit und neue Anstrengungen gesprochen zu den Abgeordneten und Einwohnern der ehemals von uns abgerissenen Provinzen und der Ermunterung zu denen die jetzt zum Erstenmale unter Sr. Majestät Scepter treten, werden eine unwiderstehliche Wirkung thun. Das Volk des neu preußischen Staats am Rhein ist ein ächt germanisches. Durch Einfachheit und Herzlichkeit ist es leicht zu rühren und zu fesseln, und das Erscheinen seines neuen Herrschers, der die gebotene Huldigung durch Freundlichkeit in freiwillige verwandelt und dadurch, daß er die Abgeordneten aller Stände an seiner Tafel Theil nehmen läßt, zeigt, daß sie ihm alle gleich werth sind, wird eine unwiderstehliche Wirkung hervorrufen.

Daß die Huldigungsannahme durchaus schon anbefohlen ist, kann kein Einwand sein. Es läßt sich leicht sagen, daß Se. Majestät noch die nöthige Zeit gewonnen haben, die Huldigung selbst anzunehmen. Vor dem 15. Mai kann sie ohnedies nicht vorgenommen werden. Es kann demnach noch zeitig genug Befehl ausgehen, daß die Huldigung bis zur Ankunft Sr. Majestät ausgesetzt werde.

Die Huldigung einer neuen und zwar einer eroberten Provinz ist von einer ganz andern Wichtigkeit als die bei einer Thronbesteigung. Eine ererbte Provinz kennt ihr Schicksal und den Thronfolger schon vorher; eine eroberte will doch den neuen Herrscher kennen lernen. Als der Huldigungseid Schlesiens ausgesprochen wurde, zog Friedrich der Zweite den Degen zum Zeichen, daß er erobert habe und die Eroberten schützen wolle.

Wenn Seine Majestät dies genehmigen, so würde ich auch zu rathen mir erlauben, daß Sr. Majestät Kinder mit hierher kämen, die Prinzessinnen nicht ausgenommen, und zwar vorzüglich die Prinzessin Charlotte, die durch den Zauber ihres Betragens alle Herzen fesseln wird. Seine Majestät wird doch einmal die Prinzessinnen die schöne Rheinreise mit machen lassen und so könnten demnach die sämmtlichen Königlichen Kinder dem zur Huldigung versammelten Volke gezeigt werden.

Alle diese Dinge sind so oft vernachlässigt und dennoch so wichtig, daß sie als Elemente der höheren Regierungskunst angesehen werden müßten.

Boyen an Gneisenau.

Wien den 15. April.

— — Unsere sächsischen Angelegenheiten gehen den Schneckengang und werden nicht gut geführt, Humboldt meint, daß wenn der König von Sachsen sich nicht bereitwillig erklären wollte, man die ganze Armee an Wellington überlassen müßte; dawider habe ich mich sehr stark erklärt, denn einmal würde es zeigen, wie unbeschreiblich schwach wir sind und dann, wie könnte man wohl glauben nach geendetem Kriege auszuführen, was jetzt uns nicht möglich ist; ich werde hiernach morgen mit dem Staatskanzler, der heute verreist war, sprechen und mich beeilen Ihnen sobald als möglich ein Resultat zu verschaffen. Sollte man nicht in der sächsischen Armee die Ansicht aufstellen können, daß diejenigen, die preußische Unterthanen würden, in eine nachtheilige Lage kommen könnten, wenn sie Schwierigkeiten machten: sie sind ja ausmarschirt ohne die Bewilligung des Königs; was brauchen sie sie jetzt?

Der König hat es genehmigt, daß die neu beabsichtigten Corps und Brigarden nur immer so formirt werden sollen, wie die dazu bestimmten Truppen ankommen; dadurch wird also manche Schwierigkeit, die einer neuen Formation entgegen stehen muß, denn doch etwas beseitigt werden können.

Müffling hatte an Thiele geschrieben und seinen Wunsch geäußert, daß er eine andere Anstellung bekommen möchte. Als dem Könige dies vorgetragen ward, bestimmte er gleich selbst, daß Grolmann in Müfflings Stelle treten sollte und fügte hinzu, er glaube, daß Ihnen dies angenehm sein würde. Ich habe unter diesen Umständen keinen andern Vorschlag machen mögen, sondern mich nur begnügt Clausewitz zum Chef des Generalstabes bei dem General Thielemann vorzuschlagen, mit dem Zusatz, daß ich dieses als einen Posten des Vertrauens ansehe, hierauf ist der König bereitwillig eingegangen und ich glaube nun, daß man Clausewitz auch wohl ins Hauptquartier bei Gelegenheit in Vorschlag bringen kann. Grolmann wünsche ich hier zu behalten, bis etwas über die Operationen bestimmt ist, um ihn dann mit diesen zuschicken zu können.

Hansen soll gleich zum Gouvernement hin. Generalstabsofficiere sollen soviel als nur möglich Ihnen zugeschickt werden, aber wir haben leider nicht viele und ich bitte sie zu nehmen, wie Sie sie finden.

Die Sache mit dem General Kleist thut mir recht leid. Die Diplomaten haben hier von einer deutschen uns zufallenden Bundesarmee geträumt und der König hat wirklich an diese einige Tage geglaubt, so habe ich die Sache gefunden, wie ich herkam; nun nimmt Wellington die Hälfte der für uns bestimmten in Anspruch, über die andere herrschen nur sehr unvollständige noch nicht abgeschlossene Verträge und ich weiß in diesem Augenblick nicht wie ich die Sache, die nun eigentlich verfahren ist, auf eine anständige Art ins Gleise bringen soll. Wenn die Errichtung der rheinischen Landwehren zu Stande gekommen wäre, die 3 sächsischen zu uns gekommenen Landwehrregimenter uns abgetreten wären, so würde man durch Austausch einiger alten Regimenter noch ein siebentes Armeecorps und in Vereinigung mit den deutschen Truppen ein sehr starkes Armeecorps formiren können, allein dies Alles fordert Zeit. Die hiesigen Angelegenheiten werden nicht an der Schwindsucht sterben.

Boyen an Gneisenau.

Den 23. April 1815.

Ich benutze die Abreise Grollmanns um Ihnen, mein hochverehrter Freund, einige Notizen über den hiesigen Gang der Geschäfte mitzutheilen.

In einer Militair-Conferenz, die bei dem Fürsten Schwartzenberg über den Antrag Wellingtons, den ersten Mai die Offensive zu ergreifen, gehalten wurde, entschieden sich der russische Kaiser und Oesterreich nur für das Anfangen am ersten Juny, unser König, was merkwürdig ist, stand eigentlich an der Spitze der Opposition und war für ein früheres Anfangen. Die Hauptgründe für diesen üblen Aufschub waren: erstens daß bis dahin nur erst die größten Theile der österreichischen und russischen Armee zusammen sein können; zweitens, daß man die Kräfte Napoleons übertrieben stark ansieht und den Angaben Ludwig des Achtzehnten nicht zu trauen vorgiebt (ein unglücklicher Brief dieses Königs an den russischen Kaiser, worin er anzudeuten scheint, daß ihm ein Versuch auf Dünkirchen mißlungen wäre, that nicht gute Wirkung); drittens, daß man Napoleon nicht die Mittel geben will, früher ehe man mit vereinten Kräften über ihn herfallen kann, außerordentliche Rüstungen anzuordnen; viertens, sichtbares Mißtrauen Oesterreichs und Rußlands unter einander,

deren keines den andern zurücklassen will, fünftens, die Nachricht von der Capitulation des Herzogs von Angoulême. Alle diese Gründe gaben dem Zauber-System ein so entschiedenes Uebergewicht, daß sich um so mehr, da wir keine eigentlichen Nachrichten hier haben, nur unvollkommene Versuche dagegen machen lassen; Preußen könnte in die Lage kommen den Entschluß zu einer Offensive abzutrotzen, die Verantwortlichkeit dafür zu erhalten und doch von keinem unterstützt zu werden.

Am Schlusse dieser Conferenz erklärte der, mir schien es, absichtlich später bestellte Fürst Wrede, daß es doch aber nothwendig sei, auf den Fall, daß Wellington oder Blücher angegriffen würde, sie durch eine Diversion nach der Direction gegen Metz zu unterstützen und bot sich dazu an, was denn allerdings doch auch angenommen werden mußte. Ein Protocoll ist hierüber von Langenau abgefaßt worden, welches an Wellington gesendet werden sollte; das Protocoll *) ist, obgleich es die Hauptmomente treu enthält, doch sichtbar nur von einer Seite geschrieben. Einzeln wider die Sache zu protestiren, schien mir in mehrerer Lokal-Hinsicht [?] nachtheilig; ich bin aber gestern bei Schwartzenberg gewesen und habe mich bemüht, ihm vorzustellen, daß man Wellington in seinem ersten Antrage doch nicht gradezu vor den Kopf stoßen könnte und daß man eigentlich doch auch keine Nachrichten hier hatte, auf deren Grund man für oder wider urtheilen könne: dies schien auf Schwartzenberg zu wirken und er hat mir versprochen einen Brief beizulegen, in dem Wellington gesagt würde, man habe ihm offen unsern Zustand geschildert um ihn nicht zu täuschen, dies schlösse aber keineswegs die Ansicht aus, daß wenn er dorten glückliche Momente fände, er mit seinen Kräften die Operationen auch früher anfangen und man ihn dann so unterstützen würde, wie es mit noch auf dem Marsch begriffenen Truppen möglich sei. Die Oesterreichische Armee ist den 18. May auf der Höhe von Cannstadt und Stockach größtentheils formirt. Wrede setzt seine Bewegung, wie Sie aus seinem Schreiben an Blücher ersehen werden, nach der Saar fort; ich glaube, daß man ihn zu bewegen suchen müßte mit dem Ganzen den Posten von Kaiserslautern einzunehmen. Dieser bedroht den Elsaß, Lothringen und das Innere von Frankreich. Wrede ist kriegslustig sichtbar um für sich und sein Land recht viel zu erobern. Wenn daher man sich erst nach ein Paar Gefechten von seiner Tendenz überzeugt hat, so ist es die Frage, ob man nicht alles Congreßunheil vergessen, mit ihm eine Waffenfreundschaft zu schließen suchen muß, ohne den Kronprinz von Würtemberg zurückzusetzen, damit wenigstens die Leute, die etwas unternehmen wollen, mit einander vereint sind.

Aus Italien hat man keine besonderen Nachrichten. Die Oesterreicher behaupten, daß sich die Neapolitaner schlecht schlügen und sind auch jetzt etwas im Vorrücken, aber noch ist's nicht von Bedeutung. Unsere sächsischen Angelegenheiten stehen nicht gut. Das unbestrittene Recht und die vollgültige Gewalt haben wir im nutzlosen diplomatischen Kampfe so aufgegeben, daß jetzt an 3 Traktaten gearbeitet wird, durch die wir mit dem König von Sachsen unter allgemeiner Garantie auseinander kommen sollen und dieser dann als Alliirter gegen seinen Freund Napoleon auftritt, so liegt die Sache. —

*) Wellingtons Vorschlag und dies Protocoll sind gedruckt bei Ollech S. 31.

Ohne alle Rücksicht auf das preußische Kriegssystem hat man Wellington die königlich sächsische Armee zugesagt und die englische Gesandtschaft verlangt diese nun ganz; wir riskiren alle sächsischen Truppen zu verlieren und dadurch selbst den Besitz unseres kärglich uns zugemessenen Antheils dem wankenden Kriegsglück zu unterwerfen. In diesem Verhältniß, wo die Diplomatie nichts mehr helfen kann, muß das Militair wenigstens zu retten suchen, was es kann. Was militärisch geschehen kann und ohne förmlichen Ungehorsam nicht von den Truppen zu verweigern ist, bestimmt die erste, heute mitkommende Cabinetsordre; vielleicht, daß die sächsischen Regimenter so wie sie in besondere Brigaden getheilt sind, dann selbst zur weitern Auseinandersetzung die Hand bieten. Dringend bitte ich Sie um unseres armen Vaterlandes willen, hier alles Mögliche aufzubieten, daß wir nicht den Uebelstand erleben, daß uns die sächsische Armee ganz entzogen wird.

Aus Polen, worüber auch nichts recht entschieden ist, sind fortdauernd sehr zu beachtende Nachrichten; man ist es bereits gewiß, daß dort schon seit ein Paar Monaten Emissaire von Napoleon sind und sollten wir eine Schlacht verlieren, so können wir recht unangenehme Dinge erleben.

Mit treuer Hochachtung beharrt

v. Boyen.

An Boyen.

Lüttich, den 8. Mai 1815.

Nun treten die Folgen des nicht gerügten Ungehorsams in dem vorigen Kriege an den Tag. Der General Borstell hat den Wahnsinn gehabt, die ihm von dem Feldmarschall in Absicht auf die Entwaffnung des sächsischen Garde-Bataillons gegebenen Befehle nicht befolgen zu wollen, und sein letzter Brief an den Feldmarschall kündigt das Beharren in dem Ungehorsam an. Letzterer ist daher genöthigt gewesen ihn des Befehls zu entsetzen, ihn nach Berlin zurückzusenden und Genugthuung von Sr. Majestät zu verlangen.

Mit den andern aufrührerischen Bataillonen sind wir noch nicht fertig. Selbige reißen in den Ortschaften die preußischen Adler und den neuen Unterthanen des Königs die National-Kokarde ab, und rufen: es lebe Napoleon! Ein solcher Ruf muß in unserer eignen Armee ertönen, während in diesem Augenblick drohende Bewegungen in der Armee des Feindes vorgehen! Wir wollen indes schon fertig zu werden suchen es sei mit wem es wolle.

Ueber die Verpflegung in dem so sehr ausgezehrten Lande

zwiſchen Maas, Moſel und Rhein ſteigern ſich meine Beſorgniſſe mit jedem Tage. Ich ſehe den Augenblick kommen, wo wir dieſes Land verlaſſen und ein anderes ſuchen müſſen, wo wir zu leben finden. Das iſt, unter den jezzigen Verhältniſſen, allein Brabant. Jetzt können wir aus dieſem Lande (Brabant) nur durch Unternehmer etwas ziehen, nämlich wenn wir bezahlen. Aber an Geld fehlt es in allen Kaſſen. Gehen wir aber auf das linke Maasufer, ſo leben wir von den Vorräthen der Einwohner und geben höchſtens Bons. Dieſe Maasregel vereinigt ſich auch mit einer andern. Unſere beiden Erſten Armeekorps nämlich ſtehen das eine bei Fleurus, das andere bei Namur. Wenn der Feind aus ſeinen Feſtungen ſchnell vordringt, ſo können ſie mit Uebermacht angegriffen werden. Wenn wir aber das vierte Armeekorps ebenfalls auf das linke Maasufer verſetzen und es einen Marſch öſtlich von Gembloux aufſtellen, ſo kann es zur Schlacht ſich vereinigen. Das noch ſchwache dritte Armeekorps kann in dieſem Falle bei dem Kreuzwege unweit Ciney aufgeſtellt werden, um einer etwaigen Detachirung des Feindes von Givet nach Lüttich zu begegnen. Die Gegend daſelbſt iſt ſehr ſchwierig.

Ich vernehme, daß Kaiſer Alexander ſeine Armee zwiſchen die drei andern einſchieben will. In dieſem Fall können alſo wir das Kriegstheater an der Moſel nicht erhalten und wir müſſen danach uns auf das an der Maas vorbereiten. Wundern Sie ſich daher nicht, wenn Sie vernehmen, daß wir eine neue Aufſtellung angenommen haben. Die Kriegsregel: ſchnell vereinigt ſeyn zu können und die Nothwendigkeit: dem Mangel vorzubeugen, ſind für eine ſolche Bewegung hinlängliche Motive; ſelbige kann aber nicht ausgeführt werden bevor das vierte Armeekorps nicht heran iſt.

Gott erhalte Sie.

Gneiſenau.

Auf monathliche 12—1500 andere Gewehre — ausſchließlich jener bereits binnen 5 Monathen abzuliefernden 12000 — ſchließe ich nun Kontrakt ab.

An Gruner.

Lüttich, den 9. Mai 1815.

Sie werden, mein verehrter Freund, es wohl entschuldigen, wenn ich etwas im Rückstand mit meiner Beantwortung Ihrer Briefe bin. Aber ich gewinne so selten einen ungestörten Moment dazu.

Ich muß besorgen, daß Ihre Feinde, um Sie aus der Wirksamkeit auf das Innere unseres Staates zu entfernen, den phantastischen Posten eines Armee-Polizei-Ministers für Sie ersonnen haben, und ich habe sogar den Verdacht, daß selbige, die Unmöglichkeit der Ausführung begreifend, erwarten, daß Sie an dem Unternehmen scheitern und dann in der öffentlichen Meinung verlieren werden. Sehen Sie daher wohl zu, was Sie thun. Ihre jetzige Lage ist schwierig, und es ist schwer zu sagen, welchen Weg Sie einzuschlagen haben, um einen guten Ausgang zu gewinnen.

Was ich dem König früher geschrieben habe: daß bei dem langen Zögern der Verrath sich ausbilden würde, ist eingetroffen. Die Sachsen sind in Aufruhr gekommen und beharren zum Theil noch darin. Als zwei Tage lang die hiesige Stadt mit Tumult erfüllt war, war die nicht geringe Gefahr vorhanden, daß der hiesige zahlreiche Pöbel und die unbeschäftigten Metallarbeiter in Aufruhr ebenfalls kommen und mit den Sachsen gemeinschaftlich die Stadt plündern konnten. Die Bürgergarde hat indessen sich sehr bereitwillig zum Schutz der öffentlichen Sicherheit gezeigt und ist unter die Waffen getreten. Die drei empörten Bataillone wurden, die Garde in Namur, die beiden andern unweit hier, endlich umringt, genöthigt die Waffen zu strecken, und aufgefordert die Rädelsführer auszuliefern. Als sie sich dessen weigerten, ward die Decimirung über sie verhängt. Der Erste, den sie traf, war ein Unschuldiger; er schrie und betheuerte seine Schuldlosigkeit; das rührte die Gewissen der Uebrigen; sie nannten die Schuldigen,

und 7 davon wurden auf der Stelle hingerichtet. Die Fahne des Regiments wurde zur Flamme verurtheilt.

Neue aufrührerische Bataillone stehen noch um Verviers herum; sie reißen auf unserm Gebiet die preußischen Adler, den preußischen Einwohnern die Kokarden ab und ihre Kantonnirungen ertönen von dem Rufe: es lebe Napoleon! Zu gleicher Zeit machen die Franzosen Bewegungen von Dünkirchen, Lille und Valenciennes her gegen unsere Front. Der Herzog von Wellington meint, dies sei auf den Aufruhr der Sachsen berechnet. Wir müssen demnach Anstalten von vorn gegen den Feind und in unserer eigenen Mitte gegen die Empörer nehmen, während wir zugleich gegen die schwachen oder arglistigen Rathschläge des Congresses zu kämpfen haben.

Als ob an allem diesem nicht genug wäre, so erdreistet sich der General Borstell in wahnsinnigem Eigendünkel den Befehlen des Feldmarschalls in Absicht auf Entwaffnung und Bestrafung des sächsischen Garde Bataillons nicht Folge zu leisten, zuletzt den Gehorsam förmlich in diesem Punkt aufzukündigen und die Partei der Sachsen zu nehmen, weil sie nach den Gesetzen der Ehre gehandelt hätten und liebe unschuldige Leute wären!! Der Feldmarschall hat ihn heute seines Befehls über das zweite Armeekorps entsetzt, sendet ihn nach Berlin und hat vom König Genugthuung verlangt.

Es ist dies — abgerechnet die blutenden Opfer, die das Kriegsgesetz forderte — ein ganz angenehmes Leben; man hat daran den Prüfstein eigener Entschlossenheit und übt die, sonst im gewöhnlichen Leben sich abstumpfende Kraft im Ueberwinden mannichfacher Schwierigkeiten. Es ist gleich rühmlich, im Kampf mit großen Schwierigkeiten zu überwinden oder unterzugehen. Wenn uns Bonaparte nicht jetzt alsbald angreift, wollen wir wohl fertig werden. — Unter den belgischen Truppen ist gleichfalls, wie ich dunkel vernehme, eine Gährung.

Gott nehme Sie in seinen Schutz. Gneisenau.

Als die Diplomaten in Wien Ihre Proclamation tadelten, meinte der König, unser Herr: „Sie wären freilich etwas heftig, aber doch recht gut und Sie gehörten doch unter diejenigen, die bewiesen, daß sie etwas thun wollten".

An den Staatskanzler hatte ich Ihretwegen und zwar sehr bitter geschrieben und Sie im Gegensatz gegen alle diejenigen Erbärmlichen gestellt, die mit Ihnen im Widerspruch sich befinden und Sie mit Scheelsucht und aus bösen Absichten anfeinden. Er hat mir darauf sehr freundlich geantwortet und gesagt, auch er hege die beste Meinung von Ihnen und habe daher die Denunciationen gegen Sie nicht beachtet pp.

Gott befohlen.

Gn.

Wäre es nicht möglich, für das Armeecommando eine Anleihe zu eröffnen für die, nöthigen Falls, der Feldmarschall und ich uns verbürgten, bis zur Ankunft der Subsidien. Wir leiden so sehr Mangel an Geld.

Im Anschluß an diesen Brief möge hier schon eine Auslassung Gneisenau's an Gruner aus späterer Zeit eine Stelle finden, die folgende Veranlassung hatte. Ueber den Aufstand der Sachsen waren Darstellungen erschienen, die das Verfahren der Preußen in der gehässigsten Weise beurtheilten und dem Ansehen Preußens in der öffentlichen Meinung schadeten. Gruner, damals Preußischer Gesandter in Bern, sandte einen in einer Schweizer Zeitschrift erschienenen Aufsatz*) dieser Art an Gneisenau und fragte an, ob es nicht gerathen sei, durch öffentliche Richtigstellung dem entgegen zu treten. Hierauf antwortete Gneisenau.

*) Es ist mir nicht gelungen diesen Aufsatz, der nicht näher bezeichnet ist, wieder aufzufinden.

An Gruner.

Berlin, den 5. April 1819.

Was Sie mir früher über die Geschichts-Erzählung der Vorfälle in Lüttich mitgetheilt haben, muß auf sich beruhen, da es eine geheime Geschichte derselben neben der öffentlichen giebt und über jene füglich nichts sich reden läßt. Früher schon war eine Privat-Aufforderung an mich aus Wien ergangen, die sächsischen Truppen zu theilen. Ich lehnte dies ab, weil ich vorhersah und vorhersagte, daß dann sicherlich Tumulte ausbrechen würden. Man glaubte dem nicht und meinte, ich benehme mich zu weich und nachgebend. Demgemäß sandte man den General Grolmann mit einer so abgemessenen und entschiedenen Kabinets-Ordre, daß ihr nicht ausgewichen werden konnte. „Was wird geschehen", fragte mich der Fürst, „wenn wir die Kabinetsordre ausführen wollen?" „Es wird Aufruhr entstehen", antwortete ich. „Aber nun? was zu thun?" „Gehorchen", antwortete ich wieder. „Wir müssen hindurch", sagte ich, „und es auf das äußerste ankommen lassen". Der Erfolg bestätigte meine Ansicht. Glücklicher Weise, daß die sächsischen Officiere so feigherzig waren, nicht offen und vest vor der Front ihrer Leute zu erscheinen, sondern nur heimlich zu konspiriren und somit einen rechtfertigen Widerstand in ein gemeines Complott verwandelten.

Während der Verfasser mich einigemal redend einführt, unterläßt er, ebenfalls anzuführen, was ich den in meiner Wohnung versammelten Generalen und Obersten sagte, nämlich: „ehe ich gestatte, daß ein heimlich komplottirendes Corps in unserer Mitte sich befinde, lieber will ich den Befehl ertheilen, daß Ihnen m. H. der Weg nach Frankreich geöffnet werde, wo Sie das Schicksal Bonaparte's theilen mögen. Denn ich sehe Sie lieber als offene Feinde uns gegenüber, denn als falsche Freunde in unserer Mitte". Keine unmuthige Stimme erhob sich gegen diese Aeußerung; vielmehr nichts als Protestationen ihrer Treue, während schon ihre Leute, von ihnen aufgereizt sich zu dem Tumult versammelt hatten.

Nach diesem Vorfall ging mein Bestreben nur dahin, die Dinge so zu leiten, daß sie, die Sachsen keinen Theil an dem Kriege nehmen durften, was mir auch gelang. — —

Generallieutenant von Zieten an Gneisenau.

Charleroi, den 9. May 1815.

Es ist sonderbar, daß die an Frankreich von den Niederlanden abgetretenen Provinzen mehr Anhänglichkeit an das Brüsseler Gouvernement zeigen, als die hiesigen. Am meisten ist das Militär in der Gesinnung zurück; es ist ganz bekannt und von General Dörnberg officiell angezeigt worden, daß Belgische Regimenter vive Napoléon gerufen haben. Trotzdem trifft man darin keine Aenderung. Die Denkungsart der meisten höheren Beamten, der Minister und Generäle ist bekannt. Der schwache König von Holland trifft keine Gegenanstalten. Ich gestehe, daß ich von der Seite nicht auf kräftige Maßregeln für die gute Sache rechne.

Ich höre als ein Gerede, daß Sächsische Regimenter zu den Preußischen Armeecorps stoßen sollen. Obzwar es mir nicht obliegt, darüber zu urtheilen, noch weniger über einen Gegenstand, der mir nur als Sage bekannt geworden, so bitte ich dennoch Euer Excellenz bei der mir gewogenst gegebenen Erlaubniß, Hochdenselben meine Ideen vorlegen zu dürfen, es einer Aufmerksamkeit werth zu halten, daß das 1te Armee-Corps jetzt den belgischen Truppen ganz nahe ist, daß die Stimmung, die bei diesen herrscht, durch die der Sächsischen Truppen erheblich befördert wird und endlich, daß auch in dem Armee-Corps noch 6 Regimenter sind (4 von der Westphälischen Landwehr, 2 Bergische) die zwar bisjetzt den besten Geist zeigen, die aber wie Kinder behandelt werden müssen, bei denen das Böse gemeinhin mehr Eindruck als das Gute macht.

An Boyen.

Hanut, den 13. Mai 1815.

Die Conzentrirung des Feindes gegen Maubeuge ist in den letzten Tagen so entschieden geworden, daß der Feldmarschall für nöthig erachtet hat sein Hauptquartier den Truppen näher zu verlegen. Morgen werden wir nach Namur gehen. Die von den Herzog von Feltre, General Clarke, unserm Gesandten bei Ludwig XVIII., dem Grafen Goltz gegebene, dem heutigen Bericht an S. Majestät beigelegte Benachrichtigung bestätigt die Wahrscheinlichkeit eines Angriffs gegen uns insbesondere, wenn anders derselbe jetzt schon Statt finden dürfte. Es schien daher, um auf alle Ereignisse gefaßt zu seyn, gerathen, das 4. Armeekorps eben-

falls auf das linke Maasufer übergehen zu lassen und das 3. Armeekorps von Arlon nach Ciney heranzuziehen, um die von Givet auf Lüttich führende Straße die leicht zu vertheidigen ist zu bewachen. Sollte der Feind von Sedan über Bouillon nach der Eifel vordringen, so bin ich dafür, daß man ihm die Ardennen und Eifelgebirge überlasse und in Vereinigung mit der Wellingtonschen Armee sofort in Frankreich eindringe. Sollte H. v. Wellington aber nicht hierauf sich einlassen, so können wir solange warten, bis der Feind über die Maas geht um uns eine Schlacht zu liefern, die wir dann annehmen können, oder sollte er, ohne uns am linken Ufer der Maas aufzusuchen, gegen den Rhein vordringen, so müssen wir ihn so weit vorrücken lassen, bis er näher dem Rhein ist, um sodann über die Maas zu gehen, und ihm eine Schlacht unter ihm nachtheiligen Umständen zu liefern. Dies wäre unser Entwurf zum Feldzug, im Fall wir über die Ardennen her den Feind zu erwarten hätten.

Da wir uns denn doch jeden Augenblick auf einen feindlichen Angriff gefaßt halten müssen, so habe ich mir nicht erlauben können, die Huldigung der eroberten Länder abzunehmen, sondern den General von Dobschütz hiezu beauftragt. Ew. Excellenz wollen meine Rechtfertigung hierüber übernehmen.

Gott befohlen.

Gneisenau.

Boyen an Gneisenau.

Wien, den 12. (?) Mai, Mittags 3 Uhr.

Vor ungefähr 3 Stunden sind Ihre Schreiben hier angekommen und ich habe diese Zeit in peinlichem Hin- und Hergehen zwischen dem Könige und dem Staatskanzler zugebracht. Da die Abreise eines Couriers an den General Kleist schon bestimmt war, so benutze ich diese Gelegenheit Ihnen, mein hochverehrter Freund, wenigstens Folgendes vorläufig mitzutheilen.

Der König ist mit allen von dem Feldmarschall in Hinsicht der sächsischen Angelegenheit getroffenen Anordnungen, namentlich auch mit der wegen des Major Bünau und der übrigen zu uns gekommenen Officiere vollkommen einverstanden. Er war uns aber sehr in gutem Sinne böse,

daß der Feldmarschall und Sie sich der Möglichkeit einer Gefahr ausgesetzt hätten und freute sich, daß Ihnen kein Unfall begegnet sei.

Mit unserer Politik steht es nicht gut; man hat, besorge ich, durch den langen Aufenthalt zu tief in unser Inneres gesehen und das wollen einige Leute nicht glauben.

Die feierlich bestätigte Angelegenheit Sachsens liegt nun unter kleinlichen Formen vielleicht absichtlich vergraben und es fehlen die Mittel dies zu beschleunigen.

Der Congreß hat sich hier unter Formen gebeugt, die ebenso wider den Geist der Zeit als die Stimmung des Volkes sind.

Mein hiesiger Aufenthalt hat mich sehr trübe gestimmt.

Gott erhalte Sie, mein hochverehrter Freund.

v. Boyen.

Boyen an Gneisenau.

Den 18. May 1815.

So wie die Corpsbefehlshaber nun einmal eingetheilt sind, scheint es, daß man alles aufbieten müsse, um Kleist sobald als möglich in's Feld zu bringen; würden Sie es nicht angemessen finden, wenn Bülow hauptsächlich zu Belagerungen gebraucht würde, hier würden sich die Collisionen am ersten vermeiden lassen und wenn einmal in der Nähe eine Schlacht vorfällt, so kann man ihn doch ohne Bedenken heranziehen, da es dann nur ein Paar Tage sind.

Das beinahe unbegreifliche Benehmen des General Borstell ist denn doch so stark, daß es den vollkommenen Unwillen des Königs erregt hat. Dem General Hirschfeld ist nebst einem Mitgliede die Untersuchung übertragen und Borstell bleibt in Magdeburg, bis kriegsrechtlich über ihn erkannt ist.

Der König will nun darauf herreingehen, daß Kleist das Commando des durch Borstell erledigten Corps bekommt, zugleich aber das der deutschen Truppen beibehält. Dadurch würde dieses Corps bedeutend größer, wie die übrigen; aber es hat auch das gute, daß die deutschen Truppen mehr mit den andern gemischt werden und daß dem Mangel an Train x. abgeholfen wird.

An die Stelle der Infanterie-Regimenter, welche nach dem ersten Plan aus Sachsen errichtet werden sollten, will der König jetzt aus Landwehr Regimenter in der Art errichten, daß die einzelnen Compagnien ausgewählt und zusammenstoßen sollen; doch wird er erst Ihre Ansicht abwarten und besonders was mit den Sachsen zu machen ist.

Der Tractat mit Sachsen soll heute unterzeichnet werden, nachdem die dortigen Vorfälle die Diplomaten ein wenig ergriffen haben. Der König von Sachsen, dessen Namen heute schon unter einer Congreßerklärung contra Napoleon prangt, hat den General Lecoq herberufen, der, wie man glaubt, die ihm bleibenden Truppen befehligen soll. Mit Polen ist die Sache jetzt auch im Reinen und ich hoffe, daß in Zeit von 10 Tagen Posen durch den General Thümen besetzt sein wird. Die übrigen deutschen Angelegenheiten bleiben unausgemacht.

York hat zum zweiten Male den Abschied gefordert.

In Italien gehen die Sachen recht gut; Murat hat nach einem ihm

nachtheiligen Gefecht bei Macerata den einzigen ihm noch offenen Weg längs der Küste eingeschlagen. Es ist aber wahrscheinlich, daß die Oesterreicher früher als er in Neapel einrücken werden.

An Hardenberg.

Namur, den 25. Mai 1815.

Wir sind hier in solcher Geldverlegenheit, daß der Feldmarschall, wie einst Albuberque in Indien, beinahe seinen Bart hätte verpfänden müssen, um welches zu erhalten. Durch Vermittelung des Gen.-Gouverneur Gruner haben wir daher von Kaufleuten des Herzogthums Berg 50,000 L. St. Wechsel erhalten und dafür welche auf London an Baron Jacobi, in zwei Monaten zahlbar, gegeben. Sollten die Wechsel in London protestirt werden, so haben wir immer so viel Zeit gewonnen und dem Finanzminister ebenso viel gegeben, um auf andere Weise Rath zu schaffen. Ich bin hier nicht der Meinung die Schuld unsers Geldmangels auf den Finanzminister zu werfen, denn wir haben von ihm Anweisungen zum Betrag von mehr als einer Million in Händen, die, wenn sie versilbert wären, unsere Bedürfnisse decken würden, allein die Cassen, worauf die Anweisungen lauten, sind erschöpft und somit jene ohne Werth. Ew. Durchlaucht wollen daher das von uns ergriffene Mittel genehmigen.

Gneisenau.

An General von Dörnberg.

Namur, den 25. Mai 1815.

Leider sind mir auch von anderen Seiten Klagen über das Betragen der Truppen zugekommen, mein theurer Freund, und es ist von Seiten des Feldmarschalls der Befehl gegeben worden, daß strenge Disciplin gehalten werde. Aber hierin liegt es nicht allein, sondern die Quelle des Uebels ist viel tiefer. Der König der Niederlande nämlich hat, damit wir zum Schutze seiner Staaten herbeirückten, die Verpflichtung übernommen, uns zu verpflegen.

Dieses könnte geschehen, entweder durch Requisitionen über das ganze Land, und bezahlt nach einem billigen Maßstab, oder durch Lieferanten. Jenes Mittel wurde nicht ergriffen und dieses nur auf eine unvollkommene Weise, man schafft nämlich nur wenige Lebensmittel herbei und giebt den damit Beauftragten nur einige hunderttausend Franken in die Hände. Die Truppen kommen dadurch in Mangel und werden dann an die Gemeinden gewiesen. Diese sind dann nicht im Stand zu leisten, was ihnen auferlegt ist, und der Soldat fordert mit Ungestüm, was er zu fordern sich berechtigt glaubt. Mehrere Einwohner sind schon ausgewandert, und noch mehrere werden dies thun, wenn dieser Zustand noch lange dauert. Der König der Niederlande häuft unterdessen Schätze an und kümmert sich wenig um seine armen Unterthanen. Seine Feindseligkeit gegen Preußen macht, daß er in alles üblen Willen legt, dessen seine in französischen Grundsätzen und Gesinnungen bereits bewährten Minister ohnedies genug haben. So verbittern sich die Verhältnisse mit jedem Tage mehr, und der Aufschub der Feindseligkeiten bringt mehr Schaden als es eine verlorne Schlacht könnte, wenn man einig wäre.

Nächsten Sonntag wird der Feldmarschall nach Brüssel sich begeben; am Montag wird wahrscheinlich eine Musterung über die englische Cavallerie sein. Wären doch Ihre militairischen Verhältnisse der Art, daß Sie sich nach Brüssel ebenfalls begeben könnten, damit mir die Freude zu Theil würde, Sie wieder zu sehen und zu sprechen. Gott erhalte Sie und gedenken Sie meiner mit Wohlwollen.

Ihr treuergebener

N. v. Gneisenau.

An Gibsone.

Namur, den 4. Juni 1815.

Sie haben mich, mein theurer Freund, in Verlegenheit gesetzt, indem Sie mir einen jungen Mann zusenden, über dessen

Schicksal ich entscheiden soll. Der junge Mann nimmt alsbald so sehr für sich ein, daß eine solche Entscheidung schwer bei ihm wird. Da er indessen und sein Gefährte Rogge eine eigne Wahl nicht treffen, sondern auf die Meinige es ankommen lassen wollten, so rieth ich ihnen in das brandenburgische Husaren Regiment einzutreten, bei welchem mein Sohn als Unterofficier steht. Dies haben sie angenommen, und ich habe heute sogleich die Einleitung dazu getroffen, daß sie als Freiwillige in das Regiment selbst, nämlich als Husaren und nicht als freiwillige Jäger, dort sich einstellen können. Es ist dies ein vortreffliches Regiment, das durch Tapferkeit, Disciplin und guten Ton sich auszeichnet. Die jungen Leute besorgen nun hier ihre Ausrüstung, damit sie in kurzer Zeit zu ihrer neuen Bestimmung abgehen können. Ich habe dem jungen Maclean aufgegeben, mit allen seinen etwaigen Wünschen stets an mich sich zu wenden und meiner Unterstützung gewärtig zu sein. Aber, mein theurer Freund, Sie haben mich wirklich durch diesen Auftrag beunruhigt, denn wenn dem jungen Mann ein Unglück in der von mir ihm angewiesenen Stelle zustößt, so muß ich mich als die Veranlassung dazu betrachten. Grüßen Sie von mir dessen Eltern.

Ihr Schreiben, dessen Sie erwähnen, habe ich erhalten. Die Anfrage über Soissons will ich sogleich beantworten.

Als wir Bonaparte von der großen Armee ab, und hinter uns her gegen die Aisne gezogen hatten, so war Soissons noch in feindlichen Händen. Die Vereinigung mit den Armeekorps von Bülow und Winzingerode sollte an der Aisne erfolgen. Wir hatten dazu die Straße über Fismes, und konnten uns von da über die Aisne-Brücke von Bery au bac begeben oder uns auf die Straße von Rheims gegen Chalons sur Marne wenden, und jene beiden Corps hinter uns herziehen. Die Stellung von Fismes bot ebenfalls die Gelegenheit dar, eine Schlacht anzunehmen, die, ihrer Vortrefflichkeit wegen, nicht zweifelhaft gewesen wäre. So standen die Sachen, als wir in unserm Hauptquartier, Oulchy la ville,

des Morgens den Bericht erhielten, der Commandant von Soissons wolle kapituliren. Dies war wohl sehr unerwartet, aber nicht weniger angenehm, indem wir durch den Besitz von Soissons, einen auch zwei Märsche zur Vereinigung uns ersparten. Der vorher bereits angeordnete Marsch ward angetreten und wir waren auf beide Fälle, auf den Marsch nach Fismes, oder den nach Soissons gefaßt als unterwegs die Nachricht von der Uebergabe letzterer Stadt anlangte, wo wir dann Abends anlangten und die Vereinigung bewirkt ward. Erst den dritten Tag zeigte sich der Feind. Aus diesem ergiebt sich, daß weder die Feigheit des Commandanten noch die Wohlredenheit des Hauptmann Martens unsere Armee hat retten dürfen, und daß sie die Freiheit hatte, hinter die Aisne, oder hinter den Vesle, oder über Chalons hinter die Marne zu gehen, oder selbst — das härteste von allen — bei der großen Armee Schutz zu suchen, wenn sie solchen nicht selbst sich gewähren konnte. Das was damals gedruckt ward, ist die Wirkung der Eitelkeit, von der zuweilen die Militairpersonen eben so wenig frei sind, als die schönen Weiber.

Müffling an Gneisenau.

Brüssel, 5. Juni 1815.

Euer Excellenz werden aus dem anliegenden Rapport ersehen wie sich der Herzog Wellington im Betreff unserer ersten Operationen geäußert hat. Die Karte lag vor uns als ich ihm sagte daß der Feldmarschall die Belagerung von Maubeuge übernehmen wolle. Ich glaube, er hatte dies nicht erwartet und was ich ihm neulich über diesen Gegenstand sagte nicht für Ernst genommen. Er gab mir dies zu verstehen, indem er selbst eingesehen hätte, daß die Maasfestungen für uns ein größeres Interesse hätten. Allerdings ist dem so, erwiderte ich ihm, allein wir sind gewohnt das Allgemeine in's Auge zu nehmen und dem Allgemeinen alle Opfer zu bringen. Wir könnten ohne Schwierigkeit uns ein eignes Kriegstheater an der Maas bilden und die Belagerungen von Givet und Philippeville unternehmen, aber was würde dann Ihre Armee leisten können? Sie verlören sich zwischen allen den französischen Festungen und könnten keine Belagerung gehörig decken. Durch unsere vereinten Mittel brechen wir ein großes Loch in diese Festungsmauer und wirken auf den großen Zweck des Krieges.

Der Herzog stimmte mir vollkommen bei und sagte mir die schönsten Sachen über den Geist der alle unsere Schritte bezeichne.

Boyen an Gneisenau.

Berlin, den 7. Juni 1875.

— — Ribbentropp I. wird, hoffe ich, die Stelle eines Generalintendanten bekommen können; die Verlegung des Ministeriums an den Rhein wird wahrscheinlich nicht durchgehen, da die andern Branchen nicht wollen, und allein wäre das Kriegsministerium von allen Hülfsbehörden getrennt. — Ich bin bei diesem Uebelstande nun auf folgende Idee gekommen. Schöler wünscht den Krieg mitzumachen und es ist auch nothwendig; ich will dem Könige vorschlagen, daß er nach dem Hauptquartier des Feldmarschalls als Mitglied des Kriegsministeriums und mit der Vollmacht geschickt wird in dringenden Fällen über die disponiblen Streitmittel in den rückwärts liegenden Provinzen zum Ersatz unserer Armee zu disponiren. Sie können dann mündlich abmachen, wodurch schriftlich Zeit verloren geht und er kann Sie dagegen immer in der Uebersicht dessen erhalten, was wirklich da ist. Ich weiß wenigstens keinen andern Ausweg, wenn ich beim Könige bin und das Ministerium in Berlin ist; auch ist für außerordentliche Fälle doch immer ein guter Officier mehr zur Disposition.

Die Besetzung des Großherzogthums Posen ist im ganzen gut von Statten gegangen und die Leute wollen sich auch dort ein wenig in's Zeug werfen. General Thümen hat sich sehr zweckmäßig benommen; mir gefällt in diesem Augenblicke Sachsen weniger wie Posen, indeß man muß doch auch diese Letzteren scharf im Auge behalten, da sie ganz sichtbar hin und wieder in Communication mit Frankreich stehen. Würden Sie es nicht für zweckmäßig halten, wenn in der Nähe Ihres Hauptquartiers eine preußische Feldzeitung mit einiger Rücksicht auf Norddeutschland geschrieben würde? Ich glaube, dies ließe sich nützlich machen.

An — (?)

(Concept.)

— — Sie kennen meinen Feldzugsplan. Dieser war auf größere Schnelligkeit der Verbündeten berechnet. Nun man dem Feind so viele Zeit gelassen hat, seine Rüstungen mehr zu vervollständigen und da dessen Entwürfe mehr sich entwickeln, so muß auch ich meinen Feldzugsplan abändern und zwar folgender Gestalt:

Es ist wahrscheinlich, daß der Feind an der Grenze unmittelbar einen hartnäckigen Widerstand nicht leisten wird. Er wird fechtend bis Laon, Chalons s. M., Troyes zurückgehen, den Partisankrieg in unseren Rücken erregen, und dann gegen eine oder die andere unserer Armeen seine sämmtlichen Kräfte vereinigen.

Man muß demnach ohne Uebereilung vorgehen, die sämmtlichen Armeen des Saumes der reichen Länder, die östlich und

Nach diesem Vorfall ging mein Bestreben nur dahin, die Dinge so zu leiten, daß sie, die Sachsen keinen Theil an dem Kriege nehmen durften, was mir auch gelang. — —

Generallieutenant von Zieten an Gneisenau.

Charleroi, den 9. May 1815.

Es ist sonderbar, daß die an Frankreich von den Niederlanden abgetretenen Provinzen mehr Anhänglichkeit an das Brüsseler Gouvernement zeigen, als die hiesigen. Am meisten ist das Militär in der Gesinnung zurück; es ist ganz bekannt und von General Dörnberg officiell angezeigt worden, daß Belgische Regimenter vive Napoléon gerufen haben. Trotzdem trifft man darin keine Aenderung. Die Denkungsart der meisten höheren Beamten, der Minister und Generäle ist bekannt. Der schwache König von Holland trifft keine Gegenanstalten. Ich gestehe, daß ich von der Seite nicht auf kräftige Maßregeln für die gute Sache rechne.

Ich höre als ein Gerede, daß Sächsische Regimenter zu den Preußischen Armeecorps stoßen sollen. Obzwar es mir nicht obliegt, darüber zu urtheilen, noch weniger über einen Gegenstand, der mir nur als Sage bekannt geworden, so bitte ich dennoch Euer Excellenz bei der mir gewogenst gegebenen Erlaubniß, Hochdenselben meine Ideen vorlegen zu dürfen, es einer Aufmerksamkeit werth zu halten, daß das 1te Armee-Corps jetzt den belgischen Truppen ganz nahe ist, daß die Stimmung, die bei diesen herrscht, durch die der Sächsischen Truppen erheblich befördert wird und endlich, daß auch in dem Armee-Corps noch 6 Regimenter sind (4 von der Westphälischen Landwehr, 2 Bergische) die zwar bisjetzt den besten Geist zeigen, die aber wie Kinder behandelt werden müssen, bei denen das Böse gemeinhin mehr Eindruck als das Gute macht.

An Boyen.

Hanut, den 13. Mai 1815.

Die Conzentrirung des Feindes gegen Maubeuge ist in den letzten Tagen so entschieden geworden, daß der Feldmarschall für nöthig erachtet hat sein Hauptquartier den Truppen näher zu verlegen. Morgen werden wir nach Namur gehen. Die von dem Herzog von Feltre, General Clarke, unserm Gesandten bei Ludwig XVIII., dem Grafen Goltz gegebene, dem heutigen Bericht an S. Majestät beigelegte Benachrichtigung bestätigt die Wahrscheinlichkeit eines Angriffs gegen uns insbesondere, wenn anders derselbe jetzt schon Statt finden dürfte. Es schien daher, um auf alle Ereignisse gefaßt zu seyn, gerathen, das 4. Armeekorps eben

falls auf das linke Maasufer übergehen zu lassen und das 3. Armeekorps von Arlon nach Ciney heranzuziehen, um die von Givet auf Lüttich führende Straße die leicht zu vertheidigen ist zu bewachen. Sollte der Feind von Sedan über Bouillon nach der Eifel vordringen, so bin ich dafür, daß man ihm die Ardennen und Eifelgebirge überlasse und in Vereinigung mit der Wellingtonschen Armee sofort in Frankreich eindringe. Sollte H. v. Wellington aber nicht hierauf sich einlassen, so können wir solange warten, bis der Feind über die Maas geht um uns eine Schlacht zu liefern, die wir dann annehmen können, oder sollte er, ohne uns am linken Ufer der Maas aufzusuchen, gegen den Rhein vordringen, so müssen wir ihn so weit vorrücken lassen, bis er näher dem Rhein ist, um sodann über die Maas zu gehen, und ihm eine Schlacht unter ihm nachtheiligen Umständen zu liefern. Dies wäre unser Entwurf zum Feldzug, im Fall wir über die Ardennen her den Feind zu erwarten hätten.

Da wir uns denn doch jeden Augenblick auf einen feindlichen Angriff gefaßt halten müssen, so habe ich mir nicht erlauben können, die Huldigung der eroberten Länder abzunehmen, sondern den General von Dobschütz hiezu beauftragt. Ew. Excellenz wollen meine Rechtfertigung hierüber übernehmen.

Gott befohlen.

Gneisenau.

Boyen an Gneisenau.

Wien, den 12. (?) Mai, Mittags 3 Uhr.

Vor ungefähr 3 Stunden sind Ihre Schreiben hier angekommen und ich habe diese Zeit in peinlichem Hin- und Hergehen zwischen dem Könige und dem Staatskanzler zugebracht. Da die Abreise eines Couriers an den General Kleist schon bestimmt war, so benutze ich diese Gelegenheit Ihnen, mein hochverehrter Freund, wenigstens Folgendes vorläufig mitzutheilen.

Der König ist mit allen von dem Feldmarschall in Hinsicht der sächsischen Angelegenheit getroffenen Anordnungen, namentlich auch mit der wegen des Major Bünau und der übrigen zu uns gekommenen Officiere vollkommen einverstanden. Er war uns aber sehr in gutem Sinne böse,

daß der Feldmarschall und Sie sich der Möglichkeit einer Gefahr ausgesetzt hätten und freute sich, daß Ihnen kein Unfall begegnet sei.

Mit unserer Politik steht es nicht gut; man hat, besorge ich, durch den langen Aufenthalt zu tief in unser Inneres gesehen und das wollen einige Leute nicht glauben.

Die feierlich bestätigte Angelegenheit Sachsens liegt nun unter kleinlichen Formen vielleicht absichtlich vergraben und es fehlen die Mittel dies zu beschleunigen.

Der Congreß hat sich hier unter Formen gebeugt, die ebenso wider den Geist der Zeit als die Stimmung des Volkes sind.

Mein hiesiger Aufenthalt hat mich sehr trübe gestimmt.

Gott erhalte Sie, mein hochverehrter Freund.

v. Boyen.

Boyen an Gneisenau.

Den 18. May 1815.

So wie die Corpsbefehlshaber nun einmal eingetheilt sind, scheint es, daß man alles aufbieten müsse, um Kleist sobald als möglich in's Feld zu bringen; würden Sie es nicht angemessen finden, wenn Bülow hauptsächlich zu Belagerungen gebraucht würde, hier würden sich die Collisionen am ersten vermeiden lassen und wenn einmal in der Nähe eine Schlacht vorfällt, so kann man ihn doch ohne Bedenken heranziehen, da es dann nur ein Paar Tage sind.

Das beinahe unbegreifliche Benehmen des General Borstell ist denn doch so stark, daß es den vollkommenen Unwillen des Königs erregt hat. Dem General Hirschfeld ist nebst einem Mitgliede die Untersuchung übertragen und Borstell bleibt in Magdeburg, bis kriegsrechtlich über ihn erkannt ist.

Der König will nun darauf herreingehen, daß Kleist das Commando des durch Borstell erledigten Corps bekommt, zugleich aber das der deutschen Truppen beibehält. Dadurch würde dieses Corps bedeutend größer, wie die übrigen; aber es hat auch das gute, daß die deutschen Truppen mehr mit den andern gemischt werden und daß dem Mangel an Train ꝛc. abgeholfen wird.

An die Stelle der Infanterie-Regimenter, welche nach dem ersten Plan aus Sachsen errichtet werden sollten, will der König jetzt aus Landwehr Regimenter in der Art errichten, daß die einzelnen Compagnien ausgewählt und zusammenstoßen sollen; doch wird er erst Ihre Ansicht abwarten und besonders was mit den Sachsen zu machen ist.

Der Tractat mit Sachsen soll heute unterzeichnet werden, nachdem die dortigen Vorfälle die Diplomaten ein wenig ergriffen haben. Der König von Sachsen, dessen Namen heute schon unter einer Congreßerklärung contra Napoleon prangt, hat den General Lecoq herberufen, der, wie man glaubt, die ihm bleibenden Truppen befehligen soll. Mit Polen ist die Sache jetzt auch im Reinen und ich hoffe, daß in Zeit von 10 Tagen Posen durch den General Thümen besetzt sein wird. Die übrigen deutschen Angelegenheiten bleiben unausgemacht.

York hat zum zweiten Male den Abschied gefordert.

In Italien gehen die Sachen recht gut; Murat hat nach einem ihm

nachtheiligen Gefecht bei Macerata den einzigen ihm noch offenen Weg längs der Küste eingeschlagen. Es ist aber wahrscheinlich, daß die Oesterreicher früher als er in Neapel einrücken werden.

An Hardenberg.

Namur, den 25. Mai 1815.

Wir sind hier in solcher Geldverlegenheit, daß der Feldmarschall, wie einst Albuberque in Indien, beinahe seinen Bart hätte verpfänden müssen, um welches zu erhalten. Durch Vermittelung des Gen.-Gouverneur Gruner haben wir daher von Kaufleuten des Herzogthums Berg 50,000 L. St. Wechsel erhalten und dafür welche auf London an Baron Jacobi, in zwei Monaten zahlbar, gegeben. Sollten die Wechsel in London protestirt werden, so haben wir immer so viel Zeit gewonnen und dem Finanzminister ebenso viel gegeben, um auf andere Weise Rath zu schaffen. Ich bin hier nicht der Meinung die Schuld unsers Geldmangels auf den Finanzminister zu werfen, denn wir haben von ihm Anweisungen zum Betrag von mehr als einer Million in Händen, die, wenn sie versilbert wären, unsere Bedürfnisse decken würden, allein die Cassen, worauf die Anweisungen lauten, sind erschöpft und somit jene ohne Werth. Ew. Durchlaucht wollen daher das von uns ergriffene Mittel genehmigen.

Gneisenau.

An General von Dörnberg.

Namur, den 25. Mai 1815.

Leider sind mir auch von anderen Seiten Klagen über das Betragen der Truppen zugekommen, mein theurer Freund, und es ist von Seiten des Feldmarschalls der Befehl gegeben worden, daß strenge Disciplin gehalten werde. Aber hierin liegt es nicht allein, sondern die Quelle des Uebels ist viel tiefer. Der König der Niederlande nämlich hat, damit wir zum Schutze seiner Staaten herbeirückten, die Verpflichtung übernommen, uns zu verpflegen.

Dieses könnte geschehen, entweder durch Requisitionen über das ganze Land, und bezahlt nach einem billigen Maßstab, oder durch Lieferanten. Jenes Mittel wurde nicht ergriffen und dieses nur auf eine unvollkommene Weise, man schafft nämlich nur wenige Lebensmittel herbei und giebt den damit Beauftragten nur einige hunderttausend Franken in die Hände. Die Truppen kommen dadurch in Mangel und werden dann an die Gemeinden gewiesen. Diese sind dann nicht im Stand zu leisten, was ihnen auferlegt ist, und der Soldat fordert mit Ungestüm, was er zu fordern sich berechtigt glaubt. Mehrere Einwohner sind schon ausgewandert, und noch mehrere werden dies thun, wenn dieser Zustand noch lange dauert. Der König der Niederlande häuft unterdessen Schätze an und kümmert sich wenig um seine armen Unterthanen. Seine Feindseligkeit gegen Preußen macht, daß er in alles üblen Willen legt, dessen seine in französischen Grundsätzen und Gesinnungen bereits bewährten Minister ohnedies genug haben. So verbittern sich die Verhältnisse mit jedem Tage mehr, und der Aufschub der Feindseligkeiten bringt mehr Schaden als es eine verlorne Schlacht könnte, wenn man einig wäre.

Nächsten Sonntag wird der Feldmarschall nach Brüssel sich begeben; am Montag wird wahrscheinlich eine Musterung über die englische Cavallerie sein. Wären doch Ihre militairischen Verhältnisse der Art, daß Sie sich nach Brüssel ebenfalls begeben könnten, damit mir die Freude zu Theil würde, Sie wieder zu sehen und zu sprechen. Gott erhalte Sie und gedenken Sie meiner mit Wohlwollen.

Ihr treuergebener

N. v. Gneisenau.

An Gibsone.

Namur, den 4. Juni 1815.

Sie haben mich, mein theurer Freund, in Verlegenheit gesetzt, indem Sie mir einen jungen Mann zusenden, über dessen

Schicksal ich entscheiden soll. Der junge Mann nimmt alsbald so sehr für sich ein, daß eine solche Entscheidung schwer bei ihm wird. Da er indessen und sein Gefährte Rogge eine eigne Wahl nicht treffen, sondern auf die Meinige es ankommen lassen wollten, so rieth ich ihnen in das brandenburgische Husaren Regiment einzutreten, bei welchem mein Sohn als Unterofficier steht. Dies haben sie angenommen, und ich habe heute sogleich die Einleitung dazu getroffen, daß sie als Freiwillige in das Regiment selbst, nämlich als Husaren und nicht als freiwillige Jäger, dort sich einstellen können. Es ist dies ein vortreffliches Regiment, das durch Tapferkeit, Disciplin und guten Ton sich auszeichnet. Die jungen Leute besorgen nun hier ihre Ausrüstung, damit sie in kurzer Zeit zu ihrer neuen Bestimmung abgehen können. Ich habe dem jungen Maclean aufgegeben, mit allen seinen etwaigen Wünschen stets an mich sich zu wenden und meiner Unterstützung gewärtig zu sein. Aber, mein theurer Freund, Sie haben mich wirklich durch diesen Auftrag beunruhigt, denn wenn dem jungen Mann ein Unglück in der von mir ihm angewiesenen Stelle zustößt, so muß ich mich als die Veranlassung dazu betrachten. Grüßen Sie von mir dessen Eltern.

Ihr Schreiben, dessen Sie erwähnen, habe ich erhalten. Die Anfrage über Soissons will ich sogleich beantworten.

Als wir Bonaparte von der großen Armee ab, und hinter uns her gegen die Aisne gezogen hatten, so war Soissons noch in feindlichen Händen. Die Vereinigung mit den Armeekorps von Bülow und Winzingerode sollte an der Aisne erfolgen. Wir hatten dazu die Straße über Fismes, und konnten uns von da über die Aisne-Brücke von Bery au bac begeben oder uns auf die Straße von Rheims gegen Chalons fur Marne wenden, und jene beiden Corps hinter uns herziehen. Die Stellung von Fismes bot ebenfalls die Gelegenheit dar, eine Schlacht anzunehmen, die, ihrer Vortrefflichkeit wegen, nicht zweifelhaft gewesen wäre. So standen die Sachen, als wir in unserm Hauptquartier, Oulchy la ville,

des Morgens den Bericht erhielten, der Commandant von Soiſſons wolle kapituliren. Dies war wohl ſehr unerwartet, aber nicht weniger angenehm, indem wir durch den Beſitz von Soiſſons, einen auch zwei Märſche zur Vereinigung uns erſparten. Der vorher bereits angeordnete Marſch ward angetreten und wir waren auf beide Fälle, auf den Marſch nach Fismes, oder den nach Soiſſons gefaßt als unterwegs die Nachricht von der Uebergabe letzterer Stadt anlangte, wo wir dann Abends anlangten und die Vereinigung bewirkt ward. Erſt den dritten Tag zeigte ſich der Feind. Aus dieſem ergiebt ſich, daß weder die Feigheit des Commandanten noch die Wohlredenheit des Hauptmann Martens unſere Armee hat retten dürfen, und daß ſie die Freiheit hatte, hinter die Aisne, oder hinter den Veſle, oder über Chalons hinter die Marne zu gehen, oder ſelbſt — das härteſte von allen — bei der großen Armee Schutz zu ſuchen, wenn ſie ſolchen nicht ſelbſt ſich gewähren konnte. Das was damals gedruckt ward, iſt die Wirkung der Eitelkeit, von der zuweilen die Militairperſonen eben ſo wenig frei ſind, als die ſchönen Weiber.

Müffling an Gneiſenau.

Brüſſel, 5. Juni 1815.

Euer Excellenz werden aus dem anliegenden Rapport erſehen wie ſich der Herzog Wellington im Betreff unſerer erſten Operationen geäußert hat. Die Karte lag vor uns als ich ihm ſagte daß der Feldmarſchall die Belagerung von Maubeuge übernehmen wolle. Ich glaube, er hatte dies nicht erwartet und was ich ihm neulich über dieſen Gegenſtand ſagte nicht für Ernſt genommen. Er gab mir dies zu verſtehen, indem er ſelbſt eingeſehen hätte, daß die Maasfeſtungen für uns ein größeres Intereſſe hätten. Allerdings iſt dem ſo, erwiderte ich ihm, allein wir ſind gewohnt das Allgemeine in's Auge zu nehmen und dem Allgemeinen alle Opfer zu bringen. Wir könnten ohne Schwierigkeit uns ein eignes Kriegstheater an der Maas bilden und die Belagerungen von Givet und Philippeville unternehmen, aber was würde dann Ihre Armee leiſten können? Sie verlören ſich zwiſchen allen den franzöſiſchen Feſtungen und könnten keine Belagerung gehörig decken. Durch unſere vereinten Mittel brechen wir ein großes Loch in dieſe Feſtungsmauer und wirken auf den großen Zweck des Krieges.

Der Herzog ſtimmte mir vollkommen bei und ſagte mir die ſchönſten Sachen über den Geiſt der alle unſere Schritte bezeichne.

Boyen an Gneisenau.

Berlin, den 7. Juni 1875.

— — Ribbentropp I. wird, hoffe ich, die Stelle eines Generalintendanten bekommen können; die Verlegung des Ministeriums an den Rhein wird wahrscheinlich nicht durchgehen, da die andern Branchen nicht wollen, und allein wäre das Kriegsministerium von allen Hülfsbehörden getrennt. — Ich bin bei diesem Uebelstande nun auf folgende Idee gekommen. Schöler wünscht den Krieg mitzumachen und es ist auch nothwendig; ich will dem Könige vorschlagen, daß er nach dem Hauptquartier des Feldmarschalls als Mitglied des Kriegsministeriums und mit der Vollmacht geschickt wird in dringenden Fällen über die disponiblen Streitmittel in den rückwärts liegenden Provinzen zum Ersatz unserer Armee zu disponiren. Sie können dann mündlich abmachen, wodurch schriftlich Zeit verloren geht und er kann Sie dagegen immer in der Uebersicht dessen erhalten, was wirklich da ist. Ich weiß wenigstens keinen andern Ausweg, wenn ich beim Könige bin und das Ministerium in Berlin ist; auch ist für außerordentliche Fälle doch immer ein guter Officier mehr zur Disposition.

Die Besetzung des Großherzogthums Posen ist im ganzen gut von Statten gegangen und die Leute wollen sich auch dort ein wenig in's Zeug werfen. General Thümen hat sich sehr zweckmäßig benommen; mir gefällt in diesem Augenblicke Sachsen weniger wie Posen, indeß man muß doch auch diese Letzteren scharf im Auge behalten, da sie ganz sichtbar hin und wieder in Communication mit Frankreich stehen. Würden Sie es nicht für zweckmäßig halten, wenn in der Nähe Ihres Hauptquartiers eine preußische Feldzeitung mit einiger Rücksicht auf Norddeutschland geschrieben würde? Ich glaube, dies ließe sich nützlich machen.

An — (?)

(Concept.)

— — Sie kennen meinen Feldzugsplan. Dieser war auf größere Schnelligkeit der Verbündeten berechnet. Nun man dem Feind so viele Zeit gelassen hat, seine Rüstungen mehr zu vervollständigen und da dessen Entwürfe mehr sich entwickeln, so muß auch ich meinen Feldzugsplan abändern und zwar folgender Gestalt:

Es ist wahrscheinlich, daß der Feind an der Grenze unmittelbar einen hartnäckigen Widerstand nicht leisten wird. Er wird fechtend bis Laon, Chalons s. M., Troyes zurückgehen, den Partisankrieg in unseren Rücken erregen, und dann gegen eine oder die andere unserer Armeen seine sämmtlichen Kräfte vereinigen.

Man muß demnach ohne Uebereilung vorgehen, die sämmtlichen Armeen des Saumes der reichen Länder, die östlich und

südlich der obengenannten Städte liegen, sich bemächtigen, ihre Reserven die Belagerung von festen Plätzen machen, zwischen diesen und den vorgedrungenen Armeen müssen Stellungen vorbereitet, andere wichtige Punkte befestigt werden, und in der Nähe der genannten Städte angelangt, muß man sich nicht übereilen, weiter vorzugehen. Wir ernähren und besolden die Truppen aus dem eroberten Flächenraum, und müssen dann suchen den Aufruhr im Süden und in der Vendée weiter anzufachen. Bonaparte kann dann mit seiner Armee auf einem geringen Flächenraum zusammengedrängt, einen solchen gespannten Zustand nicht aushalten, und ist gezwungen, die Schlacht zu suchen, die eine jede Armee nur da annehmen muß, wo das Terrain ihr günstig ist, zu welchem Zweck man lieber um einige Märsche zurückgehen muß. Eine Niederlage Bonaparte's, selbst nur eine halbe, muß dann das Signal zu einem allgemeinen Hurrah! auf Paris sein, das man in der ersten Verwirrung vielleicht erobert, wo nicht, so muß dasselbe Verfahren von neuem beobachtet werden, und ist für die Versorgung mit Lebensmitteln in Paris nicht sehr gut gesorgt, so darf man erwarten, daß es durch Vertrag in unsere Hände fallen werde.

Man hüte hiebei sich nur, die Bewegung einer jeden Armee durch die der anderen bestimmen zu wollen. Verwickelungen und Unentschlossenheit werden die unvermeidlichen Folgen einer solchen Anordnung. Große Massen zusammen zu halten ist hier nothwendiges Gesetz.

So wünschenswerth eine schnelle Entscheidung des Krieges unter so manchen Gesichtspunkten auch ist, so muß doch diesem Zweck nicht das Schicksal des Krieges geopfert oder auch nur in Gefahr gestellt werden, und es ist besser, den Krieg eine Zeit lang altsystematisch zu führen, und durch Bezwingung mehrerer Festungen uns für den Krieg und Frieden zugleich zu sichern. Andere Umstände geboten in letzterem Kriege ein Anderes, aber man muß seine Entwürfe nach jenen ändern, und nicht immer dasselbe thun

wollen. Damals hätte man sogleich nach der Schlacht von Leipzig mit Hurrah! auf Paris losgehen sollen, und man that es leider nicht, sondern erlaubte dem Feind, Kräfte zu sammeln, die uns beinah gefährlich werden wollten. Jetzt möchte vielleicht mancher dasselbe rathen, aber Bonaparte hat jetzt 200,000 Mann Feldtruppen, die einer oder der anderen Armee gefährlich werden könnten, die nicht vorsichtig vorgeht. Darum muß man ihn langsam einzuschnüren suchen, gleichsam durch Laufgräben und Zickzacks mit Parallelen. Der allgemeine Sturm muß nur dann geschehen, wenn er einen Ausfall gewagt und zurückgetrieben ist. Paris ist die Citadelle, die vielleicht im ersten Sturm in unsere Hände geräth, vielleicht auch erst durch einen abgesonderten Angriff, oder durch Erschöpfung ihrer Mittel, oder durch Hunger bezwungen wird.

Müffling an Gneisenau.

Brüssel, den 11. Juni 1815.

Auf die von mir dem Herrn Herzog Wellington vorgelegten Nachrichten des Generals Ziethen, sagte mir der Herr Herzog, er habe sichere Anzeigen, daß Napoleon noch am 7. Juni in Paris gewesen sei.

Auch ergiebt sich dies aus dem Moniteur vom 7. Juni.

Beiliegende Nachrichten sind mir von dem Herrn Herzog übergeben, um sie Seiner Durchlaucht dem Fürsten Blücher von Wahlstadt mitzutheilen; sie sind wichtig in Hinsicht der Quelle und als Bestätigung, daß die Kräfte Napoleons nicht so übermäßig sind.

Nach allem, was uns bis jetzt über die Maaßregeln Napoleon's zugekommen ist, glaube ich annehmen zu müssen, daß er nicht zuerst angreifen wird, aber vielleicht in demselben Augenblick, als er die Nachrichten von Eröffnung der Feindseligkeiten am Oberrhein erhält, sein Glück gegen uns versucht, da er alsdann noch immer Zeit behält (wenn seine Unternehmung gegen uns glücken sollte) sich der großen Armee entgegen zu setzen.

Ist dies jedoch nicht sein Plan, so hat er wahrscheinlich von Laon einen Marsch gegen den Oberrhein bereitet und fällt auf den Fürsten Schwarzenberg mit allem was er entbehren kann.

Ich halte es deshalb für wichtig, daß jemand nach Rheims oder, wo möglich, gar nach Laon gesendet wird, der daselbst bleibt, bis die Feindseligkeiten angefangen haben und Bonaparte eine Partie ergriffen hat.

Mittags.

Herzog Wellington sagte mir noch vor einer Stunde, als ich mit ihm von den Operationen sprach, er sehe einem Angriff Napoleons mit der größten Ruhe entgegen, da er mit seinen Anstalten sowohl als wir fertig sei. Ich erwiederte ihm, nach meiner Ansicht gäbe es jetzt für die

Coaliton keine glücklichere Begebenheit, als wenn Napoleon uns angriffe. Der Herzog trat meinen Gründen völlig bei und theilt meine Ansicht, daß wir bis an die Aisne keine bedeutende Affaire haben werden — wenn wir die Franzosen nicht überraschen.

An Hardenberg.

(Veröffentl. d. M. Lehmann. Histor. Z. 1877 S. 276 ff.).

Namur, den 12. Juni 1815.

Ew. Durchlaucht wollen geruhen, das was die folgenden Zeilen enthalten, als eine bloße Privatmittheilung und nicht als einen offiziellen Bericht anzusehen, da der Gegenstand derselben von einer zu zarten Natur ist, als daß ich mir erlauben könnte, ein Aktenstück damit zu füllen, und selbiger dennoch zur Kenntniß von Ew. Durchlaucht gebracht werden muß.

Der König der Niederlande ist als ein heftiger Feind Preußens zu betrachten. Seinen Haß gegen den König, unsern Herrn, trägt er auch auf uns, seine Diener über, und trotz allen gezwungenen Höflichkeitsformen bricht dieser bei der mindesten Veranlassung aus.

Die Verpflegung unserer Armee hier bietet hiezu häufige Gelegenheiten dar. Oft sind, wie ich vermuthe durch absichtliche Stockungen, die Truppen ohne Lebensmittel und diese dann genöthigt, ihre Verpflegung von den Bequartirten zu fordern, wodurch Bedrückungen des armen Unterthanen entstehen.

Als ich den interimistischen Befehl über die Truppen hier übernahm und der König der Niederlande sowohl als der Herzog von Wellington unsere Hülfe verlangten, willigte ich nicht eher darein, bis nicht der König sowohl als der Herzog unsere Verpflegung uns zugesagt hatten. Es war meine Pflicht dem König unserm Herrn diese Ersparniß zu machen, und ich benutzte gern die günstige Gelegenheit.

Jetzt, wo die Gefahr eines feindlichen Angriffs fast verschwunden ist, fällt es dem kargen König, der durch unterlassene Rüstungen ansehnliche Schätze gespart hat, empfindlich, unsere

Truppen zu ernähren, und er hat schon Versuche gemacht, davon sich zu entbinden; ja er ging hierin so weit, daß er sich nicht entblödete, zu leugnen, er habe jemals es übernommen, unsere Truppen zu verpflegen. Hiegegen spricht aber das Zeugniß des Generals von Roeder, das des Gesandten von Brockhausen und endlich das des Herzogs von Wellington, gegen den er, zur Zeit unserer Verhandlungen über Hülfeleistung und Verpflegung, geäußert hatte: es falle ihm zwar hart, uns zu ernähren, indessen sei es doch besser, Preußen zu ernähren als Franzosen. Auch habe ich nicht eher die Hülfeleistung zugesagt, bevor nicht der Herzog von Wellington die Bürgschaft über die Verpflegung übernommen hatte. Denn aus einem früheren Vorgang noch aus der Zeit der Untersuchungs-Kommission her ist mir bewußt, wie wenig der König der Niederlande Anstand nimmt etwas abzuleugnen.

Wenn daher dieser Herr auf diplomatischem Wege und auf die Rayonsbestimmungen zu Wien sich gründend eine Vergütigung der uns geleisteten Verpflegung unterhandeln wollte, so kann aus den hiesigen Verhandlungen dargethan werden, daß ihm solche nicht gebühre, und ich habe stets alle derlei Anträge abgewiesen, so wie einen, der mir vor wenigen Tagen wurde: nämlich unsere Armee aus den Magazinen von Maestricht und Venloo zu verpflegen und das Entnommene wieder aus den dem preußischen Rayon ankommenden Vorräthen zu erstatten.

Ein schlimmer Umstand ist, daß uns noch aus den abgetretenen Ländern am rechten Maasufer etwa 1½ Millionen Franken rückständiger Einkünfte zukommen, die er sicherlich uns vorzuenthalten trachten wird, so wie die Vergütung des durch den General von Bülow in den Festungen eroberten Geschützes. . . . .

Als der Baron Reinhardt in Aachen war angehalten worden und er erfuhr, daß dies auf einen Wink von Brüssel aus geschehen sei, so brach er ganz entrüstet aus: „So! also der König der Niederlande! Wenn nur der Preußische Hof wüßte, welche An-

träge er Frankreich zu einer Verbindung gegen Preußen gemacht." Diese Aeußerung vermochte mich um so mehr, auf Sendung der Papiere des Baron Reinhardt an Ew. Durchlaucht zu bestehen. Der Major Dumoulin leitete einst die Unterredung mit dem König auf diesen Gegenstand, und da gestand dieser seine Anträge an Frankreich und setzte hinzu, was ich bereits früher Ew. Durchlaucht zu melden die Ehre hatte, nämlich: da er unter den andern Mächten Freunde nicht habe finden können, so habe er wol dahin sich wenden müssen, wo er hätte hoffen dürfen Freundschaft zu finden.

Es ist in diesem Lande jedem Unterrichteten außer allem Zweifel, daß der König der Niederlande bei einem den verbündeten Waffen zustoßenden Unfall sogleich trachten werde, Friede und Bündniß mit Frankreich zu schließen, sofern dieses nur will. Zu einem entgegengesetzten rühmlichen Entschluß mangelt ihm Seelengröße und Einsicht.

An Gruner.

Namur, den 14. Juni 1815.

Das Ihnen, mein theurer Freund, verheißene Gouvernement der eroberten Provinzen wird auf Nichts zurückgebracht, sobald die Convention geschlossen ist die die Gesandten der alliirten Mächte mit dem König von Frankreich zu unterhandeln den Auftrag erhalten haben, wovon die Hauptgrundsätze sein werden, daß der König von Frankreich die Administration der eroberten Provinzen sogleich übernimmt, und wir nur Intendanten einsetzen, welche nur mit der Besorgung der Lebensmittel für die Armee beauftragt sind. Als einen solchen designirten Administrator hat sich bereits der General Bournonville dem Fürsten v. Blücher für diejenigen Länder angekündigt, die wir, die Armee des Nieder-Rheins, etwa erobern möchten. Der Feldmarschall hat zwar hiegegen gearbeitet, bei der Schwäche, die so oft die Rathschläge der Diplomaten leitet, war vorherzusehen, daß man nicht die Ent-

schlossenheit haben würde, den Bourbonschen Antrag mit einem bestimmten Nein zu erwiedern, obgleich in der Bewilligung desselben ein offenbarer Widerspruch mit den früheren Erklärungen der verbündeten Mächte liegt, worin sie sagen, daß sie in die Regierungsform von Frankreich sich nicht mischen wollen und dennoch hinterher Administratoren der Bourbons einsetzen.

Auf diesen Umstand habe ich Sie aufmerksam machen wollen, um Sie in volle Kenntniß desjenigen, was man Ihnen angeboten zu setzen. Daß ich es wünschen muß, daß Ihnen, und keinem Bourbonschen Administrator die Verwaltung des Eroberten übertragen werde, wissen Sie aus früherern Vorgängen und Verhandlungen. Die Uebertragung der Verwaltung sämmtlicher eroberten Provinzen scheint mir ebenfalls weitaussehend zu sein.

Wir stehen noch immer hier mit müßigen Kräften, während die Feinde die ihrigen verstärken. Mißtrauische Politik trägt hiervon die Schuld.

General Zieten, der unser den feindlichen Streitkräften am nächsten stehendes Armeekorps befehligt, meldet heute: 1) daß Bonaparte gestern Abend in Maubeuge angekommen sein soll, 2) daß das zweite französische Armeekorps unter Reille bei Maubeuge bereits angekommen ist, 3) daß die Garden von Avesnes kommend mit Bonaparte eintreffen, 4) daß bereits Truppen über die Sambre gegangen und die Grenzdörfer dick belegt sind. Die Befehle sind bereits ausgefertigt, die Armeekorps enger zu konzentriren und auf alle Fälle bereit zu sein.

Leben Sie wohl. Ich freue mich Sie zu sehen, wenn dies noch vollführt werden kann.

Gr. N. v. Gneisenau.

Meldung des General von Zieten.
(Nach Ollech).

Seit 4½ Uhr sind mehre Kanonenschüsse und jetzt auch Gewehrschüsse auf dem rechten Flügel gefallen. Es ist noch keine Meldung eingegangen. Sobald diese eingeht, werde ich nicht verfehlen, sie Ew. Durchlaucht gehorsamst einzureichen. Ich lasse Alles in die Position bei Charleroi rücken und, wenn es sein muß, bei Fleurus konzentriren.

Meldung des General von Zieten.

Der Feind attakirt die Vorposten bei Nalinnes und bei Thuin. Es scheint daraus hervorzugehen, daß er sich in den Besitz von Charleroy setzen wird, um die Uebergänge über die Sambre zu gewinnen und die belgischen Grenzfestungen zu umgehen.

Napoleon ist in der Nacht vom 11ten auf den 12ten von Paris zur Armee des Nordens abgegangen.

Zieten.

Morgens 6½ Uhr.

Meldung Zietens.

Der Feind hat sich bereits in den Besitz von Thuin gesetzt und die diesseitigen Vorposten bis Montigny-Lestignies zurückgedrängt. Auf dem linken Ufer der Sambre, dringt er ebenmäßig vor. — Er ist zu stark, um sich in einzelne hartnäckige Gefechte einzulassen, daher sich die erste und zweite Brigade bis in die Linie von Gosselies und Gilly werden zurückbegeben müssen.

Napoleon ist selbst zugegen mit seinen sämmtlichen Garden, daher ernsthafte Absichten seinerseits auf diesem Punkt zu vermuthen sind.

Der Feind zeigt besonders viel Cavallerie. Die Truppen, die Thuin vertheidigt haben, haben viel Bleffirte.

Den Herzog von Wellington habe ich hiervon benachrichtigt und ihn ersucht: sich nunmehr bei Nivelles zu concentriren, welches derselbe nach einer gestern vom General von Müffling erhaltenen Nachricht thun will.

H.-Q. Charleroi, den 15. Juni 1815.

Morgens 8¼ Uhr.

Nach einer so eben eingehenden Meldung bringt der Feind bis jetzt auf der Straße über Nalinnes nicht weiter vor.

Zieten.

Bruchstück aus dem Tagebuch eines höheren Officiers.

(Mitgeth. Milit.-Literatur-Zeitung 1847 S. 236.)

(Gneisenau in der Nacht nach der Schlacht bei Ligny.) Ich fand ihn in einem Bauernhause. Das Dorf war von den Bewohnern ganz verlassen, Alles lag voller Bleffirter, kein Licht, kein Trinkwasser, keine Lebensmittel. Wir waren in einem kleinen Zimmer, worin eine Thranlampe nothdürftig brannte. Auf dem Boden ächzten Verwundete, der General selbst saß auf einem Sauerkohlfaß, nur 4 bis 5 Personen um ihn herum. Zerstreute Truppen zogen die ganze Nacht durch das Dorf, man wußte nicht woher, wohin. Die Zerstreuung war so groß, wie nach der Schlacht von Jena, die Nacht ebenso finster — aber der Muth war nicht gesunken; ein jeder suchte die Seinigen, um die Ordnung wieder herzustellen.

An die Gräfin.

Wavre, unweit Brüssel, den 17. Juni 1815.

Wir haben gestern eine Schlacht geliefert, die von uns mit einem großen Mißverhältniß gegen die feindlichen Kräfte, das

heißt mit etwa 80,000 Mann gegen eine Macht von 120,000 Mann, die Bonaparte gegen uns brachte, zur größten Ehre unserer braven Infanterie bis 9 Uhr Abends durchgefochten wurde. Da die versprochene Hülfe nicht kam und Mißverstehungen stattgefunden hatten, so waren wir genöthigt, den Rückzug anzutreten, um uns mit der Armee des Herzogs von Wellington näher zu vereinigen. Wir gingen 1½ Stunden zurück und haben durch den heutigen kleinen Marsch der brittischen Armee uns genähert und wollen eine erneute Schlacht suchen.

Die Tapferkeit der Truppen, die gefochten haben, und die Vortrefflichkeit ihrer Offiziere und Bataillons- und Regiments-Anführer*) sind über alles Lob erhaben. Der Tag ist indessen sehr blutig gewesen.

Der Fürst Blücher hat sich persönlich ungemein ausgesetzt. Er führte selbst ein Bataillon in ein vom Feinde besetztes Dorf; bei einem Cavallerie-Angriff, der unglücklich ausfiel, wurde ihm sein Pferd durchschossen, er stürzte, kam unter dasselbe und wäre beinahe in Gefangenschaft gerathen.

August ist gesund, denn ich weiß, daß sein Regiment wenig Gefahr zu bestehen hatte und nur 4 Mann eingebüßt hat.

Freunde und Kinder wolleſt Du herzlich grüßen und dabei den kleinen Fritz nicht vergessen. Gott erhalte Euch

Gneisenau.

Proklamation des Feldmarschalls Blücher an die Armee des Niederrheins.

(Nach dem eigenhändigen Concept Gneisenaus.)

Genappe, den 19. Juni 1815.

„Brave Offiziere und Soldaten der Armee vom Niederrhein! Ihr habt große Dinge gethan, tapfere Waffengefährten! Zwei Schlachten habt Ihr in drei Tagen geliefert. Die erste war unglücklich, und dennoch ward Euer Muth nicht gebeugt. Mit Man-

*) Die Worte „Bataillons- und Regiments-" sind nachträglich hineincorrigirt.

gel hattet Ihr zu kämpfen, und dennoch trugt Ihr ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geschick, tratet Ihr mit Entschlossenheit 24 Stunden nach einer verlorenen blutigen Schlacht, den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerschaaren, mit Vertrauen zu Euren Führern, mit Trotz gegen Eure siegtrunkenen, übermüthigen, eidbrüchigen Feinde, zur Hülfe der tapfern Britten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf fochten. Die Stunde der Entscheidung aber sollte*) schlagen und kund thun, wer ferner herrschen solle, ob jener ehrsüchtige Abenteurer oder friedliche Regierungen. Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als Ihr aus dem Euch verbergenden Walde hervorbracht, gerade in den**) Rücken des Feindes, mit dem Ernst, der Entschlossenheit und dem Selbstvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor 48 Stunden erlittene Unglück. Da donnertet Ihr in des Feindes erschrockene Reihen hinein, und schrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltsam fort. Der Feind in seiner Verzweiflung führte nun sein Geschütz und seine Massen***) gegen Euch, aber Euer Geschütz schleuderte den Tod in seine Reihen, und Euer stetes Vorschreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen und endlich zur regellosesten Flucht. Einige hundert Geschütze mußte er Euch überlassen und seine Armee ist aufgelöst. Noch weniger Tage Anstrengung wird sie vollends vernichten, diese meineidige Armee, die ausgezogen war, um die Welt zu beherrschen und zu plündern. Alle große Feldherrn haben von jeher gemeint, man könne mit einer geschlagenen Armee nicht sogleich wieder eine Schlacht liefern; Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan, und gezeigt, daß tapfere geprüfte Krieger wohl können überwunden, aber ihr Muth nicht gebeugt werden. Empfangt hiermit meinen Dank, Ihr unübertrefflichen Soldaten, Ihr meine hochachtbaren

*) Der Abdruck bei Damitz hat unrichtig „soll".
**) Damitz „dem".
***) Damitz „Waffen".

Waffengefährten. Ihr habt Euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte giebt, wird sie Eurer gedenken. Auf Euch, Ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück Eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen.

Blücher.

An die Gräfin.

Gosselies, den 19. Juni 1815.

Mein letzter Brief berichtete Dir einen Unfall, den wir erlitten, mein jetziger berichtet Dir einen der größten Siege, die je erfochten worden.

Wir waren gestern, nach unserm Unglück von vorgestern, wo wir durch Verwickelung der Umstände mit nur 3 Armeekorps — das 4. unserer Armee war abwesend und der Herzog von Wellington konnte nicht bei uns erscheinen — der ganzen großen Kriegsmacht Bonapartes und ihrem heftigen Angriff ausgesetzt waren und die Truppen, Offiziere und Soldaten, mit der größten Anstrengung um den Besitz zweier Dörfer gestritten hatten, nach Wavre zurückgegangen, wo wir vernahmen, daß der Feind nun seine sämmtlichen Kräfte im Rausche des Sieges gegen die Armee des Herzogs von Wellington führe. Ihn allein den Kampf bestehen lassen, war Unglück weissagend, wir hatten Rache zu nehmen und beschlossen daher, dem Herzog zu Hülfe zu kommen.

Gestern früh setzten wir unsere Colonnen in Bewegung, um des Feindes rechten Flügel im Rücken anzugreifen. Wir näherten uns ihm verdeckt, gewannen ein kleines Gehölz in seinem Rücken und hielten uns darin ganz still.

Die Schlacht mit dem Herzog von Wellington hatte bereits mehrere Stunden mit höchster Heftigkeit gedauert; die Engländer mit dem schönsten Muth in ihrer Stellung sich behauptet, als der Feind immer mehrere Streitkräfte gegen ihn heranführte und

Wellingtons Stand hart und zweifelhaft wurde, als wir auf einmal aus dem Gehölz hervorbrachen und unser Feuer in seinem Rücken eröffneten. Der Feind mußte nun seine Kräfte gegen uns wenden, die Schlacht wüthete fort, wir brachten unserer Seits ebenfalls stets größere Streitkräfte ins Gefecht und drückten damit unaufhaltsam vor, bis am Ende der Rückzug des Feindes in völlige Flucht ausartete.

Wir Preußen ließen uns durch dreitägige Anstrengungen und Entbehrungen nicht abhalten, dem Feind die ganze Nacht hindurch zu folgen und wo wir ihn fanden, anzugreifen. Wir verjagten ihn von allen seinen Lagerplätzen, wo er rasten wollte und so ließ er Geschütze und Fahrzeuge in unzählbarer Menge stehen, die in unsere Hände fielen, über 150 Geschütze wenigstens. Bei Tages Anbruch lagerten wir etwas, und jetzt bereits ist die Armee wieder auf dem Marsch, um dem Feind in Frankreich hinein zu folgen.

Die Armee des Herzogs von Wellington hat ganz ungemein gelitten, wir weniger als am 16. bei der Schlacht von Sombref. Die französischen Generale haben hier erzählt, daß sie 50,000 Mann verloren haben. Es waren dies blutige Tage; aber die französische Armee, die sich so viel zugetraut hatte und beinah wieder das Uebergewicht erhalten hätte, ist vernichtet. Sie wird sich schwer wieder sammeln können und wir folgen ihr bis Paris.

Durch gekünstelte Entwürfe zum Feldzug hatte man eine kostbare Zeit verloren und dem Feind erlaubt, alle seine Kräfte gegen uns zu vereinigen. Wir haben den Kampf bestanden, und mögen nun den Krieg für uns allein, ohne die Beihülfe der andern Armeen beendigen, die erst Ende Juni über den Rhein gehen werden.

Durch die verwickelten Bewegungen, die unsere Armee machen mußte, war der Dienst der Lebensmittel in Unordnung gekommen. Der Soldat war 3 Tage lang fast unaufhörlich in Bewegung und hatte wenig oder Nichts zu essen. Dennoch schlug er sich mit

hohem Muth und die Offiziere gaben in Entbehrungen und Anstrengungen das schönste Beispiel.

Das Brandenburgische Husaren-Regiment hat nicht an unserer Schlacht Theil genommen, sondern war bei Wavre stehen geblieben. Du kannst also August's wegen beruhigt sein.

Grüße Kinder und Freunde. Gott nehme Euch in seinen Schutz

Gneisenau.

Gosselies, den 20. Juni 1815.

Ich öffne meinen gestrigen Brief noch einmal, um Dir zu sagen, daß unser Sieg ungeheuer ist. Der Feind ist weit in das französische Gebiet hinein gewichen und hat nur noch 24 Kanonen von seinen sämmtlichen zahlreichen Geschützen fortgebracht. Wir gehen heute mit der Avantgarde nach Frankreich.

In der Nacht nach der Schlacht befand ich mich an der Spitze der Armee und habe den Feind stets verfolgt. Ich hatte nur wenige Mann Cavallerie und einige Mann Infanterie bei mir. Ich ließ trommeln, schreien, Trompeten blasen, mit einigen Kanonen von Zeit zu Zeit feuern. Die Franzosen wollten nach so vielen Anstrengungen von Zeit zu Zeit lagern, wir ließen ihnen aber keine Ruhe und jagten ihre Biwaks stets auf. Am Ende ließen sie in der Angst ihr Geschütz stehen. Wir trafen auf die Wagen der französischen Garde, dann auf die von Bonaparte. Sein Hut wurde gefunden. Er hatte sich eben aus dem Wagen gerettet, nachdem er mit der Pistole sich hat vertheidigen müssen.*) Seinen Degen haben wir gefunden, seinen Rock, Diamanten die Menge. Meine Leute haben eine große Beute gemacht. Ich habe 4 Wagenpferde von Bonaparte gekauft; dabei noch einen andern Wagen aus seinem Gefolge. Ich habe nicht gerastet als bis der Tag angebrochen war und meine Leute vor Ermüdung nicht mehr

*) So schnell bildet sich die Sage! Napoleon hat die ganze Flucht zu Pferde gemacht. In seinem Wagen fand man einen zum etwaigen Wechseln bestimmten Anzug.

fort konnten. Es war eine wahre Klapperjagd. In allen Dörfern, durch die wir drangen, feuerten die Franzosen aus den Häusern. Wir machten geschwind nieder, was wir trafen und kümmerten uns nicht um die übrigen. Durch diese Anstrengung haben wir in der Nacht noch über hundert Kanonen erobert.

An Boyen.

Chatillon s. Sambre, den 22. Juni 1815.

Mein verehrter Freund, ich wünsche Ihnen Glück zu dem großen Sieg, den wir erfochten haben. Er ist wirklich ganz ungeheuer. Vandamme hat sich noch über Namur gerettet, nachdem er gestern noch ein nachtheiliges Gefecht mit der Cavallerie des Generals Thielman und einigen Truppen des Generals Pirch bei diesem Ort gehabt hatte. Von Bonapartes Armee ist Nichts mehr beisammen. 27 Kanonen allein hat er durch Charleroi zurückgebracht; ich habe in der Nacht noch alles zerstreut; alles rettete und barg sich in die Getreidefelder. Ich machte mit meinen erschöpften Leuten erst bei Tage Halt.

Ueber die diplomatische Benutzung des Sieges nächstens ein Mehreres; zuerst das, was unmittelbar vorliegt.

Es verlautet, und zwar zur höchsten Indignation der Armee, daß die Diplomaten der verbündeten Mächte einen Traktat mit den Bourbons geschlossen haben, worin sie sich verpflichten, die eroberten Provinzen Frankreichs Bourbonschen Verwaltern sogleich zu übergeben. Dies ist der Weg, um unsere Truppen abermals der französischen Knauserei auszusetzen, selbst dem Mangel, und am Ende unsere Schritte zu verlangsamen. Wenn also der Traktat noch nicht ratificirt ist, so bitte ich Sie, den König zu beschwören, die Ratifikation zu verweigern, indem er sich sonst dem Unwillen seiner braven Armee aussetzt. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, werde ich mich auch gegen die Annahme eines französischen Kommissairs setzen, und zwar mit aller Entschlossenheit, deren ich fähig bin.

Die Belgien gegenüberliegenden Festungen müssen nun von Frankreich abgerissen werden, ebenso die der Mosel, Elsaß, Lothringen. Der Beute Antheil Preussens muß seyn: Maynz, Luxemburg, das deutsche Gebiet dieses Namens, die Nassauischen Lande am rechten Rhein-Ufer, deren Fürsten Entschädigungen an der Saar und im französischen Luxemburg erhalten müssen; Anspach und Baireuth, für welche beide Entschädigungen im Elsaß gegeben werden müssen. Wird nach andern Grundsätzen verfahren, und sichert man nicht Deutschland gegen ein schlechtes, unruhiges, aber fähiges und tapferes Volk, so steigert sich die Indignation der Völker gegen ihre Regierungen und ihre Diplomaten und es ist nicht abzusehen, welche Folgen daraus entstehen mögen. Eine Regierung, die in Verachtung versinkt, ist nicht gut vom Untergang zu retten, und wird sie auch durch das Schwert gerettet, so kann sie Gutes nur schwer wirken, indem ihr das Vertrauen fehlt.

Gott erhalte Sie.

Gneisenau.

Wie wird der König verfahren in Ansehung der von meinen braven Füsiliren des 15. Regiments ihm zu Füßen gelegten Diamanten? Es sind aber auch einige andere Truppen-Abtheilungen dabei gewesen. Die armen ermüdeten Leute hatten schon, an der Straße liegend, ausgespannt, als ich sie bat, mir noch zu folgen, was sie auch sogleich willig thaten, und so marschirten wir fort bis zur letzten Erschöpfung.

An Hardenberg.

(Lehmann, Histor. Zeitschr. a. a. O.)

Chatillon sur Sambre 22. Juni 1815.

Endlich, verehrter Fürst, habe ich wieder einige Zeilen von Ihrer Hand zu meiner Freude erhalten. Sie wünschen darin, daß wir unsern Krieg eben so schnell beendigen mögen, als es

mit dem italieniſchen geſchehen iſt; wir wollen dieſe Aufgabe erfüllen, und, wie ich hoffe, in noch kürzerer Zeit.

Die Armee hat große Dinge gethan, in drei Tagen zwei Schlachten geliefert, in der erſten unglücklich gefochten, in der zweiten den Feind ſo geſchlagen, wie es in keiner Schlacht je geſchehen iſt; dem Feind raſtlos gefolgt, geſtern ſchon drei ſeiner Feſtungen eingeſchloſſen und nun auf dem Marſch nach Paris, wovon wir noch ſieben Märſche entfernt ſind.

Zu der erſten Schlacht war das vierte Armeekorps herbei gerufen geweſen; durch unglückſelige Umſtände, von denen ich künftig reden will, kam es nicht an. Der Herzog von Wellington hatte verheißen, den Feind im Rücken anzugreifen; auch er kam nicht, da ſeine Armee, weiß der Himmel aus welcher Urſache, ſich nicht konzentriren konnte. Wir waren demnach mit drei Armeekorps unſern gegen des Feindes Uebermacht ſo unverhältnißmäßig geringen Kräften und unſerer Standhaftigkeit überlaſſen. Der Kampf war hartnäckig und blutig. Faſt hätten wir uns die Nacht über behauptet, als bei einbrechender Dunkelheit ein unglücklicher Kavallerie-Angriff die Infanterie des Centrums der größten Gefahr bloßſtellte. Unſere Kavallerie des Centrums floh, und unſere tapfere Infantrie mußte ſich durch ihre Entſchloſſenheit retten; ſie wies alle Angriffe des Feindes ab. Das Centrum blieb eine Viertelmeile vom Schlachtfeld, der rechte Flügel auf demſelben, der linke zog gegen Gembloux. Der Feind wagte nicht zu folgen. Wir hatten 10 - 12,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren, Gefangene faſt keine.

Wir ſtellten uns des andern Tages hinter Mont St. Guibert und bei Wavre auf. Unſere Munition war verſchoſſen; unſere Munitionskolonnen nicht zu finden. Grauſame Lage; beinahe hätten wir dem Herzog Wellington nicht zu Hülfe kommen können. Meine Gefühle hierüber können Sie ſich, beſter Fürſt, ſchildern. Auf einmal kam Nachricht von unſern Munitionskolonnen; wir hatten nun wieder ſo viel, daß wir eine Zwei-Drittel-Schlacht

liefern konnten. Das Schicksal von Europa stand auf dem Spiel, wir wagten daher die Schlacht.

Die brittische Armee hatte seit 9 Uhr morgens einen heftigen Kampf bestanden. Unsere Armee zog heran, gerade in des Feindes Flanke. Das französische Feuer schritt vorwärts; wir kamen dadurch in des Feindes Rücken, in ein sehr schwieriges Terrain an einen Bach, der in steilem, breiten Grund läuft, nur drei Uebergänge hat, und das ganze Thal ist ein sehr unpraktikables Defile. Jenseits war ein Wald, der unsere Bewegungen verbergen konnte. Der Feind hatte vernachlässigt, ihn zu besetzen; für uns war er ein Brückenkopf. Wir gelangten glücklich dahinein und hielten uns verborgen.

Das Schicksal des Tages schwankte, als wir plötzlich aus unserm Hinterhalt hervorbrachen und den Feind von hinten angriffen. Er wandte nun alle seine Reserven gegen uns und focht mit dem Muth der Verzweiflung, indem er sogar seine Angriffe auf die Wellington'sche Armee fortsetzte. Unsere Kräfte verstärkten sich aber mit jedem Augenblick, und wir drückten unaufhaltsam vor. Während der Schlacht kam uns die bedenkliche Nachricht, daß das bei Wavre stehende dritte Armeekorps heftig angegriffen sei. Wir kehrten uns nicht hieran und fochten unsere Schlacht fort, bis wir endlich alles in die wildeste Flucht brachten.

Wie wir dem Feind rastlos gefolgt sind, wie uns Bonaparte beinah selbst in die Hände gefallen wäre, wie das brave Füsilierbataillon, das ich an der Spitze hatte, seine letzten Kräfte anstrengte, um stets zu verfolgen, wie ihm Bonaparte's Gepäck, dessen Diamanten, andre Kostbarkeiten zur Beute wurden, werden Sie, verehrter Fürst, bereits wissen.

Ohne auf die Vorstellungen der Schwachen, Besorgten, der Förmlichen zu hören, haben wir die Armee nicht rasten lassen, sondern sind dem Feind durch die Festungslinien gefolgt und werden erst morgen Rasttag machen.

Es giebt in der Geschichte keine entscheidendere Schlacht, als

die von Belle-Alliance, entscheidend ebensowol durch die Wirkung auf dem Schlachtfeld selbst, als durch ihre moralische Wirkung. Wäre sie verloren, was würde aus der Koalition werden mit allen ihren Kongreß-Erinnerungen!

Das Schicksal Preußens liegt nun in Ihren Händen, verehrter Fürst. Jetzt ist der Moment vorhanden, wo dessen Schicksal und Sicherheit auf die Dauer gegründet werden kann.

Es erregt in der Armee die höchste Indignation, zu erfahren, daß die verbündeten Mächte mit den Bourbons einen Traktat geschlossen haben, worin ihnen sogleich die Verwaltung der eroberten Länder übergeben wird. Man sagt sogar, es sei ihnen die Integrität Frankreichs garantirt!! Sie, mein verehrter Fürst, stehen unter allen Diplomaten in der Meinung der Welt hoch; was ich also zu sagen im Begriff bin, kann ich mir erlauben, da es keinen Schatten auf Sie wirft. Aber die übrige diplomatische Sippschaft ist durch ihre Mißgriffe und Schlechtigkeiten so sehr in der Meinung der Welt gesunken und so sehr mit Verachtung belastet, daß ich meinen Sohn enterben würde, wenn er in diese Laufbahn eintreten wollte. Es ist Zeit, daß Sie, edler Fürst, dieses Geschmeiß abstreifen und in Ihrem Glanze allein dastehen.

Die Welt fordert, daß sie in Sicherheit gesetzt werde gegen den unruhigen Geist eines schlechten, aber fähigen und tapfern Volks, und fordert dies mit Recht. Wehe denen und Schande ihnen, wenn diese einzige Gelegenheit nicht ergriffen wird, um Belgien, Preußen, Deutschland zu sichern auf ewige Zeiten.

Die französischen Festungslinien gegen Belgien müssen diesem gegeben werden, dagegen muß Luxemburg nebst dem deutschen Gebiet dieses Namens uns verbleiben nebst Mainz.

Das französische Luxemburg kann dem Hause Nassau gegeben werden, und uns dagegen die Länder dieses Hauses am rechten Rheinufer.

Anspach und Baireuth muß uns erworben werden, und wir dagegen Baierns Entschädigung im Elsaß erobern. Die Festungen

der Mosel und des Rheins müssen von Frankreich abgerissen werden, nebst Lothringen, und alles Land, dessen Flüsse sich in die Maas ergießen.

Geringeres, als hier steht, darf nicht geschehen, oder die Verachtung der Völker gegen ihre Regierungen wird gesteigert.

Welche Sprache jetzt Preußen führen kann und muß, wissen Sie, verehrter Fürst, besser als ich. So hoch hat noch nie Preußen gestanden. Gott sei mit Ihnen, mein edler Fürst.

Blücher an Hardenberg.

Noyelle, den 22. Juny 1815.

Sind sie nun zu Frieden, in 8 Tagen hab ich 2 Schlachten gelievert 5 große Gefegte bestanden, und 3 Festungen eingeschlossen, aber wie viehl brave Officir haben ihr Leben dabey gelassen, ich nehme Ihr vortrefliches HErtz mein verEhrter Freund in anspruch, wenden sie alles an, daß die wittwen der verdienten Officier nicht unversorgt bleiben. heute erhalte ich die nachricht, daß mir unser bester Officier Obrist von Zastrow geblieben ist, er hinterläßt Frau und Kinder aber kein vermögen, nuhr den treuen Beystand von Gneisenau, und mein Eisernen willen verdanke ich den schönen Ausgang, den daß Lamentiren, und die vorstellung doch ia die Truppen erholung zu gönnen haben mich beynahe rasend gemagt und wenn ich den Menschen auch begreifflig magte, daß ich die Festungen erst hinter mich haben müße um sie einzuschließen bevor ich an Ruhe denken könnte so hilft daß bey Menschen die mehr ihr bißgen Ich betragten nichts, nun werde ich vor die Truppen sorgen und über morgen mich mit Wellington besprechen, nach dieser unterredung und einige Tage Ruhe vor die Truppen geht die Reise vorwärts, Holck und Hennig sind gesund und unbeschreiblig glücklig dieses alles mit bey gewohnt zu haben.

nun ein word um mich selbst, ich habe in dieser Zeit sehr gelitten und meine Krefte fangen an ab zu nehmen, so ballde es hier zu ende geht, reiße ich ab, sonst gehe ich drauff, ich wünsche nichts mehr, als mit meine gütter in Schlesien ins reine zu sein, weil ich gleich da hin gehn und da leben will. kein hauß hab ich nicht, aber ich glaube man kann auch in ein landhäußgen Ruhig sterben.

Freude habe ich auf Erden nicht mehr zu erwahrten, daß Schicksahl meines zu jeder Erwartung mich beregtigten Sohns drückt mich zu Boden, leben sie wohl und denken an den sie von HErzen innigst ergebenen

Blücher.

Napoleon hat alles verlohren sein golld seine juvellen und seine gantze Equipage sind ein Eigenthum meiner braven Trouppen geworden. Die Juvelen sind dem König geschickt. Sein huht, degen und sein mantell sind in meinen Händen, er wurde so überrascht, daß er aus dem Wagen sprank, wobey ihm der huht abfiehl, und so sprank er ufs Perd und entflohe, ich denke es geht mit ihm zu ende, zu meiner gröften Freude sehe ich daß die bewohner des Landes uns guht Emfangen von sein landsfuhrm hat er sich nichts zu versprechen.

Boyen an Gneisenau.

Berlin, den 16. Juni.

Mit meinem innigsten Dank erwiedere ich, mein hochverehrter Freund, Ihre gütige Zuschrift vom 2ten und die mir gegebenen so interessanten Nachrichten; ich kann leider dies nur damit erwidern, daß wir hier noch in einem ganz unentschiedenen Zustande leben. Nach einem gestern erhaltenen Schreiben von Knesebeck ist trotz aller Mühe, die er sich giebt, den Anfang der Operationen herbeizuführen, noch nichts bestimmtes geschehen und man scheint die Ankunft des letzten Tambours im großen Hauptquartier abwarten zu wollen. — Obgleich von Berlin aus ich nicht über die Operationen zu urtheilen mir anmaßen mag, so ist es doch klar, daß wir eine schöne uns vielleicht viel Blut kostende Zeit verlieren, wenn nicht der Himmel das durch außerordentliche Glücksfälle ersetzt, was die Menschen unbenutzt vorbeigehen lassen.

Der König ist sehr ungeduldig und sieht diesen Gegenstand auch aus einem richtigen Gesichtspunkt an; es ist vielleicht ein Uebelstand, daß der Staatskanzler fortdauernd seine Abreise von Wien verschieben mußte; er wird erst morgen oder übermorgen erwartet und der König konnte füglich nicht früher abgehen, weil sonst eine Menge der wichtigsten Dinge für das Innere unabgemacht geblieben wären.

Lachen Sie immer, wenn ich nach einem glücklich und ehrenvoll von unserer Seite geführten Kriege, nachdem wir im Besitz einer achtungswerthen Armee sind, doch mit einiger Besorgniß in unsere Zukunft blicke; es ist dies nicht Hypochondrie und ich zeige hier jedermann ein heiteres Gesicht; aber meine Besorgniß hat mehr als einen Grund.

Dem Entwurf, den Sie mir über die Kriegesunternehmungen mitzutheilen die Güte hatten, trete ich ganz bei; er kann bei einigem Glück zu großen Resultaten führen. Ich glaube, daß Napoleon aus mehreren Gründen hauptsächlich seine Kräfte um Paris zu koncentriren suchen wird, daß er aber darauf denkt, wenn wir vorgehen, in unserm Rücken und Flanken den kleinen Krieg zu organisiren. Was zum Ersatz unserer todten und lebendigen Streitmittel nur irgend möglich ist, werde ich gewiß auszuführen suchen; doch kann ich es Ihnen nicht verhehlen, daß wir nahe an der Neige sind. Mit Einschluß von Subsidien und Einnahmen bedürfen wir jährlich noch 10 Millionen außerordentlich um unsern Kriegs-Etat nur nothdürftig zu erhalten und mit dem Menschen-Capital sieht es besonders in den alten Provinzen noch übler aus. Ich kann nicht dafür gut sagen, ob wir überall den Ersatz werden regelmäßig leisten können. Schöler soll Ihnen über alles dieses mündlich die ausführlichsten Details vorlegen und auch einige politische Notizen mitbringen, die ich denn doch nicht hinschreiben mag, damit Sie, mein hochverehrter Freund, selbst erwägen mögen, wie haushälterisch wir mit unseren kärglichen Kräften umgehen müssen, um in dem entscheidenden Augenblick nicht ganz ohne Noth-Pfennig zu bleiben, da unsere Existenz nur ganz allein von uns selbst garantirt ist.

Der Feldmarschall hat gestern bei dem Kriegs-Ministerium auf einen erhöhten monatlichen Ersatz der Eskadronen angetragen, ich will gern sehen, wie weit ich damit kommen kann, allein Sie glauben nicht, wie schwer es mir wird, auch nur den gewöhnlichen Geldbedarf herbeizutreiben. Nach den mir von dem Finanzminister vorgelegten Rechnungen leben wir

bis diesen Augenblick von den englischen Subsidien und den alten Provinzen. Sachsen hat uns durch Ungeschicklichkeit 4 Millionen gekostet, aus Posen ist wegen vorausgehobener Contribution vielleicht in Jahren nichts zu ziehen, das Herzogthum Berg hat 90 Procent Verwaltungskosten verrechnet, Vinke liquidirt fortdauernd und daß von dem linken Rheinufer nicht viel einkommen kann, das ist einleuchtend, so ist unsere wahrhaftig sehr besorgliche Finanzlage. Man hat mir hier die Nummer 248 des rheinischen Merkurs zugeschickt, die den Beschluß eines sehr bitter geschriebenen Aufsatzes über unsere Vorgänge mit den Sachsen enthält; sollte es nicht angemessen sein, eine ruhige Erzählung des ganzen Vorgangs dagegen einrücken zu lassen; man scheint es jetzt ganz vergessen zu wollen, daß die sächsischen Soldaten keineswegs Soldaten von Friedrich August, sondern der Verbündeten waren und dies macht doch einen verteufelten Unterschied. Die Herren mußten keine russischen Patente, kein Gehalt aus russisch-preußischen Kassen nehmen, wenn sie jetzt die chevaliers sans peur et sans reproche machen wollten.

Müffling hat an mich geschrieben und bitte, die beiliegende Antwort ihm sicher zukommen zu lassen. Sollte es nicht möglich sein im Laufe des Krieges, sowie früher die Idee des Königreiches der Niederlande erzeugt ward, nun bei den Engländern auch die Idee zu erzeugen, daß sie um ihrer selbst willen Preußen eine festere Stellung verschaffen müssen; wird nicht von Seiten des Militairs für so etwas gesorgt, so geschiehet auf anderen Wegen garnichts. Dies können Sie mir glauben, es ist garnicht denkbar, wie schlecht wir in dieser Hinsicht stehen.

Mit inniger Hochachtung und Ergebenheit beharrt

v. Boyen.

An Frau von Clausewitz und Gräfin Dohna.

Henappe an der Oise unweit Guise,
den 24. Juni 1815.

Wenn Ihnen, meine hochverehrten Freundinnen, der Abend in Namur gefallen hat, so machen Sie sich sogleich auf den Weg, um uns zu folgen, dann wollen wir in, oder vor Paris einen gleichen oder noch fröhlicheren Abend feiern.

Zuförderst müssen Sie wissen, daß Ihre Eheherren wohlbehalten sind. Das dritte Armee Corps hat unsern Rücken bewahren müssen, während wir uns schlugen. Es hat heftige Anfälle ausgehalten, und am 18., 19. und 20. gefochten. Dohna hat mit seinem Regiment bei Namur einen schönen Angriff gemacht, 5 Kanonen erobert und dadurch den Ruf seines Regiments gegründet, das dritte Corps ist anfänglich in einer schwierigen

Lage gewesen, hat sich aber gut daraus gezogen. Hätten wir die Schlacht verloren, so war dieses unsere einzige Stütze.

Unsere Schlacht von Belle-Alliance war schön wie keine, entscheidend wie keine; der Feind vernichtet, wie nie ein Feind. Mit einigen Armee Corps waren wir dem Feinde, der mit großer Uebermacht und noch größerer Heftigkeit den Herzog Wellington angegriffen hatte, in den Rücken geschlichen und hatten uns mit einigen Brigaden in einen Wald verborgen. Gerade als das Schicksal des Tages schwankte, die Brittische Armee schon bedeutend Land verloren hatte und der Feind den Todesstoß selbiger versetzen wollte, entschlossen wir uns, obgleich unsere Brigaden größtentheils noch nicht heran waren, mit nur zwei Brigaden den Angriff zu machen. Wir brachen aus dem Wald hervor, gerade in den Rücken des Feindes und eröffneten unser Feuer. Der Feind war in einer verzweifelten Lage, focht aber ebenso verzweifelt, wandte alle seine Reserven gegen uns. Wir behaupteten unsere Stellungen. Der Feind führte noch mehr Truppen gegen uns, aber auch wir verstärkten uns von Viertelstunde zu Viertelstunde.

Das Feuer ward so heftig, daß von Pulsschlag zu Pulsschlag eine feindliche Kanonenkugel uns vorüberging, ohne unser Kanonenfeuer zu rechnen. Ich konnte kaum die ankommenden Meldungen vernehmen und mußte mit meiner starken Stimme mich oft sehr anstrengen, um verstanden zu werden. Wir drangen, da unsere Truppen immer sich verstärkten, nun behutsam, aber unaufhaltsam vor. Es war ein schönes Schauspiel zu sehen, wie unsere viereckigen Bataillons-Massen die Terrassenförmigen Anhöhen herunter stiegen, voran gegangen von ihren Batterien und ihren Tirailleurs. Nach hartnäckigem Widerstand löste sich der Feind in wilde Flucht auf.

Ich nahm mir vor, ihm keine Rast zu lassen, setzte mich an die Spitze der Truppen, ermunterte die Ermüdeten zu folgen, und so mit nur einigen Geschützen, die ich von Zeit zu Zeit donnern ließ, jagte ich den Feind aus allen seinen Biwaks auf; unter

ſtetem Schießen und Niedermachen folgten wir, bis wir zuletzt an die Lagerſtelle der Garden kamen. Bonaparte hatte in Genappe verweilen wollen, als er aber unſere Kanonenſchüſſe hörte und unſere, obgleich nur wenige Cavallerie und Infanterie kam, ſo rettete er ſich aus ſeinem Wagen mit einer Piſtole ſich vertheidigend. Sein Hut und Degen blieb in unſern Händen. Wir haben ſein ganzes Gepäck, ſeine Diamanten ſogar. Meine Füſiliere verkauften 4—5 Diamanten ſo groß wie Erbſen und noch größer, für wenige Franken. Eine ganze Anzahl Diamanten haben wir erbeutet, von nebenbezeichneter Größe —*) einer darunter von dieſer —**) Größe. Die Füſiliere haben die ſchönſten ausgeſucht und ſie dem König zum Geſchenk gemacht. Die Unteroffiziere dieſes Bataillons ſpeiſen jetzt auf Silber. Zum Antheil meiner Beute, behielt ich mir Bonaparte's Siegel womit dieſer Brief geſiegelt iſt. Wir machten erſt dann Halt, als der Tag angebrochen war. Es war die herrlichſte Nacht meines Lebens. Der Mond beleuchtete die ſchöne Scene, das Wetter war mild. Dieſe Nachrichten können immerhin in die Düſſeldorfer Zeitung gerückt werden, aber ohne meinen Namen zu nennen.

Wir haben über 400 Kanonen erobert. Der Feind eilt in wilder Flucht gegen Paris oder zerſtreut ſich. Bonaparte iſt in einem runden Hut durch Beaumont geeilt.

Unſer Verluſt iſt groß. Wir haben in drei Schlachttagen gegen 22,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren. Aber die Armee hat ſich größtentheils herrlich gezeigt. Es iſt unerhört in der Geſchichte, daß man 24 Stunden nach einer verlorenen Schlacht eine neue liefert und einen ſo entſchiedenen Sieg erficht.

Das Intereſſe, was Sie, hochverehrte Frauen, an meiner Perſon nehmen iſt eine ſüße Belohnung für mich, in der letzten Schlacht ward mir abermals ein Pferd durch eine Kanonenkugel durchbohrt, ein anderes durch eine kleine Kugel zweimal ver-

*) Zeichnung von der Größe einer kleinen Bohne.
**) Zeichnung von der Größe eines Taubeneies.

wundet, mein Säbel einmal aus der Scheide geschlagen, ein andermal zerschossen. Meine Kontusion ist nicht der Rede werth. Gott erhalte Sie, brave deutsche Frauen. Für solche Frauen schlägt man sich gern. Möchten meine Töchter solche Gesinnungen dereinst auch in ihrem Busen tragen.

Gneisenau.

Herrn General-Gouverneur Gruner wollen Sie gütigst diese Nachricht mittheilen.

Von Levée en masse haben wir noch nichts gesehen. Die Einwohner trieben bei unserm Einrücken friedliche Beschäftigungen fort. Mein Wirth, ein Bauer sagte gestern zu mir: Eh! mon Général savez-vous déjà? Avesnes est à nous. Diese Festung hatte sich nämlich gestern ergeben, nachdem unsere Geschütze ein Pulvermagazin gesprengt hatten, dessen Explosion ein Drittel der Stadt niederwarf.

Soeben geht die Nachricht ein, daß Bonaparte abgesetzt ist, diese französischen Generale verlangen Waffenstillstand, und wollen eine Demarcationslinie ziehen, wir schlagen es aber ab und haben, wenn wir einen Waffenstillstand schließen sollen, alle Festungen und Bonaparte selbst verlangt. Welche Begebenheiten!

An Gruner.

(Zeitschrift für Kunst ꝛc. des Krieges 1846 Bd. 68 S. 170.)

Henappe an der Oise unweit Guise
den 24. Juni 1815.

Ew. Excellenz zeige ich hierdurch an, daß der französische General Morand einen Waffenstillstand angetragen hat, weil Bonaparte, um der Welt den Frieden zu geben, dem Thron entsagt habe, und da die verbündeten Mächte erklärt hätten, daß sie es nicht mit dem französischen Volk, sondern nur mit Bonaparte zu thun hätten, so sei jetzt der Zeitpunkt eingetreten, wo sie diese Erklärung bewähren könnten. Es ist ihm geantwortet worden, daß man es mit einer Nation, wie die ihrige nicht wagen könne, solche

Verhandlungen einzugehen und daß wir Preußen einen anderen Waffenstillstand nicht eingehen würden, als unter der Bedingung, daß uns die Festungen der Maas, Sambre, Mosel und Saar eingeräumt und Bonaparte uns ausgeliefert würde. Wir würden übrigens unsern Marsch fortsetzen. Wir sind noch 16 Meilen von Paris. Ohne Aufenthalt gehen wir weiter.

Vorstehende Nachrichten, liebe Excellenz, wollen Sie den Gouvernements in Münster und Halberstadt sofort mittheilen, vielleicht noch nach Berlin, da es möglich ist, daß unser Courier den König schon diesseits Berlin trifft. — Ich umarme Sie.

Gneisenau.

Grüßen Sie den braven Berger von mir.

[Auf der Adresse.] Bonaparte ist abgesetzt. Die französischen Generale haben Waffenstillstand angeboten; abgeschlagen. Die Preußische Armee schreitet unaufhaltsam fort, auf Paris los und ist noch 16 Meilen von da entfernt.

Graf Gneisenau.

An Boyen.

Henappe, den 25. Juni 1815.

Es ist meine Pflicht, Ihnen, verehrter Freund, zu sagen, daß es mit Valentini als Chef des Generalstaabes in einem künftigen Kriege nicht mehr gehe und auch in diesem, gegen einen gefährlichen Feind hätte er nicht gewählt werden müssen. Der General Bülow hat dies nun selbst eingesehen, und den Feldmarschall gebeten, dem Valentini einen General-Staabsoffizier von Rang zuzuordnen, und wir haben ihm bereits Lützow geschickt. Es heißt zwar, wegen Kränklichkeit, aber wir wissen wohl, weswegen.

Am Unglück des 16ten trägt vermuthlich Valentini viel Schuld. Schon am 14ten Mittags ward aus Namur dem 4. Armeekorps der Befehl zugefertigt, daß es sich dergestalt einrichte, um bei Hanut sogleich konzentrirt zu seyn, und das Hauptquartier nach

Hanut verlegt werden sollte. Dies ist nicht geschehen und am 16ten Nachmittags um ½ 2 Uhr datirte der General Bülow noch aus Lüttich. Alle Befehle vom großen Hauptquartier waren nach dem vermeintlichen Bülow'schen Hauptquartier zu Hanut gegangen und mußten von da erst nach Lüttich gesendet werden. Man wollte das angenehme Lüttich nicht verlassen, und wir blieben sonach am 16ten unseren geringen Kräften und unserer Standhaftigkeit überlassen. Auch Wellington kam nicht, da die so oft, und noch zuletzt am 15ten mit Bestimmtheit verheißene Konzentrirung der brittischen Armee nicht bewirkt worden war, folglich die Abrede, daß Wellington, während wir mit dem Feind uns schlugen, ihm in den Rücken gehen sollte, nicht ausgeführt werden konnte. Den Theil seiner Armee, den er zu unserer Hülfe herbeiführen wollte, griff der Feind selbst bei Quatrebras an und hielt ihn fest.

Nachdem wir bis fast zum Eintritt der Nacht uns in unserer Stellung behauptet hatten, war, durch den feindlichen Cavallerie-Angriff, die Schlacht in fünf Minuten gegen uns entschieden. Welcher Wechsel! So eben hatten wir uns Glück gewünscht, daß wir einen rühmlichen Tag erfochten hätten und für den andern konnten wir Hülfe erwarten, durch Bülow und die nun gewiß zu erwartende Conzentrirung der Wellington'schen Armee, als unsere Cavalerie des Centrums vor wenigen Schwadronen floh, deren Anblick sie nicht ertragen konnte.

Welches Glück, daß unsere brave Infanterie inmitten dieser Cavalerie-Verwirrung, ihre Massen unangetastet behauptete, denn nur hiedurch ward die Anordnung des Rückzuges möglich. Ich befand mich anfänglich unter der Cavallerie, versuchte diese zu sammeln, vergebens. Ich selbst war schon vom Feinde umgangen und nur die Güte meines Pferdes rettete mich. Bei der Infanterie allein konnte ich Schutz finden. Ich ordnete den Rückzug auf die Straße von Wavre, um über diesen Ort mit Wellington uns vereinigen zu können; 1½ Stunden vom Schlachtfeld bei

Gentinnes, blieben wir mit dem Gros stehen; die Arrieregarde bei Tilly; der rechte Flügel biß nach Mitternacht auf dem Schlachtfeld selbst, im Dorf Bry. Daß der Rückzug nach Wavre ging, war die Einleitung zur Schlacht bei la belle Alliance.

Um auf den G. Valentini zurückzukommen, so bemerke ich, daß er die Art hat, die Truppen weit auseinander zu legen, um sie bequem ernähren zukönnen, daß er sie nicht anstrengen will, daß er viel zu sehr den Förmlichkeiten huldigt, und das Erlernte nicht zu vergessen weiß. In der Nacht nach der Schlacht am 18ten machte er stets Vorstellungen, die Truppen nicht zu fatiguiren, Disposition zu Marsch und Stellungen erst zu entwerfen, da ich befohlen hatte, es solle alles unabläßig biß zum Tagesanbruch dem Feind folgen. Ich ward zuletzt unwillig und riß ihn herunter. Auch der General Bülow verlangte des andern Tages 4 Tage, um die Armee ruhen und wieder in Stand setzen zulassen, da ich der Meinung bin, man könne dies bei einem Marsch hinter einem geschlagenen Feind eben sowohl während des Marsches als im Stehen. Ich hatte aber taube Ohren und bestand auf dem Fortmarsch, der uns auch die besten Früchte getragen hat, da wir schnell über eine Gegend hinaus gekommen sind, die durch die französische Armee schon ausgefressen war. Gott befohlen.

Gneisenau.

Blücher an Hardenberg.

St. Quentin, den 26. Juni 1815.

Gneisenau wird ihnen alles schreiben, ich habe keine Zeit da ich gleich wieder marchire, in 6 tagen stehe ich bei Paris. Die an mich gesandte Deputierte nehme ich nicht an, sie mögen nach Heidellberg gehen und bis man mich von da Zaum und gebiß anlegt hoffe ich mit den Hauptsachen fertig zu sein. Das Eisen ist wahrm, ich werde schmiden, denn vor herbst muß ich zu hauße sein, ich habe so sehr gelitten daß meines Daseins nicht lange mehr sein kann und ich habe noch manches zu berigtigen, sie können und werden dazu beytragen daß ich es tun kann, leben Sie wohl gott gebe daß wihr uns ballde sehen, aber hallten sie sich nicht zu lange auf, die Deputierten habe ich geantwohrtet Bonapartes todt oder sein auslifferung und die übergabe aller Festungen an der

Samber und Maaß, dieß wehren die Conditionen, wenn sie die erfüllten wollte ich ein bißgen anhalten.

Blücher.

Müffling an Gneisenau.

Nesle, den 27. Juni 1815

Der Herzog Wellington hat sich sehr über die vorläufigen Bedingungen amüsirt, die Ew. Excellenz vorgeschrieben haben, es wäre aber in der That möglich, daß die Franzosen entrirten, wenn es nicht hieße: nach dem Einrücken der Truppen in Paris. — —

Heute Nacht ist Lauriston durch und zum König gegangen. Auch ein Mensch, der von Fouché an den König Ludwig XVIII. gesendet ist, um mit ihm Frieden zu schließen. Die Bedingungen, wenn es so genannt werden kann — vielmehr Bitten, sind von der Art, daß sie alle bereits erfüllt sind, eh' der König sie kannte. Die Entfernung von Blacas war die Hauptsache. Dieser Mann ist jedoch schon in England. Das Ausrufen von Napoleon II. ist eine Folge davon, daß sich 12,000 Mann Truppen in Paris eingefunden haben, welche solchen Spectakel machten, daß man es nöthig gehalten hat den kleinen Napoleon zu proclamiren.

Das Schreiben an Herzog Wellington, welches Ew. Excellenz mir sendeten, war von Bignon, eine Benachrichtigung, daß Bonaparte sich nach Amerika einzuschiffen wünscht und H. Otto deshalb von Paris nach London geschickt ist. Es scheint, daß er für sein Leben besorgt ist und eine Freistätte sobald als möglich bei den Engländern sucht. Herzog Wellington antwortet garnicht. -

Es scheint, daß alle Pariser jetzt darüber einig sind, sich bei Annäherung der Truppen dem König zu unterwerfen. Es scheint auch in der That das letzte Mittel zur Rettung.

Anliegend der Schlachtbericht des Herzogs von Wellington, dagegen ich mir von Ew. Excellenz ein Packet des Ihrigen ausbitte, der hier sehr viel Beifall findet.

An Müffling.

(Gedr. in Müffling, Aus meinem Leben.)

Compiegne, den 27. Juni 1815.

Der französische General de Tromelin ist in Noyons, um sich in das Hauptquartier des Herzogs von Wellington zu begeben, und wegen der Auslieferung Bonaparte's zu unterhandeln.

Bonaparte ist durch die Erklärung der verbündeten Mächte in die Acht erklärt. Der Herzog v. Wellington möchte (aus parlamentarischen Rücksichten) vielleicht Bedenken tragen, den Ausspruch der Mächte zu vollziehen. Ew. Hochwohlgeboren wollen demnach die Unterhandlungen über diesen Gegenstand dahin richten,

daß Bonaparte uns ausgeliefert werde, um ihn vom Leben zum Tode zu bringen.

So will es die ewige Gerechtigkeit, so bestimmt es die Declaration vom 13. März, so wird das Blut unserer am 16ten und 18ten getödteten und verstümmelten Soldaten gerächt.

von Gneisenau.

Müffling an Gneisenau.

Nesle, den 28. Juni 1815.

Ich habe mit dem Herzog Wellington eine Conversation über die Auslieferung und Hinrichtung Bonapartes gehabt. Er hat mir zweierlei Antworten gegeben: die erste als brittischer Marschall:

> er glaube, daß wir jetzt vor allen Dingen nach Paris gehen müßten. Könnten wir die Auslieferung von Napoleon erhalten, so müßte man sie annehmen, aber er glaube nicht, daß die Declaration vom 13. März uns zu einer Hinrichtung autorisire, weil livré à la vindicte publique nicht vogelfrey erklärt sei, sondern bestimme, daß er dem Verfahren der Justiz übergeben werde. Nach den großen Dingen, die jetzt geschehen wären, hielte er dafür, daß nicht pericula in mora sei und in dieser Hinsicht würde es seine Pflicht sein, im Fall Bonaparte dem Fürsten ausgeliefert würde und dieser ihn hinrichten lassen wolle, ihn (den Fürsten) schriftlich um Aufschub zu ersuchen.

Als Freund sagte der Herzog Folgendes:

> Der Fürst hätte zwei Wege Bonaparte hinrichten zu lassen, entweder nach einem Proceß oder ohne Umstände durch Füsilieren. Wenn es das Wohl von Europa fordere, so würde er sich nicht bedenken es zu thun, allein da dies nicht der Fall sei, so würde eine solche Hinrichtung in der Geschichte immer als eine action odieuse erscheinen, wenn auch die gegenwärtig lebenden Generationen es nicht tadelten. Der Herzog glaube, daß das, was diese beiden Armeen gethan haben, so groß sei, daß die beiden Feldherren durch ihre Mäßigung die Thaten nur verherrlichen könnten.

Ich erwiderte, daß mir scheine, wenn der Fürst Blücher gegen Napoleon verführe, so wäre es ein acte de devouement, indem man sicher sein könne, die Souverains würden Bonaparte das Leben schenken.

Ich bin nicht Souverain, erwiderte der Herzog, aber ich glaube, der Fürst wird denken wie ich — in der Lage, in der wir sind, nous ne céderons à aucun souverain, und warum sollen wir etwas thun, was die Souverains nicht thun oder wovon man uns sagen könnte, sie würden es nicht gethan haben. —

An Müffling.

(Gedr. in Müffling, Aus meinem Leben.)

Senlis, den 29. Juni 1815.

Der Herr Feldmarschall trägt mir noch auf, daß Ew. Hochwohlgeboren dem Herrn Herzog von Wellington erklären: daß es der Wille des Herrn Feldmarschalls gewesen sei, Bonaparte auf demselben Fleck hinrichten zu lassen, wo der Herzog von Enghien erschossen worden, daß er aber aus Nachgiebigkeit gegen des Herzogs Wünsche, die Hinrichtung unterlassen werde, daß aber der Herzog die Verantwortlichkeit der Unterlassung übernehmen müsse.

Es scheint mir, als ob die Engländer mit der Auslieferung von Bonaparte in Verlegenheit sein werden. Ew. Hochwohlgeboren wollen daher die Unterhandlungen nur darauf richten, daß er uns ausgeliefert werde.

N. von Gneisenau.

An Müffling.

(Gedr. in Müffling, Aus meinem Leben.)

Senlis, den 29. Juni 1815.

Wenn der Herzog von Wellington gegen die Tödtung Bonaparte's sich erklärt, so denkt und handelt er als Britte. Großbrittanien hat keinem Sterblichen mehr Verbindlichkeiten, als gerade diesem Böswicht, denn durch die Begebenheiten, die er herbeigeführt hat, ist Englands Größe, Wohlstand und Reichthum so sehr hoch gesteigert worden. Sie sind die Herren des Meeres und haben weder in dieser Herrschaft, noch im Welthandel eine Nebenbuhlerschaft mehr zu fürchten.

Ein Anderes ist es mit uns Preußen. Wir sind durch ihn verarmt. Unser Adel wird nie mehr sich aufrichten können.

Und müssen wir uns nicht als Werkzeuge der Vorsehung betrachten, die uns einen solchen Sieg verliehen hat, damit wir die ewige Gerechtigkeit üben? Verlangt nicht schon der Tod des Herzogs von Enghien eine solche Rache? Werden wir uns nicht

die Vorwürfe der Völker Preußens, Rußlands, Spaniens, Portugals zuziehen, wenn wir die Ausübung der Gerechtigkeit unterlassen?

Es sei indessen! Will man theatralische Großmuth üben, so will ich mich dem nicht widersetzen. Es geschieht dies aus Achtung gegen den Herzog und — aus Schwäche.

Graf von Gneisenau.

Boyen an Gneisenau.

Berlin, den 23. Juni.

— — Bei einem großen Mittagsmahl, daß gestern der Staatskanzler gab, wurde zufällig der Versuch gemacht, den Namen der Schlacht la belle alliance in gut Deutsch zu übersetzen, die mehrsten Stimmen blieben bei Schön-Bund stehen; da habe ich vorgeschlagen, man möchte sie Tugendbund nennen; Sie können nicht glauben, was dies unter lautem Gelächter für incarnatrothe und lange Gesichter gab. — —

An Hardenberg.

Gonesse, den 30. Juni 1815.

In einem derjenigen Schreiben, die Sie, hochverehrter Fürst, seitdem ich wieder bei der Armee bin, an mich zu richten mir die Ehre erwiesen, haben Sie mir Ihr Bedauern über die Undankbarkeit meiner Stelle ausgedrückt. Erlauben Ew. Durchlaucht, daß ich diesen Gegenstand in ein näheres Licht setze.

Als ich im Jahre 1813 aus England zurückkam, sicherten mir Ew. Durchlaucht den Befehl über das dem Kronprinzen von Schweden zu überlassende Armeekorps im Namen Sr. Majestät zu. Dieses Armeekorps konnte damals nicht alsbald zusammengesetzt werden, und der Kronprinz war noch jenseits des Baltischen Meeres. Ungeduldig, an den Kriegsereignissen sogleich Theil zu nehmen, zog ich mit dem damaligen General Blücher aus und widmete ihm meine Dienste für diejenige Zeit, als ich ohne eigne Befehlführung seyn würde.

Der Waffenstillstand kam herbei und ich erhielt den Befehl über Schlesiens Rüstungen und Vertheidigung, sofern die Provinz von den verbündeten Armeen verlassen werden sollte.

In Peylau frugen mich einst Ew. Durchlaucht, gegen Ende des Waffenstillstandes, ob ich noch darauf bestehen würde, ein eignes Commando zu haben, oder ob ich lieber Chef des Generalstaabes des Generals Blücher werden wolle?

Ich antwortete, daß es freilich angenehmer für mich seyn müsse, ein eignes Commando zu haben, daß ich aber wohl fühle, daß ich, als Chef des Generalstaabes, nützliche Dienste leisten könne, und daß ich daher meine kleine Eitelkeit gern meinem Pflichtgefühl aufopfere.

Dieser Entschluß hat wohl dem Staat, nicht aber mir Früchte getragen.

Der General Gr. Bülow hat sich einen Namen in der Geschichte erworben, während des meinigen nirgends gedacht ist; er ist zu Ehren und Würden aufgestiegen; ist, obgleich jünger an Jahren*), General der Infanterie; ist mit dem schwarzen Adler-Orden decorirt, während ich den rothen Adler-Orden trage, den, vermöge seiner Verfassung, Obersten tragen können und den man so oft an Verdienstlose wegwirft und reichen Edelleuten ertheilt, weil sie mehr Güter, als andere haben. Er trägt das Großkreuz des eisernen Kreuzes, das ich mir, vermöge seiner Institution, weder habe erwerben können, noch auch jetzt noch erwerben kann.

Alle Generale der Infanterie sind jünger an Jahren, als ich; drei derselben tragen das eiserne Kreuz. Der eine derselben ist für Dienste belohnt worden (York), die er nicht hat leisten wollen, und wozu er fast mit den Haaren hat gezogen werden

*) Das ist, wie das unten folgende ein Irrthum. Bülow ist geboren 1755, York 1759, Tauentzien 1760, Kleist 1762, Gneisenau selbst 1760. Also nur Kleist war wirklich jünger an Jahren als Gneisenau; aber York und Tauentzien waren im December 1813, Bülow und Kleist im Frühling 1814 Generale der Infanterie geworden. Gneisenau war seit December 1813 Generallieutenant. Merkwürdiger Weise hat er sich selbst für ein Jahr älter gehalten, als er war. S. das dienstliche Schreiben an den Major v. Bronikowsky v. 29. Febr. 1807 Pertz I S. 625 Anm. 2.

müssen. Zur Schlacht an der Katzbach wurde er dadurch gezwungen, daß ich ihm imponirte; den Sieg von Leipzig hat er nicht benutzt, obgleich es in seiner Macht stand und er den Befehl dazu hatte. Bei Eisenach ließ er später den Feind sich abermals entgehen, und einen Tag später den General Bertrand, der vor ihm hätte kapituliren müssen, wenn die gegebenen Befehle befolgt worden wären. Ueber den Rhein wollte er ebenfalls nicht gehen.

Ein anderer dieser Generale (Tauentzien) eilt in schändlicher Flucht von der Elbe nach Berlin, während wir bei Möckern und Leipzig siegen!! Ein Theil seiner Truppen belagert Wittenberg und erstürmt selbiges, durch die Entschlossenheit seines Ingenieur-Offiziers. Für diese Thaten, die er nicht gethan, erhält er das große eiserne Kreuz, dessen Erwerbung mir verboten ist; er trägt den schwarzen Adler-Orden, während ich mich desjenigen, den ich trage, schäme, und ihn nur trage, weil es mir von dem Monarchen geboten ist.

So setzt man mich hintan, und ich klage nicht. Die neuen Ereignisse treten ein, und man stellt mich, uneingedenk des Schadens, den man mir gethan hat, wieder an meinen alten Posten. Ohne Murren gehe ich dahin ab und fange meine alte Arbeit wieder an, obgleich der in Berlin sich offenbarende Undank meines Feldherrn mein Herz mit Bitterkeit erfüllt hat, und alle Arbeit mir dadurch doppelt schwer wird. Es ist dies eine harte Bestimmung, nie eines eignen Commandos werth geachtet zu seyn und stets für einen andern arbeiten zu müssen; dabei sich in seinem Lohn verkürzt zu sehen, kaum von den Soldaten gekannt zu seyn. Bei aller Heiterkeit meines Gemüths, bei allem mir innewohnenden Pflichtgefühl; bei aller meiner Fähigkeit zur Resignation, muß ich doch eine solche Bestimmung verwünschen und verfluchen, und ich bin versucht, meine Klagen laut werden zu lassen, damit die Welt wisse, wie es mit mir stehe.

Was in wenigen Tagen geschehen ist, wissen Sie, verehrter Fürst. Mit der Bezwingung von Paris ist der neue Zeitabschnitt

abermals geendet, und ich werde dann gleichfalls einen Abschnitt in meinem Leben machen. Zwischen Anstrengungen und Undank mich herumzutreiben, ist unangenehm; aber ich werde nie meine Dienste in einem neuen Kriege demjenigen Staate zu widmen aufhören, für dessen Größe ich mein ganzes Leben hindurch Wünsche in mir genährt und gewirkt habe.

Möge Ew. Durchlaucht diese Herzensergießung mit Wohlwollen aufnehmen. Gott erhalte Sie, verehrter Fürst.

Gr. N. v. Gneisenau.

An Hardenberg.

Gonesse, den 30. Juni 1815.

Auf vertraulichem Wege habe ich erfahren, daß der Fürst Metternich mit den Bonapartisten und Jacobinerhäuptern einen Vertrag geschlossen hat, vermöge dessen, wenn Bonaparte sich nicht mehr halten kann, dessen Sohn unter dem Namen Napoleon II., und unter Regentschaft der Erzherzogin Marie Louise zum Nachfolger ausgerufen werden soll. Die Einstimmigkeit, womit Bonapartisten und Jacobiner, in der Versammlung der beiden Kammern, diesen Vorschlag unterstützt haben, thut dies allein schon hinlänglich dar, denn warum ein Kind zum Nachfolger wählen und zur Herrschaft berufen, das in den Händen der Feinde sich befindet? Aber auch der General de Trommelin, der zu uns wegen der für Bonaparte zu erhaltenden Pässe geschickt war, hat mir diese Uebereinkunft nicht geläugnet, sondern eingestanden.

Es ist meine Pflicht, Ew. Durchlaucht hievon in Kenntniß zu setzen, und bemerke ich hierbei, daß man selbst den Argwohn hegen darf, daß der seit heute früh bemerkte Widerstand der Feinde in einer erneuten Zusicherung von Seiten Oesterreichs seinen Grund haben möge, denn dieser Widerstand, und die Ankunft der aus dem großen Hauptquartier hier ankommenden Couriere trifft genau in eine Zeit zusammen.

Gr. N. v. Gneisenau.

An die Gräfin.

Goneſſe, unweit Paris, den 30. Juni 1815.

Wir ſind in ſchnellem Flug bis vor die Thore von Paris gekommen und ſind, außer der Hauptſtadt und den Feſtungen, die Herren von Frankreich. In Paris herrſcht jetzt die Jacobiner Rotte, an ihrer Spitze der Blutſäufer Fouché. Der Pöbel der Vorſtädte iſt bewaffnet worden, hält die rechtlichen Leute in Furcht und dieſe haben nur gute Wünſche für uns, aber keine Fäuſte. Wir machen nun ernſtlich Anſtalt, dieſe Stadt mit Gewalt zu bezwingen. Müſſen wir ſie mit Sturm nehmen, ſo ſehe ich bei der Erbitterung der Soldaten blutigen Scenen entgegen.

Der Anblick der Stadt Avesnes ſoll ſchauderhaft ſein; acht oder neun Häuſer ſtehen noch aufrecht. Das Uebrige der Stadt liegt in Trümmern wild durcheinander. Was man von Einwohnern noch erblickt, iſt verwundet und bleich; die übrigen todt oder verſtümmelt. Welche Schreckniſſe um eines Mannes willen!

Man hat bereits um die Auslieferung Bonapartes mit uns unterhandelt, und wollte uns Paris übergeben, als eine andere Faktion in Paris ſiegte, und nun der Pöbel und der Reſt der feindlichen Armee ſich vertheidigen will. Faſt ſo, wie ein Jeruſalem, als Titus dieſe Stadt belagerte, wo auch die Bürger in Faktionen zerriſſen waren.

Auguſt iſt wohl; ich habe ihn geſtern geſehen, nachdem er von einem Streifzug ſeines Regiments in die Ardennen zurückgekehrt war. Jetzt iſt er in der Gegend von Malmaiſon, dem Aufenthaltsort Bonapartes, wo dieſen das Regiment gefangen nehmen ſoll. Wahrſcheinlich hat Bonaparte bereits ſich geflüchtet.

Grüße an Freunde und Kinder. Gott nehme Euch in ſeinen heiligen Schutz.

G.

Blücher an den Marschall Davoust.

(Concept eigenhändig von Gneisenau.)

[1. Juli.]

Mein Herr Marschall!

Es ist irrig, daß zwischen den verbündeten Mächten und Frankreich alle Ursachen zum Kriege aufgehört haben, weil Napoleon dem Throne entsagt habe; dieser hat nur bedingungsweise entsagt, nämlich zu Gunsten seines Sohnes, und der Beschluß der vereinigten Mächte schließt nicht allein Napoleon, sondern auch alle Mitglieder seiner Familie vom Throne aus.

Wenn der General Frimont sich berechtigt geglaubt hat, einen Waffenstillstand mit dem ihm gegenüberstehenden feindlichen General zu schließen, so ist dies kein Motiv für uns, ein Gleiches zu thun. Wir verfolgen unsern Sieg, und Gott hat uns Mittel und Willen dazu verliehen.

Sehen Sie zu, Herr Marschall, was Sie thun, und stürzen Sie nicht abermals eine Stadt in's Verderben; denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn Ihre Hauptstadt mit Sturm genommen würde.

Wollen Sie die Verwünschungen von Paris eben so wie die von Hamburg auf sich laden?

Wir wollen in Paris einrücken, um die rechtlichen Leute in Schutz zu nehmen gegen die Plünderung, die ihnen von Seiten des Pöbels droht. Nur in Paris kann ein zuverlässiger Waffenstillstand Statt haben. Sie wollen, Herr Marschall, dieses unser Verhältniß zu Ihrer Nation nicht verkennen.

Ich mache Ihnen, Herr Marschall, übrigens bemerklich, daß, wenn Sie mit uns unterhandeln wollen, es sonderbar ist, daß Sie unsere mit Briefen und Aufträgen gesendeten Offiziere gegen das Völkerrecht zurückhalten.

In den gewöhnlichen Formen conventioneller Höflichkeit habe ich die Ehre mich zu nennen Herr Marschall Ihren dienstwilligen

Blücher.

An Müffling.

(Präsent, 5¼ Uhr Morg. 2. July, Goneſſe.)

[Ohne Datum.]

Ew. Hochwohlgeboren überſende ich anliegend die Dispoſition auf morgen, es iſt durchaus nothwendig die Contenance des Feindes zu prüfen und deshalb durch das coupirte Terrain von Verſailles und St. Cloud vorzugehen. Hierbei iſt es aber durchaus nothwendig, daß der Herzog von Wellington wirkſam mitwirkt. Die Brücke bei Argenteuil wird morgen fertig, ebenſo die bei Chatou, es wäre daher wichtig, daß der Herzog bei Argenteuil Truppen übergehen ließe um mit uns die Communication unmittelbar zu eröffnen und von der Seite St. Denis zu flanquiren, indeß man es von den beiden anderen Seiten ebenfalls ernſthaft beſchöſſe und ſich bereit hielte bei einer günſtigen Gelegenheit über den Ourcq Canal vorzugehen. Dieſe Unternehmung wird immer den Feind beſchäftigen und ihn verhindern, alle ſeine Kräfte gegen uns zu wenden. Die Abreiſe Bonapartes iſt gewiß, er iſt nach Cherbourg oder Havre de Grace um ſich einzuſchiffen. Vandamme ſtand heute [bei] Montrouge vor Paris mit etwa 15,000 Mann, ſeine Cavallerie hat er heute Nachmittag gegen Verſailles vorgeſchickt und dadurch dem Obriſt-Lieutenant v. Sohr, der mit 2 Huſaren-Regimentern von Verſailles nach Lonjumeau im Marſch war und der ſich ohne Vorſicht benommen zu haben ſcheint, einen bedeutenden Verluſt zugefügt. Ew. Hochwohlgeboren erſuche ich, den Herzog von Wellington ganz beſtimmt zu fragen, ob er noch entſchloſſen ſei ernſthaft gegen Paris zu wirken oder nicht, denn davon hängt nicht allein das Verhalten des Fürſten Blücher ab, ſondern es muß auch für die künftige Verantwortlichkeit rein ausgeſprochen werden.

(gez.) Gr. N. v. Gneiſenau.

Müffling an Gneiſenau.

Goneſſe, den 1. July 1815.

Der Herzog Wellington berief mich heut Vormittag mit dem General Pozzo di Borgo zu einer Unterredung und legte uns beiliegendes Schreiben, wovon ich mir eine Abſchrift erbat, vor.

Hierauf sagte er mir: Rußland habe in dieser Angelegenheit mit uns einerlei Interesse und er wolle uns seine Ansichten über die jetzige Lage der Dinge vortragen:

ausgesprochen sei von den Alliirten, daß man Bonaparte's Macht zerstören wolle

Bonaparte habe durch seine Abdication sich gewissermaßen in die Arme der Jacobiner geworfen; dies und der zweite Punkt des Schreibens der Minister führe dahin, daß es für unser gemeinschaftliches Interesse jetzt gar nichts anders mehr zu thun gebe als die Wiederherstellung des Königs zu befördern (ohne es auszusprechen) und zwar schnell ehe andere Armeen und andere Ansichten hier ankommen.

Nachdem dieser Punkt von uns anerkannt war, fuhr er fort. Ich durchsehe den Plan der Commissarien. Sie haben sich überzeugt, daß sie den König zurückrufen müssen. Die Armee und die Kammer der Pairs sind zwar ganz dagegen, allein, da sie sich fügen müssen, so wollen sie wenigstens alles zu ihrem Vortheil leiten. Sie werden den König proclamiren, die Armee die weiße Cocarde aufstecken lassen und den König einladen in ihre Mitte zu kommen. Dann müßte der König zu allem ja sagen und unsere Lage in Paris wäre nichts weniger als satisfaisant.

Um diesem allen auszuweichen, schlägt der Herzog vor, ihnen zum Waffenstillstand folgende Bedingungen zu machen:

1, die Armee marschirt unverzüglich hinter die Loire ab
2. die Nationalgarden von Paris besetzen die Stadt Paris
3, die alliirten Armeen bleiben um Paris in Cantonnirungen.

Dann, sagt der Herzog, kann der König mit Anstand nach Paris zurückgerufen werden, die Nationalgarde ist für ihn und er kann als König handeln.

Der König wird die Feldherrn mit ihren Hauptquartiers und die Souverain's einladen, nach Paris zu kommen. Die Armeen können ohnedies nicht ganz in Paris liegen.

Ich erwiderte, ob nicht die Besetzung von Paris selbst als ein Ehrenpunkt anzusehen sei?

Der Herzog erwiederte: es sei wohl nicht die Besetzung von Paris selbst, sondern die Gewalt über Paris, die er als Ehrensache ansehe. — Wenn diese Gewalt aber von uns als ein Mittel gebraucht werde die neue Regierung zu befestigen, so scheine ihm dies der schönste Gebrauch und nach seiner völligen Ueberzeugung könne die ganze Sache für die Vortheile Preußens und Englands, so wie für die Armeen dieser Nationen und ihre Feldherrn nicht glänzender endigen, als wenn diese Ideen zur Ausführung kämen.

Der General Pozzo di Borgo stimmte dem Herzog ohne alle Einschränkung bei.

Der Herzog ersuchte mich, diese seine Gedanken Euer Excellenz mitzutheilen. Er zweifelte nicht, daß Sie sie billigen würden, nach dem, was Sie gestern im Allgemeinen über die Lage der Dinge gesprochen hätten.

Der Herzog sagte mir, daß er jetzt nur als Militair handeln und als solcher den Waffenstillstand abschließen könne; alle politischen Verhältnisse müsse er zurückweisen und dürfe sie nicht annehmen.

Dies hindere jedoch nicht, daß wenn Euer Excellenz in dieser Hin-

ficht eine vortheilhaftere und allgemeinere Stellung als er hätten, daß sie besondere Verträge schließen könnten.

Herzog Wellington bittet, daß Euer Excellenz seine Vorschläge in Ueberlegung nehmen und einen Bevollmächtigten bestimmen.

Ich habe den Herzog gebeten, zur Ausführung dieser Ideen abzuwarten, bis die preußische Armee erst auf den Höhen von St. Cloud angekommen ist, weil es dann sein könne, daß die französische Armee ohne Convention Paris verließe. Der Herzog erwiederte, dieß verstehe sich von selbst und sagte hierauf den Deputirten in meiner Gegenwart, wie er ihnen wiederhohlen müsse, daß er nichts ohne den Fürsten Blücher thun könne, daß die Bewegung mit demselben verabredet sei und fortgesetzt werden müsse, er werde ihre Anträge zum Waffenstillstand mit dem Fürsten überlegen.

Die Herrn Deputirten wurden hierauf äußerst artig gegen mich und fragten mich alle, wo ich wohne, um mir Visite zu machen. Ich erwiederte, ich wohne hier zu schlecht und müsse sie bitten, ihre Visite bis Paris zu verschieben.

Müffling.

Nachschrift. Der Herzog Wellington läßt mir eben noch sagen, es scheine jetzt gewiß und außer allem Zweifel zu sein, daß Bonaparte Paris verlassen hat. Wohin er ist, weiß man nicht. Der Herzog meinte, wenn Bonaparte weg ist, würde sich die Armee auch nicht mehr schlagen.

An Müffling.

St. Germain, den 2. Juli 1815.

Daß die Souveraine beschlossen haben, in einen Waffenstillstand mit der provisorischen Regierung Frankreichs nicht zu willigen und die Kriegsoperationen durch Unterhandlungen nicht aufhalten zu lassen, ist das Erfreulichste in Ew. Hochwohlgeboren Depesche. Nicht so erfreulich ist die vom Herzog von Wellington aufgefaßte Ansicht in Ansehung des Besitzes von Paris, sowie die in Betreff der Politik.

Es ist falsch, daß wie der Herzog sagt, es für unser gemeinschaftliches Interesse gar Nichts mehr anders zu thun gebe, als die Wiederherstellung des Königs zu befördern. Für eine gesunde Politik giebt es jetzt Gelegenheiten genug, eine neue Gestaltung von Europa hervorzubringen, die die Völker vor neuen gewaltsamen Erschütterungen sichere und dem unruhigen Geist einer aufgeregten und fähigen Nation Schranken setze. Ew. Hochwohlgeboren wollen des Herzogs Meinung über eine solche Ordnung der

Dinge zu erforschen suchen. Die Politik der unbedingten Wiederherstellung der Bourbons bringt Lauheit in die Entschlüsse und uns um die Früchte unseres Sieges und unserer Anstrengung. Nur ein solcher Zustand ist wünschenswerth, wo Preußen nicht stets auf der Schildwache zu stehen nöthig hat.

Der 3te Artikel des vom Herzog vorgeschlagenen Waffenstillstandes scheint mir unsere Ehre anzutasten und würde sicherlich die Vorwürfe aller rechtlichen Leute in Europa uns zuziehen. Wir sollen es als eine Vergünstigung ansehen, in Paris wohnen zu dürfen, während unsere brave Truppen aus dieser Stadt ausgeschlossen sind! Der König werde uns einladen dahin zu kommen!

Als Preußischer General fühlen Ew. Hochwohlgeboren eben so wohl als ich, daß wir Preußen dadurch die Früchte unseres Sieges einbüßen werden. Wir dürften dann weder Kleidung noch Kriegsbedürfnisse, noch Kontributionen aus dieser Stadt ziehen, während wir dies, so lange wir sie als herrenloses Gut betrachten, füglich thun können und thun müssen für uns und zur Genugthuung für unsere Nation.

Welche Verpflichtung haben wir, die Gewalt der Bourbons zu befestigen? Haben die Bourbons die unsrige befestigen wollen, seit dem Pariser Frieden? Haben sie nicht vielmehr gegen uns undankbar intriguirt? Es sei ein schöner Gebrauch, den wir von unserer Gewalt machten, und so endige die Sache glänzend für die beiden Armeen und Feldherrn. So etwas nimmt sich sehr gut auf dem Theater aus, in der Politik hat es nie Vortheil gebracht.

Daß der General Pozzo di Borgo dem Herzog ohne Einschränkung beigestimmt hat, hat zweierlei Gründe, welche hier zu erörtern, nicht der Ort ist!*)

*) Pozzo di Borgo war Corse von Geburt und hatte den Wunsch den Dienst Kaiser Alexanders zu verlassen, um als leitender Minister in den Dienst Ludwigs XVIII. zu treten.

Und was könnte auch ein von unsern beiden Armeen geschlossener Waffenstillstand für Verbindlichkeiten für die Russischen Armeen haben? Nicht einmal für den Fürst Wrede, dessen Herr ebenfalls Souverain ist.

Wir haben nun unsere Bewegung vollführt; diese Bewegung ist nicht ohne Gefahr. Wir haben sie unternommen, weil unsere Armee fähiger dazu ist, als die Wellington'sche; diese ist nämlich zusammengesetzt, während die unsrige aus einem Stück ist; wir haben die Bewegung ferner unternommen im Vertrauen auf die Unterstützung des Herzogs, und wir rechnen darauf.

Wenn der Herzog, wie der Lieutenant Ernst mündlich meldet, Willens ist, Truppen zu uns zu detachiren, so würden sie am füglichsten angewandt werden können, um gegen die Brücke von Neuilly zu operiren.

Was geschieht, muß geschwind geschehen, denn die beiden Kammern und die provisorische Regierung trachten sicherlich, so viel Zeit zu gewinnen, bis die Oesterreichische Armee herankommt.

Daß die französische Armee Paris, wenn wir auf den Höhen von St. Cloud angekommen, ohne Convention verlassen werde, ist mir nicht wahrscheinlich. Unsere zurückgekommenen Offiziere Brünneck und Royer — Scharnhorst, dessen Begleiter und ein Trompeter fehlen noch — sagen, daß in Paris stets noch der Ruf: vive l'Empereur! zu hören sei. Der Chef des Generalstabes des Kriegsministers Davoust, General Guilleminot sagte, daß sie in großen Besorgnissen vor dem Plünderungslustigen Pöbel seien, und daß bei einem Angriff von unserer Seite auch der Soldat mit diesem gemeinschaftliche Sache machen werde; er klagte sehr über die Faktionen in den Truppen.

Ich wiederhole meine dringende Bitte um Zusendung der Raketen; es ist mir unbegreiflich, wie diese so leicht fortzubringende Waffe noch immer nicht angekommen ist.

Soeben geht die Meldung vom 3ten Armee-Corps ein, daß es in Versailles eingerückt sei, aber vor Ankunft des 1ten Armee-

korps nicht weiter vordringen wolle, da der General Vandamme die Waldgegenden von St. Cloud besetzt habe.

Soeben sind die Raketen angekommen.

Gr. N. v. Gneisenau.

Wellington an Blücher.

(Original englisch; gedr. Wellington Disp. XII, 526.)

Randbemerkungen Gneisenau's.

Gonesse, 2. Juli 1815.

Mein lieber Fürst*),

Ich ersuchte General Müffling Ew. Durchlaucht gestern zu schreiben in Betreff der Vorschläge, die mir von den französischen Commissären für einen Waffenstillstand gemacht sind, worüber ich eine positive Antwort von Ew. Durchlaucht noch nicht erhalten habe.

Es scheint mir, daß mit der Macht, welche Sie und ich gegenwärtig unter unserem Commando haben, der Angriff auf Paris mit großen Gefahren verknüpft ist. Ich bin überzeugt, daß er auf dieser Seite nicht mit irgend welcher Aussicht auf Erfolg unternommen werden kann [1]).

[1]) Beide Armeen sind 105,000 Mann stark, es würde von Seiten der Feldherren wenig Zutrauen in ihre tapferen Armeen

*) Die Anrede ist auch im Original deutsch.

Die Armee unter meinem Commando muß also die Seine zweimal überschreiten und in's Bois de Boulogne gehen, ehe der Angriff gemacht werden kann; und selbst dann, wenn wir reussiren sollten, würden wir harten Verlust erleiden *).

zeigen, wenn man damit nicht die etwa 60,000 Mann starken feindlichen Truppen überwältigen wollte. Die Preußischen Angriffe von gestern thun dies hinlänglich dar. Ebenso das heutige Gefecht.

*) Die Wellingtonsche Armee müßte freilich, um von der Seite der Brücke von Neuilly her zu operiren, zweimal die Seine passiren. Da sie aber Equipagen für 6 Brücken hat und der Feind doch nicht dorthin mit Stärke operiren kann, während er von uns hier festgehalten wird, so ist der zweimalige Uebergang über die Seine keiner Schwierigkeit unterworfen. Wollte der Feind den Wald von Boulogne gehörig besetzen, so müßte er mehr Truppen dazu anwenden, als er entbehren kann. Ein Angriff auf die Brücke von Neuilly am linken Ufer der Seine und durch den Wald von Boulogne am rechten Ufer dieses Flusses, schneidet die Vertheidiger der Brücke von Neuilly ab, und bringt wahrscheinlich die feindlichen Vertheidigungsanstalten in Verwirrung, wenn wir hier die Truppen an der Süd-

Wir müssen allerdings einen harten Verlust ertragen, wenn es nothwendig ist. Aber in diesem Falle ist es nicht nothwendig [3]).

[3]) Wenn es irgend rathsam ist, einen Verlust nicht zu scheuen, so ist es hier, wo es auf die Ehre der Waffen ankommt, und auf den Schrecken den wir der französischen Nation einjagen wollen.

[4]) Bei einem Aufschub von wenigen Tagen werden wir die Armee des Marschalls Fürsten Wrede hier haben und die verbündeten Souveräne mit derselben, welche über die zu ergreifenden Maßregeln entscheiden werden, und der Erfolg wird dann mit einem verhältnißmäßig unbedeutenden Verlust gewiß sein; oder wenn wir es vorziehen, können wir alle unsere Angelegenheiten jetzt ordnen durch Zustimmung zu dem vorgeschlagenen Waffenstillstand [5]).

[4]) Durch Aufschub von einigen Tagen geben wir dem Feinde Zeit sich zu besinnen, seine Vertheidigungsanstalten zu konsolidiren, den Geist der Truppen zu steigern, und wir verlieren dann mehr Blut hinterher, als uns der alsbaldige Angriff kosten würde. Warum erst die ungewisse Ankunft anderer alliirten Truppen abwarten?

Die Bestimmungen, auf welche dieser Waffenstillstand nach meinem Dafürhalten abgeschlossen werden könnte, und auf welche hin allein ich ihm beistimmen werde, sind folgende:

[5]) Einen Waffenstillstand der uns Paris nicht übergäbe, muß ich der Ehre der Armeen nachtheilig halten.

Erstens, daß wir in den Poseite von Paris angreifen, und zugleich ein Angriff auf St. Denis damit verbunden wird.

sitionen, die wir jetzt einnehmen, bleiben [6]).

Zweitens, daß die französische Armee sich von Paris über die Loire zurückzieht [7]).

Drittens, daß Paris dem Schutz der Nationalgarden übergeben wird, bis der König anderweitig verfügt [8]).

Viertens, daß eine Kündigungsfrist für die Beendigung des Waffenstillstandes festgestellt wird [9]).

Durch diese Maßregel tragen wir Sorge für eine ruhige Rückführung Seiner Majestät auf den Thron, welches das Ergebniß des Krieges ist, welches alle unsere Souveräne immer als das wohlthätigste für uns alle angesehen haben und das am geeignetsten ist Europa in den Zustand eines dauernden Friedens überzuführen [10]).

[6]) Warum nicht Vortheile von unserer Lage ziehen?

[7]) Dazu mögen wir einwilligen.

[8]) Paris muß uns übergeben werden.

[9]) In Paris allein kann ein Waffenstillstand abgeschlossen werden, der nicht aufgekündigt zu werden braucht.

[10]) Das Ziel wonach die Souveräne, die ihrer Völker Wohlfahrt sich zu Herzen nehmen, streben müssen, ist ein solcher Zustand der Dinge, daß wir nicht stets befürchten müssen, von einem unruhigen Nachbarvolk mit Krieg überzogen zu werden. Jeder andere Friede als ein solcher ist Verrath an

sich selbst und Selbstmord. Wer steht uns dafür, daß der nach Amerika sich flüchtende Bonaparte nach einem, zwei Jahren, nicht wiederkehre und neue Erschütterungen herbeiführe? England ist es leicht mit der einfachen Restauration der Bourbons sich zu begnügen. Seine Inseln liegen sicher vor jedem Angriff.

Es ist richtig, daß wir nicht den eitlen Triumph [11]) des Einzuges in Paris an der Spitze unserer siegreichen Truppen haben werden; aber, wie ich Ew. Durchlaucht schon auseinandersetzte, ich zweifle, ob uns gegenwärtig die Mittel zu einem erfolgreichen Angriff auf Paris zu Gebote stehen; und wenn wir mit dem Angriff bis zur Ankunft des Marschalls Fürsten Wrede warten, so glaube ich, werden wir die Souveräne geneigt finden, wie im vergangenen Jahr [12]) die Hauptstadt ihres Alliirten [13]) zu schonen und entweder die Stadt überhaupt nicht zu betreten [14]) oder sie zu betreten auf Grund eines Waffenstillstandes, wie es schon heute in Ihrer und meiner Macht steht, ihn zu unterzeichnen.

[11]) Es ist dies kein eitler Triumph, aber wohl eine Pflicht des Feldherren, die Ehre seiner Truppen wahrzunehmen. Solche Gesinnung allein giebt Sieg.

[12]) Es ist uns schlimm genug bekommen, daß wir im vorigen Jahr das Recht des Siegers nicht besser handhabten.

[13]) Als ein treuer Alliirter Preußens kann Ludwig XVIII. eben nicht betrachtet werden, er, der erst unlängst ein Bündniß gegen uns geschlossen hat.

[14]) Dies ist gewiß nicht ihre Absicht.

Ich ersuche Ew. Durchlaucht also ernstlich, das Raisonnement das ich Ihnen bei dieser Gelegenheit unterbreite, in Erwägung zu ziehen und mich Ihre Entscheidung, ob Sie auf einen Waffenstillstand eingehen wollen oder nicht, wissen zu lassen, und bejahenden Falls bitte ich Sie Jemand zu Verhandlungen mit den französischen Commissären zu bevollmächtigen. Entscheiden Sie anders, so wird mein Verfahren sich nach Ihrer Entscheidung richten.

Ich habe die Ehre, mit dem Gefühl der vorzüglichsten Hochachtung, zu sein

Ew. Durchlaucht
sehr ergebener Diener
Wellington.

Meldung Zietens.

Ew. Durchlaucht habe ich die Ehre ganz gehorsamst zu melden, daß so eben der französische General Revest hier eintrifft um im Auftrag des Marschall Davoust und General Vandamme um einen Waffenstillstand anzutragen, währenddem über die Uebergabe von Paris zu unterhandeln gebeten wird. Da ich von Ew. Durchlaucht keine Verhaltungsbefehle über diesen Gegenstand habe, so habe ich den Major Graf Westpfal zum französischen General Davoust geschickt mit der Erklärung, daß ich zur Abschließung eines Waffenstillstandes nicht autorisirt sei. Den französischen General behalte ich als Geißel hier, um eine Garantie zu haben, wenn der vorgeschlagene Waffenstillstand nur als Vorwand benutzt sei, um Zeit zu gewinnen.

Meudon, den 3. July 1815.

Ich lege gehorsamst bei, was ich dem General Vandamme antworte.

Zieten.

Monsieur le Général!

Monsieur le Général Revest m'a communiqué verbalement, que vous demandiez une armistice, pour traiter la reddition de la ville.

En conséquence Monsieur le Général je dois vous déclarer que je suis nullement autorisé d'accepter une armistice; je n'ose même point annoncer cette demande à son Altesse le maréchal Blucher. Mais cependant si les députés du Gouvernement déclarent à mon aide de camp le comte de Westphalen, qu'ils veuillent rendre encore aujourd'hui la ville et que l'armée française veut se rendre j'accepterai une suspension d'armes. J'en ferai part à Son altesse le maréchal prince Blucher pour traiter sur les autres articles.

Je demande que les trois députés du Gouvernement restent aux avant-postes françaises et prie d'attendre la réponse du maréchal.

Agréez Monsieur le Général etc. Le 3me Jul. 1815.

6½ Uhr Morgens.

Zieten.

An Boyen.

Schloß zu Meudon, den 4. Juli 1815.

Sie werden, mein edler Freund, nicht unzufrieden seyn mit dem, was die Armee gethan hat. In Gosselies hat man 4 Tage verlangt, daß die Armee sich ausruhen könne: ich verweigerte es; vorgestern in Versailles verlangte man abermals, daß nun kein Angriff mehr gemacht werden solle, weil man dadurch die Pariser nur reizen würde. Nach einigen Gründen, die ich für die entgegengesetzte Meinung aufführte, entfernte ich mich, um dieser — Gesellschaft auszuweichen. Selbst P[rinz] W[ilhelm] wollte in die Operationen sprechen und meinte, man solle nun Nichts mehr wagen; er, der für seinen Ruhm und der ihm untergebenen Truppen-Abtheilung so wenig gesorgt hatte.*) Ich ward ärgerlich. Der gute Wille des Generals Zieten und des 1. Armeekorps ungemeine Tapferkeit haben die Sache entschieden, den Feind geschreckt, und er sich unterworfen.

Der großen Tapferkeit der Armee überhaupt sind diese großen

*) Prinz Wilhelm (Bruder des Königs) commandirte die Reserve-Cavallerie des vierten Corps. Als Gneisenau am Abend des 18. Juni befahl, daß die gesammte Cavallerie unausgesetzt den Feind verfolge, hatte der Prinz, wegen der Ermüdung der Truppen, diesen Befehl nur mangelhaft ausgeführt.

Erfolge zuzuschreiben. Mit solchen Offizieren und solchen Soldaten kann man alles unternehmen. — Ich umarme Sie.

Gneisenau.

Allerhöchste Cabinetsordre.

Haupt-Quartier Rheinzabern, den 28. Juny 1815

Um Ihnen zu beweisen, wie sehr Ich die thätigen und wichtigen Dienste erkenne, welche Sie Mir und dem Vaterlande schon lange und auf's Neue in den letzten für den Erfolg dieses Krieges so entscheidenden Tagen geleistet haben, mache Ich Mir die Freude, Ihnen Meinen großen schwarzen Adler-Orden zu verleihen, und begleite ihn mit dem Wunsch, daß Sie denselben recht lange tragen, und nach einem glorreich erkämpften Frieden der Früchte Ihrer Anstrengungen durch viele glückliche Jahre Sich erfreuen mögen.

Friedrich Wilhelm.

Stosch erzählt: — „auch erhielt er von unserm König gleich bei der ersten Audienz den schwarzen Adlerorden. Er war an demselben Tage zur Tafel befohlen und kam ich in sein Zimmer, als er sich eben dazu angekleidet hatte. Ich erblickte den neuen Orden auf seiner Brust und gratulirte ihm dazu, worauf er mir erwiederte: es ist derselbe Orden, den Bonaparte getragen hat.

Bekanntlich wurde der Orden im Wagen Napoleons gefunden, ob er denselben aber aus den Händen Seiner Majestät empfangen, kann ich nicht bekunden."

Hiermit stimmt nicht völlig, daß Clausewitz schon am 3. Juli die Verleihung des Ordens an Gneisenau seiner Frau mittheilt*), während der König erst am 10ten in Paris ankam. Es kann aber sein, daß Gneisenau die Insignien später erhalten hat, als die Cabinetsordre. Der Orden ist wegen seiner historischen Bedeutung auf Bitten der Familie nach dem Tode Gneisenaus in deren Besitz verblieben und befindet sich im Familien-Archiv zu Sommerschenburg.

---

*) Schwartz, Leben Clausewitz' II, 152.

Blücher an Wellington.

(Nach dem eigenhändigen Concept v. Gneisenau.)

Daß die beiden Häuser des brittischen Parlaments mir und der meinen Befehlen untergebenen Armee ihren Dank für unsere Mitwirkung in der Schlacht von Belle-Alliance zuerkannt haben, ist eine Ehre, die von uns allen tief gefühlt wird. Wir finden uns für unsere Anstrengungen durch das Anerkenntniß einer tapfern und aufgeklärten Nation hochbelohnt, und hoffen mit Zuversicht, daß dieser beiden Nationen gemeinschaftliche Sieg mächtig dazu beitragen wird, die Bande zwischen beiden auf eine fortan ungestörte Weise zu befestigen.

Wir verkennen hierbei nicht, daß Ew. Durchlaucht edles Zeugniß über unser Betragen am 18ten die Veranlassung gewesen ist, daß beide Häuser des brittischen Parlaments, den mich und die Armee unter meinem Befehl so sehr ehrenden Beschluß gefaßt haben, und ich bringe Ihnen hiermit unsern Dank dafür dar.

Mit den Gesinnungen tiefgegründeter Hochachtung und mit den Gefühlen treuer Waffenfreundschaft habe ich die Ehre zu sein

E. D.

ganz ergebenster Freund und Diener.

An die Prinzessin Louise, Fürstin Radziwill.

St. Cloud, den 5. Juli 1815.

Ew. Königlichen Hoheit Schreiben von dem Tage, an welchem die Nachricht von unserm Siege bei Belle-Alliance in Berlin angekommen ist, habe ich richtig zu erhalten das Glück gehabt. Die darinnen ausgedrückten Beweise Höchst Ihrer Huld sind eine mich beglückende Belohnung für Alles, was ich in diesem kurzen Kriege gethan haben mag. An unsern Anstrengungen haben wir es nicht fehlen lassen, übrigens giebt Gott den Sieg und ihm sei die Ehre und der Dank. Mit solcher Hülfe von oben und solcher Tapferkeit von unten, wird es den Generalen leicht, große Erfolge

zu erwerben; man braucht dann nur den Willen zu haben, etwas unternehmen zu wollen.

Das Vaterland kann unsere dereinst heimkehrenden Krieger nicht dankbar genug empfangen, den braven gemeinen Soldaten, der nur für seine persönliche Ehre und seine Pflicht, ohne Aussicht auf Belohnung ficht; den hochachtbaren Subaltern-Offizier, der, für Beschwerden nicht erzogen, alle Entbehrungen und alle Mühseligkeiten des gemeinen Soldaten theilt und ihm das Beispiel der Tapferkeit giebt. Unter allen herrscht ein und derselbe Wetteifer, sich hervorzuthun und keine Klage über Anstrengungen wird laut. Ein Gemeiner, der neulich, nach ermüdenden Märschen, seinem Bataillon, das gegen den Feind ging, nicht mehr zu folgen vermögend war, lud aus Verzweiflung darüber zwei Kugeln in sein Gewehr und erschoß sich. — —

Frau von Clausewitz an Gneisenau.

Düsseldorf, den 27. Juni 1815.

Ich müßte alle Beredsamkeit haben, die mir fehlt, um Ew. Excellenz einen deutlichen Begriff geben zu können von der Freude, dem Stolz, dem Entzücken, mit welchen mich ihr Brief erfüllt hat! In diesem Augenblick nur wenige Worte, nur eines Gedankens von Ihnen gewürdigt zu werden, wäre schon Ursache zu Freude und Stolz genug, was ist es nun erst, wenn man einen so freundlichen, langen, herrlichen Brief von Ihnen erhält!! Ich kann nur sagen, daß ich mein Glück so lebhaft fühle, daß ich dessen wenigstens nicht unwürdig bin. Ich habe Ihren Brief so oft gelesen und vorgelesen, daß ich ihn fast auswendig weiß. Wir leben seit einigen Tagen in einem wahren Taumel von Freude und Entzücken: eine herrliche Nachricht, eine glänzende Begebenheit folgt auf die andere. Möge nun auch der Beschluß das Ganze würdig krönen, in so fern Ew. Excellenz ihn leiten werden, fällt mir nicht ein daran zu zweifeln. Könnte ich nur einen Theil Ihres Geistes auch den Herren Diplomaten einhauchen! Doch der Himmel hat schon so viel für uns gethan, daß wir auch hierin auf seinen Beistand hoffen wollen. —

Der Gouverneur Gruner ist nicht mehr hier, auch Sack der ihn ablöste, ist nach Aachen zurück; ich habe also die schönen Nachrichten beiden nicht persönlich mittheilen können, wie ich es so gern gethan hätte. Demungeachtet wird der Brief Ew. Excellenz (versteht sich mit gehörigen Ausnahmen und wie Sie es befehlen, ohne Namen) morgen in der hiesigen Zeitung erscheinen. Ich hätte gern einen Namen hinzugefügt, der so allgemein verehrt wird und der das Interesse der schönen lebendigen Beschreibung so unendlich erhöhet hätte, allein ich durfte natürlich Ihrem Willen nicht zuwider handeln.

Napoleons Reisewagen ist gestern zu unserer großen Freude als Geschenk des Major Keller an seine Frau hier angekommen und setzt fortdauernd die ganze Stadt in Bewegung. Wir haben natürlich auch nicht verfehlt, ihn und alles darin Enthaltene zu beschauen. Gräfin Dohna hat von der Frau v. Keller eine darin enthaltene Serviette geschenkt bekommen, die an allen merkwürdigen Tagen als Siegeszeichen ihren Theetisch schmücken soll; sie hofft Ew. Excellenz recht oft bei solchen Gelegenheiten bei sich zu bewirthen und empfiehlt sich Ihnen auf das herzlichste und angelegentlichste. Was Ew. Excellenz vom dritten Armeecorps sagen, ist, wie Sie denken können, nicht für uns verloren gewesen, auch an dem Ruhm der geliebten Husaren haben wir den gehörig lebhaften Antheil genommen.

Verzeihen Ew. Excellenz, daß ich so flüchtig und unordentlich schreibe, ich weiß vor lauter Freude kaum, was ich thue. Der Himmel sei auch ferner mit Ihnen und schenke Ihnen alles Glück, das Sie so reichlich verdienen.

Marie Clausewitz.

Die Verwandten des Oberstlieutenant Lützow wissen nun, wie es scheint, mit einiger Gewißheit, daß er lebt aber gefangen ist.

Das Siegel Ihres Briefes werde ich immer wie eine Reliquie bewahren.

Gruner an Gneisenau.

Düsseldorf, den 18. Juni 1815.

— — —

Ich habe durch und mit Hoffmann eine geheime Verbindung eingeleitet, welche die „Einheit Deutschlands unter Preußen" zum Ziele hat. Der Staatskanzler hat sie genehmigt und ich eile nun nach Coblenz (wohin ich meine Familie bringe) von dort aus mit H. und anderen zusammenzukommen, um diese davon zu verständigen und die Ausführung mit ihnen zu berathen. Ich denke solche an die Wirksamkeit der Kriegs-Policei*) zu knüpfen. Den ganzen Plan, Mittel, Theilnehmer ꝛc. werde ich Ihnen im Hauptquartier vorlegen.

Hoffmann hatte mir im März, ehe Sie ankamen, auch die Idee der Freischaar und ich solche ebenfalls dem Fürsten Hardenberg mitgetheilt. Dieser giebt mir nun dagegen Abschrift seines desfallsigen Schreibens an Sie und trägt mir privatim auf das Weitere von Ihnen zu erwarten und mit Ihnen zu berathen.

Die geheime Verbindung mit Hoffmann, von der Gruner hier spricht, offenbar begonnen in der Erwartung, daß der neue Krieg größere Umwälzungen im Gefolge haben werde, aber als

*) Es wurde damals beabsichtigt, eine eigene Kriegs-Polizei zu schaffen und Gruner an die Spitze derselben zu stellen (v. p. 504).

das nicht eintrat, am 8. October 1815 wieder aufgelöst*), spielte doch später in den Demagogen-Untersuchungen eine große Rolle. An die Rheinische Freischaar hatten sich nach dem Befehl des Königs auch diejenigen Süddeutschen anschließen sollen, die den Krieg unter preußischer Fahne mitzumachen wünschten. Gruner hoffte, die Freischaar würde wegen dieser Verbindung mit Süddeutschland für seine zukünftigen Absichten besonders brauchbar sein.

In seinen Blättern aus der Preußischen Geschichte (Tagebuchaufzeichnungen) berichtet Varnhagen unter dem 2. und 5. Februar 1821, Prof. Snell in Wetzlar habe über einen geheimen Bund, zu dem er gehört, endlich Aufschlüsse niedergeschrieben, welche der Kanzler der Minister-Commission zugeschickt und zugleich Auskunft gegeben über den ihm beigemessenen Antheil; „wahr sei, daß Gruner im Jahre 1815 ihm von Düsseldorf nach der Rückkehr Napoleons von Verbindungen, die gute Sache und Preußens Vertheidigung betreffend, geschrieben und er die Sache gebilligt habe (Hoffmann in Rödelheim eine Hauptperson dabei); allein unwahr, daß er die Tendenz, Preußen die Suprematie in Deutschland zu erringen, gutgeheißen habe."

Gruner an Gneisenau.

Coblenz, den 1. Julius 1815.

Mein hochverehrtester Freund!

Glück, Heil und Segen zu Ihren glorreichen Siegen und gelobt sei Gott, der die großen Gefahren an Ihnen vorübergeführt. Er schütze Sie ferner und beglücke Ihre ruhmvollen Waffen! Der Unsterblichkeit sind Sie gewiß, aber das Leben bedarf Ihrer. Sie haben die neue europäische Welt gegründet und gerettet; Sie müssen sie auch bilden.

— — Meine Bestimmung hat sich nicht geändert. Man hat mir die Verwaltung der eroberten Provinzen bestimmt übertragen. Die von allen drei Mächten mir ertheilte Instruction ist so entschiedenen Inhalts in ihrer Tendenz, beweiset so klar, daß man Ersatz aus Frankreich ziehen will — daß ich zweifle, es sei mit Uebergeben der Administrazion an die Bourbons Ernst und nur ein diplomatischer Fechterstreich. Ich bitte Sie daher inständigst, gütigst zu verhindern, daß der Fürst einen französischen Bevollmächtigten in dieser Hinsicht anerkenne. — —

*) v. Ilse, Gesch. d. politischen Untersuchungen.

An Gruner.

(Zum Theil gedr. Zeitschr. f. Kunst ꝛc. d. Kriegs 1848. Bd. 68.)

St. Cloud, den 7. Juli 1815.

Ihr Privatschreiben, mein theurer Freund, ist mir in doppelter Rücksicht erfreulich, einmal wegen des darin ausgedrückten Antheils an unsern Erfolgen, und dann wegen dessen, was Sie mir über Ihre Instructionen und die daraus zu ziehenden Schlüsse über die muthmaßlichen Pläne der Souveraine sagen. Handeln die Regenten nicht in diesem Sinne, so ziehen sie sich auf's neue die Vorwürfe ihrer Völker zu.

Die Eine Hälfte von Frankreich ist unser; die andere Hälfte sobald wir wollen: Ich meine, daß wir den Sieg dergestalt nutzen müssen, daß wir die Armee mit allen Bedürfnissen versehen, unserer Regierung daheim keine Ausgaben verursachen und noch überdies Schätze sammeln, damit unsere Finanzen neu gegründet werden können. Wir verlangen heut von der Stadt Paris für uns Preußen 100 Millionen Kriegskontribution. In den Departements haben wir auch bereits angefangen, Kontribution zu erheben. Wir müssen diesem Volk seine Kriegslust etwas verleiden.

Ich umarme Sie und rechne darauf, Sie bald zu sehen. Senden Sie mir, wenn Sie können, eine Anzahl Flaschen guten Rheinweins zu, damit ich mich unsers schönen, wiedereroberten Stromes freue. Gott befohlen!

Die vorgeschlagene Freischaar dürfte jetzt, wohl nicht zum Essen, aber zum Schlagen zu spät kommen. Was von französischen Truppen von hier jenseits der Loire sich begiebt, ist in einem Zustand großer Unordnung und Auflösung. Um sie vollends auseinanderzusprengen, haben wir Truppen die Menge.

Die Vorschläge zur Freischaar habe ich selbst zu lesen nicht die Zeit gehabt. Derjenige, den ich damit beauftragte, sagte mir, es stehe darin: „solch edles Blut, als woraus sie bestehe, dürfte nicht gleich gemeinem, unedlerem der Gefahr ausgesetzt werden." Mit einer solchen Bedingung würde eine dergleichen Schaar in

unſerer Armee eine ſchlechte Rolle ſpielen, wo man meint, das edelſte Blut ſei das, das ſich am meiſten für ſein Vaterland in die Gefahr begebe.

Ich füge hier einige Briefe von älterem Datum ein, um ſie unmittelbar an den Brief anzuſchließen, der die Angelegenheit, auf die ſie ſich ſämmtlich beziehen, beendigt und der um dieſe Zeit in Gneiſenau's Hände gelangt ſein wird. Der Zwiſt, den ſie behandeln, hat zuletzt nur in einer Art Mißverſtändniß ſeinen Grund, und inſofern hätten die Briefe ebenſo gut ſämmtlich wegbleiben können. Da aber nicht am wenigſten charakteriſtiſch für den Menſchen die Art iſt, wie er für ſeinen eigenen Vortheil ficht, und bei Gneiſenau ſolche Fälle ohnehin ſelten ſind, ſo dürfen wir auch dieſen nicht übergehn. Es iſt immerhin nichts Kleines, ſich eine verſprochene Dotation entgehen zu ſehen und der Menſch pflegt in Angelegenheiten des Beſitzes einen einmal eröffneten Anſpruch ſehr ungern aufzugeben. In einem Brief*) Gneiſenaus an Stein, vom 21. Auguſt 1814 kommt folgende Stelle vor: „Ew. Excellenz ſprachen bei unſerm letzten Zuſammenſein in Paris gegen mich eine Zuſage aus, die mich ebenſo ſehr als ein Beweis Ihres Wohlwollens erfreute, als ſie mir in Hinſicht auf meine zahlreiche Familie von anderweitem hohem Werth ſein muß. Ich bitte Ew. Excellenz meiner eingedenk zu ſein, bevor die Ländervertheilung die Ausführung Ihrer wohlwollenden Zuſage ſchwierig macht. Eine Beſitzung am Rhein würde mir unter mancherlei Rückſichten ſehr wünſchenswerth ſein.“ Der Brief, auf den der nun folgende die unmittelbare Antwort bildet, iſt nicht erhalten.

Stein an Gneiſenau.
(Pertz, Stein IV, 443).

Wien, den 26. April 1815.

Die Wünſche Ew. Excellenz wegen des Johannisbergs habe ich ſogleich dem Herrn Staatskanzler mitgetheilt, da ich mich ſeit dem October

*) Pertz, Stein IV, 91.

des v. J. aller Theilnahme an der Verwaltung des Fuldischen enthalten und meine Wünsche mit den Ihrigen nicht übereinstimmten.

Ew. Excellenz betreten nunmehr eine neue ehrenvolle Laufbahn, und erwarte ich mit Gewißheit einen glänzenden und schnellen Erfolg des großen Kampfes, dem wir entgegensehen — möge er bald beginnen, damit nicht die Kräfte der Länder zwecklos erschöpft und dem Feinde die Möglichkeit gelassen werde, seine Mittel des Widerstandes zu sammeln und zu vervielfältigen.

Mit den Gesinnungen der ausgezeichneten Hochachtung und unwandelbarer Freundschaft verbleibe ich

Ew. Excellenz

ganz ergebenster
Diener und Freund
K. v. Stein.

An Stein.

(Pertz, Stein IV, 462).

Noyelles sur Sambre, den 21. Juni 1815.

Ew. Excellenz haben mir die Ehre erwiesen, einen Brief an mich zu richten, dessen Inhalt von mir schwer begriffen wird.

Nach einer in Paris gehaltenen kleinen Mahlzeit von Freunden verhießen mir Ew. Excellenz, unaufgefordert von mir, in Gegenwart des Grafen Walmoden, für mich mit einer Dotation am Rhein aus dem eroberten Deutschen Gemeingut zu sorgen. Mit Dank nahm ich diese Verheißung auf.

Als ich im April d. J. den Rhein herunterfuhr, fiel mir der herrenlose Johannisberg auf und der Wunsch, ihn zu besitzen, stieg in mir auf.

Ich schrieb darüber an Ew. Excellenz und mahnte Sie, Ihr Versprechen zu lösen.

Darauf antworten Sie mir, Sie hätten Nichts mehr mit diesen Ländern zu schaffen und mein Wunsch stimme nicht mit Ihren Ansichten.

Ich meine, daß Ew. Excellenz entweder eine solche Verheißung mir nicht hätten machen, oder so mir nicht hätten antworten sollen. Ich meine ferner, daß mir wohl ein Beute-Antheil aus dem eroberten Gemeingut gebührt hätte. Bei aller Bescheidenheit

weiß ich, was ich geleistet habe. Ich habe früher Ihr Interesse besser wahrgenommen, als Sie jetzt das Meinige. Doch wollen wir davon schweigen und nur des neuen allergrößten Sieges uns freuen, den wir so eben erfochten haben.

Eine so entscheidende Schlacht hat es nie gegeben. Hunderttausend Todte und Verwundte von beiden Seiten. Die Französische Armee aufgelöst, zerstreut, vernichtet, mit nur noch 27 Stück Geschütz. Bonaparte geflohen ohne Hut, Degen, Kleidungsstücke, Diamanten, alles in unseren Händen. Beinahe war er mein Gefangener, ich war nämlich an der vordersten Spitze. Ein Bataillon, das ich führte, ist reich geworden. Die Leute weinen zum Theil über das viele Geld, das sie erbeutet haben. — Die Armee hat große Dinge gethan, in 3 Tagen zwei Schlachten gefochten, wovon die Erstere unglücklich. Dies hat die Geschichte noch nicht gesehen. Es ist dies eine herrliche Armee.

Gneisenau.

An Hardenberg.

Gonesse, den 30. Juni 1815.

Als ich, während unseres Aufenthaltes zu Paris, mit dem Staatsminister von Stein im Salon des Etrangers speiste, machte er mir die unveranlaßte Zusicherung, er wolle aus dem eroberten Gemeingut der von ihm verwalteten Länder mir eine Ausstattung geben. Ich mochte mir eine solche Zusicherung wohl gefallen lassen.

Als ich im letzten März den Rhein herunterfuhr, fiel mir das herrenlose Johannisberg auf; ich gedachte der Zusicherung des Herrn von Stein und wandte mich an ihn.

Sonderbar war die Antwort dieses Mannes. „Er verwalte nicht mehr diese Länder, habe mein Schreiben Ew. Durchlaucht mitgetheilt, und mein Wunsch sei nicht in seinen Ansichten."

Warum hat er mir diese Verheißung gemacht? Warum nicht mehr daran gedacht, als er noch diese Länder verwaltete? Zu welchem Ende theilt er mein Schreiben Ew. Durchlaucht mit?

Und warum ist mein Wunsch nicht mehr in seinen Ansichten? Habe ich nicht etwa eine Dotation am Rheinstrom verdient? ich, der ich den Uebergang über diesen Strom verfocht? der die große Armee in Frankreich aus ihrer Feigherzigkeit rettete, durch kühne Bewegungen, die die unsrige machte? Welch schreiender Undank gegen mein öffentliches Handeln! Aber auch welch schreiender Undank gegen mein Privathandeln, der ich, in ähnlicher Angelegenheit das Interesse des Herrn von Stein mit ganz anderer Wärme wahrnahm!

Es ist dies eine von den häufigen Inkonsequenzen, Härten und Undankbarkeiten des Herrn von Stein, von dem sich mein Herz und meine Meinung nachgerade abwendet. Gegen Ew. Durchlaucht habe ich diese Herzensergießung machen zu müssen geglaubt, da Herr von Stein meinen Brief Ew. Durchlaucht mitzutheilen für gut gefunden hat.

Stein an Gneisenau.

(Pertz a. a. O.)

Nassau an der Lahn, den 28. Juny 1815.

Der Inhalt meines Briefes war allerdings Ew. Excellenz nicht verständlich, da meine Voraussetzung, der Staatskanzler werde Ihnen über Ihren Wunsch selbst schreiben, irrig scheint gewesen zu seyn — ich hätte es sehr gerne vermieden, mich über diese Angelegenheit näher zu äußern.

Als ich in Paris von einer Ew. Excellenz zu ertheilenden Dotation am Rhein sprach, so fehlte es nicht an Stoff dazu und ich konnte nicht wissen, daß die Verwaltung der Provinzen des linken Rheinufers bereits in der ersten Hälfte des Juny's 1814 an Preußen, Oesterreich und Bayern übergehen werde — hierdurch ward ich außer Stand gesetzt, in dieser Angelegenheit ferner zu würken. Um dieselbe Zeit war die Rede davon mir den Johannisberg zu ertheilen, der Herzog von Weimar, der im Herbst und Anfang des Winters Hoffnung hatte, das ganze Fuldische zu erlangen, war es zufrieden, der Kayser wünschte es, und die Sache als eine geringere erwartete die Entscheidung der größeren, — Ew. Excellenz schrieben mir im April, ich gab also diesen Brief dem Staatskanzler, und überließ ihm die fernere Leitung der Sache, so wie ich Ihnen ihre fernere Betreibung überlasse. — Wäre der Johannisberg das einzige Object der Dotation für einen Mann von Ew. Excellenz großen Verdiensten, so würde ich alle meine Kräfte anstrengen, um ihn Ihnen zu verschaffen, so aber, wo es der Objecte viele giebt, so begnüge ich mich die Sache ihren Gang gehen zu lassen.

Ew. Excellenz werden hieraus ersehen, warum ich Ihnen so räthselhaft antwortete, ich wollte es vermeiden von meinen Angelegenheiten zu

sprechen, und vermuthete, der Staatskanzler würde Ihnen ausführlicher schreiben — er ist Ihnen zu sehr ergeben um nicht sich auf eine oder die andere Art zu bestreben, Ihre Wünsche zu erfüllen.

Ich bleibe wegen meiner Gesundheit 4 bis 5 Wochen auf dem Lande um das Bad zu gebrauchen — unterdessen wird Paris von denen Armeen erreicht — möge nur eine schwache Politik es nicht vernachlässigen Resultate zu erreichen, die der Größe und dem Glanz des Sieges vom 18. Juny entsprechen.

Ein freundschaftlicher Briefwechsel im Frühling, wie ein Besuch, den Gneisenau Stein im Sommer 1816 in Nassau machte*), lassen keinen Zweifel, daß die Verstimmung des Ersteren bald vorüber gegangen ist. Den Johannisberg erhielt bekanntlich zuletzt weder Gneisenau noch Stein, sondern Metternich.

Müffling**) an Gneisenau.

Paris, den 8. Juli 1825.
Morgens 6 Uhr.

Nach Abgang meines gestrigen Schreibens habe ich noch Gelegenheit gehabt, den Herzog Wellington zu sprechen, jedoch nicht allein sondern in Gegenwart von Lord Castlereagh: allein ich kann doch Euer Excellenz sagen, daß er in allen seinen Grundsätzen und Handlungen streng bei dem stehen bleibt, was Sie zusammen verabredet haben.

Die ganze französische Nation ist in Fouché's Hand. Was es aber überhaupt für Kerle sind, mag folgende Anecdote aussprechen:

Die Commissaire, welche zu den Souverains gehen sollten, haben ganz tolles Zeug erzählt, was ihnen Nostiz und der Prinz Schönburg alles gesagt haben sollten und damit eine Menge Köpfe echauffirt. Darvouft hat das auch gehört und vorzüglich von dem duc d'Orléans. Er kommt also zu Fouché und sagt dem: ob er den duc d'Orléans bei der Armee zum König proclamiren sollte. Attendez encore un petit moment, mon ami, seulement deux jours! La cocarde tricolore est votre Souverain, et vous sentez bien que vous ne pouvez pas avoir deux à la fois!

Ich stehe nicht dafür, daß nicht heute halb Paris vive le roi brüllt.

Ich hatte gestern den General Hulin zu mir kommen lassen und setzte ihm in Gegenwart eines andern Generals, den er mitgebracht hatte, die Grundsätze zur Erhaltung der Ruhe auseinander. Hulin empfing alles dankbar mit Complimenten.

Der andere sagte mir aber: da ich alles arretirt haben wolle, was die öffentliche Ruhe störe, wie es gehalten würde, wenn der monsieur oder duc de Berry in die Stadt käme?

Ich erwiederte: ihr Kommen bedeute nichts für mich und gehe uns nichts an — sie wären geborne Franzosen.

---

*) Pertz, Stein V, p. 39 f. p. 56.

**) Müffling war auf Wellingtons Vorschlag von beiden Feldherren gemeinsam zum Gouverneur von Paris ernannt worden.

Aber wenn dadurch Unordnungen entstünden?

So hätten die National-Garden auf der Stelle diejenigen zu arretiren, die sie begangen, ohne nach Namen, Stand und Würden zu fragen.

Wenn Euer Excellenz vielleicht heute Morgen auf eine Stunde zum Herzog Wellington kämen, ich halte es für zweckmäßig, es gehen gewiß heute wichtige Sachen vor. Auch muß Verabredung wegen der Armee vom Marschall Wrede genommen werden, die morgen bei Meaux ankömmt, sonst wirft sich das alles in die Stadt.

Ich werde zu keinem Franzosen gehen, aber Oudinot und Macdonald heute eine Staatsvisite machen. Sollte es nicht gut sein, daß man diese beiden, die sich doch als Männer von Ehre betragen haben, vor der ganzen Nation distinguirte?

Dies würde geschehen, wenn Euer Excellenz und der Fürst sie besuchten.

An den König.

(Concept.)

St. Cloud, den 8. Juli 1815.

Es ist wichtig, daß Euer Königliche Majestät Kenntniß von dem politischen Zustand der Dinge in Frankreich erhalten und ich lege darüber Allerhöchstdenselben die auf meinem Standpunkt aufgefaßten Ansichten ehrfurchtsvoll zu Füßen.

Die Stimmung der Gemüther ist sehr verschieden von der vor 15 Monaten. Vorgestern wurden uns die Barrieren von Paris eingeräumt; gestern die Stadt von uns besetzt; allein man hört weder den Ruf: es lebe der König oder die Bourbons, noch hat gestern der Major Royer auch nur eine einzige weiße Cokarde erblickt; das sagen auch die andern Berichte. Die Gemüther sind meist von dem Hause Bourbon abgewendet und selbst gegen solches sehr erbittert. Wenn Armeen dazu gehört haben um dieses Haus wieder auf den Thron zu setzen, so sind ebenfalls Armeen nöthig um solches darauf zu erhalten. Der unter Bonaparte's voriger Regierung niedergehaltene Jacobinismus hat durch dessen letzte 91tägige Regierung einen neuen Schwung erhalten und es wird solcher nur durch die Gewalt der Waffen gebändigt werden können. Das Landvolk in der Vendee — nicht die Städte — und einige Städte und Districte im Süden Frankreichs mit Ausnahme der Dauphiné und des Nord-Departements größtentheils haben royalistische Gesinnungen; in den übrigen Provinzen nur alte Frauen, ab-

gelebte Männer, Höflinge und Menschen ohne Character und Muth; die übrigen sind Bonapartisten oder Jacobiner.

Bonaparte irrt noch in Frankreich umher; vorgestern noch gingen Befehle der provisorischen Regierung und des Marineministers Decres nach Rochefort, um ihn nach Amerika einzuschiffen; wo dies nicht möglich, ihn, sofern er dies wolle, an Bord englischer Kriegsschiffe gehen zu lassen. Gelingt es diesem Mann nach Amerika zu entweichen, so sind die Nachbarmächte Frankreichs und am wenigsten Preußen, sicher, daß sie nicht in kurzem auf's neue im Krieg mit diesem Lande sich befinden, denn der Zündstoff ist allerwärts verbreitet und wir mögen dann gewärtig sein, die Tage des verflossenen Märzmonats sich erneuern zu sehen.

Der Herzog Wellington geht mit unbedingter Wiedereinsetzung des Hauses Bourbon schneller zu Werke, als es vielleicht rathsam ist, und es ist meine Meinung, daß er erst die Ankunft der hohen Souveraine hätte erwarten sollen, bevor er damit vorgeschritten wäre. Er that zwar auf eine officielle Weise nicht viel für sie, desto mehr aber durch geheime Machinationen.

Wir hier suchen uns von Einmischung in diese innere Angelegenheit Frankreichs fern zu halten und nehmen die Erklärung der hohen Mächte über diesen Gegenstand uns zur Richtschnur. Es würde auch gegen die Meinung Euer Königlichen Majestät hiesiger Armee verstoßen, wenn wir sie in die Lage brächten, Blut für die vorzeitige Wiedereinsetzung eines Hauses zu vergießen, von dem wir zu wissen glauben, daß es Euer Königliche Majestät nicht ein Wort des Dankes für seinen wiedereroberten Thron gesagt hat, das, gegen gegebene Versprechungen, die preußischen Kunstschätze widerrechtlich zurückhielt, und zuletzt, aller Gesinnungen der Ehre und Dankbarkeit vergessend, ein Bündniß gegen Euer Königliche Majestät schloß.

Wollen die hohen Mächte, aus Achtung für das Erbrecht dieses Haus wieder auf dem Thron befestigen, so kann es, ohne unsere künftige Sicherheit der offenbarsten Gefahr bloßzustellen,

nicht anders geschehen, als daß man Frankreich auf die Zeiten Ludwigs XIII. zurückführe, ihm alle von jener Zeit an gemachten Eroberungen abnehme und sie unter die deutschen Fürsten vertheile. Daß hiebei zu Euer Königlichen Majestät Antheil, nebst mehreren Landesstrichen, die Festungen Mainz, Luxemburg*), Thionville, Longwy und einige Plätze an der Maas gehören, wird wohl nicht bestritten werden, und, wenn Euer Königliche Majestät Höchstihre Macht und Ansehen dahin verwenden, daß Baiern am linken Rheinufer, im Elsaß und Lothringen wichtige Eroberungen mache, so könnte dies der Weg werden um Anspach und Bayreuth wieder zu erwerben, sowie eine solche Ländervertheilung Baiern in einen feindseligen Zustand gegen Frankreich versetzen würde, was zu thun, eine vorsichtige Politik gebietet; auch liegt hierin die Möglichkeit, die Länder der Herzöge von Nassau am rechten Rheinufer für Euer Königliche Majestät zu erhalten und diese Fürsten in ihr altes Erbtheil an der Saar wieder zu versetzen.

Nimmt man nicht Frankreich seine Festungen, so wird es kaum möglich sein, das Haus Bourbon auf dem Thron zu erhalten, man wird an den Gränzen stets gerüstet stehen müssen und die Finanzen werden bei einem solchen dauernden Kriegszustand sich nicht wieder erholen können. Das Heil des Hauses Bourbon selbst fordert demnach, daß man als Bürgschaft für die Ruhe der Völker alle diejenigen Festungen und Länder fordere, deren Flüsse sich in den Rhein, die Mosel, die Maas, die Schelde und die Lys ergießen. Dies ist die einzige Grenze Frankreichs, die Sicherheit gegen ein unruhiges, reizbares, kriegerisches und fähiges Volk gewährt. Belgien würde dadurch gegen Frankreich in einen festen Zustand gesetzt.

Daß man nun Frankreich auf das Thätigste benutzen müsse, um die Armee zu kleiden und auszurüsten, unsern Finanzen aufzuhelfen und diesem eitlen Volk die Lust am Kriege zu verleiden,

*) Diese beiden natürlich durch Austausch. D. H.

erfordert die Nationalehre. Ein entgegengesetztes schwaches Verfahren würde dem Feldherrn die Vorwürfe der Armee, der Nation und selbst des verständigen Theils von Europa zuziehen, er hat also den Anfang damit gemacht von der Stadt Paris allein die Ausrüstung und Kleidung von 110,000 Mann nebst 100 Millionen Francs Kriegscontribution zu fordern, so wie für die Armee das Geschenk eines zweimonatlichen Soldes.

Alle Leiden, die uns dieses eitle Volk aufgebürdet hat, müssen ihm vergolten werden und ein anderes Verfahren würde von ihm, wie vor 15 Monaten als Wirkung der Schwäche, der Furcht und der Einfalt ausgelegt werden.

Soweit hatte ich gestern geschrieben*), als eine neue Veränderung in Paris vorfiel. Man hatte der provisorischen Regierung angekündigt „que les alliés le forçaient à se dissoudre“ und darauf ging diese auseinander; diesem Beispiel folgte die Kammer der Pairs; das gesetzgebende Corps blieb noch beisammen. Dem Herzog von Wellington, aber nicht dem Feldmarschall Fürsten Blücher, ward in einem Schreiben von Talleyrand angekündigt, da die zeitherige Regierung aufgelöst sei, so werde der König seinen Einzug in Paris halten und von St. Denis um 3 Uhr Nachmittags aufbrechen.

Als der Feldmarschall Fürst Blücher mit einigen wenigen von uns zu einem Besuch bei dem Herzog von Wellington nach Paris ritt, wehte noch die dreifarbige Fahne vom Dom der Invaliden und anderen Gebäuden. Unter den National-Garden konnte man einige weiße Cokarden bemerken. Als wir nach einer Stunde Aufenthalt die Stadt wieder verließen, wehte auf dem Gebäude des Corps legislatif die weiße Fahne. Die Ausrufer waren im Gang und wahrscheinlich Fouché, der seit langem schon mit dem Bourbon'schen Hofe und dem Herzog Wellington in geheimen Verbindungen stand, sehr thätig, die neue Revolution vorzubereiten. Abends spät gingen die Berichte ein, der Einzug des Königs Lud-

*) Von hier an also am 9. Juli geschrieben.

wig habe Statt gefunden, man rufe „es lebe der König" und stecke die weiße Cocarde auf.

Schon wurden Versuche gemacht, die von Euer Königlichen Majestät Armee durch Blut und Anstrengungen erworbene Herrschaft über Paris zu beschränken. Der Feldmarschall Fürst Blücher hat es für seine Pflicht gehalten, die Sprengung der Brücke von Jena anzubefehlen; als hiezu die Anstalten gemacht wurden, so gingen bei dem auf den Antrag des Herzogs von Wellington zum Gouverneur von Paris ernannten General von Müffling Vorstellungen zur Unterlassung dieses Vorhabens ein, der Feldmarschall hat aber nicht geglaubt, die desfallsigen öffentlichen Vorwürfe auf sich laden zu dürfen und hat die Sprengung dieses Denkmals unserer Niederlage abermals anbefohlen. Die Ehre der Armee fordert die Durchsetzung des gegebenen Befehls.

Ebensowohl ist vorauszusehen, daß von Seiten der Bourbonschen Regierung Einsprüche in Ansehung der auferlegten Kriegskontribution werden gemacht werden. Jede Nachgiebigkeit hierin würde uns von den Franzosen als Schwäche und Einfalt ausgelegt werden, der Feldmarschall wird daher mit Festigkeit darauf bestehen.

In Ansehung der Euer Majestät gehörenden Kunstschätze wird alles das, was uns seitdem vorenthalten worden, soweit wir die Gegenstände kennen, alsbald von da, wo es sich befindet, entnommen und in Sicherheit gebracht werden. Auch das betrachtet der Feldmarschall als eine Ehrensache.

Blücher an Wellington.

(Concept*).)

St. Cloud, den 9. Juli 1815.

Die Zerstörung der Brücke von Jena ist bei uns eine National-Angelegenheit. Die öffentliche Meinung hat sich hierüber bei uns zu laut ausgesprochen, als daß ich es wagen möchte, dagegen zu

*) In französischer Sprache gedr. Wellingt. Supplement. Despat. XI, p. 20.

verstoßen und mir die Vorwürfe der Nation und der Armee zuzuziehen. Ich kann demnach von meinem gefaßten Beschluß nicht abstehen.

Daß Euer Durchlaucht selbst in Ihrem desfallsigen an mich gerichteten Schreiben, den Namen der Brücke von Jena, wahrscheinlich aus Schonung für uns Preußen nicht aussprechen, obgleich er Ihnen bekannt sein muß, könnte für mich schon allein einen Grund abgeben, die Zerstörung dieser Brücke zu beschließen.

Wenn im letzten amerikanischen Kriege die brittischen Truppen zu Washington eine Brücke daselbst mit dem Namen Saratoga gefunden und sie nicht zerstört hätten, würden sie nicht die Vorwürfe der brittischen Nation verdient haben?

Euer Durchlaucht Schreiben betrachte ich als die Wirkung der Zudringlichkeiten der französischen Autoritäten und ich bin überzeugt, daß auch Euer Durchlaucht solches aus diesem Gesichtspunkt ansehen. Meine Bereitwilligkeit Ihren Wünschen als ein treuer Waffengefährte entgegen zu kommen kennend, wollen Euer Durchlaucht daher rechtfertigen, wenn ich mich in Ansehung dieses Antrages der französischeu Behörden selbigen nicht geneigt bezeigen kann.

Genehmigen Euer Durchlaucht die Versicherung meiner treuen Ergebenheit.

Es ist nicht klar, warum dieser Brief abgesandt ist, da der Brief Wellington's, auf den er sich unmittelbar bezieht, datirt vom 8. Juli Mitternacht, die Ankündigung einer Unterredung am folgenden Morgen über denselben Gegenstand enthielt. Diese Unterredung hat stattgefunden wie wir sie im Text erzählt haben und es ist daher vielleicht anzunehmen, daß sich der Brief Blüchers mit dem Besuch Wellingtons gekreuzt hat. Da die Unterredung erfolglos blieb, so schrieb Wellington, wohl weniger, weil er gehofft hätte noch nachträglich mehr Eindruck zu machen, als um seinen Standpunkt auf das formellste und correcteste zu

bewahren, einen zweiten Brief *) an Blücher über die beiden Differenzpunkte, die Contribution und die Sprengung der Brücke. Man muß dieſen letzten Brief als ein Meiſterſtück beſonnener Ueberredungskunſt (von Wellington's Standpunkt aus) bezeichnen. Wie in ſeiner Kriegsführung geht Wellington keinen Schritt hinaus über das Nothwendige. Er bekämpft nicht die Sache ſelbſt, ſondern bittet nur um einen Aufſchub von ein oder zwei Tagen bis zur Ankunft der Souveraine. Daß deren Entſcheidung für ſeine Auffaſſung ausfallen würde, war abzuſehen.

Ueber den Haß und die Verachtung Gneiſenau's gegen das franzöſiſche Volk überhaupt mögen hier auch einige von Stoſch aufbewahrte Anecdoten Platz finden. Dieſer erzählt, daß Gneiſenau Napoleon im gewöhnlichen Geſpräch immer „Bonaparte" genannt habe und officiell den „Kaiſer der Franzoſen". Dann fährt er fort: „Ich erwähne, daß er ſie ſo verachtete, daß er in Frankreich ſelbſt niemals etwas unentgeldlich annahm, ſondern in allen Quartieren über jedes Maaß bezahlte und ein gleiches von ſeinen Umgebungen verlangte. Er ließ deshalb, wenn er nicht im Wirthshaus eſſen konnte, ſtets im Quartier frugal durch ſeine Köchin kochen und die Bedürfniſſe dazu theuer einkaufen. Den einzig erhaltenen bittern Verweis Gneiſenau's verdanke ich dieſer Anſicht. Er hatte mir einſt aufgetragen, die Rechnung im Hauſe eines katholiſchen Geiſtlichen zu berichtigen, bei dem wir in der Gegend von Laon [1814] einquartiert waren und wo uns ein tüchtiges Stück Rindfleiſch, Kartoffeln, Reis und drei Flaſchen Wein geliefert war. Eine Rechnung wollte der Mann nicht machen, daher ich 20 Francs auf ſeinen Tiſch legte. Nach einem Marſche von einigen Stunden fragte Gneiſenau mich, was ich bezahlt hätte und fand dies für das Erhaltene viel zu gering, worauf er äußerte: „„Ich ſehe wohl, daß ich mich auf Sie nicht verlaſſen kann. Sie lernen auch nicht mich verſtehn"". Er ſandte drauf vom Fleck weg

*) Beide in Well. Dispat. XII.

einen Ordonnanz-Unteroffizier zurück, um noch einen Napoleondor zu bezahlen.

1815 wohnte Blücher auch nach der Uebergabe von Paris in dem Schlosse von St. Cloud. Hier war es, wo eines Morgens Fouché, der Herzog von Otranto, in mein Zimmer geführt wurde. Er wünschte Gneisenau zu sprechen, ich bat ihn, sich zu setzen, was er ausschlug und eilte nach dem Cabinet des Generals, um ihn zu melden. Dieser sagte mir lächelnd: Lassen Sie den Kerl nur warten, ich bin gerade sehr beschäftigt. Ich mußte diese Nachricht bringen und Fouché blieb fest an der Thür stehen. Nach einiger Zeit kam der General Zieten, ich machte die Herren mit einander bekannt und meldete nun auch den General Zieten, welcher sofort vorgelassen wurde. Man sah dem französischen Polizei-Minister die Bosheit an, aber er wartete schweigend an der Thür stehend wohl noch 20 Minuten. Dann kam Gneisenau mit Zieten, bekomplimentirte Fouché und führte ihn in sein Cabinet."

Sehr stiefmütterlich ist von der Ueberlieferung unter den Helden der Freiheitskriege der General von Bülow behandelt worden. Auf das Wenige, das wir von ihm haben, muß man also desto achtsamer sein. So will ich auch dem nachfolgenden, eigenhändigen Brief an Blücher, der sich unter den Papieren Gneisenau's befindet, hier eine Stelle gönnen.

Bülow an Blücher.

Paris, den 10. July 1815.

Ew. Durchlaucht werden es mir verzeihen, daß ich über einen Gegenstand, der in ansehung unserer Verbindungen mit andern Mächten von Folgen seyn kann, vertraulich meine Meinung sage, es betrift die Sprengung der Brücke von Jena.

Kunstwerke zu vernichten, wenn nicht ein Wesentlicher zweck dadurch erreicht wird, kann man wohl im allgemeinen nicht billigen, und so ist es hier wohl der Fall, denn ich bin fest überzeugt, daß nicht allein dieser Schritt von unseren Alliirten, sondern auch von unsern Monarchen selbst gemisbilligt werden wird. Nach meiner Meinung muß man die jnschriften, welche die Aroganz Napoleons hervorgebracht, Vernichten, das Werk selber aber nicht, der Charakter der Nation erscheint größer und edler wenn man über so etwas sich hinweg setzt. Wir haben so viel großes

gethan daß wir auf Pralerey und die Eitelkeit anderer Völker nicht achten dürfen dennoch bleibt es gefährlich sich den Haß der Nationen zuzuziehen.

Bülow v. Dennewitz.

Ober-Kriegs-Kommissar Ribbentrop an Blücher.

Paris, den 10. Juli 1815.

Nach einer ersten Unterredung, die ich gestern auf dem Rathhause mit dem Präfecten und mehren Municipalbeamten hatte und nach den Aeußerungen des ersteren durfte ich hoffen, daß heute Morgen eine ziemlich bedeutende Summe auf Abschlag der von der hiesigen Stadt verlangten Contribution bezahlt werden würde. Statt dessen erhielt ich das abschriftlich anliegende Schreiben des Präfecten, was nichts als glatte Worte und keine Aussicht zur Zahlung giebt.

Ich habe mich daher verpflichtet gehalten, die nöthigen Maßregeln der Strenge ohne weitere Rücksicht eintreten zu lassen und indem ich mir die Ehre gebe, das von mir an den hiesigen Präfecten erlassene Schreiben in Abschrift zu überreichen, bemerke ich, daß nach der von dem Herrn General von Müffling erlassenen Requisition die Verhaftung sowohl des Präfecten als der in der anliegenden Liste verzeichneten 12 Banquiers sofort bewürkt werden wird.

Erfolgt nicht heute noch eine bedeutende Zahlung, so lasse ich die sämmtlichen Verhafteten noch heute als Geißeln abführen.

Ich darf hoffen, daß diese Maßregeln zum Zwecke führen werden.

Beilage.

Paris, den 10. July 1815.

Mein Herr Präfekt des Seine-Departements.

Ihr gefälligstes Schreiben vom 9ten dieses, welches ich heute Morgen zu empfangen die Ehre hatte, ist wie Sie wünschen, Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürsten von Blücher und Wahlstadt urschriftlich vorgelegt.

Nach den wiederholten Befehlen, welche mir wegen Einziehung der, der Stadt Paris durch jenen Fürsten abgeforderten Contribution zugekommen sind, kann ich die durch Ablehnung meiner Anträge herbeigeführten mir sehr bestimmt vorgeschriebenen Maasregeln der Gewalt nicht aufhalten.

Bei dem Empfange dieses meines Schreibens sind Sie und mehrere Bewohner von Paris als Geißel unter militairische Aufsicht gestellt, und wenn nicht noch heute ein Abkommen wegen Abführung jener Contribution getroffen wird, so erfolgt die Abführung Ihrer Person und der übrigen Geißeln nach der Citadelle Graudenz in Westpreußen. Diese mir durch den commandirenden Herrn General en Chef diktirte Maasregel können Sie so wenig als Ihre Mitbürger mit dem Beinamen der Ungerechtigkeit belegen, wenn ich Ihnen hier kurz wiederhole, was ich Ihnen über die Veranlassung zu den Forderungen Seiner Durchlaucht des Fürsten von Blücher seit vorgestern zu verschiedenen Malen eröffnet habe.

Sie wissen, daß Preußen in den Jahren 1806, 1807 und 1808 unter Verwaltung des Herrn Grafen Daru nicht blos seinen frühern

Wohlstand völlig eingebüßt hat, sondern auch durch eine ungeheure Masse von Requisitionen und Vexationen verarmen mußte; Sie wissen, was in den Jahren 1809, 1810 und 1811 geschah, um Preußen völlig auszupressen und ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß wir 1812, obgleich damals Bundes-Genossen von Frankreich, Mißhandlungen einzelner unserer Provinzen erfuhren, welche nur ein grausamer Feind auszuüben sich erlauben durfte. In dem Jahre 1813 schüttelten wir das schwere Joch der Tyranney ab.

Die Siege der vereinigten Heere befreiten auch Frankreich von einer Dynastie, unter welcher das schöne Land so viele Jahre geseufzt hatte. Die großen Anstrengungen, welche Preußen für diesen großen Kampf unmittelbar nach einer sechsjährigen Duldung unbeschreibbarer Erpreßungen und Mißhandlungen machen mußte, setzten uns außer Stand, die aufs neue zur Bekämpfung von Napoleon Bonaparte und seinen Anhängern ausgerückten Heere vollständig zu besolden, bekleiden ꝛc. Die nicht allein durch ihre ausdauernde Tapferkeit, sondern auch durch ihre großen Entbehrungen im Lauf übermäßiger Anstrengungen dem gefühlvollen Herzen so ehrwürdigen Sieger über den allgemeinen Feind haben wohl die gerechtesten Ansprüche auf die Dankbarkeit des befreiten Frankreichs, und daß diese nicht wie im Jahre 1814 in glatten Worten bestehen, vielmehr sich durch Thatsachen aussprechen muß, ist natürlich.

Sie, mein Herr Präfekt behaupten, die Forderung von 100 Millionen Franken Kriegssteuer sei unerschwinglich. Fragen Sie den Herrn Grafen Daru, was die 4fach kleinere Stadt Berlin unter seiner Administration geleistet hat und Sie werden erfahren, daß diese Leistungen bei weitem diejenigen Forderungen übertreffen, welche Seine Durchlaucht der Fürst von Blücher und Wahlstadt an die Hauptstadt Frankreichs gemacht hat. Wollten wir die eroberten Gebiete Frankreichs mit demselben Maße messen, nach welchem wir von 1806 bis 1812 gemessen sind, so würden die Forderungen vielleicht das Unerschwingliche erreichen, aber weit entfernt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, haben wir bis jetzt nur die Kosten des Krieges gefordert und die Budgets unserer Finanzen haben noch keinen Titel für die Erpressungen im Auslande, wie sie vor dem Frieden von 1814 Frankreich in die Seinigen aufnahm.

Durch die Eroberung von Paris wurde im vorigen Jahre der Krieg geendigt; diese Eroberung war also auch in dem jetzigen Kriege das Ziel unserer Anstrengungen.

Um es schnell zu erreichen, wurden den Truppen Versprechungen gemacht; nicht wie sie der Chef der Franzosen seiner Armee durch die an der Katzbach, bei Kulm und Dennewitz erlittenen Niederlagen unerfüllt lassen mußte — sondern wie sie großmüthige Sieger, welche das Wohl ihrer braven Mitstreiter berücksichtigen, den bescheidenen Ueberwindern zu geben gewohnt sind. Diese Versprechungen sollen und müssen aus der geforderten Contribution erfüllt werden, und es ist mir unbegreiflich, daß Sie mein Herr Präfekt in den 3 Tagen unserer Verhandlungen über diesen Gegenstand auch nicht einmal eine solche Abschlagssumme zusammengebracht haben, daß Seine Durchlaucht der Fürst Blücher wenigstens den guten Willen sieht und ihm die Möglichkeit bleibt, den auf sein Wort bauenden Soldaten zu beruhigen.

Sie und alle Diejenigen, welche jene Abschlagszahlungen nicht besorgt, vielmehr bis jetzt vereitelt haben, sind die Personen, denen die Stadt

Paris alles das Unangenehme zurechnen muß, was aus einer so auffallenden und nachtheiligen Hinhaltung entstehen kann.

Es thut mir leid, daß bei der persönlichen Hochachtung, welche ich, mein Herr Präfekt für Ihre Person hege, ich Ihnen diese Erklärung auch noch mit der Bemerkung machen muß, daß die, wegen Besetzung von Paris geschlossene Convention durch die genommenen Maaßregeln nicht verletzt wird, weil diese nur den Ungehorsamen und Gleichgültigen gegen unsere Anordnungen treffen.

Genehmigen Sie die wiederholte Versicherung meiner Hochachtung

gez. Ribbentrop.

Blücher an —.

St. Cloud, den 10. July 1815.

Ich schicke ihnen eine rigtige Relation*) der beiden am 16ten und 18ten geliferten Schlagten, sie sind vom Generale v. Gneisenau selbst gefertiget, aus bescheidenheit hat dieser verdinstvolle officier, sich selbst gantz darin vergessen, da er doch kein geringen antheil an dem guhten außgank hat, besonders übertrug ich ihm die vervollgung des Feindes, und dieses hat er so außgeführt, daß die feindlige Armeeh gleichsahm aufgelöst wurde. Paris ist seit dem 7ten in unsern henden, und der Rest der feindligen Armees hat hinter der loire zu rückgehen müssen, Ludwig der 18te ist wider in Paris eingezogen, ich bin versichert wen unsere Armeeh ab marschirte er si vollgen müste, die monarchen erwahrte ich den 14ten hir s HErrscht noch vill unmuht in Paris, aber dieses vollck und der Caracter der gantzen nation ist so gesunken, das sie keine rücksicht mehr verdinen

Leben si wohl, ich erwarte schon lange vergebens ein Briff von Ihnen, Sagen si mich doch ob si ein kurtzen Briff durch den Lieutenant Burghagen erhalten haben

in Eill

Blücher.

Emfehlen si mich den chevallie Stepney und seine Frau gemahlin, auch alle die sich mir erinnern besonders Emfehlen si den HErrn Willberforce die leidenden waffenbrüder.

verte

Ich habe vihle brawe verlohren, aber si villen vor der Menschheit guhte sach, gestern wahr lord Kastellgre und der brawe Wellington bey mich adio

B.

(von anderer Hand:) Noch bemerke ich daß der im Bulletin erwähnte Adjutant welchem ich am 16ten meine Rettung verdanke, der Graf Nostitz ist, welcher mit mir in England war; den Prinz Regenten der ihn kennt, wird es freun, dies zu wissen.

B.

Allerhöchste Cabinetsordre.

Paris, den 11. July 1815.

Mit Freude benutze Ich die Gelegenheit, welche die letzten Ereignisse dieses Krieges Mir darbieten, Ihnen durch Ihre Ernennung zum Ge-

*) Der unter den Beilagen und Actenstücken folgende amtliche Armee-Bericht.

neral der Infanterie einen erneuerten Beweis zu geben, wie ganz Ich den Antheil anerkenne, welchen Sie persönlich an dem glorreichen Resultat des kaum begonnenen Feldzuges haben, und Sie Meiner steten besondern Erkenntlichkeit zu versichern.

Friedrich Wilhelm.

Niebuhr an Gneisenau.

Berlin, den 6ten Juli 1815.

Dankbarkeit kann oft wie einseitige oder eifersüchtige Liebe lästig sein, und doch hat sie ein Recht sich zu äußern, und wenn sie es nicht anders zu machen weiß, sogar sich aufzudringen. Mit einem Dank für das fabelhafte Glück welches wir Ew. Excellenz, dem Fürsten Feldmarschall und der wahrhaft unvergleichlichen Armee schuldig sind, welches Sie zusammen errungen haben würde ich Sie nicht belästigen, wenn wir ein öffentliches Leben hätten, wenn es möglich wäre, ohne die unanständigste Störung der Polizei zu befürchten zu haben, eine Versammlung zu bewirken aus der ein Dankbrief mit Tausenden von Unterschriften hervorginge, der Ihnen als Ausdruck des allgemeinen Gefühls nicht gleichgültig sein würde. Lassen Sie mich auch glauben daß das Wohlwollen und das Vertrauen welches Ew. Excellenz mir bewiesen Sie auch jetzt stimmen werden es freundlich aufzunehmen, daß ich weniger bescheiden, als tausend Andre sein werden, nicht schweige. Ihr Sieg ist weit größer und glorreicher als der von Zama. Möchten Sie das Glück haben daß das Vaterland ähnliche Früchte davon ernten wolle. Für Ihren Ruhm ist das gleichgültig: in neuen Verwirrungen welche die Folgen der Versäumnisse sein würden möchte er sich noch erhöhen: aber Ihr Herz bedarf daß dem Volke durch den Genuß glanzvoller Macht und fester Sicherheit gelohnt werde. Die Raubthiere und das Gewürm müssen unsere Ruhe künftig ungestört lassen, und mit ihrem Gebrüll und Geziſch schweigen. — Wir haben hier nicht ohne Gefühle einen Brief in den englischen Zeitungen gelesen der offenbar vom General von der Decken war, sowie die Bekanntmachung des Herzogs von Cambridge, und die der Oesterreicher in der Wiener Hofzeitung und zu Frankfurt: auch Pozzo di Borgos Schreiben an Wolkonsky. Rügen lassen sich diese frechen Versuche die Preußen in Schatten zu stellen, nicht, aber sie sollten doch auch nicht übersehen werden.

Möge nun der Himmel Ihrer Armee die gerechte Belohnung verleihen sich ohne fremde Mithülfe der Zurückgebliebenen die Thore von Paris zu öffnen, und, ungestört durch fremde Schiefheiten dort zu thun was recht ist. Eichhorn hat Ew. Excellenz Notizen über die Kunstwerke geschickt, welche wir vergebens von Louis XVIII. zurückerbeten haben, wir wünschten es nicht für möglich halten zu müssen, daß man Sie stören könnte sie jetzt zu vindiciren. Der Reliquien Friedrichs des Großen und der versteckten Fahnen wird die Armee eingedenk sein. Nur ein Unterpfand kann deren Auslieferung erzwingen. Dazu scheinen mir die Gemmen- und Medaillensammlungen, weil sie so leicht abgeführt werden können, der passendste Gegenstand. Man kann sie schnell über die Grenze senden; muß sie freilich herausgeben wenn die verborgenen Heiligthümer wieder ans Licht kommen, kann diese aber auch gern um den Preis er-

kaufen. Die geraubten Kunstwerke müßten ihren Heimaten wiedergegeben werden. Mit den Handschriften die aus Italien genommen sind, ist der Fall verschieden. Dort sind sie vergraben und nicht zu benutzen: daß bei uns der Mittelpunkt philologischer Gelehrsamkeit sei, dürfen wir uns ohne Selbsttäuschung rühmen. Diese also, was aus Rom, Mailand, Venedig hingeschleppt ist, müßten hieher gebracht werden. Gern würde ich einen solchen Auftrag ausführen. Auch von alten Drucken ist viel wünschenswerthes dort. Ich stehe seit mehr als vierzehn Tagen allein und verwaiset in der Welt, und könnte hingehen wo es nützlich sein mag: es gilt nur den Auftrag und die Befugniß zu erhalten. Der Staatskanzler war im Allgemeinen bedenklich sich auch nur über die Vindication unsers alten Eigenthums zu äußern. Er schien die Erneuerung der scandalösen Schmeicheleien gegen die Franzosen vom vorigen Jahr zu besorgen.

Man hat mir die Gesandtschaft zu Rom so angeboten daß sie sich nicht ablehnen ließ. Wer unbeschäftigt vom Staat ist darf die erste Aufforderung zu dienen freilich nicht von sich weisen. Hätte ich ausschließlich das Gemüth eines Gelehrten, so wäre dies eine höchst dankenswerthe Fügung des Schicksals. Anders erscheint sie wenn das Herz an dem Volke hängt dem man angehört, und dieses Volk sich immer herrlicher entwickelt: dann raubt die Trennung etwas Unersetzbares. Wird es mit der Einführung einer freien Verfassung ernst, so geht man mit doppelt schwerem Herzen. Das Glück des Lebens im Vaterland läßt sich dann noch weniger aufwiegen, und mir ist als ob es nicht gut sei wenn ich alsdann nicht hier bin. Helle Begriffe über das was in der Freiheit Noth thut und was gefährlich ist, fehlen fast allenthalben, und sind fast ohne Ausnahme bei den wohlgesinntesten unserer Landsleute wenigstens nicht stark genug sie zu leiten wo sie selbst urtheilen und handeln sollen. Es thäte Noth zu verhüten daß in den Formen gefehlt werde, und daß die Bande des in seiner alten politischen Form erschütterten Staats nicht aufgelöset werden: daß nicht entweder die Hoffnung der Freiheit verscherzt werde, oder auf Regierungsanarchie, die seit Jahren bestanden, Volksanarchie folge. Es versuchte mich über diese Gegenstände zu schreiben: das bleibt aber doch sehr ungenügend.

Obgleich nun meine Abreise nach Rom gegen den November bestimmt ist, so wäre das doch gar nicht hinderlich vorher die Sammlungen zu Paris heimzusuchen, wenn sich das nur herbeiführen ließe.

Dürfen wir denn nun hoffen daß der Staat Früchte von dem Blut seiner Kinder gewinne? daß die fränkischen Fürstenthümer unser werden? Sachsen nach Lothringen versetzt? Kann England jetzt die Stirn haben, Ostfriesland zu behaupten? Nein, trotz aller Tractate der Schwäche ist es unmöglich: wir können diesen schimpflichen Fleck abwaschen wenn wir es nur wollen: geschieht es nicht, so bekennen wir gegen alle Zeiten daß die Regierung es nicht gewollt. Unsere negativen Aquisitionen gehen immer vorwärts. Am Sonntag hat man das Vergnügen gehabt einen Cessionstractat mit Weimar zu unterschreiben. Wörtlich ward mir gesagt, als ich mir bei der Erzählung in die Faust biß „das könne nicht anders sein: wir hätten die 50,000 Seelen circa mehr bekommen als wir 1806 gehabt, und die müßten herausgegeben werden." Man sollte doch die Seelen Ihrer gefallenen Krieger abzählen, die wir jetzt weniger haben als bei dem Wiener Congreß.

Sie haben doch das Dresdener Lied gelesen? „Vor der Raute

frischem Glanz erblaßte des Kreuzes blasser Schein — Herr, wir danken dir, der du die Raute grünen läßt, das Veilchen tränkst".

Wir fragen alle, ob der Löwe sich ewig von den Affen scheeren und von den Eseln treten lassen soll?

Lassen Sie mich Ew. Excellenz ehrerbietigst und mit der innigsten Verehrung empfohlen sein.

Niebuhr.

Clausewitz an Gneisenau.

Estampes, den 18. Juli 1815.

Ich kann nicht unterlassen Euer Excellenz für die gütige Mittheilung der Briefe meiner Frau gehorsamst zu danken. Noch mehr aber ist es mir Bedürfniß Ihnen meinen Glückwunsch aus voller Seele abzustatten für die Auszeichnung, womit der König in Ihrer Person das große Werk dieser Tage ehrt. Ein Gerücht sagt uns, daß Euer Excellenz zugleich als Gesandter zu dem bevorstehenden Congreß ernannt sind.

Seit dieser Nachricht scheint die ganze Armee beruhigt über die Erfüllung der durch ihre Anstrengungen dem Staate erworbenen Rechte und Ansprüche. In diesem großen Vertrauen zeigt sich, daß Euer Excellenz Verdienste jetzt die Popularität bekommen, die von einer Stelle wie die Ihrige so schwer ausgeht. Ich setze darin für das Beste der Armee einen großen Werth und glaube doch auch, daß Euer Excellenz darin eine besondere Befriedigung und den schönern Lohn finden werden.

An Clausewitz.

[22ten.]

Das Glück und meine Freunde haben mir oft treu zur Seite gestanden, dadurch bin ich zu Ehren und Würden gekommen, ich weiß selbst nicht wie, aber ich weiß, wie wenig ich sie verdient habe. Das Gefühl von dieser Unverdienstlichkeit ist so lebhaft in mir, daß ich mich nach dem Augenblick sehne, wo ich mich dieser Würden entäußern, und in ein dunkles und stilles Privatleben zurückkehren kann. Ihre Glückwünsche, mein edler Freund, wenn sie mich auch etwas erröthen machen, sind mir aber dennoch sehr lieb, da ich weiß, daß sie aus einem der Falschheit unfähigen Herzen kommen.

Auch alles, was mir Ihre Gemahlin gütiges sagt, ist so sehr über das was ich verdiene, daß es mich verlegen macht und dennoch mich freut. So ist das eitle menschliche Herz.

Ich kann nicht anders als die Aufgabe, die das 3te Armee-

corps zu lösen hatte, für höchst wichtig halten. Ohne dessen Vertheidigung der Dyle wäre es mit uns schlimmer geworden.

Ich muß schließen. Gott befohlen!

Gneisenau.

An Clausewitz.

Paris, den 23. July 1815.

Ich nehme mein Schreiben an Sie, mein theurer Freund wieder auf, wo ich es zuletzt unterbrechen mußte.

Daß nur ja nicht die Armee zuviel auf meine Wirksamkeit in der Ministerial-Konferenz rechne. Mit den klarsten Vernunftgründen kommt man hier nicht durch, denn es wird da nach verborgenen Privatleidenschaften und falschen Ansichten nicht weniger als nach besonderer Staatspolitik diskutirt und beschlossen, und man hat oft eben so sehr gegen seine Freunde als gegen seine Gegner zu kämpfen.

Der Kaiser Alexander hat seine alte Rolle wieder aufgenommen als Beschützer alles des schlechten Gesindels. Scheelsucht gegen unsere Armee tritt immer klarer hervor.

Wellington und Castlereagh haben die neue, abscheuliche Regierung hier eingesetzt. Diese soll nun so wenig als möglich gekränkt werden, damit sie nicht in den Augen des Volkes verliere. Man soll Frankreich schonen, damit wir die Liebe der Einwohner gewinnen!! Kaiser Alexander wird überhaupt gegen jede Verkleinerung Frankreichs sein, und die Engländer haben bis jetzt nur von Unterpfändern für einen gewissen Zeitraum gesprochen.

Oesterreich wird auf unsere Ideen eingehen und meint überhaupt Frankreich gut zu benutzen, wird solches aber nicht von R[ußland] daran verhindert werden?

Die Bourbonische Regierung ist überhaupt feindselig gegen uns gesinnt, was man nicht glauben will. Der Nationalgeist verdichtet sich immer mehr. Royalisten und Bonapartisten nähern sich wechselweis, die Armee jenseits der Loire verstärkt sich, unsere

Schwäche und Schiefheit der Ansichten offenbart sich täglich mehr, und wir werden endlich die Franzosen keck genug machen, gegen uns in Aufstand zu kommen. Ein Volkskrieg, oder ein Krieg der verbündeten Mächte unter sich auf französischem Boden ist mir daher wahrscheinlicher als ein verständiges Uebereinkommen über Bezwingung und Benutzung Frankreichs.

Was Sie über dergleichen Gegenstände denken, lassen Sie mich wissen. Gott befohlen.

Gneisenau.

Niebuhr an Gneisenau.

Berlin, den 16. Juli 1815.

Anstatt einer mündlichen Empfehlung, erlauben Sie mir Ew. Excellenz diese schriftlich zu übersenden. Nehmen Sie den herzlichsten Dank dafür an daß Sie auch meiner sich erinnert haben als Sie durch Lützow Ihren Freunden Kenntniß von der Entscheidung über Paris gaben: aber vor allem für das was Sie aufs neue gethan haben. Segne Sie Gott dafür, und Nation und Nachwelt lohne es Ihnen mit Verehrung und Liebe.

Daß Napoleon nicht ausgeliefert worden, ist mir sehr lieb. Er wäre doch gewiß, anstatt in unserer Gewalt zu bleiben, in Hände gekommen, welche ihn vielleicht einmal ganz verkehrt gebraucht hätten: oder auch die Ministerialfeigheit, sich für stolzes Gefühl ausgebend, wäre fähig gewesen, sich an dem zu vergreifen, den doch Gott gezeichnet hat daß kein Mensch seine Hand an ihn lege. In Amerika kann er nützlich werden, oder, dem Schicksal gemäß sein Ende finden: sei es daß er die Zahl und kopflosen Fäuste der spanischen Colonisten mit seinem Talent und Namen fähig mache die Unabhängigkeit zu gewinnen, oder daß er Nordamerika militairische Bedeutung gebe, welches wir sehr bedürfen können, wenn England fortfährt eine unterthänige Provinz von Hannover zu sein.

Sehr lieb ist es mir auch daß die Armee aus Paris entlassen, und nichts über die Festungen bestimmt worden ist, so daß der Krieg fortdauert ohne daß Gefahr wäre viel von unserm theuren Blute fließen zu sehen. Wie leicht hätte das Ganze wieder mit einer loyalen Farce und einer lähmenden Convention ausgehen können! Wir wissen sehr wohl daß wir Ihrer Weisheit und dem offenen Sinn des Fürsten zu verdanken haben daß solche Dinge nicht eingeleitet worden. Erspare Ihnen und uns der gütige Gott den Kummer dies wieder verdorben zu sehen. Macht Frankreich hinreichende Abtretungen an der Nord- und Ostgrenze, so wäre für uns eine republikanische Regierung weit erwünschter als die Bourbons. In ihre inneren Angelegenheiten müßte man sich nicht mischen, und wollten die Royalisten im Westen, und wenn es von dieser Partei mehr als Komödianten im Süden giebt, ihre Meinung geltend machen, so könnte das zu einer Theilung gedeihen. Wäre Frankreich getheilt, so bedürfte es auch im übrigen Europa keiner übergroßen Staaten: Oesterreich wird doch zerfallen und Polen sich los machen. Dann kehrte eine

Mannigfaltigkeit von Staaten mittlerer Größe wieder, welche der Vielfachheit von Municipalstaaten der alten und mittleren Zeit entspräche, und wie diese, aber im Verhältniß zu unsrer Zeit, der Freiheit und dem Geist heilsam wäre.

Scheint es Ihnen ein von Möglichkeit entblößtes Luftgespinst, daß der Kaiser Alexander so entschlossen sei Frankreichs Integrität zu behaupten daß die russische Armee noch auf französischem Boden gemeinschaftliche Sache mit den französischen gegen die Anderes wollenden machen könnte? und wenn er den Eugen Beauharnais als constitutionellen König, vorschlüge, würde er dann nicht, neben der Armee und der kräftigen Majorität in Frankreich auch die Baiern für sich haben?

Soll ein neuer Congreß zusammentreten so gebe Gott daß doch endlich Ew. Excellenz die Sache der Nation und der Welt für uns zu reden haben mögen. Ihr Freund Hardenberg ist furchtbar erschöpft und schwach hierher zurückgekommen; — und Andere —! Sie haben überhaupt den Beruf nicht im Felde allein unser Retter zu sein. Der Staat ist im Innern todtkrank, und die Noth schreit auf Hülfe. Wir sehen es ja im Heer, wie die herrlichsten Tugenden und Kräfte in der Nation reich vorhanden sind, und Ordnung und Weisheit des Innern dem äußern Glanze entsprechen könnte. Werden wir aufs Neue aufgeopfert und bethört so muß die Nation sich wieder nach Krieg sehnen, und das wäre nicht gut. Wir bedürfen Heilung und Genesung. Oeffnet sich Ihnen ein Feld der Wirksamkeit — warum sollte z. B. Hardenberg Ihnen das auswärtige Ministerium einräumen, und Sie es annehmen*)? — so rechnen Sie auf meine eifrigste und redliche Unterstützung. Nehmen Sie sie an: es soll Sie nicht verdrießen. Die Form der Verhältnisse gilt mir gleich.

Die litterarischen Wünsche meines letzten Briefes lassen Sie sich empfohlen sein. Vor allem aber erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen, wie ich Ihnen mit der tiefsten Ehrerbietung ergeben bin

Niebuhr.

Clausewitz an Gneisenau.

Estampes, den 24. Juli 1815.

Euer Excellenz vertheilen Ihr eigenes Verdienst so großmüthig unter den Ihnen zur Seite stehenden Freunden, daß ich es eine Verschwendung nennen würde, wenn die Welt nicht wüßte, auf welchen Fond diese Wechsel fundirt sind, und Sie dadurch ärmer werden könnten. So aber tritt das Gegentheil ein, und ich muß es allerdings zu den ungünstigsten Zufällen meines Schicksals rechnen, bei dem Wohlwollen, welches Sie mir schenken, nicht unter jener Zahl zu gehören und immer von Ihrer Seite verdrängt zu werden, denn ein solches Zeichen der Zufriedenheit ist doch mehr werth als ein eisernes Kreuz zweiter Classe.

Ich gestehe, die jetzigen Umstände scheinen mir so verwickelt, daß es mir nicht möglich ist eine klare Vorstellung von der Entwickelung zu bekommen. Gewiß ist was Ihnen der General Thielmann über die Stimmen der französischen Armee geschrieben hat, gewiß was Euer Excellenz über die Vereinigung der verschiedenen Ueberreste dieser Armee hinter der

*) Fehlt wohl ein „nicht".

Loire ihm geantwortet haben. Verbindet man damit die Stimmung des Landes, die eine große gegen die Fremden gerichtete Einheit hat, so scheint es mir nicht unmöglich, daß sich im Süden von Frankreich noch jetzt ein Kriegsstaat gegen uns konstituirt, der, indem er sich für die Bourbonen erklärt, alle Königlichgesinnten an sich zieht und indem er den an sich wahren Satz aufstellt, die Regierung befände sich in der Gewalt fremder Waffen, und so unbezweifelt rechtmäßig sie sei, könnten ihre jetzigen Verfügungen keine Gesetzeskraft haben, alle übrigen Parteien einstweilen befriedigt. Es ist nicht unmöglich daß diese Geburt der Noth von den Bourbonen begünstigt wird, es ist nicht unmöglich, daß die spanische Linie sich dafür erklärt. Müssen wir diese neue Macht bekämpfen, so dürfen wir auf einen allgemeinen Aufstand des Landes rechnen, so weit ein solcher überhaupt practisch ist, und die Entwaffnung, welche wir jetzt vornehmen, wird ihn zwar schwächer aber nicht unmöglich machen, wie das Beispiel von Spanien beweist.

Ich gestehe, daß diese Hypothesen von der andern Seite viel gegen sich haben und daß sie bei der Betrachtung der ungeheuren Macht, welche in Frankreich steht, in jedem andern Lande schon dadurch ohne Realität bleiben würden, aber wie toll der Franzose an seinen Hoffnungen hängt, wie lächerlich leichtgläubig er in den Händen der Parteihäupter ist und welche Standhaftigkeit dadurch im Ganzen erzeugt wird, sehen wir hier an dem Einwohner von Stadt und Land. Kein Mensch glaubt hier, daß Napoleon gefangen in England ist, und die tollsten Nachrichten werden von Leuten wie Carnot, der 3 Stunden von hier wohnt ausgebreitet und eine beständige Unruhe in den Gemüthern erhalten. Ich versichere Euer Excellenz, daß die gebieterischen Umstände des gegenwärtigen Augenblicks nicht im Stande gewesen sind, das Volk bis zur Demüthigung und Heuchelei zu beugen, ein kalter Stolz, eine nachlässig verhehlte Tücke karacterisirt dasselbe. Mich dünkt daher, wenn die Bourbonen die verschiedenen Corps nicht auf der Stelle verabschieden und auflösen *können* oder *wollen*, so sei es gerathen je eher je lieber an das Werk zu gehen, ehe noch manche Idee, z. B. die der Garantien, welche wir fordern werden, dem Volke klar geworden ist und zu einem neuen Hebel dient.

Traurig ist der Leichtsinn, womit die Oesterreicher sich nach Paris geschoben haben, da nichts natürlicher und wichtiger war, als mit ihrer großen Masse bis an die westliche Meeresgränze Frankreichs vorzudringen und das Reich zu spalten. Diese Erbärmlichkeit, sowie der unerhörte Marsch auf Basel zeigen, was wir militärisch von ihnen zu erwarten haben und daß wir wünschen müssen, nicht in die Nothwendigkeit zu kommen auf eine ungestörte Wirksamkeit der ganzen Militärmacht zu rechnen. — So erscheint mir das Verhältniß zu Frankreich. — Fast noch verwickelter das der Alliirten unter einander und hier kann ich nur sagen, Gott behüte uns vor einem Wiener Congreß auf französischem Grund und Boden.

Es ist vielleicht unpassend, meine Correspondenz mit Euer Excellenz in diesem Augenblick wieder anzuknüpfen, wo Sie soviel zu thun haben; indessen schmeichle ich mich, daß Euer Excellenz Vertrauen haben zu meinem Takt und meiner Bescheidenheit.

An Clauſewitz.

Paris, den 27. July 1815.

Soeben erhalte ich, mein theurer Freund, Ihr Schreiben vom 24. July. Ich bin Ihnen ſehr verbunden für die Mittheilung Ihrer Anſichten des jetzigen Zuſtandes der Dinge in Frankreich; ich hatte Sie ja dazu aufgefordert, folglich bedurfte es dazu keiner Entſchuldigung, auch ſelbſt nicht ohne meine Aufforderung. Man kann nicht genug Anſichten über ſolche vorübergehenden Erſcheinungen vernehmen; man prüft und ſtärkt ſich daran, ſie mögen nun mit den unſrigen übereinſtimmen oder ihnen widerſprechen. Ihre Anſichten über unſer Verhältniß zu Frankreich ſind indeſſen ganz die meinigen und dies macht, daß ich um ſo hartnäckiger dabei verharre.

Oeſterreich wünſchte gern — ſoviel kann man merken — einen großen Antheil der Beute. Rußland will nicht, daß Oeſterreich noch wir, etwas erhalten, ſondern daß Frankreich ſtark bleibe, um Oeſterreich zu bedrohen und uns in Abhängigkeit von Rußland, und deſſen Schutzes bedürftig, zu erhalten. England hat den König Ludwig wieder eingeſetzt und deſſen Miniſterium gebildet, will alſo, daß Frankreich ſo wenig als möglich Leides geſchehe. Bayern und Würtemberg haben ehrgeizige Pläne. Da finden wir nun Schwierigkeiten im Angriff der Feſtungen, oder wenn wir deren zur Sicherung unſerer Kommunicationen verlangen. Rußland nimmt das Anſehen, ſolchen Kommunicationspunkten entſagen zu wollen, deren nicht zu bedürfen. Dieſem edlen Beiſpiele wollen wir nun nicht folgen und das findet man ſonderbar. Das Kontributions-Erheben will man uns auch nicht zugeben, während die Ruſſen ganz ungeheure Requiſitionen ausſchreiben. Alles ſpitzbübiſchen Geſindels nimmt der Kaiſer Alexander ſich an, und aller übertriebenen Klagen. Er will als der Beſchützer des Rechts und der Unterdrückten angeſehen ſein, dabei iſt Fouché thätig, um Feinde zu erregen. Mit Mißtrauen treten wir in die Konferenz, und mit geſteigertem Mißtrauen verlaſſen wir ſelbige.

Lassen Sie mich wissen, wie es mit der Disciplin der Truppen steht und ob die, Ihnen zum Theil mitgetheilten Klagen nicht übertrieben sind. Gott befohlen.

— —

Betreffs der Klagen der Franzosen über die preußischen Truppen und ihre Erpressungen möge hier eine Notiz aus den sonst sehr mageren Protokollen der großen Minister-Conferenz*) eingeschaltet werden. Die Franzosen beschweren sich bei der Conferenz, daß die Preußen 14 Millionen Franken Contributionen erhoben hätten. Gneisenau überreicht darauf einen Rapport, wonach 8,816,300 Fr. ausgeschrieben und 1,260,000 wirklich gezahlt worden sind.

An Hardenberg.

Paris, den 27. Juli 1815.

Ew. Durchlaucht wollen mir erlauben, eine politische Idee hier niederzuschreiben. England fürchtet so sehr die Entwicklung der Russischen Macht nach Westen hin, und wohl nicht ganz mit Unrecht, denn selbst der Russische Soldat will nicht gern mehr nach seiner Heimath zurück. England hat ferner unsere Abhängigkeit von Rußland uns zum Vorwurf gemacht. Hierauf ließe sich folgendes antworten.

Das französische Volk, so wie es jetzt ist, und innerhalb seiner jetzigen Gränzen, ist seinen Nachbarn höchst gefährlich. Wenn man ihm nicht die Macht zu schaden benimmt, so müssen diese stets gerüstet dastehen, besonders Preußen, welches Letztere dann weniger stark auftreten kann, folglich in Abhängigkeit von Rußland geräth, um diese Stütze nicht zu verlieren. Will daher England dieser Abhängigkeit von Rußland zuvorkommen, so muß es seine Hand dazu bieten, daß Frankreich seine Festungen und die seit Ludwig XIII. eroberten Provinzen abgenommen und an Belgien, Baiern, Würtemberg und Oesterreich, mit Vorbehalt einiger

*) Geh. St. Arch.

wenigen Abtretungen an Preußen vertheilt werden. Dann ist für Preußen am Rhein wenig mehr zu besorgen, ein kleineres Kriegsheer darf an diesem Strom gehalten werden, und man kann die Hauptkräfte auf Vertheidigung und Befestigung der so sehr schwachen östlichen Gränze verwenden. Ich meine, daß gegen dieses Argument nichts zu sagen ist. Sorgt man nicht auf die von mir angegebene Weise für uns, so müssen wir unser Licht an beiden Enden zugleich anzünden, im Osten und im Westen.

Soeben vernehme ich, daß der Feldmarschall seine Entlassung sehr heftig gefordert hat. Das ist sehr unangenehm unter so manchen Rücksichten. Ich wünschte, daß dies nicht geschehen wäre. Auch mich namentlich bringt dies in Verlegenheit. Ich kann nur unter dem Feldmarschall Fürst Blücher Chef des Generalstabes seyn, und bin ich dies nicht mehr, so hört meine Wirksamkeit auf.

Gott erhalte Ew. Durchlaucht.

Gneisenau.

Blücher an Gneisenau.

Rambulliet, den 28. Juli 1815.

Ew. Excellenz wahren bei einer unterredung zwischen mich und dem HErn Statz kantzler gegenwertig, gantz den äußerungen des Statz kantzler angemessen habe ich 3 Cabinet Befehle erhallden, die alle meine getroffenen maßregeln (ob gleich der König sie schriftlich und mündlich genehmiget hat) auf heben, ich bin nun gäntzlich gelehmt und die armeh in der größten ungelegenheit, alle unsere uns angewisenen Gellder haben wihr wohlbedegtig nicht ein gezogen, damit das gelld im lande blibe und unsere Statz Papihre da durch gehoben würden. hier er hallten wihr nun keine gellder und kön also die armeh nicht einmahl den Sold bezahlen vill weniger die Douceure so dem Hehr versprochen worden, die bekleidung der armeh soll nach höchsten Befehl vor sich gehen, die sich öffentlich den Requisitionen widersetzden Prefecten, welche behaupten, es musse ein befehl von Ludwig den 18ten an sie dieser halb er gehen, habe ich aretiren lassen, der König befiehlt ihre los laßung, dieses ist vor alle anderen behörden ein Singnal und niemand liwert uns materiallien.

Der HErr Statzkantzler sagte mit bestimmtheit bey den verhandlungen könnte die armeh nicht mitsprechen, ich bin in ansehung der armeh seiner meinung, aber nicht in ansehung meiner ich muß doch mit den Fürst Schwarzenberg Wellington und Wrede gleiches recht haben und bin ganz nicht gemeint mich der Dispotie der Deplomatiquer so grade zu

unterwerfen um nun die HErn Deplomatiquer daß Feld zu räumen, habe ich das Commando der armeh nider gelegt, habe auch den Kriegsminister gebehten, Führ meinen Wunsch zu würken, lange darf ich nicht hir bleiben sonst gehn Dinge hervor, die das allgemeine Schaden und unsere Gegner nur Schaden Freüde gewehren ich will mich mit meinen ältesten Freünd nicht überwerffen, welches ich nicht woll vermeiden kan, wenn es so fohrt geht, ich bin durch meine Reine absicht den Statt nützlich zu werden und die armeh die gebührende Belohnung zu beschaffen, zum vor wurff des Hasses der gantzen Francöischen Nation gemacht und andere wollen sich nun uf mein Conto libes kind machen, wie wenig ich um die gunst der Francosen geitze ist bekant, aber die ahrt wie man gegen mich verfährt ist beleidigend es geht mich nahe den König mißfellig zu werden, der mich aufs neü ein außgezeichneten beweiß seiner zu Friedenheit gegeben, aber da ich mich überzeüge hier nicht mehr nützlich werden zu können, so habe ich daß waß wie E Excellenz wissen schon lange mein vorsatz wahr getahn.

Blücher.

An Blücher.

Paris, den 29. Juli 1815.

Jeder Unbefangene wird mit mir die Umstände beklagen, die Ew. Durchlaucht bewogen haben, Ihre Entlassung zu einer Zeit zu fordern, wo Ihre Gegenwart der Armee noch sehr nöthig ist, einmal, weil man Frankreich noch keineswegs als beruhigt ansehen kann, und dann weil so lange Ew. Durchlaucht noch vorhanden sind, wenigstens einige der Diplomaten für Ihre Stimme Achtung haben müssen.

Für den König geht aus Ew. Durchlaucht Schritt die besondere Unannehmlichkeit hervor, daß der öffentliche Vorwurf mit auf ihn fällt, da er doch Ew. Durchlaucht Maasregeln für ganz zweckmäßig erkannt hatte, und er selbst unzufrieden mit dem Gang der diplomatischen Verhandlungen ist.

Der Widerspruch, den wir in den diplomatischen Verhandlungen erfahren haben, hat eine tiefere Quelle als die Kontributionen und das unbedeutende La Fere. Wie dies alles sich noch entwickeln werde, ist mir nicht klar, und ich glaube nur sagen zu können, daß daraus neue Weltbegebenheiten entstehen mögen, eben so wichtig als diejenige, die so eben durch die Eroberung von Paris beendigt worden.

Der Umstand, daß Ew. Durchlaucht mich mit dem Excellenztitel anreden, könnte mich fast auf den Verdacht bringen, daß Ew. Durchlaucht glauben möchten, ich habe dem Beschluß der Konferenz nicht standhaft widersprochen. Ich habe indessen nicht aufgehört, meinen Widerspruch einzulegen.

Seit mehreren Tagen bin ich, wegen Unpäßlichkeit, nicht in der Konferenz gewesen, es ist indessen nichts Wichtiges verhandelt worden. Der für Napoleon zu bestimmende künftige Aufenthalt beschäftigt jetzt die Minister am meisten. Die brittische Regierung will ihn dort nicht behalten. Wahrscheinlich wird er nach der Insel St. Helena gebracht werden.

Gr. N. v. Gneisenau.

An Hiller.

Paris, den 30. Juli 1815.

Ihre wohlwollenden Glückwünsche zu meiner Beförderung, mein lieber Hiller, habe ich zu erhalten das Vergnügen gehabt; ich sage das Vergnügen, denn ich weiß, daß solche aus einem edlen Herzen ohne Falsch kommen; darum sage ich Ihnen dafür meinen recht innigen, tief empfundenen Dank. Was Sie indessen über meine Verdienstlichkeit darüber äußern, wollen Sie mir erlauben, auf seinen wahren Werth zurückzuführen. Niemand erkennt mehr als ich, daß ich der von meinen Freunden und Waffengefährten, von solchen Männern wie Sie und von der Tapferkeit der Armee gehobene Günstling des Glückes bin. Diese gerechte Selbstschätzung regt täglich mehr in mir den sehnsüchtigen Wunsch auf, in die Dunkelheit zurückkehren zu können und durch diesen Act der Demuth das launige Glück zu versöhnen. — — —

Nun Gott befohlen! mein edler Freund und erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen. Gönnen Sie mir dabei etwas Bedauern, daß ich hier einen Feldzug führen muß, worin ich oft ohne Alliirte fechte und furchtbare Armeecorps gegen mich habe: Neid, Mißgunst, Eigensucht, Irrthum, Schwäche.

Gneisenau.

Clausewitz an Gneisenau.

Marsch Quartier Seneseville, den 29. Juli 1815.

Euer Excellenz haben mich durch den General T[hielmann] zum Schreiben auffordern lassen, sonst würde ich mir nicht erlauben, schon wieder einen Brief an Sie zu richten, denn, mich dünkt, bei der Entfernung, in welcher ich mich immer von den großen Angelegenheiten befunden habe, könnte es nicht wohl anders sein als daß ich viel Unpassendes sage.

Den Bruch in uns selbst habe ich lange gefürchtet, und mir ist daher die Entfernung des Feldmarschalls von Paris besonders unangenehm gewesen. Diese innere Uneinigkeit, die unausbleiblich zu Widersprüchen und Verwirrungen führen muß, zu lösen, ist gewiß das nächste Bedürfniß. Ich hoffe, Euer Excellenz sind noch durch Ihr persönliches Gewicht im Stande gewesen, die Entfernung des Feldmarschalls abzuwenden. Wäre das nicht, so hat G[eneral] G[rolmann] einen passenden Ausweg angegeben. Wenn die andern diese spröde Incoherenz in uns sehen, so werden sie nicht allein die Achtung, sondern auch die Furcht vor uns verlieren. Die französische Armee jenseits der Loire scheint übrigens von dem, was sie möglicher Weise thun könnte, auch ziemlich weit entfernt zu sein. Sie löst sich durch Desertion immer mehr auf. Zwei Officiere, die aus der Gefangenschaft zurückgekehrt sind, sagen, daß sie zu 80 und 90 Mann Deserteurs begegnet haben. Suchet's Truppen im Süden sollen ganz auseinander gegangen sein. Wenn man die Lage dieser Leute practisch ansieht, so ist das sehr wohl zu erklären. Ich glaube daher, daß eine reelle Gefahr von daher nicht sobald zu befürchten ist. Indessen wäre es das eigene Interesse der Bourbons diese Armee ganz aufzulösen, wenn sie nicht die Hoffnung sich mit einem der Alliirten zu verbinden schon jetzt gefaßt haben. In dieser Armee steckt ein revolutionärer Sauerteig, der immer dahin streben wird, eine andere Ordnung der Dinge herbeizuführen. — Die Einigkeit der alliirten Hauptmächte ist für das Wohl Deutschlands und Preußens in diesem Augenblick von der höchsten Wichtigkeit und jedes Opfers werth. Wenn sich jetzt die Parteien bilden werden, sind beide Deutschland und Preußen bei einer Krise in der höchsten Gefahr. Es scheint mir ausgemacht, daß man sich an Oesterreich enger anschließen muß, um gegen Rußland Front zu machen, aber unter den jetzigen Umständen ist das letztere in dem Besitz ungeheurer Vortheile. Einen Fuß in Deutschland den andern in Frankreich ist dieser Coloß im Stande halb Deutschland in Trümmer zu schlagen.

Denken Sie sich die leichtsinnigen inflammablen Polen gegen das unbewaffnete Preußen geführt. — Ganz anders ist es, wenn alles wieder seine natürliche Stellung angenommen hat; dann ist es grade Polen, wodurch Rußland besiegt werden kann. Außerdem müssen wir nicht sagen, daß militärisch ein Russe mehr werth ist als drei Oesterreicher? Ich glaube daher, man muß alles von der Person des Kaiser Alexander zu erhalten suchen, ihn schmeicheln und sich seiner so viel als möglich bemächtigen. Hardenberg ist unstreitig am meisten der Mann dazu, außerdem Humbold. Unsere Siege haben uns eine große moralische Kraft gegeben, sie haben unsern Kredit vermehrt, aber unsere Fonds nicht vergrößert, das Geschäft aber unendlich erweitert; hier ist schlechterdings eine biegsame Klugheit nöthig. Ich sage es noch einmal, auf die schlaffen

Oesterreicher darf man jetzt noch nicht zu viel rechnen, und das ist es eigentlich, was unsere Lage bedenklich macht.

Ich fühle ganz, wie unzulänglich Euer Excellenz dieses allgemeine Raisonnement vorkommen muß, allein ohne Kenntniß des Besondern läßt sich davon nicht reden und mir liegt die Wahrheit am Herzen, daß man in der politischen Welt der entschiedensten Stärke des Characters unbeschadet zuweilen nachgeben muß.

An Gräfin Voß.

Paris, den 2. August 1815.

Hochverehrte Gräfin.

Durch ihre freundliche Zuschrift, verehrte Gräfin, haben Sie mich sehr erfreut. Welch schöneren Lohn giebt es für uns Kriegsleute, als wenn gewichtige Männer und liebenswürdige geistreiche Frauen uns ihren Dank darreichen. Daher allein verlohnt es sich der Mühe, sich anzustrengen.

Unser Feldzug ist der angenehmste, der vielleicht je gemacht worden ist. Schwierige Lage ohne unsere Schuld, Rettung daraus durch Kühnheit, ein glänzender Erfolg, ein Verfolgen einer Treibjagd ähnlich, ein abscheuliches System durch einen Schlag zermalmt, einen verwegenen Tyrannen gestürzt, die feindliche Hauptstadt zu unseren Füßen.

Dieser köstliche Trank hat aber einen bittern Nachgeschmack. Wir müssen dessen Hefe ebenfalls trinken. Das ist sehr unangenehm.

Der Soldat hat das Seinige redlich gethan, nun aber tritt ihm der Diplomat in den Weg und sagt ihm: Freund, Du bist ein plumper Geselle, Du wußtest die Leute nicht zu behandeln. Die sind weit wohlgezogener wie Du und wollen in zierlichen Phrasen angeredet seyn: Du vermagst nur mit Kanonen zu reden. Halt also das Maul. Wir wollen wohl für Dich sorgen, daß Du nicht mehr so zerlumpt einhergehst und einen Zehrpfennig sollst Du vielleicht auch haben, wenn es uns gelingt, die Leute dazu zu bereden, daß sie gutwillig etwas geben. Aber dränge Dich nicht in's Haus, sondern warte fein draußen, bis man Dir zum Fenster

etwas hinausreicht. Wenn wir Dich nöthig haben, werden wir Dich wohl rufen, jetzt bedürfen wir Deiner nicht.

Neid und Mißgunst und Scheelsucht und Selbstsucht und Irrthum und Schwachheit, das sind die Feinde, die wir jetzt zu bekämpfen haben, bei weitem fürchterlicher als Bonaparte und seine Bande. Uebrigens herrscht dieser, obgleich als Gefangener auf einem Englischen Schiff, hier noch in den Gemüthern, leider in den kräftigeren und fähigeren, als eingefleischte Darstellung des französischen Nationalcharakters. Die Bourbons sind ganz in der Meinung gesunken, und diese Aristokratie der Verbrechen, die nun in Frankreich durch hohe Aemter, Einfluß und ungeheuren Reichthum herrscht, wird nie einen andern Anführer haben wollen, als einen solchen der Bonaparte ähnlich ist.

Diesen Brief betrachte ich als zugleich an Ihre Frau Mutter geschrieben, der ich also selbigen, nebst meinem herzlichen Gruß zu übersenden bitte, da ich höre, daß sie in Berlin ist. Es wäre ein ganz genialer Einfall, wenn Mutter und Tochter, die denn doch ohnedies von Zeit zu Zeit Reisen machen, auf den Weg hierher sich begäben, um unser hiesiges Treiben zu beobachten. Marie Clausewitz kommt ebenfalls nach Frankreich.

Wie hat sich meine Frau eingerichtet? Was macht meine älteste Tochter für Fortschritte? das sind Fragen, deren unbefangene Beantwortung mir sehr am Herzen liegt.

Ihren Kindern viele Grüße von mir, sowie Mm. Gruner und der kleinen Häseler. Letzterer Bruder habe ich neulich im Hospital Montigni gesehen. Er war fast ganz wieder hergestellt und begleitete uns auf die Straße herunter.

Mit alter treuer Verehrung verehrte Frau Ihr

ganz gehorsamster Diener

Gneisenau.

Was ich oben über die Diplomaten sage, gilt weder dem Staatskanzler noch Herrn v. Humbold.

Niebuhr an Gneisenau.

Berlin, den 24. Juli 1815.

Ehe die Nachricht sich verbreitete daß die gemeinen Taschenspielerkünste des verflossenen Jahrs auch diesesmal die Schlange aus den Klauen des Adlers gerettet hätten, beschloß die Akademie der Wissenschaften den Professor Bekker, welcher Ew. Excellenz diesen Brief überreichen wird nach Paris abgehen zu lassen um den Sieg für unsere Zwecke nach Gerechtigkeit und Billigkeit nutzen zu helfen. Denn er ist ein sehr geschickter kundiger, und in der Pariser Bibliothek wohl bewanderter Mann, und ohne Vergleich der tauglichste den man dazu deputiren konnte. Wir haben aus den hiesigen Bibliotheken durch die Franzosen nichts verloren was des Reclamirens werth wäre. Die wenigen gestohlenen Bücher sind überdies gewiß vertrödelt. Aus König Friedrichs Handbibliothek ist viel geraubt, und zwar viel mit seinen eigenen Anmerkungen versehenes, und einiges davon ist gewiß in Bonapartes Privatbibliothek gekommen. Das Meiste indessen wird sich nimmermehr aufspüren lassen. Viel ist dagegen aus Cöln, Achen, und der ganzen rheinischen Mark geraubt: aus Städten und Klöstern. Alle Kunstwerke dieser Gegend sind wir zu reclamiren eben so vollkommen berechtigt als wenn sie aus der Mark entwendet wären. Cöln hat unter andern das Gemälde verloren welches den Hauptstolz der Stadt ausmachte, Rubens Meisterwerk, welches er dieser seiner Vaterstadt geschenkt hatte. Aus Achen ist das hölzerne uralte Standbild K. Carls des Großen nach Paris gebracht, und steckt dort in einem Winkel. Auch von den dort bewahrten Reichskleinodien (zu deren Schutz unser König als Kämmerer des Reichs besonders befugt ist: jetzt aber noch mehr als Landesherr von Achen) ist wenigstens ein Theil zu Paris. Für diese Gegenstände müßte nun freilich eigentlich ein Niederrheiner nach Paris gerufen werden. Cöln besitzt einen hierin berühmten gelehrten Mann, den das Gouvernement gewiß kennt: ich schäme mich seinen Namen vergessen zu haben. Dieser würde auch den, ich meine schon von Camus, weggenommenen vielen Diplomen nachspüren können. Mein Freund Bekker ist in Kunstsachen freilich wohl kein Kenner.

Aber da die Franzosen so vieles von dem welches uns erstattet werden müßte, verzettelt haben, so können nur deren Anhänger und Affen es unbillig finden, wenn wir Ersatz dafür aus ihrem alten Eigenthum fordern, und zwar lassen sich Kunstwerke auch durch Bücher compensiren, mit denen die Franzosen gar nichts anzufangen wissen. Und was in Paris bleibt ist für uns Deutsche doch verloren, denn wer kann künftig in Frieden dorthin gehen? Im Krieg werden Sie noch zum drittenmal kommen müssen.

Daß es ganz recht sei die Italienischen litterarischen Schätze für uns, als Retterlohn zu nehmen, wenn man den nichtsnutzigen Italienern ihre Kunstwerke zurückgiebt, darüber habe ich Ew. Excellenz schon zu schreiben mir erlaubt.

Ich setze hinzu daß Rom wenigstens sich darüber nicht beschweren kann: denn die größten Schätze der vaticanischen Bibliothek, an griechischen römischen und altdeutschen Handschriften, (wovon sehr vieles sich unter den 500 nach Paris gebrachten Manuscripten befindet) kommen aus der Heidelberger Bibliothek, Deutschlands Zierde, welche Tilly nach der Schlacht auf dem weißen Berge an den Papst schenkte.

Gebe Gott daß Ew. Excellenz unseren Abgeordneten zu solchen Vindicationen gebrauchen können! Sie werden ihn dann mit Ihrer ganzen Kraft unterstützen. Es brauchte keines Beschützers als Sie: indessen habe ich geglaubt daß es sich gezieme ihn auch unmittelbar dem Fürsten Feldmarschall zu empfehlen.

Können solche Vindicationen nicht Statt finden, so steht es dann zum Verzweifeln schlimm. Dann hat der Wolf sich wieder in der Kleidung der alten Großmutter ins Bett gelegt, und unsere Fürsten und dergl. machen ihre Völker zu Rothkäppchen, welche derselbe, unter der Haube von Ludwig XVIII. zerreißen will, wenn sie es dulden. Und auch der Edelste muß viel unerträgliches dulden. Komme der Fluch auf die, welche ihn verdienen. Da Ludwig XVIII. seine Constitution ins Alexandrische Sylbenmaaß umgeschrieben hat, und so nachgiebt daß er und sein morsches Haus unfehlbar zusammenfallen, sobald die Heere fort sind, so erwarte ich daß der russische Kaiser wieder alles verderben, und die Integrität Frankreichs im Innern und nach Außen, sogar mit Drohungen vertreten wird. Sie freilich würden solche Drohungen nicht scheuen.

Ist, über Verhoffen, einigermaaßen vollständige Vindication möglich, so werden Ew. Excellenz es auch so klug als schön finden, sie auf alle deutsche Länder auszudehnen, so daß, durch uns, jedem das Seinige wiederkomme. Wir häufen glühende Kohlen auf die Häupter, und gewinnen vollends die Völker, durch die allein wir, trotz der Fürsteninteressen, die Größe erlangen können welche unsrer Monarchie zum Heil Deutschlands zukommt. Für Braunschweig müßte man die Gemälde von Salzdahlen, und die Handschriften aus Wolfenbüttel vindiciren — u. s. f. Die Handschriften auszumitteln wäre immer Bekkers Geschäft.

Geht es dann aber auch gar schlecht, so bleibt Bekkers Reise doch nicht nutzlos, und bedarf wieder Ihres Schutzes. Wir haben hier eine große und herrliche litterarische Arbeit unternommen, wozu wir nothwendig Sammlungen, die nur in der Pariser Bibliothek existiren, entweder besitzen, oder abschriftlich erhalten müssen. Ist einmal der Krieg vorbei so kann kein ehrlicher Preuße nach Paris gehen, und entschlösse er sich dazu der Wissenschaft wegen, so wäre ihm doch alles geschlossen. Jetzt ist der Moment noch da. Auch dazu empfehle ich Bekkers Sendung Ew. Excellenz.

Es ist schwer ihn kennen zu lernen, weil er ein vollkommener Harpokrates im Schweigen ist. Nehmen sie ihn aber auf mein Wort als einen sehr tüchtigen Mann an: und, je stolzer ich darauf bin Ihr Wohlwollen zu besitzen, so lassen sie mir die Ehre angedeihen ihm zu zeigen daß meine Empfehlung Ihnen etwas gilt.

Lassen Ew. Excellenz mich Ihnen von ganzer Seele und mit der Ueberzeugung meiner tiefsten Verehrung und unbegrenzter Ergebenheit empfohlen bleiben.

Ich bin Ew. Excellenz ehrerbietigster

Niebuhr.

Ein Exemplar des Prachtwerks über Aegypten gebührt unserer Bibliothek auf jeden Fall.

Sollte Jemand wirklich glauben können daß es dem Schäfer von der Neva gelingen möchte seine Bären für die Franzosen loszulassen?!

An Blücher.

Paris, den 10. August 1815.

Ew. Durchlaucht haben mir befohlen, über den Antrag des geheimen Staatsraths und Ober-Präsidenten Sack, wegen Entlassung der bei den verschiedenen Festungsbauten angestellten Arbeiter, wenigstens für die Dauer der Erndtezeit, mein Gutachten abzugeben. Ich genüge diesem Befehl hiermit, erlaube mir jedoch dabei die Bemerkung, daß mein Gutachten in die geheimen politischen Verhältnisse in Europa eindringt, folglich nicht füglich geeignet ist, zur Kenntnis anderer Personen als Ew. Durchlaucht und des Generals v. Grolman zu kommen.

Die Schritte Rußlands sind offenbar feindselig gegen uns, wenn man solche nach den Wirkungen beurtheilt und hiervon die Absichten ableitet. Es wirbt um die Freundschaft Englands, Oesterreichs und Frankreichs, und legt uns Hindernisse in Bezwingung der zu unserer militairischen Sicherheit nöthigen Kriegsplätze in den Weg. Obgleich ich überzeugt bin, daß man durch ruhige Beharrlichkeit zu unserm Zweck gelangen wird, so kann man doch nicht vorhersehen, welche augenblickliche politische Verbindungen eine verkehrte Politik zu bilden vermöge und es erfordert daher die militairische Vorsicht auf unserer Hut zu seyn.

Cölln ist für jedes militärische Verhältnis am linken Rheinufer ein zu wichtiger Platz, als daß ich nicht rathen müßte, mit dessen Befestigung fortzufahren, wenn solche nicht bereits dergestalt vorgeschritten wäre, daß dieser Platz eine nicht zu heftige Belagerung auszuhalten fähig ist. In diesem Falle könnten, für die Dauer der Erndtezeit, die in diesem Jahre schwierig seyn soll, die Arbeiter zum Theil entlassen werden, jedoch mit der Bestimmung, daß die Civilbehörde solche, auf die Erste Requisition, wieder zu gestellen bereit wäre.

Dagegen könnten aber die Arbeiter bei Coblentz, Wesel und Jülich sofort bis auf weiteres entlassen werden. Die Arbeiten am

ersteren Orte sind kaum angefangen; die letzteren Orte sind seit langem in einem guten Zustand der Vertheidigungsfähigkeit.

Ich gebe mir bei dieser Gelegenheit die Ehre, Ew. Durchlaucht zu melden, daß zwischen dem Kais. Russischen und Königl. Niederländischen Hause eine Verbindung geschlossen wird, indem der Prinz von Oranien mit der Großfürstin Anna sich vermählen wird.

Gneisenau.

An Blücher

Paris, den 10. August 1815.

Durchlauchtiger Fürst.

Meinem offiziellen Schreiben habe ich die Ehre noch folgendes Privatschreiben beizufügen.

Die Angelegenheiten verwirren sich täglich mehr und die Anarchie in Frankreich ist im Steigen. Selbst in der Königlichen Familie herrscht Unfriede. Der Herzog von Angoulême, der im Süden Frankreichs ganz unabhängig, herb und schneidend verfährt, hat einen harten Verweis von dem König erhalten, worin dieser ihm sagt, daß, wenn selbst Königliche Prinzen den Gehorsam gegen den König vergessen, wo denn dieser sonst noch Gehorsam finden solle? Es bildet sich eine Partei für den Grafen Artois von Royalisten, die mit den süßlichen Maasregeln des Königs unzufrieden sind. Man sagt sogar, der Graf Artois habe deswegen Stuben-Arrest erhalten. Gewiß ist, daß er nicht ausgeht.

Auch Fouché hat einen herben Verweis von dem König erhalten über einen Artikel, den das Journal l'Indépendant, zur Rechtfertigung des Labédoyère aufgenommen hat. Dieses Journal stand unter dem besondern Schutz Fouché's und alle Artikel desselben gingen durch seine Hand. Es ist nun verboten.

Die Konferenz hat, bevor ich wieder in dieselbe getreten bin, den Beschluß gemacht, von der Bourbon'schen Regierung zur Entschädigung der, von uns aufgegebenen Erhebung der laufenden

Einkünfte eine Abschlagszahlung von 50 Millionen zu verlangen. Vermuthlich wird diese Forderung bewilligt werden. Diese 50 Millionen sollen folgendergestalt vertheilt werden. 1 Fünftel Preußen, 1 anderes Oesterreich, desgleichen England, so wie Rußland. Das letzte Fünftel allen anderen Truppen zusammen, Baiern, Würtenbergern, Hessen, Sachsen, Belgiern.

Bonaparte's Verwahrung auf der Insel St. Helena wird sehr streng angeordnet. Sobald Schiffe im Gesicht sind, wird er in seinem Hause verwahrt; sonst kann er ausgehen, jedoch nur in Begleitung eines Officiers. Bei dem geringsten Versuch zu entwischen, wird er sogleich zeitlebens eingesperrt. Ueber sein Vermögen ist er nicht Herr, sondern nur über die Zinsen desselben, die er nur durch Wechsel auf den englischen Schatz beziehen kann. Nur allein der General Bertrand hat sich entschlossen, ihn zu begleiten. Er stellt sich über alles dieses sehr ungeberdig.

Der General Lowe war einen Tag lang hier und geht als Gouverneur nach St. Helena. Er hat mir aufgetragen, ihn Ew. Durchlaucht auf das Beste zu empfehlen.

Gneisenau.

Blücher an Gneisenau.

Rambilliot den 10. August 1815.

Ich kann die hisige Gegend nicht verlassen ohne mich Ihren freundschaftligen Andenken zu Emfehlen, übrigens bin ich Froh von Paris entfernt zu sein, ich Ergere mich zu Schanden, denn mit die einkleidung der Truppen komm ich nicht vom Fleck, ich habe nun die Comandirende Generale befohlen die Prefecte abzu setzen, Fest zu nehmen und nach eine nnserer festungen ab zu Führen, wenn sie der Requisition nicht genügen, ich muß den König zwingen, daß er mich entweder unterstützt und mein verfahrn guht heißt, oder mich schließlich befihlt von mein verlangen ab zu stehn, dan kann ich mich mit letzteres legitimiren, wenn die großen HErrn Paris nicht verlassen, so erleben wihr noch wunderbare Dinge, denn die Francosen haben es schon ine, daß man sich Fürchtet und wenn es wahr ist daß in Paris der Befehl gegeben, wie sich die Truppen uf einander Repliiren sollen wenn unruhen entstehn und sich so lange verteidigen solle bis die Bagage aus der Stadt ist, so werden sie in Paris ballde dreist werden, leben sie wohl und denken an ihren

treuen Freund
Blücher.

An Arndt.

(Aus: Nothgedrungener Bericht II, 246.)

Paris, den 17. Auguſt 1815.

Den Eingang von dreien Ihrer Briefe nebſt angeſchloſſenen Schriften habe ich zu beſcheinigen und dafür zu danken. Ich fühle mich ſehr zufrieden mit dem Beifallzuruf eines ſolchen Mannes wie Sie, ſo wie überhaupt ſo manchen wackeren deutſchen Mannes, deſſen Zuneigung ich mir erworben habe.

Ich ſtehe jetzt aber hier an einer ſehr gefährlichen Stelle, wo ich alles Erworbene wieder einbüßen kann.

Wir ſind in Gefahr einen neuen Utrechter Frieden zu ſchließen, und die hauptſächlichſte Gefahr kommt abermals aus derſelben Gegend, wie damals. England iſt in unbegreiflich ſchlechten Geſinnungen, und mit ſeinem Willen ſoll Frankreich kein Leid geſchehen. Nicht Land, höchſtens etwas Kontribution ſoll man von ihm nehmen. Wenn Rußland eine ſolche Sprache führt, ſo begreift ſich das durch deſſen ſelbſtſüchtige Politik, die nicht will, daß Preußen und Oeſterreich gefahrlos in ihren weſtlichen Gränzen daſtehen, und an Frankreich einen immer bereiten Bundesgenoſſen ſich zu erhalten gedenkt; wenn aber England auf der Integrität des Franzöſiſchen Gebiets beſteht, ſo kann man in einer ſolchen Verkehrtheit nichts als das Beſtreben erblicken, den Krieg auf dem Kontinent zu nähren und Deutſchland von ſich abhängig zu machen.

Während England nicht will, daß die Kontinentalmächte Eroberungen machen, ſorgt es ganz artig für ſich. Es iſt nun gegen Rußland mit der Erklärung hervorgetreten, daß es die Sieben Inſeln für ſich behalten wolle. Dieſes ſieht hiezu zwar ſcheel, kann aber nichts dagegen thun.

Preußen führt eine würdige Sprache. Es verzichtet auf eigne Eroberungen, und will nur, daß ſeine Nachbaren ſtark werden auf Koſten Frankreichs, damit dieſem Feuerheerd politiſcher Verwirrung ein Damm geſetzt werde. Die letzte Zählung des Frank-

reich gebliebenen Volkes (nach dem Pariser Frieden) hat 28,900,000 Seelen gegeben: Welche Bevölkerung! Stets wird dies unruhige Volk mit seinem Impuls zur Umkehrung, mit seinen Erinnerungen, mit seiner Rachgier, mit seiner Habsucht, auf seine Nachbarn sich ergießen — und diese will man nicht sichern?

Am schlechtesten benimmt sich Wellington, er, der ohne uns zertrümmert worden wäre, der uns die Zusagen, zu unserer Hülfe am 16ten (Juni) in Bereitschaft zu sein, nicht gehalten hatte, dem wir, uneingedenk des durch seine Schuld erlittenen Unglücks, am 18ten ritterlich zu Hülfe gekommen sind; die wir ihn vor Paris geführt haben: denn ohne uns wäre er nicht so schnell gekommen; die wir ihm durch unser schnelles Verfolgen eine zweite Schlacht erspart haben: denn wir haben den Feind aufgelöst und kein Britte hat seit der Schlacht am 18ten ein Gefecht bestanden. So viele Verdienste um ihn vergilt der Mann durch den schnödesten Undank.

Oesterreich oder vielmehr Metternich ist schwankend, unzuverlässig, auf Verbindungen mit Frankreich sinnend. Baiern und Würtemberg schließen sich an uns an. Wäre jenes zuverlässiger und fähig, nach einer höheren Politik zu handeln, so könnten wir wohl im Verein mit den Kleineren das Gesetz geben und die andern müßten dulden und schweigen.

Uebrigens steht hier der König mit Talleyrand und Fouché allein und seufzt über das, was er unterschreiben muß. Denn die Engländer haben ihm ein solches Ministerium gegeben. Die übrigen Mitglieder der Königlichen Familie jammern, die Royalisten im Süden schlagen todt, und zwar leider Protestanten, die es übrigens mit der Revolution gehalten haben. Eine Menge jakobinischen Stoffs hat sich entwickelt, und der Norden und Osten Frankreichs sind davon fast überfüllt. Eine neue Revolution würde ausbrechen, sobald wir sämmtlich das Land verließen. Die Bonapartisten würden den Herzog von Orleans oder selbst auch einen ausländischen Prinzen wählen, sogar das Reich zerstückeln, um nur

ihre Rache gegen die Bourbons zu befriedigen. Wie viel Heilsames ließe sich nicht machen, wenn nicht so viel Verkehrtes in der Diplomatie wäre!

Niebuhr an Gneisenau.

Berlin, den 10. August 1815.

Ich bin stolz darauf Briefe von Ew. Excellenz zu erhalten: aber wahrlich auch bescheiden genug um Ihnen nicht in der Absicht zu schreiben daß Sie veranlaßt würden mir zu antworten. Ihrer Energie und Thätigkeit ist freilich vieles zu leisten möglich was sonst unausführbar scheint, indessen wäre es sündlich Ihnen eine Zeit rauben zu wollen, von der die Möglichkeit der Erholung Ihnen wohl gehören sollte, da alle Ihre Anstrengungen dem Vaterlande gehören. Nehmen Ew. Excellenz es mir also ja nicht anders wenn ich Ihnen gleich für die Ehre und Freude Ihres Briefes danke als wie es gemeint ist: und erlauben mir nur Ihnen mit der Zuversicht zu schreiben Ihnen nicht lästig zu fallen.

Ich danke Ihnen tief für Ihre Theilnahme an meinem bittern Schicksal. In Ihrem ernsten Beruf, muß der Tod welcher den Mann hinrafft als ein alltägliches Ereigniß erscheinen, — und der, welcher das zarte Leben eines edlen Weibes endigt, verliert darum doch seine Wehmuth nicht. Eine Reise zur Erheiterung ehe ich mich auf den Weg nach Rom begebe, beabsichtige ich nicht: — ich habe nur meine Schwägerin, welche hierher gekommen war um ihre geliebte Schwester zu pflegen, bis Lübeck begleitet, und dort von meinen, dahin aus Holstein beschiedenen Angehörigen, Abschied genommen. Dies ist überstanden, und, wenn ich dürfte, wie eilig käme ich auf Ihre gütige Einladung! Immer frage ich: warum sind Sie nicht Minister, und können wer Ihres Vertrauens würdig ist, zu sich bescheiden? Aber es ist nun nicht, und ich darf nicht reisen ohne einen Befehl oder Urlaub vom Staatskanzler. Wollen und können Ew. Excellenz den auswirken, so eile ich hin, selbst mit dem Vertrauen nicht ganz unnütz zu sein, wiewohl auch schon Ancillon hingerufen ist! Wollen Sie einen Versuch machen? Wollen Sie den Kanzler fragen ob er Ihnen auftragen wolle mich zu rufen? Daß ich dadurch aufgehalten würde, und erst in der Mitte des Winters auf den Weg nach Italien käme, wäre von gar keinem wesentlichen Nachtheil.

Es gäbe einen Vorwand dazu in einer Sache, die, abgesehen von allen Beziehungen auf mich, Ihre Aufmerksamkeit und Verwendung höchlich verdient. Ich erinnere mich nicht ob der Pariser Friede bestimmt, was sonst in keinem Friedensschluß vergessen worden, was wir nach dem Tilsiter Frieden genau haben leisten müssen, und was auch ganz unentbehrlich für die Verwaltung ist: daß alle die abgetretenen Provinzen betreffenden Acten aus den Staatsarchiven an den neuen Souverain abgeliefert werden sollten. Gewiß ist es, daß dies nach dem Pariser Frieden nicht geschehen ist, und daß, wir wenigstens, über unsre Rheinprovinzen und die westphälischen, welche zu französischen Departementern gehörten, gar nichts erhalten haben. Dies hat die höchsten Nachtheile, und es muß geändert werden. Machen Sie dies geltend! Mancher kann dies besorgen, aber ich wüßte keine bessere Veranlassung um mich zu rufen.

Was Sie über den Congreß sagen erfüllt meine Ahndungen. Vielleicht wäre jetzt, den Wünschen nach, am ersten mit Oesterreich eine Vereinigung für die Zwecke möglich welche Jeder haben muß, der als Deutscher nicht alle Ansprüche auf den Namen eines Ehrenmannes verwirken will: England muß bejammernswürdig verkehrt sein, von hannöverischer Arglist sogar auf die böseste Tücke gegen uns geleitet: und Alexander traue ich viel schlimmes zu. Der steht übrigens auf einem Vulcan der sich immer mehr aushöhlt und entzündet. Mir sind darüber sonderbare Dinge bekannt geworden die sich aber nicht wohl dem Papier anvertrauen lassen. Aber welch trauriger Alliirter wäre dies Oesterreich dessen Armeen sich einförmig schlagen gelassen zu haben scheinen.

Bonaparte's Auslieferung hat mich sehr verdrossen. Ich hoffte auf fortgesetzten Krieg, wie Ew. Excellenz ihn bei der Kapitulation beabsichtigen. Auch jetzt noch möchte ich daß man Mittel finde den französischen Truppen zu predigen, sie sollten ihre Fahnen nicht verrathen, sondern auch für Napoleon II. fortkämpfen, wie die Spanier für Ferdinand VII.: — das ließe sich sehr plausibel sagen. Ich wünsche, daß ein Brief den ich Ihnen Anfang Juli, unter Einschluß der Prinzessin Louise an ihren Sohn Ferdinand gesandt, in Ihre Hände und nicht in unrechte gekommen sein möge.

Erhalten Ew. Excellenz mir Ihr Wohlwollen, worauf ich immer stolz sein werde — und dies heißt, zählen Sie auf mich wo es Ihnen möglich ist von meinen Kräften Gebrauch zu machen. Sie sollen Ihnen mit dem Eifer und der Ergebenheit gewidmet sein mit der ich dem Manne anhange der des Vaterlandes Stolz und Wohlthäter ist

Niebuhr.

Clausewitz an Gneisenau.

Le Mans, den 18. August 1815.

Die Einwohner des flachen Landes sind von hier bis zur Loire durchaus königlich gesinnt, und der Städter selbst, der sonst republikanisch war, ist jetzt Royalist, wie wohl es in manchen Städten z. B. Angers eine starke Pöbel-Partei giebt, die die jetzige Regierung haßt. Uns hat man überall mit offenen Armen aufgenommen, allein — die Contributionen, welche zur Einkleidung beigetrieben werden — die Beschlagnahme der Cassen, das Wesen einer fremden Einquartirung, welches den hiesigen Gegenden seit der Engländer Zeiten unbekannt geblieben ist, die Entwaffnung der National Garden und des Landes soweit sie bis jetzt ausgeführt ist — haben uns die Gemüther schon sehr entfernt; und ich glaube daß man durch ein rücksichtsloses Betragen die Gemüther leicht zum Aufstand reizen könnte. Besonders ist eine unbedingte Entwaffnung durchaus nicht zu unternehmen, denn sie würde das Volk, welches seine Waffen für dieselbe Sache geführt hat wie wir, nur noch enthusiastischer und kühner, welches seine Waffen zu dem Behuf von England selbst erhalten hat, welches stolz und eitel ist auf die Rolle, die es gespielt hat, auf den äußersten Grad der Erbitterung bringen, und — wir würden die Waffen doch nicht erhalten, denn alle Häuser sind nicht nur abgebaut, sondern auch so mit Hacken, Wällen, Gräben

umgeben, daß ein Fremder Mühe hat hinein zu dringen. Ich habe nie ein schwierigeres Terrain gesehen. Unser Cantonnement ist dadurch in jeder Rücksicht so übel, daß ich dem General Grolmann, wenn er mit dem Feldmarschall herkommt, vorschlagen werde, zu gestatten, daß wir uns ganz in den Städten konzentriren, wodurch zwar ein Regiment von dem andern weiter entfernt, das Ganze aber in der That konzentrirt wird.

An Blücher.

Paris, den 23. August 1815.

In Ansehung der royalistisch gesinnten bewaffneten Einwohner derjenigen Departements, die von Ew. Durchlaucht Armee besetzt sind und von denen ich bereits bei Ihrer letzten Anwesenheit in Paris zu reden die Ehre hatte, erlaube ich mir noch einmal, Folgendes vorzubringen.

Es ist mir angezeigt worden, daß das Königl. französische Ministerium, und zwar vorzüglich Fouché, sehr gegen diese Leute, in dortiger Gegend Chouans genannt, eingenommen sind. Wenn sie entwaffnet werden, während die Bonapartisten bewaffnet bleiben, so sind sie, wenn die alliirten Armeen abmarschiren und dann die Unruhen wieder ausbrechen, woran hier Niemand zweifelt, der Gefahr ausgesetzt, von diesen unterdrückt und mißhandelt zu werden, und schon aus diesem Grunde wollen sie die Waffen nicht abgeben, die sie überdies gegen eben denselben Feind wie wir getragen und von England hauptsächlich erhalten haben. Alle diejenigen daher, die jene Provinzen kennen, rathen, hierbei behutsam zu gehen, um nicht etwa Gelegenheit zu geben, daß in Frankreich Unruhen gegen uns entstehen und zwar gerade von Seiten derjenigen, die fast die einzig achtungswerthen Leute in Frankreich sind und in Europa die Meinung der Besseren für sich haben.

Ich erlaube mir daher, Ew. Durchlaucht zu rathen, die Organisation der sogenannten Chouans zu schonen, sie, da ihrer *organisirten* Corps so viele nicht sind, bewaffnet zusammen zu lassen, ihren Offizieren wohlwollend zu begegnen und sich ihrer zu bedienen, um das bonapartistische Gesindel zu entwaffnen. Da diese leztere Partie die reichste ist, so sollte auch ihr vorzugsweise

die Last der Einquartierung und der Lieferungen aufgebürdet, dabei aber die bei weitem ärmeren Chouans damit verschont werden. Ein solches Verfahren wird dort Ew. Durchlaucht die Liebe und das Zutrauen des rechtlichen Theiles des Volks gewinnen und auf jeden Fall möglichen Unordnungen zuvorkommen.

Die Sachen stehen hier noch beim Alten. Rußland droht abzumarschiren, Oesterreich will sich auf Nichts einlassen und meint, es herrsche bei uns Unordnung und Uneinigkeit; England sucht seine selbstsüchtigen Pläne durchzusetzen; Preußen steht demnach allein, hat indessen, weder in Absicht auf die Friedensbedingungen, noch auf die fortgesetzten Eroberungen der uns gelegenen Festungen das geringste nachgegeben.

Genehmigen Ew. Durchlaucht die Verehrung, womit ich zu seyn die Ehre habe

Hochdero

ganz gehorsamster Diener

Gr. N. v. Gneisenau.

An Arndt.

Paris, den 23. August 1815.

Mein lieber Arndt! Legen Sie Trauer an. Alles läßt sich dazu an, einen neuen Frieden von Utrecht zu schließen. Deutschland's Unglück soll demnach verewigt werden. Aus seinen Festungen heraus soll Frankreich stets Ausfälle machen können, und wenn solche mislingen, so tritt es auf sein unversehrt bleibendes Gebiet zurück. Heißt das nicht, Frankreich muthwillig zu Kriegen reizen, die, wenn glücklich, ihm große Eroberungen zuwenden, und, wenn unglücklich, ihm keine Gefahr bringen. Mit einer zeitlichen Besetzung einiger Festungen will man sich begnügen! Preußen hält noch Alles auf, und wir glauben viel gewonnen zu haben, wenn wir kein Terrain verlieren. Aber Rußland will nicht, daß wir aus seiner Abhängigkeit kommen und Oesterreich eine unbedrohte Seite habe, und Oesterreich sträubt sich, Gebiet auf Kosten Frank-

reichs, deſſen Freundſchaft es ſucht, zu erwerben und in nähere Berührung mit ſelbigem zu kommen. England will nicht eine neue Ländervertheiluug und hat noch geheime Plane im Hintergrunde. So kämpfen wir Allein. Wir werden darauf antragen, in einer ſo hoch wichtigen, ganz Deutſchland betreffenden Angelegenheit auch die übrigen Deutſchen Fürſten mit zuzuziehen. Wir ſprechen überhaupt nicht für uns, ſondern ſtets für andere Nachbaren, rechts und links, und für deren Sicherheit.

Ich theile Ihnen dieſes mit, damit Sie die endlich hoffenden Gemüther auf das Unglück Deutſchlands vorbereiten, ſowie auch davon unterrichten, daß es nicht Preußen's Schuld iſt, wenn die Politik nicht Gerechtigkeit übt.

An Blücher.

Paris, den 25. Auguſt 1815.

Der franzöſiſche Finanzminiſter Louis hat es abgelehnt, die Preußiſche Armee mit Kleidung und Ausrüſtung zu verſorgen. Es wird demnach nöthig, die Verwaltung in den Provinzen wieder in unſere eigene Hände zu nehmen und Ew. Durchlaucht werden in dieſer Angelegenheit ein Schreiben des Herrn Kriegsminiſters erhalten. Morgen ſoll noch eine Unterredung zwiſchen dem Herrn Staatskanzler, Fürſten von Hardenberg und dem Finanzminiſter Statt finden, und wenn dann Letzterer nicht williger ſich zeigt, ſo ſoll ſogleich die Preußiſche Verwaltung eintreten, und mit Beſchlagnahme der Materialien, da wo ſie ſich finden, der Anfang gemacht werden.

Der Fürſt Wrede hat mir geſtern erzählt, es ſei zwiſchen Rußland und Frankreich ein Bündnis und auf 6 Jahre ein Subſidientractat geſchloſſen, der Rußland in Stand ſetze, nicht entwaffnen zu dürfen. Mit dem Abmarſch der Ruſſiſchen Truppen ſcheint es nun Ernſt zu ſeyn; der Kaiſer von Oeſterreich will die ſeinigen nach Muſterung derſelben, die in der Gegend von Dijon Statt finden ſoll, ebenfalls heim gehen laſſen. An dem erwähnten

Bündnis will der König und Staatskanzler zweifeln; wenn es indessen nicht wahr ist, so ist es doch sehr wahrscheinlich.

Gegen die unter Ew. Durchlaucht Befehlen stehende Armee ist man bemüht, die unsinnigsten Verläumdungen zu verbreiten. So erzählt man, sie sei in offenbarer Widersetzlichkeit gegen den König, kenne keinen Gehorsam, könne dem Staat sehr gefährlich werden, bedrohe die Regierung, der Geist des Jacobinismus herrsche in ihr. Ew. Durchlaucht wollen hierinn das Bestreben erkennen, das Verdienst einer Armee herunter zu setzen, von der solche Gesinnungen, als man ihr Schuld giebt, so weit entfernt sind. Die Feinde und Neider derselben thun indessen durch solche Aeußerungen uns doch Schaden und machen Manche mißtrauisch.

Ew. Durchlaucht wollen solche vertrauliche Briefe als dieser ist, den Akten nicht beiheften zu lassen die Gnade haben.

Gr. N. v. Gneisenau.

Ich erlaube mir noch hinzuzusetzen, daß in den Gegenden, wo der Vendée- und Chouanskrieg geführt worden, das Landvolk gut, die Städter aber schlecht gesinnt gewesen sind. Ich glaube gehört zu haben, daß besonders in der Stadt Angers ein sehr schlechter Geist stets geherrscht. — Ich füge hier auch einen Auszug der bei der französischen Regierung gegen uns eingekommenen Klagen bei. Die früher eingegangenen habe ich zurückbehalten.

Blücher an Gneisenau.

Alanson, den 27. August 1815.

Daß güttige Schreiben vom 25 wo mit sie mich beEhrten habe ich gestern erhallten, mein mißmuht wachst mit jedem tage, den ich sehe daß wihr mehr rück als vorwärts kommen. mein libster Freünd wihr hatten daß Eißen wahrm, hätten wir es Schmiden laßen, so wehre der vorwurff unseres Strebens erreicht aber man hilte uns zu unverstendig solche wichtige gegenstende zu beahrbeitten, nun ist es zu späht, die hiesigen Prefecten haben sich bei uns legitimirt und die befehle daß sie nichts liffern sollen vorgezeigt, ich will nun noch daß letzste versuchen einen habe ich schon nach Magdeburg geschickt und der andere geht nach Wesell, ich glaube doch, daß diese Procedur hellfen soll, vom Kriegsminister habe ich den briff noch nicht von dem sie erwehnen, aber wenn wihr auch alles waß wihr Finden, in Beschlag nehmen, die Dinge die uns nohtwendig

sind Finden wihr nicht und gelld giebt man uns nicht, es ist kein ander mittell als die Revenuen ein zu zihn und durch antrepreneurs auß unserem Lande unsere Bedürfnisse kommen zu lassen, dan bleibt das gelld bey uns und unsere Fabriquen haben absatz.

Wenn der König und Hardenberg an dem Bündniß zweifeln, so ist wohl uhrsache, daß sie ein solches .....(?) nicht wünschen, aber da durch verlihrt es doch auch an der wahrscheinlichkeit nicht, marchiren die Rußen zu rück so ist woll nichts Eilliger Führ uns zu thuen, als daß wihr gleich Fals 2 Corps zu rück gehn lassen, ich glaube mit 4 Corps werden wihr hir doch fertig. Die Rußen stehen in Schlesien und in Pohlen gefährlicher können sie vor uns nicht Placirt sein, die Pohlen und Saxen sind Canallien, wihr müssen eine armeh da in Bereitschaft haben gegen die Pohlen und Saxen Ruffen wihr, wenn es noht ist, unsere vollker uf, sie werden sich gegen diese horden verteidigen, aber zu allen diesem gehören Rasche und Ferme [?] entschließungen.

Daß man mich ungehorsam beschuldigt, glaube ich wohl aber diese verläumdung rührt woll von unsere Saubern HErn hehr, die es nicht begreiffen können, daß ich es mich bei kommen lasse Ihre meinung entgegen zu sein, in dessen Rathe ich die menschen mich in ruhe zu lassen, sonst stelle ich sie am Pranger ich entferne mich so weit wie möglich von Paris um jede Broullierie zu vermeiden und da wihr hir nichts vorteihlhaftes mehr bewürken können, so wünsche ich unsern balldigen ab marsch.

Blücher.

Professor Benzenberg an Gneisenau.

Paris, Hotel Elisée rue Bourbon,
den 30. August 1815.

Ich kam den 15. Juli vom Schlachtfelde von Ligny nach Genappe. Im Wirthshause au Roi d'Espagne wurde von nichts als von der Schlacht gesprochen.

Ein Einwohner aus der Gegend von Braine l'Alleude sagte: Es sei Zeit gewesen, daß die Engländer Hülfe bekommen — sie wären hart gedrängt worden — er habe gesehen, wie schon ein großer Theil ihrer Armee en debandade gewesen.

Der Wirth erzählte, daß gegen 4 Uhr Nachmittags ein Capitain vom Schlachtfelde gekommen mit dem Befehl, daß die Bagage zurückgehen sollte. Der Ausgang der Schlacht sei zweifelhaft, da die Reserven in's Feuer geführt worden.

Auf der Schwelle seines Hauses sei der General Duhesme von einem braunschweigschen Husaren niedergehauen, der ihm zugerufen: „der Herzog ist hier gestorben; du Hund mußt auch hier sterben", Duhesme sei den andern Tag an seinen Wunden gestorben *).

Zehn Minuten unter Genappe liegt ein Hammerwerk auf der Dyle.

*) Ich habe diese Erzählung, die auch sonst bekannt war, in den Text aufgenommen, als das, was sie ist, nämlich eine Local-Sage, die die Situation durchaus richtig wiedergiebt, wenn auch ihre äußere Wahrheit, wenigstens, was den General Duhesme betrifft, direct widerlegt ist. v. Charras I, p. 337 Anm.

Der Scheidemeister, ein sehr verständiger Mann, erzählt: daß des Abends die Handpferde und Maulthiere mit einer Menge Officiere, wovon einige ganz in Gold gewesen, in seinen Hof gekommen um einen Uebergang über die Dyle zu finden. Sie wären sehr pressirt gewesen — und da sie gesehen, daß sie über das Hammerwerk nicht hinübergekonnt, so haben sie ihn um's Himmels willen gebeten, er möge ihnen doch hinüber helfen. Da habe er sie dann über Ways gewiesen. Den 16ten war ich auf dem Schlachtfelde bei Belle-Alliance.

Die Frau, welche durch ihre dreimalige Verheirathung dem Hause den Namen gegeben, ist todt. Ihr letzter Mann lebt noch, wohnt aber wo anders. Daß Wellington und Blücher im Hause gewesen, wißen die jetzigen Bewohner nur aus den Aussagen eines verwundeten französischen Generals, den sie den andern Tag in ihrem Hause gefunden, als sie zurückgekehrt. — Der Eigenthümer des Hauses ließ grade mit großen Buchstaben: Ferme à la belle alliance über den Giebel schreiben und es in den Zeitungen zum Verkauf ausbieten.

Ich aß den Mittag in Planchenoit, wo grade Kirchweih war, bei einem wohlhabenden Pachter, Namens Bernhard, dessen Stallgebäude abgebrannt waren. Er führte mich über das Schlachtfeld nach Frischermont und erzählte mir, wie er auf einer Anhöhe gestanden und der Schlacht zugesehen.

Bonaparte habe, so sagte er, des Morgens oft eine waldige Anhöhe beobachtet, die eine Stunde vom Schlachtfelde liege und wo er etwas bemerkt. — Er habe seinen Führer — den La Coste mehrmals gefragt: wie das da heiße und wie weit das sei. Glücklicherweise sei der La Coste nicht aus der Gegend und habe weder den Namen noch die Entfernung gewußt. Das wären die Preußen gewesen.

Als sie bei Frischermont aus dem Walde gekommen, so sei ein General auf einem weißen Schimmel vorgeritten und als dieser die Position der Franzosen erkannt, so sei er zurückgeritten und da habe er gesehen, wie sich gleich drauf 500 Schützen um einen Hügel in einem kleinen Thale herumgeschlichen und den Franzosen in die Seite gekommen.

Der Bauer, der die Preußen geführt, hatte dem General vorgeschlagen, bis hinter Planchenoit zu gehen. Alors nous prendrons tous les Français. — C'était dommage, meinte Bernhard, daß dieses nicht geschehen sei.

Von La Coste sagte er, daß er ein Wallone sei, daß er erst seit 4 Jahren bei ihnen wohne, und daß nicht sehr viel an ihm sei.

Alle Franzosen, die in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag bei ihm logirt, hatten von nichts gesprochen, als daß sie den Sonntag Abend zu Brüssel in's Schauspiel gehen wollten.

Den Nachmittag ging ich zurück nach Belle Alliance, wo ich den La Coste im Wirthshause traf. — Eine etwas confiscirte Physignomie — ungefähr wie ich sie mir nach der Beschreibung von Bernhard gedacht. — Er hat früher unter den Franzosen gedient — und erzählt jetzt seine Reise mit Napoleon nach Charleroi „contre une petite charité", um sein Haus, was ungefähr 10 Minuten von Belle Alliance liegt und durch die Franzosen zerstört worden wieder aufzubauen.

Das, was er erzählte, war folgendes:

Der Kaiser habe ihn des Morgens rufen lassen und gefragt: Ob er die Gegend kenne und die Wege wisse. — Als er ja geantwortet, so habe

er ihm ein brabantisches Pferd geben lassen und er habe den ganzen Tag an seiner Seite gehalten.

Der Kaiser habe an dem Tage einen kleinen Grau-Schimmel geritten. Er habe einen grauen Ueberrock — eine violetseidene Weste — eine weiße Hose und Husarenstiefel angehabt. — Er glaube nicht, daß er, wie man sage, einen Cüraß unter der Weste getragen, weil er so flink mit Auf- und Absteigen gewesen.

Er habe bald hier bald dort auf einer Anhöhe gehalten — und oft unter den Kanonenkugeln.

Wenn die Adjutanten zur Meldung gekommen, so habe er mit ein Paar Worten gesagt, was geschehen solle. — Diese seien dann gleich wieder fortgesprengt. Er habe nie einen Befehl wiederholt oder etwas zweimal gesagt.

Als die Preußen sich bei Frischermont gezeigt, so habe der Kaiser mit seinem Fernrohr hingesehen. Er habe seinen Adjutanten gefragt: „Was das sei". — Dieser habe auch mit dem Fernrohr hingesehen und geantwortet: Es wären die preußischen Fahnen.

Darauf habe der Kaiser mit dem Kopf geschüttelt und sei kreidebleich geworden. — Er habe aber nichts gesagt. (Nach diesem Umstande fragte ich noch besonders, da man mir in Genappe erzählt, daß der Kaiser sollte gesagt haben: alors nous sommes perdus.)

Als die Schlacht verloren gewesen, so wären sie weggeritten. — Der Kaiser habe ihm befohlen: er solle ihn auf Nebenwegen nach Charleroi führen und so, daß sie immer ungefähr einen Flintenschuß von der Landstraße blieben. Er, La Coste habe ihn auch so geführt, bis nach Genappe, wo er ihn wieder auf die Landstraße gebracht um die Brücke zu gewinnnen. In Genappe hätte sich alles festgefahren gehabt, und sie hätten sich nur langsam mit den Pferden an den Häusern vorbei drängen können. Es wären ihrer noch 150 Pferde gewesen. Es hätte wohl anderthalb Stunden gedauert, ehe sie durch Genappe durchgewesen.

Ich fragte ihn: Warum er den Kaiser nicht über die Brücke von Ways, 1/4 Stunde unter Genappe geführt, wo Niemand passirt wäre. — La Coste antwortete: Er habe den Weg nicht gewußt. — Dieses ist auch wahrscheinlich, da er nicht aus der Gegend gebürtig ist und wahrscheinlich nach Charleroi immer die Landstraße gegangen ist.

Es habe nun über Quatrebras die ganze Nacht durchgegangen, bis sie des Morgens gegen 4 Uhr nach Marchienne sur pont gekommen. Hier habe man gehalten — es wäre ein großes Feuer angemacht worden und der Kaiser habe sich mit dem Rücken dagegen gestellt und gewärmt. —

Als die Pferde gefüttert gewesen, so habe ihm der Kaiser einen Napoleon gegeben, ein Guide habe das Pferd genommen, so er geritten und er sei zu Fuß nach Haus gegangen.

Ich fragte ihn: Wie früh sie wohl aus Genappe herausgekommen? La Coste meinte: es möge wohl gegen halb zwölf Uhr gewesen sein.

La Coste erzählt die Sache immer so ziemlich auf dieselbe Weise. — Wenn er irgendwo die Unwahrheit sagt, so ist dieses vielleicht mit dem einen Napoleon uud mit dem Abgeben des Pferdes. Aus einer Aeußerung von Bernhard schloß ich, daß man in Planchenoit glaube, daß La Coste genug auf dieser Reise verdient habe.

Uebrigens versteht man ihn schwer. Deutsch kann er gar nicht sprechen und das Französische spricht er nach seiner wallonischen Mundart.

Benzenberg.

An Hardenberg.

Paris, den 5. September 1815.

So schlimm die Angelegenheiten des Friedensgeschäftes auch zu stehen scheinen, so bin ich dennoch der Meinung, daß sie sich noch zum Besseren wenden lassen, wenn Preußischer Seits Beharrlichkeit gezeigt wird.

Wenn ich befürchten müßte, daß aus unserer Zähigkeit Krieg entstehen könnte, so würde ich es nicht auf mein Gewissen nehmen, zur Beharrlichkeit zu rathen; so aber ist in mir die Ueberzeugung fest gegründet, daß der Kaiser Alexander, der Einzige, von dem etwas zu besorgen sein möchte, lange es anstehn lassen würde, bis es zu dem Aeußersten käme, und selbst dann bleibt in dem Verhältniß des Königs zu ihm immer noch die Gewißheit übrig, durch ein Paar freundliche Worte des Letzteren einlenken zu können, selbst dann noch, wenn, um mich bildlich auszudrücken, die Armeen zum Kampf bereit einander gegenüber ständen.

Der Versuch, eine ernste verneinende Sprache zu führen, kann also meines Erachtens gewagt werden, und es käme demnach darauf an, von dem König die Genehmigung dazu zu erhalten. Dieser aber müßte die Herzlichkeit gegen den Kaiser Alexander verdoppeln, und nur dann, wenn von dem Friedensgeschäft zwischen ihnen die Rede wäre, immer ernst und ruhig erklären, daß er der Ruhe seiner Völker und selbst des übrigen Deutschlands schuldig wäre, sie vor der gefährlichen Uebermacht Frankreichs sicher zu stellen.

Wird Rußland allein alsbald gegen uns sich erklären? — Nein, sicherlich nicht.

Wird Rußland Oesterreichs Bündniß gegen uns suchen und wird dieses in Entwürfe gegen uns sich einlassen, deren Gelingen Rußlands Macht vergrößert? — Nicht wahrscheinlich.

Wird Rußland mit Frankreich ein Bündniß gegen uns alsbald schließen? Dies ist problematisch. Man muß dabei aber erwägen, daß Frankreich jetzt in einem Zustand der Krisis ist; zwei Parteien stehen sich einander gegenüber; das Regiment des

Königs ist nichts weniger als befestigt. Schließt man gern mit einer solchen Regierung ein Bündniß? Wartet man nicht lieber, bis eine der beiden Parteien gesiegt? Ich ziehe hieraus eine Folgerung, nämlich die, daß ein künftiges Bündniß zwischen Rußland und dem übermächtig bleibenden beruhigten Frankreich, uns bei weitem gefährlicher sein würde, als ein alsbaldiges zwischen Rußland und dem durch Factionen, Bürger- und Religionskrieg zerrissenen Frankreich, in dessen Herzen wir stehn.

England bringe ich nicht in die Berechnung. Einen Krieg zum Vortheil Frankreichs und zum Nachtheil Deutschlands dürfen die brittischen Minister nicht wagen; übrigens geben 20,000 Mann brittische Truppen kein Gewicht in den Unterhandlungen, wenn der König der Niederlande den Muth hat, sich zu emancipiren oder wenigstens dies zu drohen.

Daß nun die Zeit sei, Baiern, Würtemberg ꝛc. näher an uns zu schließen und die Stimmen in Deutschland durch Kundmachung unserer uneigennützigen Politik zu gewinnen, darf ich Ew. Durchlaucht nicht erst sagen.

Gneisenau.

An Hardenberg.

Paris, den 6. September 1815.

Die beiden englischen Memoirs habe ich nun, und zwar mit großem Leidwesen gelesen. Die Verkehrtheit oder Unredlichkeit kann kaum weiter getrieben werden.

England hat von dem zeitherigen Kontinentalkriege ganz ungeheuren Vortheil gezogen; es scheint diesen Zustand verlängern zu wollen.

Castlereagh sagt, Frankreich werde seine Europäische Armee*) nicht angreifen, weil es befürchten müsse, alle Europäische Armeen auf sich zu ziehen!! Als ob eine solche Coalition, wie die der

*) D. h. Die Armee, welche Europa in Frankreich nach dem Frieden zurückließ.

letzten Jahre nicht ein Wunder oder ein Ungeheuer wäre, hervorgebracht durch einen solchen Menschen wie Bonaparte und durch die Furcht vor ihm. Jetzt, wo er verbannt ist, dünkt sich so mancher ebenfalls ein Bonaparte sein zu können.

Castlereagh spricht ferner von Redlichkeit der Politik!! So eben hat England ein ruhiges Gebirgsvolk in Indien mit Krieg überzogen! Und seine Besitzungen in Indien, durch welche Politik sind sie so ungeheuer angewachsen, als durch die der Macchiavelli und Bonaparte?

Man soll Frankreich Zeit geben eine Armee zu bilden, die zu des Königs Sicherheit wäre! Und wie hat man diese Armee zusammengesetzt? Aus den Elementen der revolutionären, während man die wahren Royalisten entwaffnet, nämlich die Chouans, die Vendeer ꝛc.

Die nächste Folge dieses englisch-russischen Systems wird sein, daß die süddeutschen Fürsten Frankreichs Allianz suchen, und dann fallen alle die schönen militairischen Räsonnements weg, die das Castlereagh'sche Memoire enthält, nämlich, daß eine französische Armee nicht in Süddeutschland eindringen könne, wenn Belgien ihnen nicht gehöre. Uebrigens ist auch das Gegentheil hiervon historisch begründet; die französische Armee drang im spanischen Successionskriege wohl in das südliche Deutschland ein.

Der Zweck der Engländer ist ganz offenbar, den Oberbefehl über die Europäische Armee dem Herzog von Wellington zu geben. Das giebt England einen großen Einfluß und dem Herzog viel Macht. Soll man diesen Primat des Kabinets und des Feldherrn gestatten? Und die Armee soll in Bereitschaft sein at the discretion of the commanding officer dahin zu marschiren, wohin dieser will? Können nicht hierdurch englische Zwecke durchgesetzt werden, die uns fremd oder ungünstig sind?

Die Anwendung der Kontribution ist zu Englands Vortheil. Die Hälfte der zu erobernden Festungen dient zum Schutz Belgiens und es erspart also dadurch die 3 Millionen L. St. die es sich

verpflichtet hat für neue niederländische Festungen zu verwenden. Es weiß sich überhaupt ganz gut zu bedenken, indem es sich 3 Millionen L. St. zur Schadloshaltung englischer Unterthanen ausbedungen hat.

Gneisenau.

Blücher an Gneisenau.

Alencon, den 5. September 1815.

Das güttige Schreiben vom habe ich erhalten und bin sehr dankbahr davor, es schien in Paris besser zu werden, indessen hatten sich die HErrn Prefecten doch allgemein eines Besseren besonnen, und wurden sämlich willfahrig, und nun habe ich sie alle uf Freien Fuß gesetzt, ich theille die besorgnisse mit ihnen mein libster Freünd daß die Francosen bey den außgedehnten Zahlungs Terminen Saumsehlich werden, als dann bleibt nichts übrig als die Festungen fest zu hallten, mit die Bekleidung unserer Truppen werden wihr dann woll Fertig.

Wenn es wahr ist daß der minister graff Munster nach Engeland gereist ist, so können die HErn Engelaender von london woll eine andere weisung erhallten haben, Wellington hat sich immer nicht guht betragen, den wenn wihr im am 18ten so bystanden, wie er uns am 16ten würde er den nahmen Erretter Frankreichs nicht von Fuche erhallten haben.

Wegen die Canonen bin ich gantz Ihrer meinung, beim Schluß muß man da alles zur allgemeinen beuhrtheillung bringen, wen die sache bekannt wird, werden seine Eignen landsleüte ihm tadelln.

Die Russen marchiren also ab, nun eine guhte Reiße, wen sie bey uns in Schlesien nuhr erst durch wehren, die Frömmigkeit des großen Mannes ist ein böses Zeichen, durch bigotterie wird man zu allen verleittet, zumahl wenn Weiber sich mit das Apostell Handwerk abgeben. ich leide wider an die Augen, ich habe mich mit die Truppen beschefftigt und der verdamte Staub hat mich so geschadet. Zur Revueh nach der angenehmen gegend zu reißen hielte ich nicht vor Rahtsahm. das Tauenzienſche Corps so ich genau besehn ist in guhten Zustande.

ich glaube es wird guht sein wen wihr hier zur bekleidung unserer Leutte nuhr das nöhtige anschaffen, und so vill geld wie möglich mitnehmen, wihr kriegen in unserem Lande alles besser und das Gelld komt auf den Rechten Fleck gleiche bewandniß hat es mit die Perde, unsere allten sind in dem Zustande daß sie uns zu Hauße bringen, dan sind sie noch guht vor unsere bauern, ich setze aber vorauß daß wihr einen guten Preiß bekommen.

Und wie wehr es wenn wihr unsere unberittenen Cavalleristen so bey sachte zu Fuß vorneangehn lißen, haben wihr nicht Krieg zu besorgen, so braucht ia die Kavallerie nicht gleich wider beritten Complet zu sein, ich sehne mich HErtzlich nach der Rückreiße, leben sie wohl und vergessen

Ihren treüen Freünd nicht

Blücher.

Blücher an Gneisenau.

(Handschrift Grolmann's?.)

Alençon, den 7. September 1815.

Ew. Excellenz danke ich für die mir gemachten gefälligen Mittheilungen, so wenig Erfreuliches sie auch enthalten. England entwickelt seinen Krämergeist immer mehr, statt daß wir durch die Zahlungen Frankreichs uns erholen könnten, sollen sie angewendet werden um die Festungen zu bauen, zu denen England sich anheischig gemacht hat, die Hälfte der Kosten zu tragen. Wie thörigt ist es aber bei dem jetzigen Zustand Europa's auf 7 Jahre etwas im Voraus zu bestimmen. Die Festungen an der Maas, Mosel und Saar sind daher sehr wichtig; während 7 Jahren kommt ja immer ein Grund sie nicht herauszugeben.

Was die Aufstände in den Departements betrifft, so glaube ich wenig zu befürchten zu haben, ich habe jedoch befohlen in den Hauptort jedes Corps Magazine anzulegen um im Nothfall die Corps concentriren zu können.

Wenn die Russen wirklich abmarschiren, schlage ich folgende Aufstellung bis zum Abmarsch unserer Armee vor. — — —

Die mir zugesandten verschiedenen Klagen lasse ich untersuchen, über die eine vom Minister Stein eingesandte wundere ich mich sehr, sie enthält keine einzige Thatsache oder nähere Angabe und ist grade aus einem District, wo das beste Vernehmen herrscht, ich wünschte der p. v. Stein machte eine Reise durch unsere Cantonnirungen so würde er bald daß Lächerliche und Uebertriebene der Klagen finden. Es ist nicht zu läugnen, daß unsere Truppen anmaßend und hart sind und ich wünsche sehr daß sie bald nach Hause kommen um nicht mehr zu verwildern, aber das was die Französischen Berichte sagen ist lächerlich und unglaublich daß man sich solche Lügen ungestraft vorlegen läßt.

(gez.) Blücher.

An Steinmetz.

Paris, den 9. September 1815.

Der Major Dierecke bringt Ihnen, mein theurer hochverehrter Freund, die Entscheidungen des Feldmarschalls über Lafere, die uns hier neues Geschrei zuziehen wird.

Im Ganzen stehen die Sachen in Ansehung des Friedensschlusses hier schlecht. Es hat das Ansehen, als ob in ganz kurzer Zeit abgeschlossen werden würde, aber auf eine Art, die dem glorreichen Feldzug nicht entspricht, und Deutschland und Belgien künftigen Gefahren aufs neue bloßstellt, indem man die wichtigen Kriegsprovinzen, die alle nichts mehr und nichts weniger als Eroberungen über Deutschland und die Niederlande sind, von Frank-

reich nicht nehmen will, und dieses in seinem übermächtigen Zustand mit seiner Bevölkeruug von 29 Millionen verbleiben soll. Man wird sich begnügen, eine Reihe von Festungen für mehrere Jahre als Unterpfand zu besetzen, eine Armee von 200,000 Mann auf Kosten Frankreichs darinn aufzustellen, und 1000—1200 Millionen Kontribution zu verlangen, sowie dasjenige, was seit 1790 an Frankreich gekommen, davon wieder zu trennen: Viel mehr wird kaum zu erhalten seyn, obgleich wir danach noch streben. Wäre der Staatskanzler nicht so standhaft im Verweigern gewesen, so wäre bereits unter viel schlechteren Bedingungen abgeschlossen; so aber hat man noch gerettet, was zu retten war. Dagegen giebt man uns Schuld, daß wir den Krieg wollen und unruhig sind. England und Rußland sind uns entgegen, und Oesterreich ist unentschlossen und zweideutig, geheime Plane im Schild führend.

Ich bin seitdem einigemale in Issy gewesen. Es ist mir unbegreiflich, wie Sie dies Dorf haben erobern können! — Gott erhalte Sie. Gedenken Sie mit Wohlwollen

Ihres

herzlichen Freundes

Gneisenau.

Grade in diesen Tagen der Krisis der Verhandlungen und der schwer empfundenen Niederlage Preußens kam noch ein besonderer Streit zum Ausbruch, der wohl, wie Gneisenau selbst bemerkt, nimmermehr eine solche Schärfe angenommen hätte, wenn die Verhandlungen früher, ehe beiderseits die gereizte, feindselige Stimmung die Oberhand gewonnen, zum Abschluß gebracht worden wären. Der Streit betrifft die in der Schlacht bei Belle-Alliance eroberten Geschütze. Die einschlagenden Actenstücke sind nur zum Theil erhalten und außer dem, was diese enthalten, sonst nichts weiter bekannt; über einige wesentliche Punkte bleiben wir daher unaufgeklärt. Was uns erhalten ist, ist dies.

Müffling an Gneisenau.

Le Cateau, den 24. Juny Mitternacht.

Auf Euer Excellenz sehr geehrtes Schreiben vom heutigen dato verfügte ich mich zum Herzog Wellington und stellte ihm vor, unter welchem Vorwand ein englischer Officier die Geschütze abgefahren, die man aus Respect für seinen Namen verabfolgen lassen.

Der Herzog erwiederte, einen solchen Befehl hätte er nie gegeben, allein er könne denken, woher dies Mißverständniß entstanden: er habe auf dem Schlachtfeld am 18. Juny befohlen das Geschütz, welches seine Armee genommen habe, zu sammeln. Der Officier sey darin nachläßig gewesen und als er zwei Tage darauf nachgefragt, habe sein Officier kein einziges Geschütz gehabt, sondern ihm gemeldet, daß die Preußen Wache dabei gestellt. Dieß habe ihn veranlaßt, den Officier tüchtig auszuschelten und dieser habe wahrscheinlich seinen Fehler gut machen wollen und seinen Namen mißbraucht, was er höchst mißbillige.

Er wünsche nicht, daß man von ihm glaube, er habe sich einen solchen Eingriff erlaubt, allein er glaube auch, daß es billig sey der englischen Armee das Ihrige zu lassen und daß der preußische Officier zu weit gegangen sei alle von den Engländern genommenen Kanonen mit Wachen zu besetzen und sich zuzueignen, da er bei mehreren Attacken selbst zugegen gewesen sey, welche ihm vieles Geschütz verschafft hätten. Ich zeigte dem Herzog die von uns angefertigte Liste des Geschützes, welches der englische Officier abgeholt hätte und der Herzog weiß nicht anders, als daß es alles Geschütz ist, was auf englische Rechnung nach Brüssel eingebracht ist.

Nach dieser Auseinandersetzung ist es freilich wahrscheinlich, daß man von preußischer Seite alles Geschütz zusammengefahren hatte, was man auf dem Schlachtfeld fand und es ist nicht zu läugnen, daß bey den englischen Cavallerie-Chargen zwischen belle Alliance und dem Hof, in welchem Bonaparte die Nacht zugebracht hatte viel Geschütz erobert worden ist.

Ich sagte dem Herzog, der Fürst wäre weit entfernt ihm das Seinige zu nehmen, allein er könne sich aus dem Grunde auch nichts vergeben, weil seine Leute die Canonen bezahlt erhielten. Daß unter uns ein Streit über die Kanonen entstände, wäre in keinem Fall der Sache angemessen und bei der Ungewißheit, wer sie genommen hätte, schien es mir besser zu theilen.

Der Herzog erwiederte, er wäre alles zufrieden und wünschte nur, daß ihm der Fürst seine Gedanken eröffnete.

Es scheint jetzt daß diese 122 Canonen vorzüglich die Trophäen des Tages sind, denn bei Gosselies und Charleroi sollen nur noch einzelne stehen. Ist dieß, so scheint es mir dem Anstand am angemessensten zu theilen und ich glaube nicht, daß wir dabei zu kurz kommen, da ich so weit die Engländer auf der Chaussee gingen, ohne daß ein Preuße dabei war selbst 47 Stück gezählt habe außer 11 Stück zur Linken bei einer Cavallerie-Attacke und einige zur Rechten der Chaussee genommene. — — [Folgen noch einige militärische Mittheilungen und die Nachricht, daß Napoleon zu Gunsten seines Sohnes abdicirt habe].

Müffling an Gneisenau.

Versmond, den 27. Juni 1815.

Da ich noch nicht wegen der Geschütze mit dem Herzog Wellington sprechen konnte, so halte ich für Pflicht Euer Excellenz von allen seinen Ansichten au fait zu setzen.

Daß er im höchsten Grade den unanständigen Schritt des englischen Officiers mißbilliget, der mit Gewalt oder List sich in den Besitz der Geschütze gesetzt hat, habe ich bereits in meinem früheren Schreiben Euer Excellenz gesagt. Indeß hält der Herzog für Unrecht, daß der preußische Officier alles dergestalt in Beschlag genommen hatte, daß für die englische Armee auch nicht eine Kanone blieb. Ferner glaubt der Herzog, daß wenn kein besonderes Arrangement stattfindet, sondern jede Armee behalten soll, was sie erobert hat,

1) Alles Geschütz der englischen Armee gehören müsse was nördlich einer Linie von Planchenoit nach dem zu diesem Dorf gehörigen Hof auf der Chaussee genommen ist.

NB. Diese Linie ist nicht von dem Herzog so angegeben, sondern von mir nach dem Grundsatz des Herzogs und da ich die englische Cavallerie-Charge, sowohl als den Punkt gesehen habe, wo die preußische Infanterie auf die Chaussee trat. Der Major Graf Gröben, der damals mit mir ritt, wird dies Euer Excellenz noch genauer angeben können.

2) Daß die englische Armee gegründeten Anspruch auf einen Theil des in Genappe genommenen Geschützes hat. Der Grund davon ist der, daß englische Truppen bei der Wegnahme von Genappe gewesen sein müssen, welches dadurch erwiesen werden kann, daß eine Anzahl Gefangener in Genappe (oder gar auf der anderen Seite) durch Engländer befreit worden ist. Ferner hat englische Cavallerie, welche die Gegend von Genappe gut kennt, die Stadt (sie links lassend) umgangen.

Dies alles ist dem Herzog bekannt, und wenn sich also auch erweisen ließe, daß die Engländer zur Wegnahme der Artillerie nichts beigetragen hätten, so würde doch nicht geleugnet werden können, daß bei der Wegnahme von Genappe Engländer gewesen sein müssen.

Dem Herzog wurde am Abend der Schlacht in meiner Gegenwart gemeldet, daß auf dem englischen Schlachtfelde ohngefähr 60 Kanonen sich befänden.

Hiernach würden die englischen Ansprüche sein:

60 Kanonen auf dem englischen Schlachtfelde, welche von den 122 Stück, welche nach Brüssel abgefahren sind, abgehen müßten.

31 Kanonen als Theilung der übrigen 62 Stück, 91 Stück.

Wenn aber Euer Excellenz das Geschütz auf dem Schlachtfelde getheilt wissen wollen und das übrige als Resultat der Verfolgung erklären, so würde der englische Antheil an den in der Schlacht eroberten Kanonen 30 Stück sein.

So viel ich die Sache übersehen kann, würde eine solche Berechnung und Erklärung von dem Herzog Wellington nicht angenommen werden. Wenn ich übrigens versichern kann, daß ich noch keinen Engländer habe nach der Zahl der eroberten Kanonen fragen hören, daß es keinem einfällt, uns Trophäen streitig zu machen, und der Gedanke, uns etwas zu entziehen, ihnen fremd ist, so kann ich den Wunsch nicht bergen, daß alle Discussionen über diesen Gegenstand vermieden werden möchten, da sie

doch durchaus keinen Bezug auf den Feind haben, sondern nur innere Verhältnisse der Armee betreffen, welche an diesem Tage nicht anders als Eine Armee angesehen werden kann. Genau auszumitteln, was ein jeder genommen, ist ganz unmöglich, und sollten pro rata der Fechtenden getheilt werden, so würde unser Theil sehr gering ausfallen, da die Engländer viel mehr im Gefecht hatten als wir. Wenn der Fürst an den Herzog schriebe, daß, da alle Trophäen, welche bei der Verfolgung des Feindes von seiner Armee genommen wären, als eine Folge der Tapferkeit der brittischen Armee anzusehen wären, und er deshalb den Herzog bäte, eine Theilung der Trophäen anzunehmen, — so würde die Sache vor den Augen von ganz Europa auf eine große Art abgethan, anstatt daß ein Streit über diesen Gegenstand, nach meiner Ansicht das unangenehmste ist, was uns begegen kann.

Noch weiß kein Mensch hier im Hauptquartier, daß eine solche Differenz stattfindet. Wenn Euer Excellenz erwägen, daß nicht die geringste Absicht noch Neid diese Sache herbei geführt hat, so glaube ich, daß das Object nicht wichtig genug ist, um einen unausbleiblichen Streit, der kein vollkommenes Resultat für uns herbeiführen dürfte, aber eine Bitterkeit zwischen beide Armeen bringen kann, anzufangen. Aber der Officier von uns, der die Kanonen hergegeben hat, verdient auf die Festung zu kommen.

Ohne Zweifel hat man sich nach diesen Vorgängen geeinigt, die Geschütze vorläufig unter eine gemeinschaftliche Wache zu stellen. Am 26. Juli aber meldet Prinz August von Neuem, unter Bezugnahme auf eine Meldung vom 23ten, daß die Engländer begonnen hätten, die bei Mont St. Jean befindlichen 133 Geschütze nach Brüssel abzuführen. Die preußische Wache habe es nicht verhindern können.

Darauf schreibt Gneisenau an Wellington ein Billet, worin er ihm von dieser Meldung Mittheilung macht*) und im Auftrage Blücher's um Theilung bittet**).

Ende August traten als Commissare der beiden Armeen der Oberst Pfuel und der Oberst Torrens zusammen und legten beiderseits ihren Standpunkt schriftlich dar.

---

*) Le rapport, que les 133 pièces de canon, prises à la bataille de la belle Alliance, ramassées par un officier d'Artillerie Prussien et saisies après par un officier d'Artillerie Anglais, gardées depuis à St. Jean. — —

**) Qu'un juste partage soit fait de cette artillerie, prise sur l'ennemi entre les deux armées.

Der Inhalt ist in der Kürze folgender.

Pfuel (27. August) will unterscheiden zwischen der Schlacht selbst und der Verfolgung. Die Schlacht sei gemeinschaftlich geliefert worden; die Verfolgung hätten die Preußen allein ausgeführt. Ein englisches Cavallerie-Detachement habe allerdings daran Theil genommen, sei aber nur bis an die Thore von Genappe gekommen und habe auch hier keine Wirksamkeit gehabt, da Genappe verbarrikadirt gewesen und durch die preußische Artillerie und Infanterie nach einem Gefecht genommen worden sei. Pfuel will daher, daß die bis zu den Thoren von Genappe genommenen Geschütze getheilt werden, die in Genappe und jenseits genommenen den Preußen allein gehören.

Torrens (30. August) acceptirt zunächst die vorgeschlagene Unterscheidung zwischen der Schlacht und der Verfolgung, stellt aber betreffs des Thatbestandes die Behauptung auf, daß die englische Armee die Schlacht allein geschlagen und gewonnen habe, daß die preußische Armee überhaupt nur für kurze Zeit und schwach engagirt gewesen sei und die Besitzergreifung der Geschütze durch sie auf der Verfolgung nur in einem Auffammeln der Früchte des von den Engländern erfochtenen Sieges bestanden habe. Die Aeußerung Pfuel's, der Herzog von Wellington habe gesagt, daß er den Feind während der Nacht nicht verfolgen werde, da er vor Allem seine Truppen sammeln und ruhen lassen wolle, bezweifelt Torrens (Gneisenau hat an dieser Stelle mit Bleistift an den Rand geschrieben: „So hat der Herzog gesagt"); er sieht als Grund des Haltens der englischen Armee die Besorgniß vor der Verwirrung an, die hätte entstehen können, wenn beide Armeen sich auf derselben Straße fortbewegten und spricht die Ansicht aus, daß die Preußen sich links neben die englische Armee hätten setzen müssen, daß sie aber, um an der Ehre des Sieges Theil zu nehmen, den die Engländer erfochten, sich beeilt hätten, mit diesen auf dieselbe Straße zu kommen. Zum Schluß will Torrens jedoch die gesammte Schlacht mit der Verfolgung als eine einzige fort-

laufende Action angesehen wissen und proponirt deshalb eine Theilung alles nördlich der Sambre eroberten Materials.*)

Nachdem Pfuel hierauf in einer Erwiederung (2. Sept.) seinen Standpunkt festgehalten und die Behauptungen des Obersten Torrens zurückgewiesen, erhielt er von diesem ein Schreiben (5. Sept.), welches ihn ersuchte „in Folge von Instruction des Herzogs von Wellington", die stattgehabte Discussion als „nicht geschehen" zu betrachten. Nicht klar in der ganzen Angelegenheit ist hauptsächlich die Zahl der streitigen Geschütze. Alle Quellen, auch die Franzosen, sind darüber einig, daß die Letzteren etwa 200 Geschütze verloren haben; die in den Actenstücken vorkommende Zahl schwankt zwischen 122 und 133. Man könnte vermuthen, daß die von den Preußen in und bei Plancenoit eroberten Geschütze nicht eingerechnet sind; aber es ist doch merkwürdig, daß nie die geringste Erwähnung derselben geschieht und Müffling geht in seinem Briefe von der Ansicht aus, daß die 122 Geschütze,

---

*) Die Hauptstellen des Torrensschen Memoirs in seinem eigenthümlichen Französisch lauten: „Que le 18. tout le matériel en question, aidé par toute l'exertion personnelle de l'armée française, fut dirigé contre les Anglais, lequels par sa fermeté et persévérance non seulement resista mais culbuta tous les attaques dirigés contre elle seule pendant huit ou neuf heures, sans aucun rapport de l'armée Prussienne et qu'en conséquence de cette conduite, cette dernière était rendu capable de recouvrir ses forces et qu'en contraire, si nous nous étions reculés, l'armée Prussienne aurait été dans le danger le plus éminent d'être mise en deroute. Quand elle arriva sur le champ de bataille même, elle n'était que très-peu engagée, et pour peu de temps.

Le soussigné est par conséquent d'opinion que tout le matériel en question étant opposé à l'armée anglaise seule, il était battu par cette armée et que le pur acte de prendre possession des canons etc. etc. etc. à quoi on fait allusion, n'était plus que recueillir les fruits de cette victoire" — — —

„Quand le Corps Prussien s'avança obliquement sur sa droite (der Französischen Armee) et en cause de sa précipitation pour participer aux honneurs qui venaient d'être gagné par les Anglais se hata de prendre la même route et en conséquence se mêla avec nos colonnes au lieu de s'avancer sur leur gauche". — —

von denen er spricht, Alles überhaupt Eroberte in sich begreifen; demnach hätten die Preußen bei Plancenoit überhaupt keine größere Zahl von Geschützen erobert *).

Blücher an Gneisenau.

(Officiell.)

Hauptquartier Caen, den 10. September 1815.

Der General von Müffling zeigt mir an, daß der Herzog von Wellington ihm eröffnet habe, daß die Angelegenheit wegen Theilung der Kanonen von der Schlacht bei belle Alliance noch immer nicht abgethan und einen ihm unangenehmen Charakter angenommen habe, und daß in den weitläufigen schriftlichen Verhandlungen sich Forderungen eingeschlichen hätten, wozu er seinen Obersten, der mit dem Obersten von Pfuhl hierüber zu unterhandeln beauftragt sei, nicht instruirt habe. Der Herzog hat gesagt, daß er die von dem Englischen Obersten bei dieser Unterhandlung aufgestellten Grundsätze nicht billige und daß er bis hierher gar keine Ansprüche an die in Maubeuge, Landrecy und übrigen Festungen, bei deren Belagerung Englische Batterien gewesen, gefundenen Kanonen mache, sondern nur die Theilung des während der Schlacht und durch die Verfolgung genommenen Geschützes verlange. Es ist meine Absicht in diese Ansicht des Herzogs einzugehen. Ich habe mich entschlossen dieses zu thun, weil es nicht angenehm ist, Differenzen über die Verhältnisse zu haben, welche sich auf die Schlacht vom 18. Juni beziehen und weil es mir überhaupt passender scheint, unter den jetzigen Umständen die Sache im Großen zu nehmen. Ich werde dem Herzog persönlich schreiben und ihm sagen, daß ich geneigt bin in seine Ansicht einzustimmen und theile Euer Excellenz diesen meinen gefaßten Entschluß mit.

(gez.) Blücher.

An Blücher.

Paris, den 14. September 1815.

Wenn die Angelegenheit der Theilung der am 18. Juni eroberten Geschütze in die Länge sich gezogen hat, so ist dies ledig-

*) In den Actenstücken selbst wird die Zahl der streitigen Geschütze nur seitens Pfuels folgendermaßen erwähnt: „— que les pièces d'artillerie ennemie prises à Genappes et devant Genappes en nombre de 126 avaient été réunies en un parc près de Genappes, par un officier prussien; le lieutenant colonel anglais Monsieur Fraser, malgré les réclamations de l'officier prussien a fait enlever le 25 Juin 122 de ces pièces pour les faire conduire à Bruxelles, où elles sont parqueés dans le moment".

Bei Plotho p. 69 ist angegeben, die Preußen hätten bei Plancenois 60 Geschütze erobert. Da dieser Schriftsteller die Gesammtzahl der eroberten Geschütze auf 350 angiebt (während die Franzosen überhaupt nur 250 hatten), so ist auch auf jene Zahl kein Werth zu legen.

lich Schuld des Herzogs von Wellington, der so spät erst seinen Commissarius für dieses Geschäft ernannt hat, während der Oberst von Pfuel seit langem hierfür instruirt war.

Seit Ew. Durchlaucht desfallsigem Schreiben, unter dem 10. September an mich gerichtet, ist der Briefwechsel der beiden Commissarien in dieser Angelegenheit in Ew. Durchlaucht Hände gelangt. Die Erklärung des brittischen Commissarius läßt einen Zweifel über die Gesinnungen des Herzogs von Wellington nicht übrig, denn man kann nicht annehmen, daß der Oberst Torrens ohne von seinem General hierzu instruirt worden zu sein, auf eigene Verantwortlichkeit solche Grundsätze und solche Meinungen ausgesprochen haben könne, die so offenbar das Gepräge absichtlicher Beleidigung an sich tragen. Die treffende Zurechtweisung des Obersten Pfuel allein hat den Herzog bewogen, das Geschäft in einen andern Gang zu leiten, da derjenige, den es nach dem verunglückten Versuch uns zu imponiren genommen hatte, ihm unangenehm zu werden drohte.

Der Herzog sagt, daß er keine Ansprüche an die in Maubeuge, Landrecies ꝛc. eroberten Geschütze gemacht und mißbillige den Oberst Torrens darüber, daß er solche gefordert. Das beiliegende Schreiben des Obersten Pfuel aber wird Ew. Durchlaucht sagen, daß der Oberst Torrens diese Forderung garnicht gemacht habe *). Diese Angabe ist demnach ein sophistischer Kunstgriff des Herzogs.

Auch ich habe geglaubt, diese Angelegenheit im Großen nehmen zu müssen, indem ich den Grundsatz aufstellte, die Armee solle lieber einigen Geschützen, die sie durch einen Vergleich mehr erhalten würde, als ihren gerechten Ansprüchen an den eroberten Trophäen entsagen. Ich kann mich hierin irren, aber dies ist das Loos der Menschheit.

Gneisenau.

*) In der That kommt davon in den erhaltenen Memoirs nicht das Geringste vor.

Clauſewitz an Gneiſenau.

Le Mans den 11. September 1815.

Wir ſind ſehr beſorgt um Eure Excellenz, da die Zeitungen ſagen, daß Sie krank wären und wir uns erinnern, daß Sie ſchon in den letzten Tagen unſerer Anweſenheit klagten. Es iſt daher wohl erlaubt, daß wir um ein Paar Zeilen bitten, die uns beruhigen, wenn, was wir hoffen, die Krankheit nicht ſehr ernſt iſt.

Wir ſind glücklich hier eingetroffen und leben hier, theils einſam, zuweilen aber auch in nicht ſehr unterhaltenden Umgebungen, im Ganzen aber ruhig und für den Augenblick zufrieden.

Seit die Adminiſtrationsgeſchichten von unſeren Schultern genommen ſind, fühlen wir uns ſehr erleichtert. Dabei hat das Corps das Glück gehabt, das Nothwendigſte zu ſeinem Kleiderbedarf eingezogen zu haben, ehe die Inhibirung der Requiſitionen eintrat. Unſere ganze Landwehr und das 27te Infanterie-Regiment werden neu gekleidet, das ganze Corps bekommt neue Czakos und neue tuchene Beinkleider, wir werden alſo in 4 Wochen in einem Zuſtand ſein wie wenige preußiſche Corps je geweſen ſind.

Ich beehre mich Euer Excellenz einliegend die Relation des Marſchall Grouchy zu ſenden, im Fall ſie Ihnen nicht zu Geſicht gekommen wäre. Sie iſt ganz wahr, bis auf die genommene Haubitze, die nicht verloren gegangen iſt, und 5 Kanonen, die von uns wirklich genommen und davon 3 auch weggebracht worden ſind. Euer Excellenz werden aus der Anzahl bleſſirter Generale bemerken, daß das Gefecht ſehr ernſthaft geweſen iſt und aus dem Ganzen, daß wir wirklich 2 Corps und einen Theil der Kavallerie-Reſerve ununterbrochen gegen uns gehabt haben, welches Euer Excellenz indeſſen früher gewußt haben als wir. Daß die Franzoſen am 18ten Abends bei Limal die Dyle ohne Schuß paſſiren konnten, iſt Schuld des Oberſtlieutenant Stengel vom 1ten Corps, der mit 3 Bataillonen und 2 Schwadronen dahinter ſtand, aber zu weit zurück und das Dorf ſelbſt nicht beſetzt hatte.

Ein Gegenſtand eines wahren Kummers für mich iſt der kleinliche Exercier Geiſt, der jetzt über uns herflutet. Wenn man von den bei den Truppen angeſtellten Chefs, welche dieſer [— unleſerlich] genau folgen, ein Bild davon bekommt, ſo möchte man unwillig werden. Daß die Armee damit zerarbeitet wird, möchte ſein, wiewohl das Nützliche nothwendig dabei verſäumt wird, aber daß die Landwehren mit dieſer Quälerei, die viel perſönliche Unannehmlichkeiten mit ſich führt, für ihren guten Willen belohnt, und der Geiſt in ihr verdorben wird, iſt ein wahres Unglück. Ein achtbarer Gutsbeſitzer, der Haus und Hof verläßt, um ſich und die Seinigen der Gefahr entgegen zu werfen, die den Staat bedroht, wird hier wie ein Cadett getrillt, muß den Gänſemarſch vorbeimarſchieren, blind durchſalutiren, die Wirbel und Grüße der Tambours ſtudiren u. ſ. w.

Blücher an Gneiſenau.

Caen, den 12. September 1815.

Ja wohl hätte der Frieden beßer vor uns und gantz Deutſchland auß fallen ſollen, doch aber iſt er noch nicht ſo ſchlimm wen ales Feſt

gestellte zur er füllung geht, aber 7 Jahre daß ist Schwehr zu glauben daß währe wunder über wunder, wen alle Regenten und Cabinette ihre Sisteme so unverendert erhallten sollten, ich wünsche mir sehnligst daß hir alles zu ende geht und wihr noch bey gutem wetter und wege unsere Rückreise antreten, was hier bleiben muß von uns das trifft kein glückliges Loß noch da zu wenn ein Fremder Generale Comandiren soll, wieder daß letzste würde ich denn doch einwenden und vorstellen die erfahrung lehrt es uns wie die Stoltzen Insulaner mit die Fremden umgehn.

Dieser ohrt wo ich nun stehe ist Schön und die Menschen sind guht und Freündlich gegen uns, ich glaube auch daß sie mit uns zu Frieden sind, aber im allgemeinen ist daß nicht der Fall mit Ihrer eignen Regirung, es giebt hier von alle Sorten Militair die menge. Der hir Comandirende Generall ist der Duc aumon, dieser geht gewiß mit uns wen wihr hir abreißen und ich würde es ihm auch rathen, vertrauen haben die Menschen zu ihrer Regierung hier gahr nicht.

Der Duc aumon zeigt mich gestern an daß Grouchie sich hier um hehr treibe, aber niemahl 24 stunden auf ein Fleck blibe, er traue ihm nichts guhts zu und wünschte daß ich ihn mögte aretiren laßen, ich er widerte, daß ich solches von ihm und den Prefecten erwahrtete, wen aber Grouchie sich da mit abgebe unruhe zu stiften so würde ich ihn schon unschädlich machen, ich mercke wohl daß so wenig der Duc als der Prefect Grouchie zu aretiren das HErtz haben. Ich bin nun mit allem ernst darauf bedacht, daß unsere Leutte erst hosen und mäntel krigen, daß übrige können wihr in unserem Lande anschaffen, so haben unsere Fabriquen absatz und daß Geld bleibt bei uns, auch ist meine meinung nuhr die nohtigen Perde hier zu kaufen, unsere anspanung ist so beschaffen daß sie uns nach hauße bringt, dann geben wihr die Schlechten Perde an unsere bauern und kaufen uns vor das mit bringende Gelld Perde, ist uns der Fride sicher so braucht nicht alles gleich beritten und bespannt zu sein, wihr müssen menagiren. Fridrich der 2te magte es nach den 7jährigen Krieg auch so, die Perde so wihr gebraucht haben sind sehr guht, noch gestern haben die beiden Regimenter Husaren, daß Brandenburgische und Pomersche 400 stük erhalten, es freüt mich daß ich diese beiden braven Regimenter wider in guhten stande habe. mögte der guhte Sohr nun auch beßer sein, er wird sih Freun daß Regiment neü mondirt und beritten zu sehn.

Die HErn Oestreicher haben also im Südlichen Frankreich und durch die Montegriner einige beschäftigung, die Russische Revuh ist den Franzosen ein bisgen kostbahr die Franzosen sind an der Loire noch immer zu samen, und in Cherburg stehn auch noch linien Truppen, ich habe Cherburg durch Generall Katsler ein Schließen laßen, leben sie wohl und wan sie mit zu der Revuh gewesen sind, so laßen sie mich was davon wißen.

Blücher.

An Steinmetz.

Paris, den 15. September 1815.

— — Nein! Nein! ich bin nicht Minister und mag es auch nicht werden. Für diesen Posten bin ich nicht ausgerüstet, und

auf meine alten Tage mag ich mich nicht in eine Laufbahn werfen, die mir fremd ist und worin ich meinen Subalternen Blößen offenbaren müßte. Auch bin ich desfalls in Versuchung ganz und gar nicht gesetzt worden. Ein Anders ist, meine militairische Meinung über einen politischen Gegenstand abzugeben und hiefür nur allein bin ich hier in Paris.

Ich umarme Sie als

Ihr treuergebener Freund
Gneisenau.

An Boyen.

Paris, den 16ten September 1815.

Gestern habe ich erfahren, daß der Kaiser A[lexander] an mehrere seiner Generale gesagt hat: Meine Herren! Es ist sehr möglich, daß wir dereinst dem König von Preußen gegen seine Armee zu Hülfe kommen müssen.

Welche schändliche Verläumdung! Eine Armee und eine Nation, bei welchen nie etwas dergleichen Statt gefunden hat, von denen die Geschichte sagen muß, daß sie nie von den Grundsätzen der strengsten Loyalität abgewichen sind, und die in den neuesten Zeiten die rührendsten Beweise von Anhänglichkeit an ihren König gegeben haben, wo keine solche Thronrevolutionen wie in Rußland Statt gefunden haben, wo nie eine Armee so an ihren Feldherrn gekettet war, wie die von Wallenstein; wo nie die Soldatesque zur Unterdrückung des Landes diente, wie unter Cromwell. Der Kaiser mag dies, was er sagte, nun glauben oder es zu glauben scheinen wollen, es ist gleich empörend. Die Folgerungen hieraus zu ziehen, überlasse ich Ihnen mein theurer Freund.

Gneisenau.

General von Steinmetz an Gneisenau.

St. Gobain, den 15. September 1815.

Es ist mir in diesem Sturm der Zeiten, als müßte auch ich mein Wörtchen hinzuthun, damit das Bessere gedeihe und eine Ordnung der

Dinge eintrete, die uns Friede und Freude giebt und die nicht zu erwarten ist, wenn solche unnatürliche Friedens-Schlüsse, wie jetzt es verlauten will, wirklich in Ausführung kommen. — Daß Preußen nicht mit ganz Europa Krieg führen kann, wenn selbiges kurzsichtig genug aber in Uebereinstimmung, den Franzosen ihren Länder-Raub lassen will, ist mir einleuchtend, aber eben so scheint es mir auch, daß Europa keinen Krieg gegen Preußen führen wird, wenn dieses sich selbst zum Herren von den Barriere-Plätzen gegen Deutschland erklärt, selbige besitzend nicht wieder zurückgiebt, und es darauf ankommen läßt, wer die Hand gegen ihn aufheben will. Ganz Deutschland, Hannover und Baiern etwa abgerechnet, ist mit uns, wenn wir erklären, daß nicht umsonst solle geflossen sein das Blut so vieler braven Deutschen und daß darum Preußen zur Sicherheit aller Deutschen die Herausgabe der Festungen weigere. Auch ist keine Rettung für Deutschland und für Preußen selbst, als dadurch, daß diesem Hause die Oberherrschaft übertragen wird und dazu sollte ich doch meinen, daß alle oder doch die Mehrheit der deutschen Stimmen zu gewinnen sein mögen. Wirklich ist es jetzt Pflicht, daß Preußen sich darum bemühe, obwohl die alte Meinung seiner Herschsucht dadurch auf's neue geweckt wird. Oesterreich ist kein deutsches Haus mehr, Italiener, Ungarn, Polen, Böhmen und die Slavonier sind $^{3}/_{4}$ gegen die Deutschen dieses Staats; wie wollen ihre Fürsten und Herrn gleiche Meinung, gleiches Interesses mit uns sein und haben können? Es kann für sich allein in dem europäischen Bunde stehen, nicht so Preußen, wir müssen also nach Mehr streben! Und verarbeitet ist das deutsche Publikum wirklich schon ziemlich durch Arndt und Andere; in der That zweifle ich nicht, daß dieser Plan gelingt, wenn wir ernstlich wollen. Euer Excellenz stehen auf einem Standpunkt, aus welchem Sie die Möglichkeit näher übersehen können. Ernstlich möchte ich jetzt einen Bund entstehen sehen, der der preußisch-deutsche hieße, denn ohne dem war alles Streben und Treiben nicht des Mühens werth, wie sollen wir zur Ruhe kommen und Freiheit behalten zu denken und zu thun, wenn in Deutschland nicht Einheit und eine kräftige Einheit durch Preußen ist. — Lasse man einem Jeden das Seine, aber für Mit- und Nachwelt stehe dieses Seine unter Preußens Schutz. Gott gebe Ihnen Heil und Segen und unserem Staats-Kanzler Kraft, ein Werk zu vollenden, welches den Begebenheiten der Zeit und ihren Erwartungen entspricht.

Mit den Empfindungen der reinsten Hochachtung

Ew. Excellenz

wahrhaft treuer

v. Steinmetz.

Der Sohn des Schreibers dieses Briefes ist der Feldmarschall von Steinmetz, welcher im Jahre 1866 commandirender General des fünften Armeecorps war.

An Reimer.

Paris, den 18. September 1815.

Entschuldigung, mein lieber Reimer, für meine so lange Zögerung mit einer Antwort auf Ihr wohlwollendes Schreiben.

Der diplomatische Feldzug, den wir hier haben eröffnen müssen war viel schwieriger, als der von 19 Tagen, in dem uns nur ein einziger Tag ungünstig war, während uns hier alle sammt und sonders ungünstig waren. Der Staatskanzler hat hier fest und tüchtig gestritten, diese Gerechtigkeit muß ich ihm wiederfahren lassen. Aergerlich ist das Geschrei der Unwissenheit das sich gegen ihn erhebt. In der Diplomatie überhaupt kommt man mit Vernunftgründen nicht fort. Jeder handelt da nach seinen selbstsüchtigen Ansichten oder genau abgegränzten Instruktionen, und daran ist alle Logistik verloren; die klarsten Wahrheiten werden da bestritten und Sophismen werden an deren Stelle gesetzt; dies wird die Welt dereinst aus den gewechselten Schriften mit Unwillen ersehen.

Deutschland soll also der Gefahr steter Invasionen ausgesetzt seyn; Frankreich soll stets mächtig und geharnischt dastehen. Es soll zwischen seinen Festungen heraus Ausfälle machen können, die wenn sie glücklich sind, ihm Provinzen und Schätze einbringen, wenn sie aber mißlingen, ihm Schaden nicht bringen dürfen. So will es die Politik. Vergeblich hat die Vernunft dagegen gestritten, und Preußen allein, ganz allein.

Empfehlen Sie mich Niebuhr, Schleiermacher und sagen Sie ihnen, daß ich von Herzen dieses diplomatischen Treibens überdrüßig bin, und mich nach Ruhe und Einsamkeit sehne. Vielleicht daß ich eine Reise nach Pisa, um Italiens willen, mache, um mich für meine alten Tage mit der Erinnerung des italischen Himmels zu bereichern, und für neue Kämpfe mich zu stärken.

Was Frankreich wird abgenommen und wozu es wird verpflichtet werden, ist mehr als genug, um es zu erbittern und zu reizen, aber Nichts wird geschehen, um uns andere zu schützen.

Hierin der Keim zu neuen Kriegen, was England und Rußland wollen, und das furchtsame Oesterreich mit seinem doppelsinnigen Metternich gestattet.

Mit der Mittheilung meines Briefes seien Sie ja vorsichtig. Ich bemerke, daß man mit böslicher Absicht meine Ausdrücke verdreht umher trägt.

Gott erhalte Sie

Gneisenau.

An Gröben.

Paris, den 19. September 1815.

Ich bin nicht krank, wie die Zeitungen sagen, mein lieber Gröben, sondern befinde mich, die Gebrechen des herannahenden Alters abgerechnet, worunter meine still anwandelnde Gicht und meine schlechten Eingeweide gehören, leidlich wohl. Die Letzteren haben sich in meiner zeitherigen diplomatischen Laufbahn, öfter umgedreht, daher mag wohl ihr verschlechterter Zustand rühren.

Ja wohl könnte man seelenkrank werden, wenn man einen solchen Kampf mit Sophistereien lang treiben sollte. Das empört ein Soldatengemüth zu sehr.

Es war eine angenehme Erheiterung für mich, das Clausewitz'sche Ehepaar hier zu sehen; ich hätte sehr gewünscht, daß Sie uns hätten Gesellschaft leisten können.

Die Plätze für den Friedensfuß sind vergeben; für mich bliebe nur der übrig, die 30,000 hier in Frankreich bleibenden Preußen zu befehligen und dies wäre mir unter manchen Verhältnissen sehr unangenehm, deswegen werde ich es, wenn es mir angetragen wird, ablehnen, und unter den unangestellten Generalen verbleiben, die Muße aber benutzen, um für den folgenden Winter nach dem Süden zu gehen und mir eine schöne Erinnerung aus dem italischen Himmel für den Abend meines Lebens zu sammeln.

So eben vernehme ich, daß die ganze Armee näher an Paris

heran rückt. Ich kenne noch nicht die Bewegungsgründe dazu, denn hier ist Alles vor der Hand noch ruhig. — Ich freue mich, Sie wieder zu sehen. Ihrem General wollen Sie mich empfehlen. Leben Sie wohl.

Gneisenau.

Niebuhr an Gneisenau.

Berlin, den 11. September 1815.

Die Scheu Ew. Excellenz freundliches Wohlwollen auf Kosten der sparsamen Augenblicke Ihrer Muße zu mißbrauchen hat mich wieder lange zurückgehalten Ihren Brief zu beantworten womit Sie mich erfreut haben. Diese Ihre Briefe werde ich als Reliquien einer großen Zeit aufbewahren, deren zahllose Riesengeburten die Verruchtheit und Dummheit der für ihr Dasein zitternden Zwerge zwar wohl hat größtentheils ersticken können: doch einige werden ihnen unfehlbar entrissen, und die sind hinreichend in späterer Zeit herangewachsen, Rache zu nehmen, und ihre Bestimmung zu erfüllen.

Ein schlechter Ausgang der Berathungen, wo Anmaßung und Nichtswürdigkeiten die Mehrheit bestimmten, ließ sich voraussehen, nachdem der Wiener Congreß das Beispiel gegeben hatte. Was auf diesem versäumt und gesündigt worden, dafür haften die Schuldigen auch in Hinsicht auf die Pariser Verhandlungen: die Declarationen nach Bonapartes Landung haben ein positives Recht geschaffen, welches wir zerschmettern aber nicht läugnen können. Die dies duldeten waren gelähmt, wie die Arglistigen unverwundbar gemacht. Ew. Excellenz zu den Verhandlungen zu ziehen war ein Versuch das verscherzte wieder zu gewinnen: sein Sie aber überzeugt daß das unbedingteste Vertrauen auf Ihre Einsicht und Ihre Kraft die Verständigen nicht mit der Hoffnung täuschte daß Sie unter solchen Umständen jedes Hinderniß würden überwinden können. Wüßte und erwöge der Staatskanzler nur wie viel er dadurch gewonnen daß er Sie sich bei diesen Verhandlungen zugesellt, so dürften wir hoffen daß die Verwaltung von nun an in bessere Hände kommen würde: denn wäre es nicht geschehen so würde ihn die Nation für den schlechten Erfolg verantwortlich machen. Jetzt beruhigt sich Jeder „es ist nicht möglich gewesen, denn was möglich war hat General Gneisenau gewiß nicht aufgegeben". Dieses Vertrauen der Nation muß Sie auch beruhigen.

Es ist sehr gütig daß Sie glauben meine Anwesenheit hätte von einigem Nutzen sein können. Sobald ein Loch in das Netz der Bosheit und Beschränktheit gerißen wäre, so will ich es mir selbst einbilden daß ich in einer Sphäre, die Sie mir hätten bestimmen mögen, dem Vaterlande dienen gekonnt. Aber dieses Netz zerhauen, konnten höchstens Sie: und so ist gar nichts daran verloren daß ich nicht kam. Ohne ausdrücklichen Befehl des Staatskanzlers dorthin zu gehen war auch an sich unmöglich: nicht zu gedenken daß ich die Kosten nicht hätte bestreiten können. Die Hoffnung aber daß unser theures Preußen auf dem Wege zu seiner Bestimmung, aus diesem einzelnen Staat Norddeutschland zu werden, wohl kann aufgehalten werden, aber nicht von ihr

abgetrieben, wollen wir zuversichtlich festhalten, so wie das Vertrauen auf Gott der so weit geholfen hat. Vielleicht kann es sogar heilsam sein, wie wenig es auch dem Gefühl so erscheint, daß wir uns gehemmt finden, dem Ziele schneller entgegen zu gehen. Freilich nur in dem einzigen Fall wenn die Kraft und der Geist die sich in der Nation offenbart haben, sich, ohne unsere Wehrhaftigkeit gegen die äußern Feinde zu versäumen, auf die Herstellung und Schöpfung eines an sich schönen innern Lebens wendet. Diese Aufgabe, durch deren Lösung wir weit und breit die Nation in den andern deutschen Staaten erobern können, und müßen, wenn wir nicht einer Verschwörung erliegen sollen, ist freilich sehr schwer: aber laßt uns stolz sein daß sie uns gegeben und möglich ist. Es hat mich sehr gefreut daß gerade Sie einen Zeitraum der Erholung wünschen. Aber Waffenruhe mit einem innern Zustande wie der seit dem Pariser Frieden, oder einem solchen wie alle Symptome ihn andeuten wenn es fortgeht wie bisher, gewährt keine Erholung. Ein edles Leben gewährt sie: und dies schaffen zu helfen wäre mir mehr werth als der Gewinn aller litterarischer Schätze die Italien verschlossen halten mag.

Nicht als ob unsere deutschen Mitstaaten oder auch nur die Majorität ihres Volks es um uns verdient, denn auch die ist noch meistentheils herzlich tückisch, — aber aus Klugheit, sollen die Schriftsteller welche unsere Sache reden die Schulden und Vergehungen der andern Deutschen nicht ewig zur Schau stellen. Wer sich verachtet fühlt, haßt das bessere und verstockt sich. Sie begreifen welche Schriftsteller ich meine: sollte eine freundliche Warnung von Ew. Excellenz hier nicht hinreichen weiser zu machen? — So lange wir aber über die Weisheit unsrer Verwaltung schweigen müssen, und blos der Kraft der Nation uns rühmen können, ist eine beschämende Vergleichung die Neid und Mißgunst erregt, nicht zu vermeiden: die Andern müssen sie selbst anstellen. Werden wir aber das Vorbild eines schönen innern Zustandes so schlagen in kurzer Frist alle Herzen für uns.

Wenn es ausführbar sein sollte, ungeachtet der zärtlichen Beschirmung die dem Urquell der Civilisation angedeiht, Ersatz für das geraubte an unsern Kunstschätzen zu verlangen, so bietet allerdings was die Pariser Bibliothek an altdeutschen Sachen hat eine an sich und dem Gefühl der Zeit angemessene Entschädigung dar. Zumal da das meiste aus der Heidelberger Bibliothek genommen ist. Und in dieser Hinsicht könnte man geradehin alles fordern, (und nicht blos das Altdeutsche) was aus dieser Bibliothek zuerst durch Tilly nach Rom, und dann, 1796 nach Paris gekommen. Was darin möglich ist lege ich Ihnen sehr ans Herz.

Das Kreisen der neuen Zeit ist lange noch nicht seinem Ende nahe. Ich bin sehr zuversichtlich, wenn wir Zeit gewinnen, und Herzen, und unsre Kraft mit unserer Bevölkerung und unseren Wohlstand herstellen. Frankreich muß sich in sich verzehren: Gott gebe daß wir mit der Dislocation der Armeen vorsichtig sein, und uns jeder Theilnahme für die Bourbons enthalten mögen. Polen wird und muß sich losreißen, und Rußland von uns entfernen. England sinkt zusehends, und wird in weniger denn 10 Jahren als Seemacht bedroht sein. Mögen wir, wie die klugen Jungfrauen wachen und unsere Lampen angezündet halten wenn der Bräutigam kommt. Den richtigen Zeitpunkt erwarten können, unterscheidet den zerstörenden Schwärmer von dem durch und durch Kräftigen.

Sehnlichſt wünſche ich nicht genöthigt zu ſein eher von hier nach Rom abzureiſen als Ew. Excellenz hieher kommen. Laßen Sie mich Ihrem Wohlwollen und Ihrer Freundſchaft empfohlen ſein: ich bin Ihnen mit der tiefſten Verehrung ergeben

Niebuhr.

An die Prinzeſſin Louiſe, Fürſtin Radziwill.

Paris, den 21. September 1815.

Durchlauchtigſte Prinzeſſin,
Gnädigſte Fürſtin und Frau.

Ehrfurchtsvoll lege ich zu Ew. Königlichen Hoheit Füßen meinen unterthänigſten Dank für den mir gnädigſt überſendeten Siegelring. Ich fühle mich höchſt glücklich, wenn ich auch in dieſem letzten Feldzug das Wohlwollen von Ew. Königlichen Hoheit habe erwerben können, obgleich mein Antheil an dem glücklichen Ausgang deſſelben nicht von dem Belang iſt als Höchſtdero Huld mir es zuſchreiben möchte.

Um meine Dankbarkeit für dieſes Geſchenk nicht allein in Worten, ſondern auch durch Handlung auszudrücken, wage ich es, Ew. Königlichen Hoheit mitkommenden Ring zu verehren, der, ſo unſcheinbar er auch iſt, dennoch einen geſchichtlichen Werth hat, denn das, was Ew. Königliche Hoheit daran an der Stelle des Steins erblicken iſt ein Fragment des Schädels der ſchönen und unglücklichen Heloiſe. Dieſen Ring hat mir die Princeſſe de Rohan, Mutter der unglücklichen heimlich mit dem Duc d'Enghien vermählten Gemahlin des Letzteren geſchenkt. Ich muß aber dennoch rathen, ſolchen des Nachts nicht zu tragen, denn der Geiſt der Verſtorbenen könnte da leicht aus der Finſterniß hervortreten.

Wir arbeiten hier an dem Friedenswerk, ſetzen dabei den Krieg gegen die Feſtungen an der Grenze fort und verwirren ſelbſt hier die Dinge ſo ſehr, daß nächſtens ein neuer Krieg daraus ſich geſtalten wird. Dieſen bereitet die pedantiſche Weisheit der Engländer und ihre merkantile Eigenſucht, ſowie die Glattzüngeleien und die Hintergrundsgedanken eines Dritten .....

Der Haß, womit uns Preußen die Franzosen beehrten kehrt sich nun gegen die Engländer, da diese auf einmal mit gewaffneter Hand in das Museum der Gemälde gefallen sind und dort alle Gemälde der niederländischen Schule für den König der Niederlande wegnehmen lassen, da entstehen dann ungeheure Lücken, die sehr mißfallen.

Werden Ew. Königliche Hoheit es wohl glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich wegen des von Ihnen mir geschenkten goldnen Ringes mit der Inschrift: gloria, virtus, in Anspruch genommen worden bin? Man hat mir vorgeworfen, es sei dieser Ring das Zeichen des Tugendbundes; Herr von Stein trage ihn auch. — So sehr in Einfalt kann der Parteigeist ausarten! Nie bin ich Mitglied des Tugendbundes gewesen, aber wenn der Bund alles das gethan hat, was man ihm zuschreibt, so muß ich mir Vorwürfe darüber machen, daß ich die Mitgliedschaft nicht gesucht habe.

Ew. Königliche Hoheit wollen meine Verehrung huldvoll aufnehmen und meiner in Gnaden eingedenk sein.

Gneisenau.

Hardenberg an Gneisenau.

21./9. [1815]

Sie thun mir wahrlich höchst unrecht, mein liebster Freund! Ich habe noch nie das geringste Mistrauen in Ihre Versicherungen gesetzt. — „In diesem Stück sind Sie vielleicht nicht aufrichtig gegen mich und dürfen es nicht sein, da Sie durch Gelübde gebunden sein können." — Das sagte ich vor Ihren Versicherungen. Nachher ist mir nicht eingefallen, sie in Zweifel zu ziehen. — Das war unmöglich. Aber Ihnen glaube ich allerdings den Vorwurf machen zu können, daß Sie mir nicht mehr Zutrauen bewiesen und Ihre ganze Empfindlichkeit wegen des Prinzen Wilhelm merken ließen. Ich habe ihn keineswegs hier in Paris vorgeschlagen, wie Sie meinen. Als der Plan, ihn nach Dresden zu schicken, scheiterte, war in Wien die Rede davon bei dem König, ihn dafür in die Rheinprovinzen zu senden. Es ist nichts darüber ausgefertigt, kein eigentlicher Beschluß gefaßt und soviel ich weiß, vom König auch dem Prinzen nichts darüber mündlich eröffnet worden. Es wird also leicht sein, die ganze Sache fallen zu lassen. Auf Ihre Bemerkungen habe ich heute früh noch mit dem Kriegs-Minister die Abrede genommen, sie nicht wieder in Erinnerung zu bringen.

Ich finde die Thätigkeit, die Sie jetzt für Sich wünschen, Ihren Verdiensten und Ihren Talenten nicht angemessen. Noch läßt sich alles

so einrichten, daß alle Ihre Convenienzen beachtet werden, doch über das alles wollen wir mündlich reden. Kommen Sie zum Essen oder doch nach Tisch in die Arme Ihres Freundes

Hardenberg.

An Hardenberg.

Paris, den 2. October 1815.

Euer Durchlaucht habe ich die Ehre zu übermachen was mir der Major von Royer über seinen Auftrag berichtet hat.

Ich halte dafür daß, wenn Euer Durchlaucht eine solche Verbindung Seiner Majestät anrathen und solche dann genehmiget wird, folgendes dabei wahrzunehmen wäre:

1) das Bündniß müßte keine andere Garantie enthalten als die der Sicherung des französischen Thrones im Besitz des Hauses Bourbon gegen die Aufrührer und Verräther; es müßte also ein Bündnis sein mit dem Hause Bourbon gegen den übelwollenden Theil der Nation.

2) dafür müßte solches eine angemessene Subsidie bezahlen; ferner

3) versprechen nichts gegen die Charte constitutionelle zu unternehmen

4) die Gewissensfreiheit der Protestanten unbeanstandet zu lassen

5) eine treue Militair-Macht sich zu bilden blos aus Chouans Vendéern und etwa Schweizern bestehend.

6) die übrige Armee nur in der Art, wie wir unsere Landwehr gebildet haben, zu organisiren, so wenig als möglich aus Offizieren und Soldaten bestehend. Dieser letztere Punkt ist besonders wichtig, indem er Unordnungen verhindert und zugleich Frankreich in einer längeren Ohnmacht erhält und nach einer Reihe von Jahren die alten Soldaten Bonapartes durch Unthätigkeit unbrauchbar gemacht hat. Läßt man sie zusammen, so erhält sich der Geist und die Uebung.

Ich bin der Meinung, daß es eigentlich nur ein solches Bündniß ist, das die Ruhe in Frankreich und in dem mittleren

Europa erhalten kann; die sogenannte Europäische Armee giebt nimmermehr eine so wohlgegründete Sicherheit für das Ganze sowohl, als für Preußen insbesondere, das hierdurch die wesentlichste Garantie für jene neuen Länder am Rhein erhält. Ueberdies wird uns das regelmäßige Eingehen der Contributionszahlungen dadurch gesichert.

Ich werde jetzt nach Versailles reiten und morgen früh Euer Durchlaucht Befehle über die fernerweiten Schritte einhohlen.

Gneisenau.

An Boyen.

P., d. 2. Oct. 1815.

Ich komme, mein verehrter Freund, um Ihre Freundschaft und Ihr Fürwort in Anspruch zunehmen.

Mein gichtischer Zustand ist im Zunehmen. Lassen Sie mich auf einige Monate nach Italien gehen, um die Bäder von Pisa zugebrauchen. Auch meine Eingeweide sind in schlechtem Zustand; ein milderes Klima thut ihnen vielleicht wohl. Stets hat meine Sehnsucht danach gestrebt, die alten Denkmäler zu sehen an denen große Männer und große Begebenheiten vorüber gegangen sind. Es war der Traum meiner Jugend; der wohlbegründete Wunsch meines reiferen Alters; der feste Vorsatz meiner letzten Jahre. Nach den gelungenen Entwürfen unserer Nationalwehr und unserer geretteten Ehre wollte ich unter italischem Himmel meine Erinnerungen darüber sammeln und niederschreiben Es ist jetzt Nichts zu thun; einige Monate können Sie mir vergönnen. Bin ich erst wieder eingekarrt, so komme ich nicht wieder davon los. Es ist dann in der Rheinprovinz soviel zu erschaffen und zu erhalten. Gönnen Sie mir eine angenehme Erinnerung für den Abend meines Lebens und wirken Sie mir eine Erlaubniß aus, an deren Gewährung meine sehnsüchtige Seele jezt mehr als je hängt. Der Spätherbst kommt heran; die Hypochondrie beschleicht mich; die Alpen und die Appeninen werden mich erleichtern. — Lachen Sie

nicht über mich aber es [ist] noch so Manches, was mir diese Reise zum wahren Bedürfniß macht. Ich behellige ja sonst nicht Viel mit Bitten; gewähren Sie mir daher diese um so williger. — Leben Sie wohl.

Gneisenau.

Allerhöchste Cabinetsordre.

Paris den 3. October 1815.

Mit lebhafter Theilnahme habe Ich erfahren, daß Ihre geschwächte Gesundheit Sie nöthigt, nach Italien zu gehen, um die dortigen Bäder zu gebrauchen. Ich bewillige Ihnen den hiezu gewünschten 3 monatlichen Urlaub mit Vergnügen, indem Ich wünsche, daß die beabsichtigte Bade-Kur den heilsamsten Einfluß auf Ihre Gesundheit haben und Ihre völlige Wiederherstellung auf eine dauerhafte Art bewirken möge.

Friedrich Wilhelm.

Allerhöchste Cabinetsordre.

Paris den 5. October 1815.

Ich erkenne es mit dem gebührenden Danke, welchen wesentlichen Antheil Sie an dem jetzt beendigten so glorreichen Feldzuge haben, und, um Ihnen solches auf eine thätige Weise zu bezeigen, habe Ich Ihnen eine Summa von 25,000 Thaler bewilligt, über welche Sie als Ihr Eigenthum uneingeschränkt disponiren können. Indem Ich Ihnen solches hierdurch bekannt mache, wünsche Ich, daß Ihnen dies Geschenk eben die Freude gewähren möge, als dessen Bewilligung mir Vergnügen gemacht hat.

Friedrich Wilhelm.

An Gröben.

Paris, d. 6. Oct. 1815.

Der König hat mir meinen Urlaub nach Italien bewilliget, er hat mir aber auch die Freude gemacht, mir zu bewilligen, daß Sie, mein lieber Gröben mich dahin begleiten dürfen. Sie haben in allen unsern Feldzügen gegen Frankreich mit so viel Eifer nnd Thätigkeit gedient, daß ich Sie gern, nach dem Maaßstabe meines Standpunktes und meiner Kräfte dafür einigermaaßen belohnen möchte. Da Sie ein so inniger Kunstliebhaber sind, so habe ich geglaubt, Ihnen etwas Angenehmes zu erweisen, wenn ich Sie nach dem Land und dem Himmel der Künste führte. Machen Sie

sich daher von Ihren dortigen Verhältnissen loß und kommen Sie hierher, damit Sie sich zur Reise einrichten können. Ich werde abgehen, sobald die diplomatischen Geschäfte beendigt sind. Leben Sie wohl!

Gneisenau.

An Gröben.

Paris, d. 9. Oct. 1815.

Die Arbeiten häufen sich hier täglich. Ich sehe voraus, daß sie unter 4 Wochen nicht werden beendet seyn. Dies würde dann unsere Reise nach Italien in die dortige Regenzeit fallen lassen. Diese Betrachtung wird mich wahrscheinlich bestimmen, die Reise erst im Monat Februar dann anzutreten, wo wir in den italischen Frühling hineinfahren. Von dieser meiner Absicht habe ich Sie unterrichten wollen, damit Sie Ihre Anstalten danach treffen.

Der König hat mir das General-Kommando diesseits des Rheins ertheilt und auf meine Bitte Sie mir beigegeben. Wenn Sie daher von Ihren dortigen Verhältnissen sich loßmachen können, so wollen Sie sich hieher verfügen, denn ich bin, außer Jasmund, ohne Adjutanten oder Gehülfen. Hüser ist nach Berlin zurückgegangen; Bardeleben ist dem General Hacke geborgt, und Stosch wird in einigen Tagen nach Berlin auf Urlaub gehen. Ihrem General wollen Sie mich freundschaftlichst empfehlen. Gott befohlen!

Gneisenau.

Benzenberg an Gneisenau.

Paris den 17. October 1815.

Ich weiß nicht ob Euer Excellenz eine kleine Schrift von La Place hier in die Hände gefallen ist, die mit zu dem merkwürdigsten gehört, was in neuerer Zeit geschrieben.

Sie handelt: Ueber die Lehre von der Wahrscheinlichkeit und giebt treffliche Winke über die Ursachen, welche das Constante in den Weltbegebenheiten hervorbringen — das was wir die Herrschaft der Dinge nennen.

Einem Manne, der auf so mannigfaltige Weise in die Begebenheiten verflochten ist, der so vieles um sich herum entstehen, anderes

wechseln sieht und doch dabei bemerkt, daß die Dinge einem gewissen Zuge folgen, der in allem Wechsel zu erkennen, daß die Curve, die die Culturgeschichte der Völker darstellt, ungeachtet mancherlei Krümmungen doch eine bestimmte Richtung behält — einem solchen Manne muß ein solches Buch auf mancherlei Weise zusagen, und da konnte ich mir das Vergnügen nicht versagen, es Euer Excellenz zu übersenden.

Ihr

ergebenster

Benzenberg.

Niebuhr an Gneisenau.

Berlin den 29. October 1815.

Die Anlage mag für sich selbst reden: ich setze voraus, daß die ehrlose, von einer infamen Clique bestellte, Schmalzische Schrift, Ew. Excellenz nicht unbekannt geblieben sein wird. Es ist sehr unglücklich daß man gewußt hat, dem Schmalz unsern Orden zu verschaffen. Die Lacher, welche sich seines württembergischen erfreuten, sind nun häßlich angeführt: der Verdruß ist aber freilich das geringste; unsre Regierung unterschreibt vor ganz Deutschland die Anklagepunkte unserer schändlichen Gegner, und nimmt Parthei gegen die Besten der Nation!

Ich weiß nicht ob meine Schrift unter diesen Umständen ohne alle Unannehmlichkeiten für mich bleiben wird: vorgestern ward sie ausgegeben: und an dem nämlichen Tage scheint Schmalz den Orden erhalten zu haben, welches gestern bekannt ward. Ich habe der Regierung nicht trotzen wollen, und war weit entfernt den unglückseligen Fehltritt für nur möglich zu halten. — Auf jeden Fall rechne ich aber auf die Billigung aller ächten Patrioten: lassen Sie mich besonders auf die Ihrige und auf Ihr Wohlwollen zählen, dem ich mich mit lebendiger Verehrung und tiefer Ehrerbietung empfehle.

Niebuhr.

An Professor Rühs.

Paris, den 15. November 1815.

Wohlgeborner Herr,

Hochzuehrender Herr Professor.

Ew. Wohlgeboren wollen meinen verbundensten Dank empfangen für die Ehre, die Sie mir erwiesen haben, meinen Nahmen Ihrer „historischen Entwicklung ꝛc." vorzusetzen. Es war einmal Zeit, daß ein geschichtkundiger Schriftsteller auftrat und die Erinnerung an alte erlittene Ungerechtigkeiten und Demüthigungen wieder auffrischte zur weiteren Begründung des gerechtesten Nationalhasses redlicher Gemüther und zur Beschämung derjenigen, deren innere

Verderbtheit sie zu Parteigängern Frankreichs macht. Daß Ew. Wohlgeboren dies mit Talent gethan haben, läßt nach Ihren früheren Arbeiten sich erwarten. Noch habe ich, in den Bedrängnissen der letzten Zeit eines Aufenthaltes in einer großen Stadt die nöthige Zeit nicht gewinnen können, Ihr Werk zu lesen und ich verspare solches biß zu meinem Aufenthalt am Rhein, der so viele alte Erinnerungen weckt, gleich Ihrem Buche.

Ich bitte Ew. Wohlgeboren, die Versicherungen der vollkommenen Hochachtung anzunehmen, womit ich bin

Dero
ganz ergebenster Diener
Gr. N. v. Gneisenau.

Friedr. Rühs, Prof. der Geschichte an der Univers. Berlin, † 1820, hatte seine Schrift „Historische Entwicklung des Einflusses Frankreichs und der Franzosen auf Deutschland und die Deutschen, Berlin, 1815" „dem deutschen Helden, dem Herrn Grafen von Gneisenau" mit einem Gedichte zugeeignet, dessen Schluß lautet:

„Und wenn die blut'gen Würfel zweifelnd fallen
Soll's Gneisenau als deutscher Feldruf schallen".

An Boyen.

Paris, den 19. Nov. 1815.

Der Geist der Diplomatie — ein nicht sehr erfreulicher — hat uns hier immer noch zurückgehalten, indessen ist jetzt fast Alles abgemacht und nach zwei Tagen setzen wir uns sämmtlich in Marsch.

Die Regierung hat in den letzten Tagen den Muth gehabt, einige entschlossene Schritte zu thun. Ein solcher ist das Gesetz gegen die Unruhstifter und Einflüsterer; die Einführung der Prevotal Gerichte, der Gesetzvorschlag über die Amnestirung mit Aus-

nahme der Führer, wodurch man diese isolirt und den großen Haufen der Aufrührer beruhigt. Aber in der Gesammtheit der Regierungs-Maasregeln liegt noch nicht der gebietende Ernst und Wille, den Beherrschten zu zeigen, daß man herrschen wolle und die Entschlossenheit habe, alle zweckdienliche Mittel zur Aufrechthaltung der Ruhe anzuwenden.

So hat man nicht den Muth, die Nationalgarden von den Bonapartisten zu reinigen, eben so wenig die Gensd'armerie. Man entsetzt nicht die Bonaparte ergebenen Maires — die Mehrzahl! — ihrer Stellen; der Gouverneur von Vincennes sollte seine Besatzung entlassen; beide verweigern dies und man wagt nicht zu strafen. Man vernachlässigt, eine Leibwache aus Vendéern, Chouans, und Volontairs Royaux zu bilden, während man die neue Garde aus Individuen der alten Armee zusammen sezt. Man weiß, daß Fouché zuletzt den König Murat mit Geld unterstützt hat und einen verrätherischen Briefwechsel mit dem Innern Frankreichs führt, und man straft ihn nicht. Eine solche Regierung kann nur durch fremde Hülfe sich aufrecht erhalten. Der Duc de Richelieu hat erklärt, von Mitte December an sei die Anwesenheit fremder Truppen in Paris nicht mehr nöthig, und dennoch sind erst gestern anonyme Briefe an die Pairs gesendet worden, worin sie mit dem Mord ihrer und ihrer Familie bedroht werden, sofern sie den M. Ney verurtheilen, denjenigen aber, die ihn lossprechen, werden jedem 20,000 Franken versprochen.

Während hier der brennbare Stoff nur eines Zünders bedarf um in Flammen auszubrechen, wird bei uns daheim ebenfalls Unfriede genährt. Die Art womit der König die Schmalzesche Schrift gerechtfertigt hat, macht einen tiefen Eindruck. Es ist nun an der Gerechtigkeit des Königs, eine Untersuchung anzuordnen, und auszumitteln, welche Gründe zu seinen Behauptungen Herr Schmalz habe; denn besteht heute, wo die französische Oberherrschaft über uns vernichtet ist, noch eine geheime Gesellschaft, so kann sie nur revolutionaire oder verrätherische Zwecke haben, und dann müssen

die Mitglieder derselben ernstlich gestraft werden. Unbestimmte Vermuthungen aber gutzuheißen und auf solche Weise das Mißtrauen gegen in den Verdacht geheimen illegalen Treibens verfallene Personen zu nähren und zu steigern, ist ungerecht und ich werde nächstens einen Schritt thun, den ich mir und andern schuldig bin, um den König um Gerechtigkeit anzurufen.

Excurse.

I.

Besitz und Verlust Frankreichs an Menschenkräften.

(Buch 7 Cap. 3.)

Die Kriege Napoleons vor dem Zuge nach Rußland und abgesehen von dem Kriege in Spanien hatten sehr geringe Verluste im Gefolge gehabt. Die verlustreichsten Schlachten waren die von Eilau, Aspern und Wagram. Für Eilau geben die Franzosen selbst nur einen Verlust von 10,000 Mann zu, was jedenfalls zu niedrig ist. Für Aspern werden einige 30,000, für Wagram etwa 20,000 berechnet. Zieht man nun z. B. bei Aspern die Gefangenen und Leichtverwundeten ab, die allmählich wieder zur Armee zurückkehren, so wird der bleibende Verlust an Todten und Dienstunfähiggewordenen nicht mehr als 10—12,000 Mann betragen, wovon wieder ein Theil auf die Verbündeten fällt, die an manchen Stellen z. B. bei Wagram sogar einen sehr bedeutenden Theil des Verlustes trugen.

Um die Leistungsfähigkeit Frankreichs im Jahre 1814 zu beurtheilen, muß man sich überhaupt erst das Größenverhältniß des eigentlichen alten Frankreich, das damals allein noch in Betracht kam, zu den annectirten oder abhängigen Ländern, die die bisherigen Verluste mit getragen hatten, klar machen.

1812 betrug das unmittelbare Gebiet Frankreichs 14,000 Quadratmeilen mit 42,500,000 Seelen, dazu das Königreich Italien 1,150 Quadratmeilen mit 6,800,000 Seelen, der Rheinbund 5,350 Quadratmeilen mit 13,600,000 Seelen, die Schweiz 718 Quadratmeilen mit 1,710,000 Seelen, Neapel 1,437 Quadratmeilen mit 5,000,000 Seelen und das Herzogthum Warschau nebst Danzig 2,870 Quadratmeilen mit 3,900,000 Seelen; Summa 26,325 Quadratmeilen und 73,500,000 Bewohner.

1815 hatte Frankreich 10,000 Quadratmeilen und 29,400,000 Einwohner*). 1814 war es noch etwas größer.

---

*) Schubert, Handbuch der Allgemeinen Staatskunde von Europa I, 2 S. 15 f.

Berechnen wir hiernach den Verlust an wirklichen Franzosen im Jahre 1812. Nach Jähns*) ist die Summe aller in dem Feldzuge gegen Rußland verwendeten Truppen, eingeschlossen die Preußen und Oestreicher, Nachschub, Festungsbesatzungen ꝛc. 619,000 Mann. Davon waren Franzosen 239,000 Mann.

Von diesen 239,000 Mann werden außer denen, die am Schlusse des Feldzuges zurückkamen, schon beim Hinmarsche Manche als Kranke oder als Besatzung zurückgeblieben oder zurückgeschafft worden sein, so daß der Verlust auf etwa 200,000 Mann anzuschlagen ist. Hierbei sind als Franzosen natürlich alle Angehörigen des damaligen französischen Kaiserreichs gerechnet. Da aber von diesen nur 29—30 Millionen wirkliche Franzosen waren d. h. etwas mehr als $^3/_4$, so wird Frankreich etwa in diesem Feldzug gegen 140,000 Männer verloren haben. Als wirkliche Franzosen betrachten wir die Bewohner des Reichs nach dem Frieden von 1814.

Die Armee von 1813 betrug am 15. August, bei Wiederausbruch des Krieges 550,000 Mann, eingeschlossen die Bundesgenossen. Dazu kommt noch einiger nachträglicher Ersatz. Wenn von diesen 250,000 Nationalfranzosen waren, von denen 70,000 über den Rhein zurückkamen, so hat Frankreich in diesem Feldzug etwa 180,000 Männer verloren; resp. blieben sie in den rückwärts liegenden Festungen eingeschlossen.

Die Verluste des Frühjahrsfeldzuges haben gewiß 10,000 M. nicht überstiegen. Denn rechnen wir auf die Nicht-Franzosen und Bundesgenossen nur ebensoviel und nehmen an, daß die Leichtverwundeten, die wieder zur Truppe zurückkehrten nur das Doppelte betragen haben von den Getödteten und Schwerverwundeten, so erhalten wir eine Gesammtverlustliste von 60,000 Mann, die schon zu groß ist.

Ueber die Verluste, die die Franzosen in Spanien erlitten haben, liegt mir eine positive Berechnung nicht vor. Vulgo werden 300,000 Mann angenommen. Ich habe keinen Zweifel, daß diese Annahme zu hoch ist. Acceptiren wir dieselbe aber und rechnen davon $^3/_4$ auf die National-Franzosen, nach dem Verhältniß der Bevölkerung zu dem gesammten Gebiet, das Truppen für diesen Krieg stellte, so ergäbe das abermals etwa 130,000 Mann.

Diese vier Posten zusammen würden also machen:

1812	140,000	Mann.
Frühling 1813	10,000	"
Herbst 1813	180,000	"
Spanien	130,000	"
	Sa. 460,000	Mann.

*) Grenzboten 1872 I, S. 414, III, S. 329. Frankreich und die allgemeine Wehrpflicht.

Für die Kriege der Republik ist diesen Summen nichts in's Gewicht fallendes hinzuzuzählen, da die Mannschaften, die an denselben Theil genommen, jetzt zum bei Weitem größten Theil dem kriegstüchtigen Alter nicht mehr angehörten. Die welche 1792 zwanzig Jahre gewesen waren, also die Jüngsten, waren jetzt über vierzig. Die äußeren Kriege der Republik waren überdies nicht sehr blutig gewesen.

Fügt man für die Kriege in Deutschland vor 1812, soweit sie die noch dienstfähigen Klassen betreffen und abzüglich des natürlichen Abganges noch 40,000 hinzu, so erhält man einen Gesammtverlust von 500,000 Männern. Ich glaube, das diese Zahlen annähernd richtig sein werden; es kommt aber auf Hunderttausend mehr oder weniger für den Zweck unserer Berechnung nicht viel an, da selbst 600,000 von der national-französischen Bevölkerung erst 2 % machen*).

Vergleichen wir nun hiermit die Leistung Preußens im Jahre 1813. Die höchste Berechnung der Truppenstärke im Beginne des Herbstfeldzuges lautet auf 272,000 Mann. Dabei ist selbstverständlich abgesehen vom Landsturm, der doch auch noch eine Menge physisch waffenfähiger Männer enthalten haben muß. Die Bevölkerung war 5 Millionen. Preußen hätte also nahezu 5½ % der Bevölkerung unter Waffen gehabt. Nach anderen Berechnungen, welche die Ersatz- und Garnisontruppen ausdrücklich ausschließen**), waren die preußischen Heere etwas weniger als 200,000 Mann stark; also immer noch 4% der Bevölkerung, ohne daß für die Verluste der vorhergehenden Feldzüge ein Abzug gemacht ist.

Nehmen wir also für Frankreich die allergünstigste Berechnung, so mußte es wenigstens 4%, und nach Abzug von 2% Verlust, noch 2% in's Feld stellen können d. h. 600,000 Mann. Es hat aber nur die Hälfte davon aufgebracht.

Nimmt man gar die für Frankreich ungünstigeren und mir eigentlich noch zutreffender erscheinenden Zahlen, so ist das Re-

---

*) E. M. Arndt berechnete 1814 den Gesammt-Menschenverlust aller Napoleonischen Kriege auf 10,080,000. Das stimmt etwa mit unserer Berechnung, wenn man annimmt, daß wie bei populären Effect-Berechnungen gewöhnlich geschieht, alle Verwundeten eingerechnet sind. Nehmen wir das Verhältniß der Verwundeten zu den Todten wie 4:1, so bleiben für Letztere 2 Millionen, davon 1 Million auf die Gegner Napoleons bleibt 1 Mill. und hiervon wirkliche Franzosen wiederum die Hälfte = 500,000. Napoleon selbst hat in einem Gespräch mit Metternich einmal behauptet, er habe in Rußland an Franzosen nur 30,000 Mann verloren; alles Uebrige seien Bundesgenossen gewesen.

**) Geschichte der Kriege X, 1, 133..

sultat: Preußen hat ins Feld gestellt (zugezählt die Verluste des Frühjahrsfeldzuges ꝛc.) reichlich 5½ %; das ergäbe für Frankreich

Besitz	1,650,000
Verlust ꝛc.	500,000
Rest	1,150,000
Es stellte	300,000
Deficit	850,000 Mann.

Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, daß Napoleons sogenannte Anticipationen nicht bedeuten, wie man häufig annimmt, daß er die Mannschaften ungewöhnlich jung zur Fahne einberufen habe. Ein ganz festes Eintrittsjahr scheint während des Kaiserreichs überhaupt nicht bestanden zu haben. Bei uns werden die Leute pflichtig in demjenigen Kalenderjahre, während dessen sie das 20. Jahr vollenden; wenn sie also im Herbst einberufen werden, so ist ein Theil noch 19 Jahr alt. In Frankreich war der Usus ein anderer. Nach Aumale*) bestand die erste Classe der Conscriptonspflichtigen „de tous ceux qui au premier jour de l'année courante avaient accompli leur vingtième année". Im Herbst des Jahres war der größere Theil also bereits einundzwanzig und die jüngsten zwanzig Jahre alt. Dies war unter der Republik. Im heutigen Gesetz vom Jahre 1872 heißt es ebenfalls Art. 8 „Chaque année les tableaux de recensements des jeunes gens ayant atteint l'âge de vingt ans révolus dans l'année précédente ... seront dressés par les maires". Wenn diese jungen Leute also im Herbst des vorhergehenden Jahres eingezogen werden, so würden sie genau in demselben Alter wie unsere Rekruten stehen.

Daß dies auch unter Napoleon I., wenn nicht Gesetz, doch wenigstens Usus war, geht aus Folgendem hervor. In dem Senatusconsulte vom 9. Oct. 1813 (No. 9703)**) heißt es Titre III. „Cent soixante mille hommes, pris sur la conscription de l'année 1815 sont mis à la disposition du ministre de la guerre. Ils seront pris parmi les Français nés du 1er Janvier 1795 au 31 Décembre de la même année".

Die Bestimmung des Verpflichtungsjahres ist hier die bei uns übliche. Im Feldzug von 1814 waren diese Leute also zum größten Theil noch 18 und nur wenige schon 19 Jahre alt. Offenbar wäre die Special-Bestimmung nicht hinzugefügt, wenn es sich nicht um eine Ausnahme handelte. Da das Volk der Conscription so heftig widerstrebte, so war man vielleicht allmählich dazu gekommen die Leute, die nicht in der Lage waren sich frei

*) Les institutions militaires de la France p. 82.

**) Bulletins des lois de l'empire Français 4me Série T. XIX, p. 251. Paris 1814.

kaufen zu können und also endlich doch heranmußten, schon etwas früher zu nehmen und das wird jetzt gesetzlich gemacht. Nach dem älteren Gesetz wären diese Leute erst 1816 pflichtig geworden.

Aufwärts wagte man nicht weiter als bis zur Klasse des Jahres 1803 d. h. bis zu den Dreißigjährigen zu gehen.

Es kann also keine Rede davon sein, daß Frankreich materiell an Menschenkraft im Jahre 1814 zu sehr erschöpft gewesen sei, um längeren Widerstand zu leisten.

Im Text habe ich eine ungefähre Durchschnittssumme angegeben.

II.

Müffling über die Episode der Schlacht bei Laon.

(Buch 7 Cap. 8.)

Die Unglaubwürdigkeit Müffling's ist bekannt und zugestanden. Dennoch stand er den Ereignissen zu nah, um nicht auch viel Wahres und Werthvolles überliefert zu haben und die Geschichtschreibung hat sich daher seinem Einfluß nie völlig entziehen können. Da die Zeit der Schlacht bei Laon im Einzelnen wie in den Grund-Ideen ganz besonders darunter gelitten hat, will ich die Punkte zusammenstellen, in denen die Acten des Generalstabs-Archives die Darstellung Müffling's direct widerlegen*).

Ich bezeichne das Buch „Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814" von C. v. W. 1824 mit „Kr.", die Memoiren „Aus meinem Leben" (Erste Aufl.) mit „Lb.". In den „Betrachtungen über die großen Operationen ꝛc." (1825) werden von dem zuerst genannten Buch abweichende thatsächliche Angaben nicht vorgetragen.

Kr. p. 84 und ebenso Lb. p. 144 heißt es, am 26. Febr. habe Winzingerode gemeldet, er werde auf Meaux vorrücken. Das ist unrichtig. Winzingerode lehnte die dahin gerichtete Aufforderung Blücher's ab.

Kr. 86 f. Lb. 145 wird behauptet, Blücher habe bei Oulchy (südlich Soissons) eine Offensiv-Schlacht herbeiführen wollen. Das sei vereitelt worden dadurch, daß Winzingerode mit seinem Corps nicht zur Stelle war. Die Wahrheit ist, daß Winzingerode an-

*) Wesentlich nach der Forschung Boie's.

bot von Soissons nach Oulchy vorzurücken und Blücher diesen Vorschlag adlehnte. Die umgekehrte Behauptung Müffling's hat bis heute diese ganze Periode des Krieges unverständlich gemacht. Wenn Blücher bei Oulchy noch entschlossen war, eine Schlacht zu liefern und zur Offensive überzugehen, warum änderte er nachher seinen Sinn, nachdem er auch das Bülow'sche Corps an sich gezogen hatte?

Richtig ist, was man grade Müffling bisher nicht hat vollkommen glauben wollen, daß (Kr. p. 93 Lb. 143) der Gedanke, die preußischen Truppen in Rücksicht auf den zu schließenden Frieden nicht zu rücksichtslos aufzubrauchen, damals auf Gneisenau Einfluß gehabt hat. Man hat wegen dieses, so zu sagen, national-particularistischen Gedankens von Gneisenau das schöne Wort gesagt, die Kraft der Idee habe ihn auf einen Augenblick verlassen. Müffling selbst will Gneisenau den anerkennenswerthen Einwand gemacht haben, „die entwickelten intellectuellen Kräfte" (noch besser hätte er wohl gesagt „moralischen") seien um so viel höher anzuschlagen, als die materiellen verringert wurden. Ob er das damals wirklich gesagt hat, muß dahingestellt bleiben. Unrichtig ist jedenfalls 1) daß Bülow, wie Müffling bemerkt haben will (Lb. 155) an der Bearbeitung Gneisenau's in diesem Sinne keinen Theil hatte, 2) daß etwa in der Absicht die preußischen Truppen zu schonen, man nun gern mehr die russischen vorgeschickt hätte wie es Lb. 155 wenigstens angedeutet ist. Es war der reine Zufall, daß bei Craonne nur Russen fochten. Hätte Napoleon sich gegen Laon gewandt, was man fast mehr erwartete, so hätte er ganz vorwiegend mit Preußen zu kämpfen gehabt.

Unrichtig ist Müffling's Darstellung, daß man am 6. Abends beabsichtigt habe, am andern Tage bei Craonne eine große allgemeine Schlacht zu schlagen. Winzingerode mit den 10,000 Pferden wurde ursprünglich in defensiver Absicht auf die Straße Laon-Rheims gesandt, allerdings mit dem Befehl sofort offensiv vorzugehen, weil das für Cavallerie die einzig mögliche Defensive ist. Gneisenau bezeichnet in seinen Brief an Hardenberg das Ganze auch nur als eine „Unternehmung". Hätte man wirklich eine große Schlacht, ursprünglich defensiv, zum Schluß offensiv aus der Flanke, schlagen wollen, so hätte man den Plan besser vorbereitet und nicht so leicht aufgegeben. Schon Clausewitz hat die Genesis dieses Gefechts richtig dargestellt. Der unmittelbar nach den Ereignissen geschriebene Bericht Sir Hudson Lowes an seine Regierung läßt über diesen Zusammenhang keinen Zweifel.

Kr. 111 ist gesagt, nach der um Mitternacht (9/10. März) ausgegebenen Disposition hätte Sacken und Langeron über Bruyères und St. Martin nach l'Angegardien gehen sollen, um den Feind abzuschneiden.

Lb. 165 heißt es, sie hätten nach Chevrigny marschieren sollen.

Die wirkliche Disposition steht bei Damitz III. p. 108. Danach sollte Sacken nach Corbeny marschieren und bei Bery oder zwischen Bailly und Bery die Aisne passiren; Langeron über Bruyères auf der Straße nach Craonne bis Heurtebise vorgehn und dort Nachricht abwarten, ob es noch möglich sei, den feindlichen linken Flügel bei l'Angegardien abzuschneiden oder bei Missy (lies Maizy) die Aisne zu passiren.

Der Unterschied ist dieser. In der wirklichen (von Müffling selbst ausgearbeiteten Disposition) ist Alles darauf berechnet, daß auch der feindliche linke Flügel noch in der Nacht den Rückzug antreten werde. Diese Disposition mußte, wie ihr Schlußsatz schon in Aussicht stellte, zurückgenommen werden, als sich das Gegentheil ergab. Die Angabe in der Kriegsgeschichte macht nun den Ansatz und die Memoiren vollenden die Verschiebung, daß die Disposition darauf angelegt gewesen sei, mit der Hauptmacht nicht den rechten französischen Flügel zu verfolgen, sondern den linken zu umgehen. Da schien es den Späteren und wie Müffling behauptet (Lb. 169) gleich auf der Stelle auch dem General von Sacken unerklärlich, daß eine so vortreffliche Disposition zurückgenommen sei. Da nun aber in Wirklichkeit eine auf falsche thatsächliche Voraussetzungen basirte Disposition gegeben war, so hat sich, wenigstens mit Recht, Niemand darüber wundern können, daß sie zurückgenommen wurde.

Sehr wichtig für den Fortgang der Operationen wurde die falsche Aussage des gefangen genommenen Secretär Palm, daß Napoleon im Ganzen 90,000 Mann habe (Lb. 156. v. Brief Gneisenau's an Hardenberg.) Müffling behauptet schon damals Palm's Aussage nicht geglaubt zu haben. Dem widerspricht, daß er selbst am 12. März an Knesebeck schrieb, daß ein Bericht Blücher's an Schwarzenberg von demselben Tage, dessen Concept von seiner eigenen Hand ist „sehr gründliche Nachrichten über die feindlichen Verhältnisse" enthalte. Dieser Bericht enthält die Aussagen Palm's.

III.

Concentration der alliirten Armee.

(Buch 9 Cap. 2)

Müffling, im Gefühl seiner Mitschuld hat sich in seinen Memoiren bemüht, den Herzog von Wellington von dem Vorwurf einer nicht gehaltenen Zusage zu reinigen. Ich habe die darüber entstandene Controverse eingehend in der Zeitschrift für Preu-

ßische Geschichte und Landeskunde, Jahrg. 1877 p. 645 ff. behandelt. Die Hauptpunkte sind folgende. Müffling verschiebt die Streitfrage und sucht die Differenz an einer Stelle, wo gar keine sein kann. Er fragt, ob Wellington im Stande gewesen wäre, da er bei Quatrebras selbst angegriffen worden, den Preußen zu Hülfe zu kommen. Ohne Frage war das dem Herzog nicht möglich und Müffling berichtet nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß der Herzog bei der Unterredung von Brye von vorn herein in dieser Beziehung einen Vorbehalt gemacht habe. Nicht darauf aber kommt es an, ob der Herzog versprochen hat, bei Ligny den Preußen zu Hülfe zu kommen (denn daran zweifelt man nicht, daß es ihm an dem guten Willen nicht gebrach), sondern ob er die Preußen glauben gemacht hat, daß seine Armee bei Quatrebras concentrirt sein werde. Daß er in diesem Falle ihnen zu Hülfe kommen werde, hatte Wellington ja schon am Abend vorher durch Müffling melden lassen. Es ist in der That so selbstverständlich, daß die alliirte Armee, wenn sie bei Quatrebras stand, den Preußen Hülfe zu leisten suchen würde in der bevorstehenden Schlacht, daß diese Frage in der Unterredung von Brye garnicht weiter discutirt worden ist, sondern, da Wellington bereits gemeldet hatte, daß seine Armee nun so gut wie versammelt sei, so wurde nur der Weg besprochen, auf welchem er vorrücken sollte, ob über Marbais oder über Frasne. Ein bestimmtes Versprechen hierüber hat Wellington nicht gegeben, konnte es nach der Natur der Sache auch nicht geben, da die Entscheidung zum Theil von dem Verhalten der Franzosen abhing. So erzählt es auch der General von Dörnberg*), der außer Gneisenau, Grolman und Müffling**) der Unterredung beiwohnte. Müffling's Behauptung, Gneisenau

*) Die Stelle in Dörnbergs Memoiren (Manuscript abschriftlich im Kr. A.) lautet: „der Herzog sagte zu Gneisenau: Sagen Sie mir Ihre Meinung, was Sie wünschen, daß ich thun soll? Gneisenau nahm die Karte in die Hand und sagte: wenn Sie das, was Ihnen bei Quatrebras entgegensteht über den Haufen werfen und rasch vorgehen können, so würden Sie das größte Resultat hervorbringen, indem Sie dadurch der französischen Armee in den Rücken kommen. Da dorthin aber nur kleine Wege führen, so wäre das Sicherste, wenn Sie, was vor Ihnen steht, festhalten und mit dem Rest der Armee links abmarschirten; Sie kämen so auf unsern rechten Flügel und der französischen Armee in die linke Flanke. Der Herzog erwiederte: das Räsonnement ist richtig. Ich werde sehen, was gegen mich steht und wie viel von meiner Armee angekommen ist, um demgemäß zu handeln — ohne irgend etwas zu sagen, daß man sich für das Eine oder Andere entscheide und ohne irgend ein Versprechen zu geben." Dörnberg nahm den Eindruck mit, daß Wellington nichts bestimmtes versprochen habe. Das war ganz richtig in Bezug auf den Weg; daraus folgt aber nichts für die Sache selbst, die Concentrirung seiner Armee.

**) Blücher selbst hörte, einer glaubwürdigen Ueberlieferung nach, die Unterredung nicht mit an, sondern ging mit den Worten „na macht's nur ab" seitwärts in's Getreide.

habe verkehrter Weise den Herzog darauf verpflichtet, über Marbais zu kommen und daher sei das Unglück entstanden, ist widersinnig, denn da die Armee Wellington's überhaupt nicht rechtzeitig nach Quatrebras gelangt ist, ist es wohl für ihre Thaten gleichgültig geblieben, welchen Weg sie eingeschlagen haben würde, wenn sie nach Quatrebras gelangt wäre.

Wellington spricht in seinem Brief an Blücher aus Frasne nur von der „Englischen Cavallerie", nicht von der Cavallerie überhaupt. Nach der Ordre de Bataille bei Siborne hätte aber die gesammte Cavallerie ein Corps gebildet. Nach der Bataille bei Charras gehörte jedoch die Niederländische Cavallerie (drei Brigaden) zum ersten Corps (Oranien), die Hannoversche (eine Brigade) zum zweiten Corps (Hill), die braunschweigische (fünf Escadrons) zur Reserve. Die Angabe Charras ist ohne Zweifel die richtigere, da die Cantonnements mit ihr übereinstimmen. Bei Quatrebras sind von Cavallerie nur die Braunschweiger und eine niederländische Brigade gewesen; die beiden anderen niederländischen Brigaden (die bei Mons cantonnirt hatten) gehörten zu den Truppen, die in Nivelles blieben.

Anmerkungen zum umstehenden Marsch-Tableau der alliirten Armee.

[1]) Eigentlich gehörte die hannöversche Brigade Vincke zur 5., Best zur 6. Division. Sei es durch Versehen, oder aus anderem Grund wird thatsächlich Best zur 5. gerechnet und kommt mit dieser Division auf das Schlachtfeld. Die Brigade Vincke, das 81. engl. Regiment und drei englische Regimenter (Bataillone), die an diesem Tage erst aus Amerika ankamen, bilden die Division Cole. Von dieser gelangte, obgleich ursprünglich die vorhandenen Truppentheile zum Ausmarsch designirt waren, nichts auf das Schlachtfeld; die Ursache ist nicht aufgeklärt.

[2]) Die Zeit „7 Uhr" ergiebt der Brief Müffling's an Blücher. Die englischen Schriftsteller nahmen bisher etwa 5 Uhr an; Charras 8 Uhr oder noch später, jedenfalls sind die Befehle sehr langsam expedirt worden, denn nach Leeke Lord Seaton's Regiment I p. 10 erhielten die Truppen der Division Clinton den Befehl erst am nächsten Morgen gegen 10 Uhr; sie erreichten Enghien bald nach zwei Uhr, Braine le Comte erst um Mitternacht, nachdem sie erst ein Stück auf Hal marschiert waren und dann Contremarsch gemacht hatten. Danach scheint es fast, daß Wellington, etwa als er am Morgen bei Quatrebras ankam, den Befehl an das Corps Hill nach Braine le Comte zu marschieren noch einmal widerrufen und erst von Neuem gegeben hat, als er sich überzeugte, daß die Preußen bei Sombref stehn blieben. Unzweifelhaft wurde der Befehl für das Reservecorps gleichzeitig mit den übrigen gegeben; die Division Picton marschierte vor Tagesanbruch von Brüssel ab.

[3]) Daß dieser Befehl vor dem Aufbruch Wellington's von Brüssel, Morgens 5 Uhr gegeben wurde, folgt aus der Bemerkung „His Grace is going to Waterloo." So hat es auch Siborne und Charras irrt, wenn er ihn schon am Abend 11 Uhr abgehn läßt.

[4]) Charras sagt, ohne Angabe seiner Quelle, dieser Befehl sei von Genappe aus gegeben worden. Das würde um 9 Uhr etwa gewesen sein und ist an sich nicht unwahrscheinlich, da Wellington hier durch Müffling's Adjutanten

Marsch-Tableau der alliirten

		Erster Befehl Abends 7 Uhr [2]) ungefähr. Die Divisionen sollen sich sammeln in	Entfernung bis Quatrebras, Meilen	Zweiter Befehl Abends 10 Uhr	Marsch von Meilen
1. Corps (Oranien)	1. Engl. Division (Cooke)	Nicht genannt. Sammelpunkt war Enghien.	5	Braine le Comte	1½
	3. Engl. Div. (Alten)	Braine le Comte	3½	Nivelles	2
	2. Niederländ. Division (Perponcher)	Nivelles	1½	Ging gegen den Befehl	
	3. Nied. Div. (Chassé)	Nivelles	1½	—	
2. Corps (Hill)	2. Engl. Div. (Clinton)	Ath	7	Enghien	2¾
	4. Engl. Div. (Colville)	Oudenarde und Grammont	10 7	Enghien	4½ 2
	1. Nied. Div. (Stedtmann)	Sotteghem	9½	Nicht genannt	
	Nied. Indische Brigade (Anthing)	Sotteghem	9½	Nicht genannt	
Reserve-Corps	5. Engl. Div. (Picton)	Brüssel	4	Waterloo [2])	2
	6. Engl. Div. [1]) (Cole)	Brüssel	4	?	
	Braunschweiger	Zwischen Brüssel und Vilvorde	4½	Waterloo [2])	2
	Nassauer (unt. Kruse.)	An der Lövener Straße (nach Brüssel)	4½	¼ Waterloo [2])	2
	Cavallerie-Corps (Uxbridge)	Ninove und Grammont	7	Enghien	2

Wucherer (Brief a. Gen. Hoffmann) die Nachricht über das unerwartete Vordringen der Franzosen erhielt.

Siborne's Notiz, Picton habe den Befehl um 12 Uhr erhalten, wird danach ungenau sein, da der Ueberbringer schwerlich drei Stunden gebrauchte, um einen Weg von 1¼ Meilen zurückzulegen. Andernfalls hätte die Division auch kaum um 3 und selbst 3½ Uhr, wie Charras annimmt, bei Quatrebras sein können.

Armee am 15. und 16. Juni 1815.

Dritter Befehl Morgens 5 Uhr [3])	Vierter Befehl 9 Uhr von Genappe aus [4])	Fünfter Befehl 1½ Uhr von Brye aus [6])	Der Truppentheil gelangt nach Quatrebras	War in der Nacht 16/17
	Nivelles [5])	Quatrebras	Abends 7 Uhr	Auf dem Schlachtfelde
		Zum Theil Quatrebras	5 Uhr; Rest in der Nacht	Schlachtfeld
in der Nacht nach Quatrebras				Schlachtfeld
				Nivelles
Braine le Comte	?	?		Nivelles
?	?	?		Enghien
Enghien	?			Enghien
Enghien	?			Auf dem Weg nach Enghien
	Quatrebras		3 Uhr	Schlachtfeld
				Brüssel
	Quatrebras		Theils 3 Uhr, theils geg. 7 U.	Schlachtfeld
	Quatrebras		Nach Schluß des Gefechts [7])	Schlachtfeld
Braine le Comte	Nivelles [5])	Quatrebras	In der Nacht	Quatrebras.

[5]) Für Cooke und Uxbridge liegt der Befehl nicht vor, der sie nach Nivelles wies; die Presumption spricht dafür, daß er (vielleicht auch für Clinton) mit dem für die Reserve gleichzeitig, oder spätestens um 10 Uhr gegeben ist. Er ist schwerlich früher gegeben worden, da Cooke erst am Abend um 7 in Quatrebras ankam. Von Braine le Comte nach Quatrebras sind 3½ Meilen. Cooke wird also kurz nach Mittag dort abmarschiert und der Befehl gegen 10 Uhr vom Obercommando expedirt worden sein. Daß Cooke Mittags noch nicht in Braine

gewesen, der Befehl also früher expedirt, aber dort liegen geblieben sei, ist nicht anzunehmen, da Cooke von seinem Cantonement Enghien bis Braine noch nicht 2 Meilen hatte. Daß der betreffende Befehl die Truppen noch nicht nach Quatrebras, sondern erst nach Nivelles berief, geht daraus hervor, daß Alten, der schon in Nivelles stand, erst um 3 Uhr den Befehl erhielt nach Quatrebras zu gehen.

[6]) Wann und wo dieser Befehl gegeben wurde, ist nicht überliefert. Ich schließe meine Angabe aus der Nachricht, daß Alten, der um 12 Uhr in Nivelles angekommen war, um 3 den Befehl zum Weitermarsch erhielt. Dieser Befehl kann unmöglich vor 12 Uhr von Quatrebas abgegangen sein. Um 12 Uhr begab sich Wellington zu Blücher; also erst von hier aus, als er sich überzeugte, daß die Aufstellung der Preußen den Anmarsch seiner Truppen unbedingt sicherte, hat er den Befehl gegeben. Die Strecke von Brye bis Nivelles beträgt 2¼ Meilen; 1¼ Stunden genügen also vollkommen für die Ueberbringung.

[7]) Charras giebt an, sie seien noch zum Gefecht gekommen. Aus der auf dem Berliner Kriegs-Archiv befindlichen Relation ergiebt sich jedoch, daß dem nicht so war.

In den Supplementary Dispatches of Wellington Bd. X p. 496 findet sich eine eingehende Disposition für die alliirte Armee vom 16. Juni Morgens 7 Uhr, angeblich von dem Generalquartiermeister Sir W. Delancey, der nachher bei Waterloo blieb, für Wellington selbst entworfen. Ich habe dieselbe jedoch für die obige Aufstellung nicht benutzt, da sie so fehlerhaft ist, daß sie den Verdacht der Unechtheit erregt oder jedenfalls nicht zuverlässig copirt ist. Von der Division Colville wird gesagt, sie sei in Oudenarde, während sie sich zum Theil in Gramont sammelte und schon am Abend vorher den Befehl erhalten hatte, nach Enghien zu marschieren. Von der Cavallerie ist gesagt, sie sei in Braine le Comte, während erst zwei Stunden vorher der Befehl, der sie dahin dirigirte, von Brüssel abgegangen war. Um 7 Uhr war der Herzog mitten auf der Chaussee von Brüssel nach Quatrebras; es ist also kaum glaublich, daß grade um diese Stunde der Generalquartiermeister Tableaus geschrieben hat. Vielleicht ist es, als die Sache so unglücklich ablief, ein nachträglich für die etwaige Rechtfertigung aus dem Gedächtniß niedergeschriebenes Erinnerungsblatt. Die dazu gegebene Notiz, daß dies die Befehle für die Truppenbewegungen gewesen seien, bevor irgend ein Angriff auf die Engländer stattgefunden, klingt ohnehin etwas advocatisch. Die detachirten Truppentheile sind nicht besonders behandelt in der Uebersicht. Der wesentliche Inhalt derselben ist schon gegeben in dem bereits citirten Aufsatz. In dem letzteren ist jedoch ein Fehler zu berichtigen. Nach der Angabe in dem Quellen-Werk des General v. Ollech, habe ich angenommen, daß die Brigade Dörnberg in Mons stand. Dem war jedoch, wie sich aus den handschriftlichen Memoiren des General von Dörnberg selbst (Kriegs-Arch.) ergiebt, nicht so. Der General war allein in Mons und seine Brigade stand bei Mecheln. Es war also sehr natürlich, daß sie sich bei Vilvorde sammelte und zum Gefecht bei Quatrebras

zu spät kam. Nach Ollech wäre sie von Mons nach Vilvorde 8 Meilen zurückmarschiert.

Clausewitz ist in seiner Darstellung des Feldzuges von unrichtigen Voraussetzungen ausgegangen. Er glaubte, die Quartiere der alliirten Armeen hätten sich bis zum Meer hin erstreckt und macht daher auf der einen Seite dem Herzog von Wellington den nicht begründeten Vorwurf einer zu weiten Vertheilung seiner Truppen und betont auf der anderen Seite, beherrscht von der Vorstellung, daß die Engländer unmöglich zur Stelle sein konnten und die Preußen dies wissen mußten, lange nicht stark genug, daß die Preußen mit Bestimmtheit auf ihre Ankunft rechneten. Das Verfahren Blücher's und der Entschluß die Schlacht bei Ligny anzunehmen, erscheint daher bei ihm viel sorgloser und unvorsichtiger, als es thatsächlich der Fall war.

IV.

Die Benachrichtigung Wellingtons von dem Verlust der Schlacht bei Ligny.

(Buch 9 Cap. 4.)

Man hat englischer Seits dem preußischen Hauptquartier einen Vorwurf daraus gemacht, daß es Wellington nicht noch am Abend des 16ten von dem Ausgang der Schlacht benachrichtigt habe. Dem gegenüber ist darauf hingewiesen worden, daß vom preußischen Hauptquartier allerdings der Lieutenant von Winterfeldt mit der Nachricht des bevorstehenden Rückzuges an Wellington abgeschickt, aber von französischen Tirailleurs unterwegs niedergeschossen worden sei. Nun geht aber aus der von Ollech a. a. O. mitgetheilten Erzählung des Generals von Wussow hervor, daß dieser noch nach Winterfeldt abgeschickt und doch noch vor dem Durchbruch der Franzosen zurückgekehrt ist. Winterfeldt kann also eine positive Mittheilung über den bevorstehenden Rückzug noch nicht haben überbringen sollen, sondern nur eine bestimmte Meldung, daß, wenn die Alliirten keine Hülfe brächten, die Preußen sich nicht würden halten können. Das ist immerhin nicht ganz dasselbe und die englische Darstellung also richtig. Merkwürdig ist, daß auch der Kaiser Napoleon und Ney sich erst am anderen Morgen spät von dem Ausgang der beiderseitigen Engagements benachrichtigten. Nach solchen Anstrengungen kann so schnell doch nichts Neues unternommen werden und so wird leicht im Gefühl, daß nicht so viel darauf ankomme, die Meldung vernachlässigt.

V.

Die Entscheidung der Schlacht bei Belle-Alliance.

(Buch 9 Cap. 5.)

Unsere Erzählung der Entscheidung der Schlacht von Belle-Alliance bedarf einer besonderen Rechtfertigung, da sie von der in jüngster Zeit herrschend gewordenen Darstellung wieder mehr zu einer älteren Auffassung zurückkehrt.

Es handelt sich um die Einwirkung der Preußen auf den Moment des Umschlages. Die Frage ist an sich untergeordneter Natur, namentlich in keiner Weise identisch mit der Frage nach dem Antheil der Preußen an dem Siege überhaupt. Dieser besteht erstens darin, daß 16—17,000 Mann*) des französischen Heeres ausschließlich im Kampfe gegen sie verwandt wurden: es kann keiner Frage unterliegen, daß Napoleon gesiegt haben würde, wenn er, ganz abgesehen von der besseren Unterstützung früherer Anfälle, für die letzte Attacke statt 5000 Mann noch 21,000 zur Disposition hatte. Zweitens wurden durch das Zietensche Armeecorps zwei englische Cavallerie-Brigaden, die bis dahin auf dem linken Flügel gehalten hatten, abgelöst, rückten in das Centrum und verstärkten den grade durch den Angriff der französischen Garde bedrohten Punkt. Drittens besteht der Antheil der Preußen an dem Siege darin, daß vermöge der Richtung ihres Angriffs in die Flanke und den Rücken der Franzosen, so wie durch ihre Verfolgung das französische Heer nicht nur geschlagen, sondern zertrümmert und vernichtet wurde.

Ob daher die Preußen auch auf den eigentlichen Moment des Umschlages der Wage eingewirkt haben, ist von geringer Bedeutung, aber doch immerhin eine Untersuchung werth.

Folgendes sind die verschiedenen Auffassungen. Nach der einen Ansicht wurde der letzte Angriff der Franzosen von dem englischen Centrum abgeschlagen; darauf gingen die Engländer ihrerseits vor und jagten die Franzosen durch ihren Angriff in die Flucht. Von dort aus verbreitet sich die Flucht auf den rechten französischen Flügel, auf dem die eben angelangten Preußen noch unentschieden kämpften. Das ist die bei den Engländern übliche Darstellung auf Grund von Wellingtons officiellem Schlachtbericht. Wenn Wellington außerdem in abstracto „dem redlichen und rechtzeitigen Beistand der Preußen" den Erfolg des Tages zuschreibt, so zeigt seine eigene Erzählung eigentlich keine rechte Veranlassung zu solchem Dank.

*) Lobau, Domon, Subervic, junge Garde, 6 Bat. der alten Garde (einschließlich der beiden Bataillone die bei Plancenoit im Rückhalt blieben).

Preußischerseits ist dem gegenüber immer behauptet worden, daß der letzte Angriff der Franzosen zwar von den Engländern selbständig abgeschlagen, der darauf erfolgende Rückzug der Franzosen jedoch zum wenigsten ebenso sehr durch den Flanken-Angriff der Preußen, wie durch das Vorgehen der Engländer veranlaßt worden sei. Die älteren preußischen Darstellungen (Wagner, Damitz, Schulz) sind darüber jedoch nicht völlig klar; einerseits berichten sie von den Kämpfen und Erfolgen der vorgehenden Engländer, andererseits nennen sie doch das allgemeine Vorgehen derselben ein für den Ausgang der Schlacht indifferentes überflüssiges Schaustück. Diesen inneren Widerspruch hat Bernhardi zu lösen versucht. Er hat (im ersten Bande der Geschichte Rußlands) eine Darstellung der Schlacht gegeben, welche dadurch in sich vollkommen consequent wird, daß die directe Einwirkung der Engländer auf den Rückzng der Franzosen fast ganz wegfällt; die Entscheidung wird gebracht durch die Ankunft des Zietenschen Armeecorps auf dem linken Flügel; diese Truppen werfen den ihnen gegenüber stehenden rechten Flügel der Franzosen, etwa während die französischen Garden noch mit den Engländern kämpfen. So beginnt der rechte Flügel der Franzosen die Flucht und reißt dadurch allmählich das Centrum und den linken Flügel mit sich fort und die Engländer folgen denselben auf Wellingtons Befehl nur, um dadurch den Schein zu wahren, als ob die Entscheidung durch sie gegeben worden sei.

Dieser Darstellung ist wiederum entgegengetreten Büdinger in einem Essay „Wellington" (Leipzig, Teubner 1869). Er vertheidigt zunächst die subjective Wahrhaftigkeit Wellingtons; dieser habe sehr wohl der Ansicht sein können, daß es sein Vorgehn sei, wovor die Franzosen sich zurückzögen. Ferner aber schreibt er auch thatsächlich diesem Vorgehen einen gewissen Einfluß zu, wenn er auch (in Uebereinstimmung mit Bernhardi) die eigentliche Entscheidung in der Ankunft und dem Eingreifen Zietens erblickt.

Auch der neuste englische Bearbeiter des Feldzuges Oberst Chesney, sieht in der Ankunft Zietens den eigentlichen Wendepunkt des Gefechts.

An Zeugnissen ist kein Mangel. So zu sagen vor den Augen von ganz Europa vollzog sich das Ereigniß. Nicht nur Engländer, Franzosen, Preußen, Niederländer, welche an der That betheiligt waren, sondern auch Vertreter Rußlands, Oestreichs und Spaniens, welche im Gefolge Wellingtons die Schlacht mitmachten, haben ihre Berichte abgestattet. Aber ihre Behauptungen widersprechen sich oft direct. Der Russe, Pozzo di Borgo, spricht kaum von den Preußen; der Oestreicher, Vincent, führt das glückliche Resultat ausschließlich auf diese zurück; der Spanier, Alava, schließt sich in seinem Gedankengang so eng an Wellingtons eigenen Bericht an, daß er offenbar nicht als eine selbständige Quelle angesehen werden kann.

Die Gründe, weshalb Gefechtsrelationen oft so wenig mit einander harmoniren, sind einleuchtend. In der ungeheuren Aufregung geht die Empfindung der Zeit verloren; Ereignisse, die in der nächsten Nähe geschehen, werden übersehen, einzelne Episoden, an denen sogar der Berichterstatter selbst theilgenommen, bleiben in seinem Gedächtniß nicht haften, wie wenn das unmittelbar darauffolgende Gewaltige dem ersten keine Zeit ließe sich einzuprägen. Selbst bei dem Kaltblütigsten ist die Aufmerksamkeit so angespannt auf einzelne Punkte gerichtet, daß die Funktion des Gedächtnisses darunter zu leiden scheint. Ein so wichtiges Ereigniß, wie den Verlust von La Haye Sainte in der Schlacht von Waterloo, setzt Wellington um 2 Uhr an, während es ohne Zweifel mehrere Stunden später (die Berichte differiren bis zu 6 Uhr) stattfand. Was war wichtiger für den Entschluß der Preußen die Schlacht bei Ligny anzunehmen, als das Hülfsversprechen Wellingtons? Am Morgen des 16. $10^1/_2$ Uhr schrieb dieser Blücher den Brief über die Concentrirung seiner Armee. Es ist unmöglich, daß derselbe Gneisenau nicht mitgetheilt worden sei und doch beruft sich dieser in den Berichten an seine Freunde stets nur auf die viel unbedeutendere Zusage Wellingtons am Tage vorher. Er muß den Brief vom Schlachttage selbst ganz vergessen haben. Diese beiden Fälle sind um so frappanter, als sie sogar sehr entschieden gegen das Interesse der Aussagenden selbst sind. Denn hier, wie bei fast jedem Gefechtsbericht, sind thatsächlich die Zeugen zugleich Parteien. Da ist es schon im gewöhnlichen Leben schwer, objectiv auszusagen: wie viel mehr hier wo das Zeugniß von vorn herein zugleich als Eindruck subjectiv ist. Ohne jeden Zweifel wird in der Regel schon der Eindruck bestimmt durch das Interesse des Aussagenden für seinen Truppentheil. Das Wenige, was der Einzelne beobachtet und im Gedächtniß festhält, ist schon beeinflußt durch das, was ihm am Herzen liegt. Ohne die Gutgläubigkeit zu bezweifeln wird man doch die bestimmtesten Angaben, namentlich negativer Natur, häufig verwerfen dürfen.

Im vorliegenden Falle kommt noch dazu, daß gegen Ende der Schlacht nach dem vielstündigen Geschützfeuer eine Art Rauchnebel das Schlachtfeld bedeckte und den Ueberblick erschwerte*).

Selbst innerhalb derselben Nationalitäten bekämpfen sich noch verschiedene Interessen. Preußischerseits hat die Hauptlast des Kampfes das vierte Armeecorps getragen, bei dem sich auch das Obercommando befand; dies Corps hatte über 6,000 Todte und Verwundete, das erste nur 300. Man war also keineswegs geneigt, dem Auftreten des ersten Corps die Entscheidung des

*) General Vivian im United Service Journal 1833 II p. 313. Man habe keine funfzehn Schritt weit sehen können. Ebenso Reiche.

schweren Kampfes beizumessen*). Seitens des ersten Corps haben wir Berichte, welche hauptsächlich der Wirkung der neu auftretenden Batterien**), andere, welche dem Vorgehen der Infanterie den Erfolg zuschreiben***). Französcherseits befolgte Napoleon selbst anfänglich†) das Princip, die Einwirkung der Preußen (deren Erscheinen er ja hätte vorhersehen müssen) möglichst herabzusetzen; später††) als er die Schuld hierfür Grouchy beimaß, leitete er die Niederlage ausschließlich von dem Einbrechen Zietens ab. Die französischen Schriftsteller im Allgemeinen haben ebenfalls das Interesse, die Ankunft der Preußen für das Scheitern des Angriffs der Garden verantwortlich zu machen. Unter den Engländern ist Streit, ob die Garden oder das Regiment Colborne den französischen Angriff abgeschlagen hatte. Die Niederländer behaupten ihrerseits ebenfalls dabei betheiligt gewesen zu sein.

Wir untersuchen zunächst noch einmal die Natur und Stärke des letzten französischen Angriffs selbst, so wie den Grund seines Scheiterns. Dann wenden wir uns den Fragen zu, wo zuerst und wann und warum die Franzosen den Rückzug antraten.

Für die erste Frage ist es am wichtigsten festzustellen, wie viel Gardebataillone überhaupt angegriffen haben.

Das französische Garde-Corps hatte 24 Infanterie-Bataillone zu 500 Mann, war also nach einem Verlust von gegen 1000 Mann bei Ligny noch 11000 Mann stark. Von den 24 Bataillonen kämpfte die junge Garde, 8 Bataillone, und vier Bataillone der alten Garde in und bei Plancenoit†††), ein weiteres Bataillon stand noch in Colonne an dem Wege der von Plancenoit nach der

*) Das zeigt sich namentlich in der Darstellung Wagners.

**) Reiche, Memoiren, der die Batterien aufgestellt haben will und Müffling.

***) Die nicht weiter genannte Quelle in Zychlinski's Geschichte des 24. Inf. Reg., welches hauptsächlich gefochten hat.

†) In seinem officiellen Bulletin; abgedr. u. a. in „Observations sur l'ouvrage du général Gourgaud, Paris 1819" und mehrfach. Ebenso in der Botschaft an die Kammern, verlesen durch Regnault de St. Jean d'Angely; bei Vaudoncourt, Histoire des campagnes de 1814 et 1815 Bd. 5 p. 231.

††) In der Darstellung Gourgauds und den Memoiren.

†††) Victoires et conquêtes etc. des Français de 1792 à 1815 Bd. XXIV. Charras rechnet nur drei, wohl in Folge eines Versehens in dem genannten Quellenwerke. Hier wird nämlich p. 219 gesagt „ein Bataillon der Garde sei von Caillou in das Gehölz von Chantelet geschickt worden". p. 224 heißt es in einer Anmerkung, dies sei das erste Bataillon des ersten Grenadier-Regiments gewesen, p. 225 ist aber gesagt, daß die beiden Bataillone des ersten Grenadier-Regiments rechts und links der Chaussee von Charleroi in Carree gestanden hätten. Es ist also in jener Anmerkung offenbar ein Versehen und da der Verbleib aller anderen Bataillone einzeln nachgewiesen wird, so muß dort das einzig übrige, nämlich das erste Bataillon des zweiten (statt ersten) Grenadier-Regiments gemeint sein. Möglicherweise sind die Tirailleurs des zweiten Regiments später an die Stelle des ersten getreten.

Chaussee führt, hatte aber auch seine Tirailleurs schon gegen die Preußen ausgesandt. Es blieben also, wenn man dies letztere noch nicht als engagirt zählt, vier Bataillone der alten und die acht Bataillone der Mittelgarden zur Disposition, als Napoleon seinen letzten Angriff zu machen beschloß.

Nach den englischen Berichten haben, wenn wir von denen absehn, die sechzehn Bataillone annehmen, von den zwölf in der That vorhandenen Bataillonen entweder zehn oder acht den großen Angriff gemacht. Nach französischen Berichten waren es aber nur sechs, oder gar nur vier Bataillone, die wirklich zur Attacke gelangt sind, während die übrigen in Reserve blieben. Der Unterschied ist wichtiger als es scheint. Denn wenn noch vier oder gar sechs unberührte Bataillone der Garde bei La Haye Sainte gestanden haben, ohne die Erneuerung des Angriffs zu wagen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß mittlerweile irgend ein Incidenzfall eingetreten war, der sie daran verhinderte und das könnte nur das Vorgehen der Preußen gewesen sein. In diesem Fall wäre also der Angriff der Garde garnicht mehr zur vollen Entwicklung gelangt.

Die Zeugnisse sind folgende:

Nach Napoleon's eigner Behauptung, sowohl in dem officiellen Bulletin, als in den beiden späteren Darstellungen haben nur vier Bataillone die Engländer wirklich angegriffen, während die übrigen noch in Reserve standen, als die Panik ausbrach.

Dasselbe behauptet der General Drouot*), der im Stabe des Garde-Corps die Schlacht mitgemacht hatte, in einer Rede, die er am 24. Juni in der Pairs-Kammer hielt. Auf sein Zeugniß ist jedoch nicht viel mehr zu geben, als auf das Napoleon's selbst, da er zum Theil nur das Bulletin paraphrasirt.

Drouot's Rede rief eine Entgegnung von Ney hervor**). Dieser sagt, vier Regimenter (= acht Bataillonen) der Mittelgarde habe der Kaiser ihm zugeführt. Nachdem der Angriff abgeschlagen, seien noch vier Bataillone der alten Garde übrig gewesen. Diese Angabe hat alle Gründe der Wahrscheinlichkeit für sich, schließt aber nicht aus, daß von den acht Bataillonen eins oder das andere vorläufig in Reserve geblieben ist.

Merkwürdiger Weise spricht Ney's eigner Adjutant, Oberst Heymés, der im Jahre 1829 eigens zum Zweck von Ney's Rechtfertigung seine Erinnerungen über den Feldzug veröffentlichte***),

*) Die Rede ist übersetzt in „The battle of Waterloo (Accounts and documents) by a Near observer. London 1817.

**) Brief Ney's an den Herzog von Otranto (Fouché) Vie du maréchal Ney. Paris 1816 p. 176.

***) Spectateur militaire Bd. VIII. Auch gedruckt in Documents inédits sur la campagne de 1815 publiés par le duc d'Elchingen, Paris 1840.

wieder von vier Bataillonen. Aus seiner sonstigen Darstellung ergiebt sich jedoch, daß sein Gedächtniß über diese Ereignisse schon sehr beirrt war.

Das gewichtigste Zeugniß gegen Ney, eventuell zur Auslegung Ney's in dem Sinne, daß jene acht Bataillone nicht sämmtlich zum Sturm geführt worden sind, sondern zwei in Reserve zurückbehalten, bietet Charras. Er versichert, eine glaubwürdige Nachricht, also jedenfalls von einem betheiligten Garde-Officier, zu haben, daß nur sechs Bataillone den Angriff vollführt hätten.

Eine anscheinende Möglichkeit beide Nachrichten auf einem andern Wege zu vereinigen bietet endlich das Werk „Victoires et conquêtes des Français", erschienen 1821. Der Bearbeiter dieses Feldzuges versichert, von einer großen Anzahl höherer Officiere Nachrichten eingesammelt zu haben und giebt uns in der That sehr zahlreiche, offenbar zuverlässige Einzelnotizen. Die Glaubwürdigkeit seiner Darstellung wird allerdings dadurch sehr beeinträchtigt, daß er ganze Absätze wörtlich aus der Napoleonischen Relation übernimmt, ein Bedenken gegen seine subjective Wahrhaftigkeit habe ich jedoch nicht gefunden. Im vorliegenden Fall spricht seine Tendenz sogar sehr entschieden für seine Glaubwürdigkeit. Denn obgleich er offenbar den Wunsch hat, der Napoleonischen Version von den vier Bataillonen nicht gradezu entgegenzutreten, so weiß er doch nur von einem Bataillon der Mittelgarde zu berichten, das nach links [!] detachirt worden sei. Die andern hätten angegriffen. Es seien aber doch nur fünf Bataillone gewesen, da zwei Regimenter bei Ligny solche Verluste erlitten hätten, daß sie nur je ein Bataillon formiren konnten. Man sieht recht, wie diese Wendung entstanden ist. Materiell ist sie vollkommen unbegründet. Die französische Garde hatte überhaupt keinen sehr großen Verlust bei Ligny erlitten und wahrscheinlich die Division der jungen Garde die nicht hier, sondern bei Plancenoit focht, noch den größern Theil. In dem Wunsch, die Zahl der Bataillone möglichst klein zu machen, hat dann einer der Betheiligten die Meinung ausgesprochen, mehrere von den Bataillonen seien überhaupt so klein gewesen, daß zwei nur für eins gerechnet werden könnten. Möglicherweise haben die betreffenden Regimenter es auch in der That vorgezogen aus den beiden Bataillonen nur eine Colonne zu bilden, wodurch freilich in der Zahl der Bataillone nichts geändert wird. Der Verfasser der Victoires et conquêtes aber ergreift sofort diese seine Neigung so außerordentlich ansprechende Auffassung, um sich wenigstens in der Form der Napoleonischen Darstellung möglichst zu nähern. Er zählt die angreifenden Bataillone nur als fünf und scheint dadurch auf den ersten Blick Napoleon fast zu bestätigen. Sieht man näher zu, so kommt freilich ebenso viel und fast noch mehr als auf die Zahl der angreifenden darauf an, wie viel Bataillone noch in Reserve gestanden

haben, und da ist es gleichgültig, ob er die ersteren als fünf oder sieben zählt: auf jeden Fall war von der Mittelgarde nur noch eins zur Verfügung, als der Angriff mißglückt war.

Wie wir sehen verstärkt in diesem Fall die Tendenz die Glaubwürdigkeit des Autor's: so ungern er es gesteht, so kann er doch nicht umhin zu erzählen, daß zunächst sieben Bataillone der Mittelgarde angegriffen haben, und auch das achte ist zuletzt noch vorgeführt worden, wie er sagt, um einige noch fechtende Pelotons zu degagiren. Da nun zwei Bataillone von Anfang an bei Plancenoit zurückblieben, so haben bei La Haye Sainte nur zwei in Reserve gestanden und der Angriff ist in der That völlig zur Entwicklung gelangt.

Man darf es den französischen Berichten wohl glauben, daß er mit der höchsten Entschlossenheit ausgeführt wurde. Ueber den Grund seines Scheiterns kann kein Zweifel sein. Zwar kann man das absolute numerische Verhältniß der Angreifer und Vertheidiger nicht feststellen, da sich die Stärke der Truppen, welche bereits den ganzen Tag im Feuer gestanden hatten und durch thatsächlichen Verlust, Auflösung und Desertion ungemein zusammengeschmolzen waren, nicht schätzen läßt, aber man wird sich doch von der Wahrheit nicht zu weit entfernen, wenn man den Abgang auf beiden Seiten gleich hoch anschlägt und nur die Truppen vergleicht, welche jetzt frisch und noch wenig berührt vorgeführt wurden. Das war französischer Seits die Garde, gegen 3500 Mann, und die halbe Division Durutte (bisher auf dem rechten Flügel), die allerdings auch schon den ganzen Tag an der Schlacht Theil genommen hatte, aber doch noch 1500—2000 Mann gezählt haben mag. Auch das zweite Corps sammelte sich, den Angriff zu unterstützen. General Reille sagt aber selbst, daß es nicht mit viel Kraft geschehen sei*). Für die Kavallerie fehlt jede Schätzung, sie hatte jedenfalls am meisten von Allen verloren.

Auf Seite der Alliirten war eine Division noch gänzlich unberührt, über deren Werth die Engländer freilich sehr abschätzig urtheilen, die Niederländer unter Chassé 7000 Mann; sehr wenig verloren hatte aber außerdem die erst vor Kurzem ins Gefecht gezogene ausgezeichnete Division Clinton, ebenfalls gegen 7000 Mann, und ziemlich frisch waren endlich noch die beiden Cavallerie-Brigaden Vivian und Vandeleur. Die anderen Truppen auf dem gefährdeten Punkt, englische Garde, Division Alten, Braunschweiger, Nassauer, hatten alle mehr oder weniger gelitten.

Diese Gegenüberstellung genügt, um Ney's Behauptung, das ihm übergebene Truppencorps sei zu schwach gewesen, um seinen Zweck zu erreichen, vollkommen zu rechtfertigen. Sie genügt ferner,

*) Reille's Erzählung ist veröffentlicht in Documents inédits sur la campagne de 1815 publiés par le duc d'Elchingen p. 54 ff. „Elles ne purent seconder cette attaque avec beaucoup de vigueur".

um die (schon von Clausewitz angezweifelte) Auffassung, daß die Engländer schon in der alleräußersten Noth und Bedrängniß sich befunden hätten und kaum noch fähig gewesen seien Widerstand zu leisten, zu widerlegen.

Ueber die Art, wie der Angriff abgeschlagen wurde, besteht ein Streit nur zwischen den alliirten Truppentheilen selbst. Das Bataillon Colborne (etwa 900 Mann) stark) erhebt den Anspruch ganz allein, durch seinen Flankenangriff die Garde, noch ehe sie die Höhe erreichte, geworfen zu haben. Diese Behauptung wird widerlegt durch die Thatsache, daß die englische Garde, der Wellington officiell das Verdienst zusprach, nachdem sie die französische zurückgetrieben, selbst ihrerseits in ziemlicher Unordnung vor neu erscheinenden Truppen zurückwich*). Diese sind dann von Colborne in die Flanke genommen worden. Man hat aus diesem doppelten Angriff gefolgert, daß die Franzosen in zwei verschiedenen Colonnen angegriffen hätten, die nicht ganz gleichzeitig auf der Höhe anlangten. Dazu ist jedoch kein Grund vorhanden. Entweder ist es das letzte Bataillon der Mittelgarde gewesen, welches nachträglich hinaufkam, oder es sind, wie in Victoires et conquêtes ausdrücklich berichtet wird, die durch Capitän Minal noch einmal vorgeführten Truppen seines Bataillons gewesen, vor denen die Engländer zurückwichen. Bernhardi hat die Vermuthung aufgestellt, dieser letzte Angriff sei von Truppen Reilles ausgegangen. Es kommt darauf in der That wenig an, sobald man darüber einig ist, daß in der That alle Bataillone der Mittelgarde überhaupt angegriffen haben. Jedenfalls war dieser letzte Angriff nur unbedeutend, da der General Clinton**), zu dessen Division das Regiment Colborne gehörte, in seinem Journal notirte, die Garde habe die französische Garde zurückgeschlagen und der Feind sei von der Brigade Adam (wozu Colborne gehörte) verfolgt worden (followed up eigentlich nur „nachgefolgt"); der General wird an den Thaten seiner eigenen Division nichts herabgesetzt haben. Es ist allerdings kaum glaublich, daß das Regiment Colborne von dem eigentlichen Anfall der Garde in seiner unmittelbarsten Nähe garnichts bemerkt hat und, da kein Grund vorliegt, die bona fides zu bezweifeln, nur zu erklären dadurch, daß einerseits ein lebhaftes Tirailleurgefecht ununterbrochen fortgegangen war, so daß eine eigentliche Gefechtspause dem Anfall der Garde garnicht voranging und andrerseits dadurch, daß der Pulverdampf zeitweilig völlig die Aussicht hemmte.

Den Antheil der Division Chassé an der Zurücktreibung der französischen Garde haben die Engländer immer mit Stillschweigen

*) Außer Siborne so in dem Brief eines englischen Garde-Offiziers. Near observer I. p. 68.

**) Mitgetheilt in Chesney, Waterloo Lectures.

übergangen, oder sogar behauptet, diese Division sei, als man das vive l'empereur Rufen der anrückenden Garde vernahm, nur dadurch vom sofortigen Ausreißen abgehalten worden, daß die Cavallerie hinter ihr fest aufschloß. Der General Chassé hingegen hat mit Entschiedenheit seinen Antheil reclamirt, namentlich durch die außerordentlich kräftige Nahwirkung einer Batterie, die er, da Alles sich schon fast verschossen hatte, frisch auf den Platz brachte. Der General schrieb darüber am 5. Juli an seinen Corps-Commandeur Lord Hill und erhielt von diesem eine sehr höfliche Antwort, worin den Niederländern die freilich reservirt genug klingende Versicherung gegeben wird, „daß sie sich in Bewegung gesetzt hätten, um den Angriff der französischen Garde zurückzutreiben.“ *)

Wenn die meisten Beobachter, namentlich die Fremden, in dem Urtheil übereinstimmen, daß gegen Abend die Lage des alliirten Heeres sehr kritisch geworden sei und ohne das Eintreffen der Preußen die Alliirten geschlagen worden wären, so kann sich das nicht speciell auf diesen letzten französischen Angriff beziehen, da derselbe ohne die Hülfe der Preußen abgeschlagen wurde. Dies Urtheil wird sich mehr auf die allgemeine Lage begründen und die Betrachtung, was geschehen wäre, wenn die Franzosen mit wirklich erheblichen Kräften einen Angriff unternommen hätten; davor allerdings wurde die alliirte Armee durch die Ankunft der Preußen bewahrt.

Jetzt kommt der Moment, wo die englische Armee aus der Defensive in die Offensive übergeht.

Zunächst setzte das Bataillon Colborne, das den letzten Anfall der Franzosen gebrochen hatte, seinen Marsch ohne Unterbrechung fort, ihm folgten die übrigen Bataillone der Brigade Adam. Diese Brigade war bei Beginn des Gefechts 2500 Mann stark gewesen. Gleichzeitig oder etwas später ging das Landwehr-Bataillon Osnabrück vor, darauf die Cavallerie-Brigade Vivian, endlich etwa eine Viertelstunde, nachdem der Angriff abgeschlagen war *), die ganze Schlachtlinie, namentlich die Cavallerie-Brigade Vandeleur.

*) Die Briefe bei Knoop, „Ueber Sibornes Geschichte des Krieges i. J. 1815 und Widerlegung der darin dem niederländischen Heer gemachten Beschuldigungen“. Dies Werkchen ist in einem sehr gereizten Ton geschrieben. In der That ist aber auch die Ungerechtigkeit, mit der die englischen Schriftsteller, mit einziger Ausnahme des neueren Chesney, ihre Bundesgenossen behandeln, so groß, daß man sich über derartige Antworten nicht verwundern kann. Eins der besten Werke über die Schlacht bei Waterloo, Shaw Kennedy, stellt z. B. folgende Zahlenberechnung auf. Die Britten (incl. deutsche Legion) betrugen etwa 30,000 Mann, die Verbündeten 38,000; diese kann man aber doch höchstens gleich 11,000 Engländern rechnen, folglich darf man sagen, das 41,000 Engländer bis zum Abend um 6 Uhr 61,000 Franzosen (7,000 werden für die Preußen abgerechnet) Widerstand geleistet haben.

*) Nach Siborne „wenigstens zwölf Minuten“.

Dem Bataillon Colborne begegneten zunächst englische und deutsche Dragoner, die von einer Attacke auf die Franzosen zurückkamen und zuerst für Feinde gehalten wurden. Diese sind also von den Franzosen noch zurückgewiesen worden.

Hinter La Haye Sainte traf das Bataillon, außer einer ungeordneten Masse auf drei oder nach anderer Version vier Carrees der Garde und einige Haufen geschlossener Reiterei.*) Zwei andere Carrees standen rechts näher an Goumont, noch andere weiter links.

Als das Bataillon in den Grund gelangt war, ließ der Oberst halten, nahm Points vor und wollte ausrichten. Da kam Wellington selbst an das Bataillon herangeritten und befahl dem Obersten sofort jene drei oder vier Carrees zu attackiren; sie würden nicht Stand halten.**) So ging das Bataillon ohne strenge Richtung vor und die französischen Bataillons nahmen in der That den Angriff nicht an, sondern zogen sich, nachdem sie gefeuert hatten, auf Commando und geordnet zurück.

Dies ist der einzige thatsächliche Zusammenstoß, der zwischen den alliirten Truppen und den Franzosen, in der Zeit zwischen dem Zurückwerfen des letzten französischen Angriffs und dem Beginn des Rückzuges stattgefunden hat. Erst auf dem jenseitigen Abhang hat die Cavallerie die Franzosen wieder erreicht und auch dort kann erst der Angriff des Landwehrbataillons Osnabrück***) auf das Garde-Chasseur-Bataillon stattgefunden haben: also erst nachdem der Rückzug bereits angetreten war†).

Als die Truppen auf der jenseitigen Höhe anlangten, waren Preußen noch nicht zur Stelle, aber gleich darauf traten sie von der Richtung von Plancenoit her bei Rossomme auf die Chaussee††).

Die Franzosen, welche dem englischen Centrum und rechten Flügel gegenüber kämpften, haben also — die ganz speciellen Zeugnisse lassen darüber keinen Zweifel — den Rückzug angetreten, nicht vor einem Anfall der gesammten englischen Armee, sondern vor dem Anmarsch einiger weniger, streng genommen, eines ein-

---

*) Gawler, United Service Journal 1833. II. p. 304. Anmerk.

**) Gawler, a. a. O. Leeke, Lord Seatons (Colbornes) Regiment at Waterloo. Beide waren Officiere dieses Regiments.

***) Ich will hier beiläufig bemerken, daß die Antwort die dieses Bataillon von den Franzosen auf die Aufforderung zur Ergebung erhielt, „merde“ lautete.

†) Daß ausschließlich das Bataillon Colborne mit dem Feind noch wieder in Berührung kam, ist bestätigt durch die Aussage des Commandeurs des 71. Regiments, das dem 52ten (Colborne) unmittelbar folgte. v. Leeke a. a. O. Ueber die Cavallerie Vivians eigene Mittheilung in United Service Journal 1833 II. Gawlers Antwort Bd. III. p. 2 ff.

††) Rossomme ist ohne Zweifel der Hof den Müffling meint in den Briefen an Gneisenau. Oben p. 623.

zigen Bataillons. Das Gros der alliirten Armee ist überhaupt nicht mehr mit dem Feind in Berührung gekommen, die Cavallerie hat ihn erst auf dem Rückzuge eingeholt.

Wie erklären die Franzosen selbst diesen plötzlichen Wechsel?

Wir erinnern uns Napoleon's eigener ursprünglicher Version über die Krisis. Es war eine plötzliche unwiderstehliche Panik. Diese Darstellung wurde wiederholt von Drouot in seiner schon erwähnten Rede. Drouot's Rede aber leidet an einer merkwürdigen Incohärenz. Ehe der Angriff der Garde begann, sagt er, habe man zur Rechten Feuern gehört und nicht gezweifelt, daß es von Marschall Grouchy herrühre; mit neuer Kraft wären auf diese freudige Botschaft die Truppen vorgegangen. Plötzlich aber sei die unerklärliche Panik ausgebrochen. Woher rührte aber jenes erst so bedeutsam erwähnte Feuer? Darüber giebt Drouot's Rede keine Auskunft.

Drouot's Auslassung rief die Erwiederung Ney's hervor:*)

---

*) Ich will den ganzen Passus hersetzen, indem ich beiläufig bemerke, daß der General Hofmann in seiner Geschichte dieses Feldzuges die entscheidende Stelle in Neys Briefe nicht ganz richtig übersetzt hat. „Cependant les Prussiens continuaient leur mouvement", übersetzt er „Zur selbigen Zeit" ꝛc. Cependant hat indeß nicht die Bedeutung der Gleichzeitigkeit, sondern des Einwandes. Es entspricht genau unserem deutschen „indessen" = „doch".

„Le 18, la bataille commença vers une heure, et quoique le bulletin qui en donne le récit ne fasse aucune mention de moi, je n'ai pas besoin d'affirmer que j'y étais présent.

M. le lieutenant-général comte Drouot a déjà parlé de cette bataille, dans la chambre des Pairs; sa narration est exacte, à l'exception toutefois de quelques faits importans qu'il a tus ou qu'il a ignorés, et que je dois faire connaître. Vers sept heures du soir, après le plus affreux carnage que j'aie jamais vu, le général Labédoyère vint me dire de la part de l'empereur, que M. le maréchal Grouchy arrivait à notre droite, et attaquait la gauche des Anglais et Prussiens réunis; cet officier général, en parcourant la ligne, répandit cette nouvelle parmi les soldats, dont le courage et le dévouement étaient toujours les mêmes, et qui en donnèrent de nouvelles preuves en ce moment, malgré la fatigue dont ils étaient exténués; cependant, quel fut mon étonnement, je dois dire mon indignation, quand j'appris, quelques instans après que nonseulement M. le maréchal Grouchy n'était point arrivé à notre appui, comme on venait de l'assurer à toute l'armée, mais que quarante à cinquante mille Prussiens attaquaient notre extrême droite, et la forçaient de se replier? Soit que l'empereur se fût trompé sur le moment, où M. le maréchal Grouchy pouvait le soutenir, soit que la marche de ce maréchal eût été plus retardée, qu'on l'avait présumé par les efforts de l'ennemi, le fait est qu'au moment où l'on nous annonçait son arrivée, il n'était encore que vers Wavres sur la Dyle: c'était pour nous comme s'il se fût trouvé à cent lieues de notre champ de bataille.

Peu de temps après, je vis arriver quatre régiments de la moyenne garde, conduits par l'empereur en personne, qui voulait, avec ces troupes, renouveler l'attaque, et enfoncer le centre de l'ennemi; il m'ordonne de marcher à leur tête avec le général Friant: généraux, officiers, soldats, tous montrèrent la plus grande intrépidité; mais ce corps de troupes était trop faible pour pouvoir résister long-temps aux forces que l'ennemi lui opposait;

ihr Schwerpunkt liegt in der Ergänzung Drouot's in dem unaufgeklärt gebliebenen Punkt: jenes Feuer rührte von den Preußen her. Drouot hatte darüber geschwiegen, um das Bulletin nicht zu dementiren. Desto merkwürdiger ist aber, daß er doch das unerwartete Feuer erwähnt, das nothwendig zu der Frage veranlassen mußte, von wo es denn ausging. Drouot sagt nicht einmal, daß es nicht Grouchy war.

Sehr überlegt war es jedenfalls nicht, den Zwischenfall zu erwähnen, da er doch zu vermeiden wünschte, darauf einzugehen, aber es ist psychologisch sehr wohl erklärlich. Jenes Feuer zur Rechten hatte in dem in seiner Vorstellung befindlichen Bilde von dem Verlauf der Schlacht eine so große Bedeutung, daß es sich mit Gewalt in seine Darstellung hineindrängte, obgleich er es gern verhehlt hätte. Seine Phantasie war nicht beweglich genug, da er doch etwas zu unterdrücken wünschte, sofort ein völlig anderes, in sich einiges Bild der Schlacht herzustellen. Er ließ den mißliebigen Punkt einfach fort und setzte etwas Anderes an dessen Stelle (die Panik), ohne zu bemerken, daß es mit dem Uebrigen in keiner Weise harmonirte.

Ney also ist es, durch den die Franzosen zuerst den eigentlichen Zusammenhang der Schlacht und der Niederlage erfahren haben. In welcher Weise aber die Preußen auf den positiven Umschlag der Schlacht eingewirkt haben, geht auch aus seiner Darstellung nicht recht deutlich hervor.

Er hebt zuerst mit Recht hervor, daß der letzte Angriff wegen seiner numerischen Schwäche mißlungen sei. Dann leitet er allmählich in den Rückzug über, immer auf dem Hintergrunde der Vorstellung, daß die feindliche Uebermacht alle Anstrengungen der

---

il fallut bientôt renoncer à l'espoir que cette attaque avait donné pendant quelques instants. Le général Friant a été frappé d'une balle, à côté de moi; moi-même j'ai eu mon cheval tué et j'ai été renversé sous lui. Les braves qui reviendront de cette terrible affaire me rendront, j'espère, la justice de dire qu'ils m'ont vu à pied, l'épeé à la main, pendant toute la soirée, et que je n'ai quitté cette scène de carnage que l'un des derniers, et au moment où la retraite a été forcée.

Cependant les Prussiens continuaient leur mouvement offensif, et notre droite pliait sensiblement; les Anglais marchèrent, à leur tour, en avant. Il nous restait encore quatre carrés de la vieille garde, placés avantageusement pour protéger la retraite; ces braves grenadiers, l'élite de l'armée, forçés de se replier successivement n'ont cédé le terrain que pied à pied, jusqu'à ce qu'enfin accablés par le nombre, ils ont été presqu'entièrement détruits. Dèslors, le mouvement rétrograde fut prononcé, et l'armée ne forma plus qu'une colonne confuse; il n'y a cependant jamais eu de déroute, ni de cri sauve qui peut, ainsi qu'on en a osé calomnier l'armée dans le bulletin. Pour moi, constamment à l'arrière-garde, que je suivis à pied, ayant en vue mes chevaux tués, exténué de fatigue, couvert de contusions, et ne me sentant plus la force de marcher, je dois la vie à un caporal de la garde, qui me soutint dans ma marche, et ne m'abandonna point pendant cette retraite."

Tapferkeit erdrückt habe. Nun wissen wir aber aus der Relation der Alliirten selbst, daß das zwar richtig ist, so weit es sich auf ihr Defensiv-Gefecht bezog — keineswegs aber in Bezug auf ihre Offensive.

Vollkommen gebrochen und aufgelöst waren die französischen Truppentheile an dieser Stelle auch nach dem Scheitern des letzten Angriffs gewiß noch nicht. Zwei Bataillone waren noch ganz frisch, die Engländer sahen überhaupt eine ganze Anzahl geschlossener Carrees und einen Cavallerie-Angriff hatte man eben noch abgeschlagen. Auch standen ja noch zwei Bataillone der alten Garde bei Plancenoit.

Es ist zwar kein Grund anzunehmen, daß ein erneuerter mit diesen Truppen unterstützter Angriff mehr Erfolg gehabt haben würde, als der erste, aber man kann doch schwerlich behaupten, daß Napoleon ihn nicht unternommen haben würde, wenn er noch freie Hand hatte.

Statt dessen wurde der Rückzug angetreten. „Die Preußen setzten ihre Offensiv-Bewegungen fort und unser rechter Flügel wich merklich," sagt Ney.

Dieser Satz ist von Bernhardi so ausgelegt worden, daß die Franzosen auf dem rechten Flügel bereits die Flucht ergriffen hatten (vor den Preußen) und diese Flucht des rechten Flügels auch die Truppen, welche dem Centrum und dem linken Flügel der Wellingtonschen Schlachtordnung gegenüberstanden, mit fortriß.

Wenden wir also jetzt den Blick dem preußischen Theil des Schlachtfeldes zu und untersuchen die dort statthabende Entwicklung. Man kann bei den Preußen dreierlei unterscheiden, 1) den erneuten Angriff auf Plancenoit, 2) das Vorgehen des Zietenschen Armeecorps und 3) das allgemeine Vorgehen auf den Raum zwischen Plancenoit und den Dörfern auf dem äußersten linken Flügel der alliirten Schlachtordnung, wo Zieten einrückte.

Suchen wir zunächst zeitlich das Verhältniß des Zietenschen Corps zu den Ereignissen zu constatiren*). Von allen Berech-

*) Man ist zunächst geneigt in Betreff des Auftretens des Zietenschen Corps den Bericht Duruttes zu Rath zu ziehen, gegen dessen Truppen es gefochten hat. Durutte aber erwähnt sein Erscheinen garnicht. Ich gestehe, daß mich dies Schweigen zuerst sehr frappirt hat. Wenn nicht die Einstimmigkeit aller anderen Zeugnisse noch durch die Verlustliste bestätigt würde, könnte man die Existenz des ganzen Gefechts in Zweifel ziehen. Die Erklärung wird wohl folgende sein. In seiner zweiten Bearbeitung des Feldzuges beschuldigte Napoleon speciell die Division Durutte, daß bei ihr die Deroute begonnen habe und der Ruf sauve qui peut ausgestoßen sei. In seiner Gereiztheit und dem Eifer der Vertheidigung, „der hier etwas zu viel, dort etwas zu wenig sagt," verschwieg nun Durutte Alles, was zu der Meinung Veranlassung geben konnte, daß bei seiner Division ein plötzlicher Umschlag in der That stattgefunden. So ist es, wie wir sehen werden, auch in Wirklichkeit nicht gewesen. Duruttes Erzählung ist veröffentlicht in der Sentinelle 1838, übers. im Mil.-Wochenbl. 1838.

nungen nach der Uhr ist dabei selbstverständlich, da es sich um Viertelstunden handelt, als völlig unzuverlässig abzusehen. Nach den Relationen*) der einzelnen Truppenführer verlief ihr Engagement folgendermaßen. Die ersten Abtheilungen, welche das Schlachtfeld erreichten, waren die Füsilier-Bataillone des 12. (zweiten Brandenburgischen) und 24. Regiments. Sie besetzten ein Dorf (entweder Frischermont oder Smohain) und hielten ihre Stellung fest, während sie sahen, wie die Nassauschen Truppen aus dem nächsten Ort, Papelotte und La Haye (nicht zu verwechseln mit La Haye Sainte) vertrieben wurden**). Gerade als die Nassauer dieses Dorf verließen, trafen die Musketier-Bataillone des 24. Regiments und die beiden schlesischen Schützen-Compagnien ein und vor ihnen wichen die Franzosen ohne Kampf sofort wieder aus den Dörfern. Diese zwei einhalb Bataillone unter dem Commando des Obersten Hofmann gingen vor und nahmen jenseits des Dorfes eine Stellung; mittlerweile trafen auch die beiden Musketier-Bataillone des 12. Regiments, das Westphälische Landwehrregiment, zwei Batterien***), und das 1. Schlesische Husaren-Regiment, alle zur ersten Brigade, Steinmetz, gehörig, und von der Reserve-Cavallerie die Brandenburgischen Dragoner und Ulanen ein.

Hier erhebt sich nun die Frage, ob das Vorgehen des rechten französischen Flügels gleichzeitig mit demjenigen der Garde stattgefunden hat. In diesem Fall würde auch das Zurückwerfen der Garde und die Besetzung von Papelotte und La Haye durch die Preußen etwa gleichzeitig gewesen sein und da die Preußen hinter jenen Dörfern noch einmal Halt machten, so hätte offenbar das eigentliche Weichen des französischen rechten Flügels erst nach demjenigen der Garde begonnen. Daß dem jedoch nicht so war, geht aus Folgendem hervor. Die preußischen Berichte geben an, daß als das Detachement des Obersten Hofmann jenseits Papelotte Stellung nehmen wollte, der General Grolmann, Generalquartiermeister der Armee, von Plancenoit her ankam und befahl sofort weiter vorzurücken. Dies geschah und es entspann sich ein heftiges, etwa halbstündiges Feuergefecht, in dem die Preußen sogar noch einmal zurückgedrängt wurden†). Daß dieses Gefecht in der That

*) Kriegs-Arch. d. Gr. G.-Stab.

**) Relation des Majors von Blücher v. 24. Reg.

***) In der Relation des ersten Armeecorps (abgedr. bei Reiche) ist angegeben vier Batterien seien in's Gefecht gekommen. In dem Schluß-Rapport über die Leistungen der Artillerie während des ganzen Feldzuges giebt der Chef der Artillerie Oberst Lehmann an, nur zwei Batterien (Fuß-Batterie Nr. 7 und reitende Batterie Nr. 7) seien zum Feuern gelangt. Müffling sagt, 24 Geschütze (drei Batterien). Ohne Zweifel ist die Relation des Obersten Lehmann als die maßgebende Autorität anzusehen. Es sind allerdings noch andere Batterien zum Feuern gelangt, aber erst auf der Verfolgung (reit. Batterie Nr. 2); da werden sie auch ihre Verluste erlitten haben.

†) Zychlinski, Gesch. d. 24. Reg.

stattgefunden, geht daraus mit Sicherheit hervor, daß die beiden Musketierbataillone des 24. Regiments 180 Todte und Verwundete hatten. Da ihre Stärke nicht mehr als 1,200 Mann betrug, so ist das ein Verlust von einem Siebentel und wie stark ein solcher Verlust für ein nur halbstündiges Gefecht ist, geht daraus hervor, daß in der ganzen neunstündigen Schlacht die englischen Truppen ein Viertel, die Hannoverschen ein Sechstel, die Niederländischen ein Siebentel, die Braunschweigischen ein Neuntel ihrer Gesammtstärke verloren. Begann dieses Gefecht erst zu derselben Zeit, als die französische Garde sich zurückzog, so hätte der ganze rechte französische Flügel von den Engländern abgeschnitten werden müssen um so mehr, da von La Haye Sainte nach Rossomme näher ist, als von Papelotte. Nothwendig hat jenes Gefecht also schon begonnen, während die französischen Garden noch oben auf dem Plateau mit den Engländern kämpften. Demgemäß ist auch der Angriff des rechten französischen Flügels (Division Durutte) dem der Garde um etwas vorangegangen. Dies erklärt sich sehr leicht. Als Zieten sich näherte, rückten die beiden Cavallerie-Brigaden Vivian und Vandeleur vom linken Flügel nach dem Centrum. Sie kamen dort noch an, ehe die Garde angriff. Nun verzögerte sich aber durch ein Mißverständniß oder einen nicht mehr ausführbaren Befehl Blüchers die Ankunft der Preußen*); sie kehrten sogar noch einmal um. Diese Zwischenzeit haben also die Franzosen benutzt, da sie das Verschwinden der gesammten Cavallerie bemerkten, ihren Angriff auszuführen und in dem Augenblicke kamen auch die Preußen zurück.

Unterscheiden wir bei dem nun beginnenden Gefecht der Zietenschen Vortruppen die Zeit, wo die Franzosen noch Widerstand leisteten und die Zeit, wo sie den unaufhaltsamen Rückzug antraten, so hatte in den Augenblick, als auf Seite der Engländer das Bataillon Colborne sich zum Vormarsch in Bewegung setzt, diese zweite Periode den Zietenschen Truppen gegenüber noch nicht begonnen.

Wenn man preußischer Seits den Beweis, daß es sich doch so verhalten habe, daraus hat führen wollen**), daß die Preußen mit den Engländern gleichzeitig auf der Höhe von Rossomme hinter Belle Alliance eingetroffen seien, während sie doch von Papelotte den weiteren Weg zu machen hatten, so ist dieser Beweis nicht zutreffend, da ausdrücklich berichtet wird***), die Preußen seien mit Schotten zusammengetroffen und die Brigade Adam, die unzweifelhaft dem Rest der englischen Armee ein Stück voraus war, keine

*) S. darüber Reiches od. Müfflings Memoiren.

**) In der officiellen Uebersetzung des Generalstabes von Chesneys Waterloo Lectures; Einleitung.

***) Zychlinski, a. a. O.

Schotten hatte. Die Schotten gehörten zu den Brigaden Kempt und Pack, die den linken Flügel der Alliirten gebildet hatten. Erst mit dem Gros der alliirten Armee ist also die Avantgarde des Zietenschen Corps bei Belle-Alliance zusammengetroffen und die Brigade Adam ist ihr voraus gewesen.

Um dieselbe Zeit, d. h. um die Zeit, als das Bataillon Colborne den Vormarsch begann, ist auch ohne Zweifel der Kampf bei Plancenoit schon wieder im Gang gewesen. Denn da der Kampf sehr hartnäckig war und längere Zeit dauerte und doch die Preußen bei Rossomme mit den Engländern zusammentrafen, Colborne aber ohne Unterbrechung fortmarschirt ist, so muß der Angriff der Preußen auf Plancenoit auch schon vor dem Beginn von Colbornes Marsch (stark 5000 Schritt) oder gleichzeitig damit begonnen haben.

Der allgemeine Vormarsch auf dem wellenförmigen Terrain zwischen Plancenoit und Papelotte (vom Bois de Paris bis zur Chaussee sind gegen 6000 Schritt), hat also noch erheblich früher begonnen.

Der Ausdruck Ney's „die Preußen setzten ihre Offensiv-Bewegung fort, unser rechter Flügel wich merklich" ist also, wenn wir ihn auf den Moment beziehen, wo die französischen Carrees vor Colborne den Rückzug antraten, dahin auszulegen, daß die Preußen sich etwa auf einer Linie befanden, parallel der Chaussee vom östlichen Eingang des Dorfes Plancenois, bis ca. 1000 Schritt westlich von Papelotte und die Franzosen ihnen gegenüber noch Widerstand leisteten.

In welcher Weise wirkte nun diese Sachlage auf die Ereignisse bei den Ney'schen Truppen? Ueberschauen wir die Situation.

Der letzte Angriff war unternommen in dem Glauben, die Offensive der Preußen sei erschöpft, oder aber, wenn diese sich erneuere, in dem Wunsch, vorher der alliirten Armee den Todesstoß zu versetzen. Der Angriff war mißlungen und gleichzeitig hatte sich mit verdoppelter Kraft von Neuem die Offensive der Preußen entwickelt. Immer neue Massen erschienen am Rande des Schlachtfeldes. Wenn ihnen auch auf der ganzen Linie noch Widerstand geleistet wurde, so war nunmehr doch jede Möglichkeit nicht nur des Sieges, sondern auch der Behauptung des Schlachtfeldes entschwunden. Im Gegentheil, jede Minute längeren Verweilens den Engländern gegenüber ließ die Gefahr näher rücken, daß die Preußen sich Plancenoits bemächtigten und damit dem französischen Heer den Rückzug abschnitten. Es kann kein Zweifel sein: aus diesem Grunde nahmen die Franzosen den Angriff der Engländer nicht mehr an und dieser Angriff ist, was den Entschluß zum Rückzug betrifft, höchstens ein beschleunigendes Moment gewesen.

Eigentlich verdunkelt ist dieser Zusammenhang der Dinge viel mehr durch Napoleon, als durch die Engländer oder Preußen.

Napoleon, sich aufbäumend gegen das niederdrückende Gefühl, daß der unglückliche Ausgang die Folge seines fundamentalen strategischen Fehlers gewesen sei, die Preußen außer Berechnung zu lassen, läugnete anfänglich ihr Erscheinen bis auf einen unbedeutenden Heerhaufen gewaltsam ab. An Stelle dessen gab er als Grund der Niederlage eine plötzliche unbegreifliche Panik an. Wohl zum Theil verlockt durch den rhetorischen Reiz des Gegensatzes zwischen dem hochaufluthenden Enthusiasmus, der sich zum Sturm anschickenden Garde und der trostlosen Verzweiflung des sauve qui peut, betonte man es trotz Ney's Dementirung in den meisten Darstellungen nicht scharf genug, daß dieser Zustand erst viel später eingetreten ist*). Man nahm an, der Rückzug der Franzosen sei von Anfang an fluchtähnlich gewesen und fragte, wer sie so in Schrecken gesetzt habe. In der That haben sich die Franzosen anfänglich vor den Preußen unter zähem Widerstand, vor den Engländern mit voller Ueberlegung und Absicht, wie ausdrücklich berichtet wird, auf „Commando" zurückgezogen.

Es war also nicht speciell das Erscheinen der Zietenschen Truppen, das die Entscheidung der Schlacht herbeiführte, sondern es war das Vorrücken der gesammten preußischen Schlachtlinie. Und die Entscheidung wurde nicht gegeben in der Weise, daß die Franzosen auf dem rechten Flügel vor den Preußen die Flucht ergriffen und von da dann sich die Flucht über die ganze Schlachtlinie fortpflanzte: sondern die Franzosen haben, während sie auf dem rechten Flügel, allerdings weichend, kämpften, auf dem linken einen geordneten und überlegten Rückzug angetreten.

Es wird nicht Wunder nehmen, daß Ney sich hierüber nicht unumwunden ausdrückt. Bei ihm ist die Vorstellung eines unausgesetzten Ringens gegen eine überwältigende Uebermacht vorwaltend.

Es ist ebenso natürlich, daß die in Reih und Glied stehenden Engländer ihrem Angriff den großen Erfolg zuschrieben; was dann zur Folge hatte, daß das Bataillon Colborne denselben für sich allein reclamirte. Grundfalsch ist die Insinuation Müfflings, die die meisten preußischen Schriftsteller aufgenommen, als ob das Vorgehen der Engländer „einen politischen Grund" gehabt habe, nämlich sich selbst den Ruhm der Entscheidung zu vindiciren. Die vordersten Truppen der alliirten Armee haben den Franzosen noch erheblichen Schaden zugefügt und das Gros mußte, wenn der Sieg an sich auch schon entschieden war, doch schon zur Unterstützung jener vordersten Truppen nachfolgen**).

Auf der andern Seite konnte freilich auch bei der Abfassung

*) Auch Reille a. a. O. behauptet sein Corps geordnet vom Schlachtfelde weggeführt zu haben.

**) Indem ich diesen Excurs für den Druck revidire, komme ich zu der Erkenntniß, daß auch das von mir gewählte Wort p. 418 Z. 22 „documentiren" der Sachlage nicht völlig entspricht und bitte statt dessen „verfolgen" zu setzen.

seines Schlachtberichts Wellington schon wissen, daß nicht allein und ausschließlich, wie er behauptete, sein Angriff den Rückzug der Franzosen entschieden habe. Müffling, der in seiner Umgebung war, hat den innern Zusammenhang der Ereignisse auf der Stelle sehr wohl erkannt, und ehe er die Entdeckung machte, daß eine von ihm aufgestellte Batterie die Entscheidung gebracht habe, auch richtig dargestellt.

Im Kriegs-Archiv des Gr. Generalstabes findet sich, wie es scheint, das Concept von Müfflings Bericht an den König, unmittelbar nach der Schlacht geschrieben. Er nennt sie in der Ueberschrift die Schlacht „la belle Réunion" und sagt:

„Dieses Corps [Zieten] traf gegen 7 Uhr mit seinen Têten bei la Haye ein, nahm dieses Dorf ohne großen Widerstand, ging mit Massen vor und stellte die Verbindung mit dem 4ten Corps her, worauf es nun gemeinschaftlich mit demselben gegen la belle Alliance vorrückte um den Herzog Wellington zu degagiren, der sich noch immer in einem starken kleinen Gewehrfeuer längs seiner ganzen Linie befand und seine Artillerie hatte in die zweite Position zurückkehren lassen müssen.

Als der Feind sich in den Rücken genommen sah, entstand eine Flucht, die bald in die förmlichste Deroute ausartete, als sich beide Armeen von allen Seiten auf den Feind stürzten"*).

VI.

Stärke- und Verlust-Berechnungen.

(Buch 9.)

Die zuverlässigsten Zahlen über diesen Feldzug giebt Charras. In Betreff der Preußen hat er sich in so fern geirrt, als er glaubte, die Bedienungsmannschaften der Artillerie gegen die Preußischer Seits veröffentlichten Zahlen um Einiges erhöhen zu müssen, da sie offenbar unzureichend seien. In der That sind sie aber unzureichend gewesen und Leute von der Infanterie haben zur Aushülfe commandirt werden müssen. In der Totalsumme ist trotz dieses Fehlers Charras doch ziemlich richtig, da man Preußischer Seits unpraktischer Weise nach „Gewehren" zählte, statt nach Köpfen und somit Officiere und Spielleute nicht mitrechnete. Charras sagt aber ausdrücklich, daß er in der französischen Armee

*) Merkwürdig ist in diesem Bericht, daß des Angriffs der französischen Garde überhaupt nicht gedacht wird. Er war eben so schwach, daß er für den, der nicht zufällig in nächster Nähe war, garnicht als ein besonderes Moment aus dem unausgesetzten Gefecht hervortrat.

die Offizirre einrechne und glaubt (irrthümlicherweise), daß dies preußischerseits ebenfalls geschehen sei.

Die richtigen Zahlen nach den officiellen Rapporten im Kriegs-Archiv d. Gr. Generalstabes sind folgende.

Combattanten-Liste der Armee des Niederrheins
am 15. Juni 1815.

1.	Armee-Corps	32,568
2.	" "	33,048
3.	" "	25,255
4.	" "	31,088
	Sa.	121,959

davon

Spielleute	2,227
Cavallerie (Pferde)	14,028

am 5. Juli 1815.

1.	Corps	20,073
2.	"	25,403
3.	"	18,810
4.	"	21,940
	Sa.	86,226

davon

Spielleute	1,842
Cavallerie (Pferde)	8,230

Ich gebe die Spielleute besonders an, da es nicht ausgeschlossen ist, daß sie französischerseits nicht eingerechnet worden sind. Nach der ganzen Art, wie Charras rechnet, ist es mir jedoch wahrscheinlich, daß er sie mitgezählt hat.

Bei Ligny betrug hiernach die Stärke der Preußen, unter Abzug des Verlusts am 15ten mit 1200 Mann und da zwei Bataillone und 6 Schwadronen noch nicht eingetroffen waren (Damitz I, 122)*) etwa 87,000 Mann, wenn auch die Spielleute abgezogen werden, gegen 86,000 Mann.

Verlust bei Ligny.

Officiere	407,	davon todt		66,	vermißt	34
Unterofficiere	1,315,	"	"	249,	"	445
Spielleute	301,	"	"	51,	"	136
Gemeine	18,426,	"	"	3,214,	"	7,655
Sa.	20,449,	"	"	3,580,	"	8,270.

*) Außerdem wird auch noch von einer Batterie des 3. Corps gesprochen, die zu spät gekommen wäre.

Diese Liste*) ist ohne Zweifel nach dem Ergebniß der Verlesung der Mannschaften in den Compagnien im Lauf des 17. Juni zusammengestellt worden. Bei solcher Verlesung wird Jeder, über dessen Verbleib nichts Bestimmtes von den Kameraden angegeben werden kann, als „vermißt" rubricirt; in den meisten Fällen stellt sich dann nachträglich Tod oder Verwundung heraus und die „Vermißten" werden daher in der Generalsumme am besten einfach mitgezählt. Entschieden unrichtig ist es also, wie von Preußischen Schriftstellern bisher geschehen ist, als den Preußischen Verlust bei Ligny 12,000 Mann anzugeben und die 8000 Vermißten als Versprengte (Gefangene sind nicht viel gemacht worden) zu rechnen. Auch bei Belle-Alliance hatten die Preußen 1387 „Vermißte", von denen gewiß nur ein sehr geringer Theil Versprengte waren.

Einen bestimmten Anhalt, wie viel von den Vermißten bei Ligny in der That Versprengte, d. h. Entflohene waren, haben wir nicht. Nehmen wir denselben Procentsatz wie bei Belle-Alliance ($1387 : 5612 = {}^1/_4$) für das Verhältniß der wirklich „Vermißten" zu den Getödteten und Verwundeten, so würden wir etwa 3000 Mann erhalten, die zusammen mit den 12,000 der anderen Rubriken einen Verlust von 15,000 Mann ergeben würden. Die Entflohenen reduciren sich dann auf etwa 5000; jedoch ist ihre Zahl ursprünglich jedenfalls noch größer gewesen, da schon im Lauf des 17ten das vierte Armeecorps Viele von ihnen anhielt und ihren Truppentheilen wieder zuführte.

Der General Zieten, der am 23. Juni seine Listen einreicht, bemerkt dabei, daß er hoffe, die Zahl der Vermißten werde sich noch bedeutend verringern, da er alle rückwärtigen Gouvernements ersucht habe, die Flüchtigen ihm wieder nachzuschicken. Der Verlust des 1. Corps ist freilich auch sehr bedeutend.

Officiere	225	
Unterofficiere	817	
Spielleute	213	
Gemeine	11,456	
	12,711	Todte, Verwundete und Vermißte,

also über ein Drittheil der Stärke. Eingerechnet ist dabei der Verlust am 15ten mit 1200 Mann. Der Verlust in der Schlacht bei Ligny selbst würde also für die ganze Armee etwa 14000 Mann betragen**).

Charras hat ganz richtig gefunden, daß die Angabe eines Verlustes von 12,000 Mann für die Preußen zu gering ist; aber seine eigene Berechnung auf 18,000 Mann ist ebenfalls nicht richtig. Er hat nämlich bei Wagner und Damitz die Verluste der

*) Acten des Kriegsarchivs.

**) Die Verlustliste des 1. Corps ist gedr. bei Plotho.

einzelnen Brigaden, die speciell angegeben sind, zusammenaddirt und dann im gleichen Verhältniß eine Zahl für die Brigaden, die nicht speciell angegeben sind, hinzugefügt. Da nun jene speciell angegebenen Verluste schon 11,388 Mann betragen, so wäre seine Rechnung vollkommen zutreffend. Es ist aber folgender Fehler in seiner Berechnung. Bei der Angabe der Verluste der einzelnen Brigaden sind die Vermißten bereits eingerechnet. Daher die Differenz in der Schlußsumme, wo sie nicht eingerechnet sind. Da Charras die Versprengten auf 12,000 Mann anschlägt, so betrüge die momentane Schwächung der preußischen Armee durch die Schlacht bei Ligny nach ihm 30,000 Mann.

Verluste des I. Armee-Corps am 18. Juni.

Westphälisches-Landwehr Reg.	13	Mann
2 Comp. Schles. Schützen	29	„
2. Brandenburg. Reg.	63	„
24. Infanterie-Reg.	188	„
Artillerie	11	„
Cavallerie	13	„
Sa.	317	Todte, Verwundete und Vermißte.

Reitende Batterie Nr. 2 verlor 6 Mann und 2 Pferde; Fuß-Batterie Nr. 7 2 Pferde; Reitende Batterie Nr. 7 nichts. Reserve-Artillerie 5 Mann und 6 Pferde.

Nachtrag zu p. 338 Anmerkung.

In dem Gneisenau'schen Briefwechsel wird öfter von der „Rangliste" gesprochen. Im Archiv des Königl. Kriegsministeriums existirt solche erst von 1817 an. Für die früheren Jahre ist es mir deshalb noch nicht gelungen, Gneisenau's dienstliche Stellung bezüglich der Bezeichnungen „Chef des Generalstabes" und „Generalquartiermeister" mit Sicherheit festzustellen. Durch die Allerh. Cab.-Ordre v. 21. Juli 1813 wird Gneisenau „zum General-Quartier-Meister der Armee" ernannt. Als er deprecirt, wird ihm aufgetragen, wenigstens den Posten als Generalquartiermeister bei den Blücher'schen Truppen zu übernehmen (Pertz III, 75). In den Ordres de Bataille wird er jedoch immer „Chef des Generalstabes" genannt. In den Rang-Listen von 1817 bis 1821 hat unter der Rubrik „Generalstab" Müffling den ersten Platz, jedoch ohne eine nähere Bezeichnung seiner Stellung. Erst durch eine Allerh. Cab.-Ordre vom 11. Januar 1821 (Kr.-Minister.) wird er dann zum „Cheff des General-Stabes der Armee" ernannt und erscheint von da an als solcher in den Ranglisten.

Actenstücke.

Kneſebeck an Gneiſenau.

(Kriegs-Archiv d. Gr. Generalſtabes.)

Veſoul d. 22. Januar 1814.

Wohl hatte ich geantwortet auf Ihren letzten mir noch in Frankfurt geſchriebenen Brief, — aber Sie hatten mir wehe, mir Unrecht gethan — ich fühlte mich gekränkt, ſo hatte ich geſchrieben; — der Brief ward geſiegelt, und um Sie nicht zu reitzen nicht abgeſchickt. Er iſt noch verſiegelt unter meinen Papieren und ſoll nun ſo wie ich ihn auffinde verbrannt werden.

Wir wollen ein Ziel; aber überzeugen Sie ſich daß wir es wollen, und verlaſſen Sie ja den Gedanken, daß ich auf halbem Wege ſtehn bleiben will. Ich will nur mit ſolcher Sicherheit dahin, daß ich dem Zufall, wenn es ſein könnte, auch nichts vertraute. Durch unſere Kundſchafter Nachrichten tauſendfältig betrogen, kann es ſeyn, daß ich ihnen zu wenig glaube, aber noch jetzt ſehe ich, wie wir belogen worden ſind, wenn man uns ſagte, daß Frankreich keine Waffenfähige Männer mehr hätte und daß dies wahrlich nicht geeignet iſt, mir mehr Zutrauen einzuflößen. — Es laufen hier in jedem Dorf, auf den Straßen und Chauſſeen mehr junge Leute herum als wir haben. Indeß weil die Liebe zu ihrem Gouvernement fehlt, weil die Maſchine in der Bredoullie gekommen iſt — bin ich mit Ihnen überzeugt — müſſen wir jetzt nicht balanciren, ſondern einen ſolchen Frieden erkämpfen, der die Dauer ſeiner Garantie in ſich trägt.

Hierauf auch war von Anfang an mein Plan gebaut. Ich habe den Ihrigen nicht getadelt; aber dreiſt glaube ich behaupten zu können, meiner war *größer* angelegt. Die *Gewalt* des *Manövers* iſt eine magiſche Kraft, die den Sieg vorbereitet und den Gegner ſchon trifft, wenn wer ſie ausführt, es oft nicht ahndet. Mit der Hülfe Gottes haben ſie glücklich uns bis hierher geholfen, daß ich ſie unmöglich in Frankfurt verlaſſen und einem Napoleoniſchen Vorgehen das Schickſal der Welt anvertrauen konnte.

Ich will noch nicht triumphiren, weil wir noch nicht am Ziel ſind und Alles von der Ausführung und dem Himmel abhängt — aber bis jetzt iſt ja noch Alles ſo gekommen, wie ich es vorherge-

sagt hatte, trotz der Fehler, die man begangen, nemlich trotzdem daß Winzingerode nichts gethan hat und die Oesterreicher durch den Jura gekrabbelt sind und dadurch über 3 Wochen verloren haben. Aber Sie werden sich entsinnen, daß ich behauptete, wir würden Holland erobern — wenn wir nicht hingingen, sondern dies Bülow und dem Kronprinzen allein überließen. Der Erfolg hat mich gerechtfertigt — wir haben Holland. Warum? Weil wir die Macht des Feindes auf anderem Flecke festgehalten haben. Wäre die Schlesische Armee nach jener Richtung marschiert, hätte der Feind es auch gethan und da er die Sehne, Sie den Bogen gehabt hätten, so würde er eher hingekommen sein, als Sie — und die Festungen würden besetzt und vertheidigt worden sein. Ohne die 30000 Mann Verstärkung, die sie bei Mainz an sich gezogen haben, würden Sie nicht im Stande gewesen sein, eine einzige Vestung des Feindes zu blokiren, oder die nicht besetzten Festungen zu besetzen, und ohne die Munition, die Sie durch Ihren Aufenthalt vor Mainz bekommen haben, wären sie nach jedem Gefecht auf das angewiesen gewesen, was sie vom Feinde erobert haben würden. Auf diese Gefahr wollte ich die Sache nicht setzen. Aber selbst angenommen, Alles wäre gelungen; wie ständen die Sachen jetzt? Entweder durch Blokirungen oder durch Besatzungen wäre die Schlesische Armee draufgegangen vor Mastricht, Venloo, Namur, Charlemont, Philippeville, Givet, Brüssel ꝛc. ꝛc. und die Oestreichische hätte sich wahrscheinlich mit der ihr aufgetragenen Defensive am Rhein begnügt und höchstens während ihrer Winter-Quartiere sich mit den Einschließungen von Mainz, Landau, Straßburg beschäftigt. Napoleon aber würde ruhig seine Kräfte gesammelt und organisirt, durch Unterhandlungen uns hingehalten und im Frühjahr uns die Offensive entweder in der Pfalz oder vielleicht gar an der Donau abgewonnen haben; — auf alle Fälle hatten wir einen Festungs- also einen langwierigen Krieg vorherzusehen.

Wie stehen dagegen die Sachen jetzt? Durch das Umkehren der Armee von Schlesien, durch das erste Ausdehnen der Oestreichischen Armee am Ober Rhein, der Rückwärtslegung der Reserve am Mayn, zu dem Glauben verleitet, wir würden den Rhein nicht überschreiten, oder höchstens nur mit kleinen Corps, hat Napoleon den Theil der Truppen, den er noch organisirt über den Rhein gebracht hat, unter Macdonald, Marmont, Victor, längs jenen Strom von Basel bis Wesel zerstreut, einen Theil seiner Garden nach Antwerpen, einen andern bei Paris, einen dritten vielleicht bei Metz aufgestellt gehabt; — uns dadurch das Uebergehen über diesen Strom leicht gemacht; — wir sind nach Verlust von 6 Wochen, scheinbarem Verlust (vielleicht um den Besitz einiger Vestungen ärmer) aber dafür um 50000 Mann verstärkt, haben unsern Feind mitten in seiner Organisation gestört und dadurch wahrscheinlich

Alles in Verwirrung gebracht; unser Vorgehen über Langres, in Verbindung mit dem der Schlesischen Armee auf Metz giebt ein Ensemble des Druckes auf das Krähen Auge Paris, welches wahrscheinlich so schmerzt, daß hoffentlich unser Gegner sagen wird, „Herr ich flehe um Gnade, lasse los, lasse los!" ja daß wir, wenn er dies nicht thun sollte, wahrscheinlich, wenn der Himmel uns noch bei einer Schlacht beisteht — den Frieden dort unterzeichnen und durch unser Vordringen in dieser Richtung den ganzen Theil des französischen Reichs abschneiden, der zwischen Basel, Paris und dem Meere liegt; — wodurch wir also nicht allein bloß Holland und die Niederlande, sondern halb Frankreich — und hoffentlich also einen solchen Frieden erobern werden, der dies Reich wieder in seine wahren Grenzen zurückführt, die es seit der Eroberungssucht seiner Herrscher verlassen hat.

Daß ich dies nicht bloß jetzt erst hinschreibe, sondern den 7. November in seiner ganzen Fülle und Größe gefühlt habe, muß Ihnen das Feuer des Gesprächs erinnerlich machen, mit dem ich in Gegenwart des Kaysers für meinen Plan gekämpft habe — und die duldende Ausharrung, die ich gezeigt habe, als Engländer und Holländer, König und Minister über mich herfielen, weil die einen glaubten, Holland würde wieder verloren gehn und die andern, der Feind würde mit Allem fertig sein; der dritte, wir würden uns avanturiren. — Ich habe alles über mich ergehen lassen, wie beim Waffenstillstande von 1812, habe mir meinen Montecuculi aufgeschlagen und mich durch die Worte gestärkt, réfléchissez mûrement, en formant votre plan, et quand il est formé, restez ferme et n'entendez personne; — habe es ruhig ertragen, als der Marschall Vorwärts, wie einst der selige Scharnhorst, mir die härtesten Sachen sagte, weil sie mich nicht verstanden. Die heilige Sache, die uns alle vereint, hat mir die Festigkeit und den Muth dazu gegeben; — aber ich gestehe es, es gehört beinah mehr wie menschliche Kraft dazu und ich bin diesmal wie beym Waffenstillstande krank über den Verdruß und den Aerger geworden, den ich darüber erduldet habe.

So viel zu meiner Rechtfertigung, da Ihr Schreiben, welches Hauptmann Blücher mir überbracht hat, noch (?) unwillkührlich die Brust über diese Sachen löst. — Ich bitte Sie, nehmen Sie solches auf, wie ich es wünsche, — nemlich nicht als Tadel dessen, was Sie vorschlugen sondern als Auseinandersetzung dessen was ich beabsichtigte; — und überzeugen Sie sich, daß ich eben dahin will, wo Sie hinwollen; — ja daß dreyfache Kraft dazu gehört, stark zu bleiben und fest, — wenn andere Männer von Kraft, einen für einen Schwächling ansehen.

Nun was ich glaube, wir ferner thun müssen.

Durch die Besetzung des Punktes von Langres haben wir den letzten größern Gebirgszug den wir zu übersteigen hatten hinter

uns; und sind Meister von allen mit dem Rhein parallel laufenden Chausseen. Die große Straße die von Lyon über Langres, Neufchateau bis nach Antwerpen läuft, macht deshalb für uns eine zweite Basis aus.

Dem Feinde Zeit zu lassen sich zu sammeln wäre jetzt der größte Fehler. Wahrscheinlich zieht er sich vorerst noch Chalons und Troyes. Wenn die Schlesische Armee Kleist bei Trier und Metz läßt und mit einer raschen Wendung über Joinville entweder auf Chalons oder Arcis zur Aube sich wendet, die Schwarzenbergische Armee aber auf Troyes, so werden wir einen Theil des Feindes entweder bei Troyes mit großer Uebermacht angreifen oder wenn er nicht Stand hält nach Paris hineinwerfen; vielleicht auch wird es gelingen, den Theil der über Chalons geht, abzuschneiden.

Gelingt es, daß wir ihn nach Paris hineinwerfen, so müssen wir uns alsdann bei Fontainebleau, Melun, Meaux festsetzen — die Stadt mit Kosacken umschwärmen, die Zufuhr auf der Seine und Marne sperren; oder wenn er in großer Unordnung bis dorthin kommen sollte mit ihm brusque in die Stadt eindringen. Zieht sich der Feind von Chalons nach Troyes, so wird die Schlesische Armee über Brienne sich mit uns zur Schlacht an der Seine vereinigen können, sollte er keck genug sein, eine Offensiv-Bewegung entweder über Chalons oder Troyes zu machen, so wird er die Hauptstadt Preis geben müssen. Bei Chaumont und Joinville müssen wir nicht länger verweilen als wie zur Heranziehung der Munition nöthig, diese aber müssen wir dort, so viel als fortzubringen ist, an uns ziehen.

Dies in flüchtigem Umriß, was zunächst zu thun sein möchte. — Ob ich gleich in facto Ihre Idee von Mainz und Straßburg alle Truppen heranzuziehn, nicht tadeln kann, so glaube ich, würde der Schade, der uns in der öffentlichen Meinung wegen den Schwächungen hinten, erwachsen könnte doch zu groß sein; als daß ich dazu rathen möchte. Auch werden wir nicht so lange warten können, bis Langeron und Wittgenstein ganz heran sein könnte; sondern was wir jetzt thun wollen, müssen wir bald thun. Freund Gyulai hat abermals 60 Kanonen von Langres mit Ochsen abziehn lassen und kaum gewagt 12 zu holen, bei denen nur 300 Mann zurückgelassen waren.

Ihrer Frage — was ist am Ende Kriegskunst, stimme ich völlig bei. Ich bin seit 20 Jahren (seit ich angefangen habe, über militärische Operationen zu denken) so überzeugt, daß ich auch garnichts von allen den Recepten halte, die die Herren Kriegsdoctoren verordnet haben; — und es mir beinahe schäme zu gestehen, daß ich diese Stunde noch weder Tempelhoff noch Jomini gelesen habe. Geübte Urtheilskraft, den vorliegenden Fall zu beurtheilen, sich die Fragen vorzulegen, was ist zu thun? — was sind für Schwierigkeiten zu überwinden? — was für Mittel

sind dazu vorhanden? — wo ist unsere Schwäche? — wo die des Feindes? — welche Bewegung, welche Operation wird ihn am mehrsten in Verlegenheit setzen? — was wird er seinem Charakter nach auf diese Bewegung thun? — was aus ihr schließen? — und diese Fragen so kalt, so unparteiisch, so vielseitig erörtern und darüber grübeln, ist meine ganze Kriegs-Weisheit; daher wüßte ich nie vorher zu sagen, wie ich handeln werde, habe auf jeden besondern Fall eigentlich meine besondere Kriegskunst und werde von den Schulgerechten beinah nie verstanden, sondern muß Alles mit Verdruß durchkämpfen. — Tausendfältig ging es mir so mit Scharnhorst, früher Tempelhoff, Pfuhl, Massenbach, Lecoq, Leipziger — sodaß ich oft habe lachen müssen, daß Bergen, der für verrückt galt, mehrentheils der einzige war, der unter den Potsdamer Schulgelehrten mir beistimmte.

Doch ich komme in das Plaudern, wo noch in wichtigern Dingen zu handeln ist. Ihr Schreiben aber hat mich erfreut und die Zunge gelöst. Uebermorgen sehe ich Schwarzenberg und den Kaiser wieder. Ich habe jetzt nur immer durch Briefwechsel mit Radetzky und Hake zu wirken gesucht; indeß die Freude gehabt durchzudringen, da diese Männer es wirklich mit der Sache wohl meinen. Jetzt ist alles in das Gleiche. Meine erste Frage wird immer nur die sein — wie sieht es mit der Munition aus? — Kleidung bekommt die österreichische Armee in diesen Tagen. Sie ist hier schon durch. — Diese Armee soll übrigens durch ihre in einem fort währenden Märsche von Leipzig an, sowie durch die üblen Wege, die sie durch den Jura gehabt hat, durchaus einiger Tage Ruhe bedürfen. Den 26ten schreiben Sie mir, kommt Kleist bei Trier an. Haben Sie die Güte mir mit dem nächsten Courier wissen zu lassen, was der Feldmarschall für Ideen mit selbigem hat und wann York zu Ihnen gestoßen und durch Kleist abgelöst sein kann. Ich werde danach suchen, meine Vorschläge hier zu machen.

Oppen hat in seiner Berechnung auf zwey Sachen nicht gerechnet, die wir nach Aussage mehrerer Einwohner von hier sowohl wie in Altkirch durchaus rechnen müssen — nemlich die Douaniers und Gensdarmen, welche sämmtlich aufgeboten sein sollen.

Wahrscheinlich müssen wir bei der nächsten Schlacht auf $^1/_3$ derselben rechnen. Die vom ganzen Reiche betragen, Douaniers 60,000, Gensdarmen 32,000. Das $^1/_3$ würde also 20—25 M. Infanteristen und 10—15,000 Mann Cavallerie betragen. In der Gegend bey Auxerre und Dijon haben sich abermals einige Dörfer wieder zur Wehr gesetzt, wie früher bei Langres; im Ganzen ist aber die Stimmung auch hier gut und die Napoleonsche Regierung verhaßt. Mehrere scheinen die Bourboniden wieder zu wünschen.

Castlereagh ist in Basel angekommen. Ein Friedens-Project, das ich entworfen und das sich auf die alten Grenzen Frankreichs — mit Hinwurf von Veränderungen im Elsaß gründet — hat der Kanzler gut aufgenommen. Was der König und Metternich dazu sagen werden, weiß ich noch nicht.

Adieu. Ich muß schließen. Ich freue mich, daß wir wieder ganz vereint zum großen Ganzen hinwirken werden und bitte Sie, mir so oft, als Sie der Zeit wegen, es können, mir Ihre Ansichten mitzutheilen. Ich bitte, grüßen Sie Müffling, Oppen und Henkel und bezeugen Sie dem alten Helden der Katzbach meine Verehrung — trotzdem daß er mich unverdienterweise in Frankfurt hart behandelt hat.

Knesebeck.

Blücher an Sacken.

(Kriegs-A.)

Euer Excellenz statte ich zu dem Gefecht bei Courcelle meinen Glückwunsch ab.

Ich eile Hochdieselben zu benachrichtigen, daß ich soeben vom Gnl. Grf. Wittgenstein die Mittheilung erhalten habe, daß der Kaiser Napoleon die Nacht vom 8. Febr. in Villenoxe zugebracht und gestern den 9. Febr. in Sezanne zubringen sollte.

Man hat in der Richtung von Villenoxe nach Sezanne Truppen marschiren sehen und Gnl. von Zieten hat aus Fere Champenoise gemeldet, daß seine Patrouillen in Sezanne den Feind gefunden haben.

Diese Bewegung des Feindes kann die Vereinigung mit dem Marschall Macdonald bezwecken, sie kann jedoch auch eine Offensive gegen die Marne sein. In diesem letzten Fall muß ich die Armee rückwärts und zwar in hiesiger Gegend conzentriren. Ich ersuche daher Ew. Ihr Corps in ein Bivouaq auf der Straße zusammenzuziehen, um à portée zu sein alle Bewegungen ausführen zu können. Wenn der General von York heute bei Montmirail ankommt, so würden Sie mit ihm vereint immer im Stande sein, sich auf der kleinen Straße einen Weg zu bahnen, im Fall der Feind sich zwischen uns werfen wollte.

Den General Karpoff bitte ich in jedem Fall zu verstärken und ihn anzuweisen, daß er mir unmittelbar seine Rapporte nach Etoges sendet.

H. Q. Vertus d. 10. Febr. 1814
M. 9½ Uhr.
(Blücher.)

Bericht des Flügel-Adjudanten Graf Schwerin an den König.

(Kriegs-Arch.)

Den 8ten ging das Hauptquartier des Herrn Feldmarschalls bis nach Etoges vor — einem Schlosse, welches der Wittwe des Marschalls Lannes gehört — als auf einmal gegen 7 Uhr Abends die Nachricht einging, daß die Cantonnirung des russischen General Udom in Baye, seitwärts von Etoges durch feindliche Cavallerie alarmirt worden sei.

Bei dem Mangel an Cavallerie, die früherhin sowohl zur Verfolgung der Artillerie-Parks, als auch der aus Vitry gezogenen Besatzung — deren mein letzter allerunterthänigster Bericht Erwähnung that — nachgeschickt war, ließ sich bei der Dunkelheit der Nacht die Stärke des Feindes nicht genau ausmitteln. Der Herr Feldmarschall beschloß daher, sein Hauptquartier — im Falle eines vom Feinde projectirten ernsthaften Angriffs — wieder nach Vertus, von wo er gekommen war, zu verlegen, um durch Concentrirung des von Sacken'schen, Olsufiew'schen, Capzewitz'schen und Kleist'schen Corps, dessen Cavallerie sogleich Befehl erhielt, näher heranzurücken — sogleich im Stande zu sein, dem Feinde die Spitze zu bieten.

Durch die eingegangene Nachricht, von einem aus dem Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg zurückkehrenden Offizier, daß Troyes bereits vom Feinde verlassen worden sei und selbiger sich in zwei Colonnen auf Nogent sur Seine zurückziehe, scheint nun aber zu erhellen, daß es das Corps des Marschall Marmont ist, welches zu dem Alarm des 8ten d. M. Gelegenheit gegeben hat, indem es wahrscheinlich sich mit dem Macdonald'schen Corps zu vereinigen strebte, und so von Troyes auf Sezanne kommend, auf unsere Cantonnirungen gestoßen ist. Eine offensive Bewegung des Feindes von dieser Seite läßt sich auch wohl nicht gut denken, da das von Sacken'sche Corps sich bereits über Montmirail, das von York'sche über Dormans und die große Armee über Troyes hinaus befindet. Das Marmont'sche Corps findet sich demnach auf dieser Weise in beiden Flanquen bedroht und wird solchergestalt entweder von selbst zum Rückzug genöthigt werden oder bei längerem Zaudern ganz abgeschnitten zu werden, Gefahr laufen.

Sehr schwer kommt es indeß dem Corps des Herrn Feldmarschalls an, daß es, nachdem es sich schon so lebhaft auf die Vereinigung mit dem von Kleist'schen gefreuet hatte, nach einer eingegangenen neuen Bestimmung wieder davon getrennt sehen (!) soll, indem selbiges zur Verstärkung des Witgenstein'schen Corps bestimmt und dagegen das Winzingerode'sche zum Ersatz dieses Abganges benannt ist, welches sich erst in der Gegend von Namur befinden soll, mithin vor der Hand keinen Beistand leisten kann.

Die Tête des von Kleistschen Corps ist am 9ten Mittags bereits hier angekommen, hat indeß sogleich, ihrer neuen Bestimmung gemäß, auch ihre neue Direction auf Fère Champenoise genommen. — —

Vertus, den 10. Februar 1814.

Schwerin.

Aufzeichnung von Stosch.

„Man hat es neuerdings dem General Gneisenau zum Vorwurfe gemacht, daß die Niederlage des Marmont'schen Corps bei Laon am 10. März 1814 nicht durch die bereits angeordnete, aber wieder zurückgenommene Verfolgung erfolgreich benutzt worden sei. Diesem Vorwurfe glaube ich begegnen zu können, da mir Gneisenau damals erzählte, daß Blücher, der sonst immer gern auf alle seine Vorschläge einging, ihn bei dieser Gelegenheit sehr ernstlich dafür verantwortlich gemacht habe, die Corps von jetzt an immer concentrirt zu halten und alle und jede Detachirung zu vermeiden, um nicht eine Wiederholung der Februar-Ereignisse zu erleben."

Pro Memoria.

Laon, den 11. März 1814.

Da der Feind Chavignon verlassen hat, so muß man annehmen, er hat auch das Plateau zwischen der Aisne und Lette verlassen und zieht sich hinter die Aisne zurück, welches auch der Marsch von Bery auf Fismes zeigt.

Die Communication mit der großen Armee ist, wie es mir scheint, in diesem Augenblick offen, denn Rheims kann nicht mehr vom Feind besetzt sein.

Es giebt nun dreierlei Operationsobjecte für uns.

1) Wegnahme von Soissons,
2) Wegnahme von Compiegne,
3) Marsch über Fismes gegen die Marne.

Im ersten Fall würde die Armee den ersten Tag an die Aisne rücken, den zweiten Tag bei Mailly (oder aufwärts) übergehen und die Straßen auf Villers Cotteret zu gewinnen suchen müssen um Soissons einzuschließen.

Im zweiten Fall würde der linke Flügel vor Soissons rücken und der rechte Flügel längs der Oise marschiren.

Im dritten Fall würden die Hauptmassen über Bery marschiren, die Basis der Marne (Rheims, Châlons pp.) wieder nehmen und so auf dem rechten Ufer der Marne gegen Meaux vorrücken.

Müffling.

An Boyen.

Rheims, den 24. März 1814.

Vitry war gestern noch nicht angegriffen. Dieser Ort hat 34 St. Geschütz, 5,000 M. Garnison und einen entschlossenen Commandanten. Wo der Feind die Marne passirt hat oder ob dies überhaupt geschehen sei, wissen wir nicht. Winzingerode wollte gestern bei Vitry seyn; bei Vatry hat er sich mit dem von Chaalons kommenden Tettenborn vereinigt. Gestern Abend war der Feind mit Cavalerie nach Chaalons gekommen, in der Nacht ward er durch unsere Cavalerie wieder vertrieben. Von der großen Armee wissen wir Nichts; durch aufgefangene Briefe haben wir erfahren, daß der Feind bei Arcis 26 Kanonen und 5—6000 Mann verloren habe. Wir setzen uns heut gegen Chaalons in Marsch. Wir dürfen annehmen, daß die große Armee sich einen Uebergang gesucht habe und dem Feinde folge. Bei Sillery haben wir eine gute Stellung, wenn der Feind sich plötzlich gegen uns wenden sollte.

Was der Herzog von Weymar an Truppen Ihres Corps zurückbehalten hat ist wirklich zuviel. Der Marsch des General Maison verdient auf das genauste aufgeklärt zu werden denn er ist sehr wichtig.

Gott befohlen!

N. v. Gneisenau.

Radetzky an Gneisenau.

Coulommiers, den 28. März 1814.

Verehrungswerther Freund!

Die Rapporte, die wir über den Marsch des Kaisers haben, sind etwas confus.

Es scheint im Allgemeinen hervorzugehen, daß am 26ten Winzingerode zersprengt, Tettenborn bis unter die Kanonen von Vitry verfolgt und der Feind, der sich schon von Mortierender gegen Brienne dirigirte, der Marne zu wendete, es fragt sich also, auf welchem Wege der französische Kaiser uns nachkommt, worüber im Lauf des heutigen Tages Aufklärung eintreten dürfte, denn ich bin sicher, daß der in Troyes stehende Feind von dem Detachement Alix, Souham ꝛc. sey.

Es ist daher beschlossen:

1) daß die politische Tendenz in der Hauptstadt eiligst ganz nach Ihrem Sinn und in Ihrem Geiste ausgeführt werde, hierzu will der Kaiser morgen vor der Hauptstadt eintreffen mit dem Wittgenstein'schen Corps, allen Garden und Reserven und dem Woronzow'schen Corps.

2) Alle übrigen Truppen sollen sich an der Marne sammeln,

um einstweilen als Schutzwehr für die Expedition nach Paris zu dienen und wenn der Marsch der feindlichen Armee bestimmt und gekannt ist, derselben entgegenzugehen oder in einer defensiven Stellung denselben abzuwarten, damit die nach Paris dirigirten Truppen in Zeiten umgekehrt und am Tage der Schlacht mit Theil nehmen können.

Dieser Entschluß des Kaisers heute Nacht wird nun in Ausführung gesetzt.

Wir bleiben heute mit dem Hauptquartier in Quincy.

Das Witgensteinsche Corps und die Garden werden nebst Reserven um 2 Uhr bei Trilport eintreffen und sich jenseits der Marne aufstellen.

Hier bei Coulommiers bleiben der Kronprinz von Würtemberg, Gyulay und Wrede heute stehen, damit solche morgen nach Umständen in Conformität der Bewegungen der Schlesischen Armee dirigirt werden können, weil diese Corps nun mit Ihnen zu bleiben die Bestimmung haben.

Sie sehen hieraus, lieber Freund, das was hier bei uns vorgeht, geben Sie mir daher Nachricht, was Sie beschlossen und zu thun gesonnen sind, um in Conformität danach die übrigen Corps anweisen zu können.

Wo ist das Plateau, welches Sie zum Champ de bataille bestimmen? Ich vermuthe es nach Wolzogens Angabe zwischen La Ferté sous Jouarre und Trilport. Ist dies der Fall, so würde ich um die — (unleserlich) der Brücken ꝛc. bitten, damit wir keine Zeit verlieren.

Was meinen Sie aber, wenn der Feind durch falsche Bewegungen irre geführt, zwischen Vitry und Chalons längs der Marne uns nachgeht? Was, wenn er sich auf die Straße von Rheims wirft? Was wenn er auf die Straße von Sens vorrückt? Geben Sie mir, lieber Freund, nur einige Schlagworte Ihrer Ansicht hierüber, damit wir hier nichts unternehmen, was wider Ihre Absicht wäre.

Sehnsuchtsvoll harrt hierauf Ihr ganz ergebenster

Radetzky.

Protocoll.

(Geh. Staats-Archiv.)

Paris, den 29. Mai 1814.

Da die Endesunterzeichneten sich auf Befehl Seiner Majestät des Königs versammelt hatten, um über die Frage zu rathschlagen,

ob es zweckmäßig oder nothwendig sei, auf dem Besitz von Mainz für Preußen zu bestehen?

so sind dieselben einstimmig folgender Meinung gewesen.

Der Besitz von Mainz würde in militärischer und politischer Hinsicht, für Preußen von der größten Wichtigkeit sein. Unsere

jetzigen und künftigen Besitzungen am Rhein würden erst durch diese Festung, welche ihre linke Seite deckte, die wahre Haltbarkeit erlangen; und das südliche Deutschland würde durch diesen Punkt, welchen Preußen gewissermaßen in demselben besäße, dringend veranlaßt werden, sich an das Preußische System anzuschließen.

Auf der anderen Seite ist aber kaum nur zu hoffen, daß Oesterreich über diesen Gegenstand nachgeben wird, es würde nur vielleicht durch überwiegenden Russischen Einfluß dazu gebracht werden können, und alsdann würde eine um so üblere Stimmung gegen Preußen bei dem Wiener Hofe zurückbleiben, als er schon im Herzogthum Warschau seine unklug gemachten Hoffnungen vereitelt sieht, und auch über Sachsen ungern nachgiebt. Dagegen ist Oestereich bereit, allen übrigen Preußischen Plänen in Deutschland sogleich seine Zustimmung zu ertheilen, sobald nur Preußen von dem Besitz von Mainz absteht.

Unter diesen Umständen nun, können die Unterzeichneten, da die vollkommenste Uebereinstimmung und Freundschaft zwischen Oesterreich und Preußen die Grundlage des Preußischen und Deutschen politischen Systems ausmacht, und auch der Vortheil, daß Preußen sich unmittelbar in den Besitz der ihm bestimmten Länder setzen könne, überaus groß ist, keiner anderen Meinung sein, als

daß man auf Mainz nur insofern bestehen muß, als der Oesterreichische Hof vielleicht noch von seiner jetzigen Absicht, diese Festung Preußen nicht zu lassen, abgebracht werden könnte; und als die Uebereinkunft zwischen beiden Höfen über ihren künftigen Besitzstand in Deutschland nicht zu sehr aufgehalten würde.

Bei dieser Lage der Sache kommt es nun aber ganz vorzüglich darauf an, wenn man auf Mainz Verzicht leistet, die daraus entstehenden Nachtheile soviel als möglich zu vermindern und durch Vortheile, die man sich zugleich dabei ausbedingen könnte, aufzuwiegen; und in dieser Hinsicht hat den Unterzeichneten folgender Plan am zweckmäßigsten geschienen.

Zuerst müßte man versuchen, ob man nicht den Wiener Hof dahin vermögen könnte, Mainz wenigstens nicht unbedingt an Baiern zu überlassen, sondern selbst Truppen als Theil der Besatzung darin zu behalten, oder es zu einer deutschen Bundesfestung zu erklären.

Zweitens müßte fest darauf bestanden werden, daß sich Baiern abwärts von Aschaffenburg nicht über den Main hinaus ausdehnte, und auf dem rechten Ufer dieses Flusses keine neuen Besitzungen erhielte.

Drittens müßte Preußen Fulda behalten, um es zu Ausgleichungen mit den beiden Hessischen Höfen zu gebrauchen.

Durch beides würde erlangt, daß ein mit dem Preußischen

System eng verbundenes Fürstenhaus im Besitz von Hanau, das bereits befestigt ist, und von Gelnhausen, wo noch Befestigungen angelegt werden können, bliebe. Einer dieser Orte, oder beide könnten selbst Preußische Besatzung haben, und so würde auch in militairischer Hinsicht der Verlust von Mainz weniger empfindlich gemacht.

Auch wird, wie es scheint, der Oesterreichische Hof auf diese beiden Forderungen leichter eingehen.

Viertens würde man suchen können die Verzichtleistung auf Mainz dazu zu benutzen, den Wiener Hof dadurch zu bewegen, den König von Sachsen in Italien zu entschädigen um dadurch ihn aus dem nördlichen Deutschlande zu entfernen, in dem seine Festsetzung immer mannigfaltige Nachtheile mit sich führt.

Unter diesen Voraussetzungen müßte nunmehr die Entschädigung Preußens am Rheine anders gestellt werden, und die Unterzeichneten sind dabei von dem Gesichtspunkt ausgegangen, daß es besser sei, Preußen nicht in unmittelbare Berührung mit Frankreich zu bringen.

Die Preußischen Besitzungen auf dem linken Rheinufer würden sich diesem Plane zufolge, von Lennep im Geldrischen ab, an der Maas, deren beide Ufer Holländisch bleiben, hinauf, bis in die Gegend von Lüttich erstrecken; dann würde sich die Grenze Spa, Stablo und Malmedi, welche Preußisch würden, vorbei, gegen Trarbach an der Mosel wenden, und sich von da, Kirchberg einschließend, bis an den Rhein bei Bacharach erstrecken.

Das Gebiet zwischen diesem eben beschriebenen Stück und der Französischen Grenze (das Luxemburgische und Trierische nebst anderen kleinen Districten) würde es rathsam sein, dem Fürsten von Oranien, und zwar nicht als souverainem Fürsten der Niederlande, sondern für sich und sein Haus gegen Verzichtleistung auf seine deutschen Besitzungen einzuräumen. Südöstlich von Trier aber würden in dieser Gegend, indem man eine Linie über den Hundsrück zöge, die Bairischen Besitzungen angehen, und da Baiern Vieles auf dem linken Rheinufer erhielte, was es nie besessen hat, so würde es ihm überlassen bleiben, wieder Baden für diejenigen Verluste zu entschädigen, die es bei dieser Einrichtung leiden würde.

Der ursprüngliche Grund, warum Preußen seine Besitzungen bis in die Nähe von Frankreich ausdehnen muß, ist offenbar die Unmöglichkeit im Herzogthum Warschau die Ausdehnung wieder zu erhalten, die es ehemals dort hatte, verbunden mit der gleich großen, vortheilhafte Ländervertauschungen in Hannover und in den Gegenden einzugehen, in welchen ein eigenliches Arrondissement möglich wäre. Diese Nachtheile sind einmal, nach der Lage der verschiedenen Kabinette, nicht abzuändern; allein das vorausgesetzt vereinigt der eben entwickelte Plan die meisten Vorzüge. Denn

außerdem daß das oben erwähnte überrheinische Stück Landes, welches ungefähr 840,000 Einwohner zählt, als äußerst fruchtbar und gewerbreich in administrativer Hinsicht große Vortheile gewährt, so stört Preußen auf diese Weise am wenigsten den Länderbesitz anderer Fürsten. Die einzigen, welche Abtretungen machen müssen, sind der König von Sachsen, über welchen offenbar das Recht des Krieges entschieden hat, der Großherzog von Hessen für das Herzogthum Westphalen, welches nur eine seiner neuen Besitzungen ist, und der Fürst von Oranien, der außerdem so außerordentliche Vergrößerungen erhält. Die beiden anderen Nassauischen Häuser bleiben in ihren alten Besitzungen. Zugleich wird auf diese Weise am besten die sonst immer unvermeidliche Zerstückelung vermieden, da Preußen auf beiden Ufern des Rheins (die einzelnen Länderstücke im nördlichen Westphalen ungerechnet) ein durchaus zusammenhängendes Gebiet von 1,800,000 Einwohnern enthält, welches, bis auf das einzige Herzogthum Westphalen, blos aus alten Preußischen Provinzen und Herrenlosen Ländern besteht.

Hardenberg. Humboldt. N. v. Gneisenau. v. d. Knesebeck. v. Boyen. Hoffmann.

General Sir Hudson Lowe an Gneisenau.

à Bruxelles, 16 Avr. 1815.

Le général Röder m'a fait voir la copie de la lettre que vous avez écrite au Duc. Il en sera très content. Je crois bien cependant vous faire entendre, qu'il n'y a jamais eu la moindre Idée de notre part de nous appuyer pour la défense de ce pays ci dans les circonstances actuelles, aux côtes — au contraire tous les mouvements ont été adoptés en Principe opposé. Je ne conçois bien comment on a cru une telle idée autrement que par supposition des Hollandais, mais nous avons été bien loin de nous laisser diriger par leurs opinions soit pour ou contre un tel système. Je pars dans ce moment avec le duc de Wellington pour Ostende et la frontière, avec lequel cependant je n'ai eu aucune conversation sur ce point etc.

Stosch über den sächsischen Aufstand.

Der eigentliche Tumult der Sachsen fand spät am Abend statt. Am Nachmittag hatte sich schon einmal eine Versammlung vor Blüchers Hause gebildet und Stosch hatte sich beunruhigt auf's Pferd gesetzt, um Gneisenau, der spazieren geritten war, zurückzuholen. Zu seiner Verwunderung ritt Gneisenau, als er die Meldung empfangen, doch nur langsam nach Hause. In späterer Zeit machte Stosch darüber einmal eine fragende Bemerkung. Gneisenau „erwiderte darauf, daß er seine Rückkehr absichtlich nicht

beeilt habe und sei es denn nicht gut, daß die Meuterer sich ausgesprochen hätten, ehe man sie in die Reihen aufgenommen in dem Augenblick, wo man mit dem Feinde handgemein zu werden hoffen durfte? General Müffling sei allein an der Geschichte Schuld, der behauptet habe, daß er die Sachsen kenne und daß man Alles mit ihnen machen könne, wenn man ihnen nur Vertrauen schenke. Wäre ein Preußisches Bataillon in Lüttich anwesend gewesen, so wäre der Aufstand ungeschehen geblieben".

Aufsatz von Müffling mit Randbemerkungen Gneisenaus.

Anfang Juni.

Wenn es als wahr angenommen wird, daß der Feind mit 110 m. Mann an der nördlichen Grenze steht und nur ca. 50 m. Mann gegen den Ober- und Mittelrhein versammelt hat, so würde nach unsern alten Grundsätzen die Armee am Ober- und Mittelrhein den Krieg anfangen und sich schnell gewisser fester Punkte bemächtigen müssen, während wir hier uns zusammenzögen, den Feind festhielten, und im Augenblick als er detachirte über ihn her fielen.

Gesetzt aber man hätte die Absicht, den Krieg hier im Norden damit zu eröffnen, daß man dem Feind eine Schlacht lieferte um ihn zu schlagen und dann Belagerungen anzufangen, so scheinen mir folgende Bewegungen am Zweckmäßigsten.

Das 3te preußische Corps rückt nach Dinant vor, bezieht ein Biwack an der Lesse und eröffnet Feindseligkeiten durch einen Angriff auf die Vorposten und eine Recognoscirung von Givet.

Die Armee des Herzogs Wellington ist zwischen Mons und Binche.

Das 1te 2te und 4te preußische Corps ist zwischen Fontaine l'Eveque und Charleroy concentrirt.

Der Herzog Wellington marschirt auf Merbes. Der Fürst Blücher passirt die Sambre, läßt Communications-Brücken schlagen und rückt gegen Beaumont vor. Durch diese Bewegung wird es klar werden, ob die Armee sich bei Maubeuge oder Avesnes sammelt.

Bemerkungen Gneisenaus.

Wenn der Feind nicht mehr Kräfte als hier angenommen hätte, so wäre das Spiel sehr leicht. Wir dürften und könnten hier dann den Feind festhalten, während die anderen Armeen gegen Paris vordrängen. So schwach aber dürfen wir ihn nicht annehmen und ich meine, daß man voraussetzen dürfe, er werde mit 2 Armeen, jede von 100 m Mann erscheinen können. Da nun eine kostbare Zeit unnütz verstrichen ist, und die anderen alliirten Armeen vom Ober-Rhein aus einen längeren Weg bis zur feindlichen Hauptstadt zurückzulegen haben, so frägt es sich, ob es nicht gerathener sei, sie zuerst einen Vorsprung in Frankreich gewinnen

zu lassen, während wir hier etwa eines festen Platzes unterdessen habhaft zu werden suchten. Eine Gelegenheit zu einer vortheilhaften Schlacht aber müßte dabei nicht vermieden werden. Dabei hätten wir den Vortheil, uns ein Schlachtfeld suchen zu können, da der Feind die Schlacht selbst suchen muß, um die angegriffene Festung nicht fallen zu lassen. So sehr man sonst Belagerungen wegen ihrer Kostbarkeit scheuen muß, so sprechen doch hier die Umstände dafür. Die Munition kann England liefern, und der Feind, der auf einen Invasionskrieg sich vielleicht vorbereitet, wird genöthigt, uns anzugreifen, um seine Festungen zu retten. — Der Feind könnte indessen noch etwas anderes thun, nämlich im Maasthal und am rechten Ufer dieses Flusses vorrücken. In diesem Fall müßten die Armeen unter dem Fürst Wrede und dem Kronprinzen von Württemberg sogleich rechts abmarschiren, und vereint über Trier hinaus vordringen, während wir gegen Paris sogleich stark detachiren, und die Oesterreichische Armee ebenfalls über Nancy vordringt. Ein solches Manöver wird ihn bald wieder nach Frankreich zurückführen. Die Russische Armee ist hierbei als eine Reserve angenommen.

Dränge der Feind am rechten Maasufer vor und wollte nun von da aus auf das linke Ufer dieses Flusses sich versetzen, um Belgien in unserem Rücken zu erobern, so ist dies ein so verwegenes Unternehmen, daß man es füglich geschehen lassen kann, um dann, wenn dieses Manöver näher sich entwickelt hat, unsere Kräfte zu vereinigen und ihm, unter für ihn höchst nachtheiligen Umständen, eine Schlacht zu liefern, die, wenn er sie verliert, wahrscheinlich dem Krieg ein Ende macht, da die Mittel-Rhein-Armee (Wrede und Kronprinz von Württemberg) nur die Maas abwärts marschiren darf, um ihn vollends zu vernichten.

Zöge der Feind aber von der hiesigen Grenze seine Hauptmacht zurück, um gegen die anderen alliirten Armeen sich zu verstärken, so muß von hier aus sogleich so tief in Frankreich eingedrungen werden, während man sucht, der hinteren Festungslinie sich zu bemächtigen, und somit festen Fuß in Frankreich zu gewinnen. Diese Plätze der hinteren Festungslinie sind vernachlässigt, schlecht ausgestattet, können auch nun nicht ausgestattet werden, und wenn sie in unserer Gewalt sind, so kann die Dotirung füglich und leicht von England aus geschehen. Durch eine solche Eroberung werden alle Plätze der vorderen 1ten und 2ten Festungslinie neutralisirt. In einigen der hinteren Plätze sind bereits Verständnisse.

Gründe für den Vormarsch am rechten Ufer der Oise.

(Eigenhändiger Aufsatz Gneisenau's.)

1) Das Land daselbst ist freier und weniger durchschnitten, als das am linken Ufer, das voll Defileen ist.

2) Man hat bis Pont St. Maxence keinen Fluß zu passiren, während man am linken Ufer der Oise, um auf gleiche Höhe mit Pont St. Maxence zu kommen, drei Flüsse zu passiren hat.

3) Es ist wahrscheinlich, daß die Einwohner am rechten Ufer — die Nähe von Paris abgerechnet — Widerstand nicht thun werden, während die am linken Ufer noch von unserm letzten Besuch her übelgesinnt und zur Rache gestimmt sind.

4) Man kann am rechten Ufer mit den Anstalten zur Subsistenz weiter sich ausbreiten, als am linken Ufer, wo wir wahrscheinlich ohne bewaffnete Requisition Nichts beitreiben würden.

5) Ist die Gegend des rechten Ufers fruchtbarer als die des linken.

6) Tourniren wir durch diese Bewegung die Stellungen von Laon und der Aisne, an deren Befestigung man gearbeitet hat.

7) Verbreiten wir dadurch Schrecken in Paris und beschleunigen dadurch eine etwaige Revolution. Bewegung auf Pontoise.

8) Wir haben durch diese Bewegung die ganze Normandie und alle dasigen reichen Länder zu unserer Benutzung.

Kneseбeck an Gneisenau.

Hagenau, den 1. Juli 1815.

Da wahrscheinlich der Prinz Schoenburg schneller zu Ew. Excellenz gelangt als ein Courier auf dem gewöhnlichen Wege, so eile ich, Sie zu benachrichtigen, daß man sich hier mit den Herren Abgeordneten in nichts eingelassen hat.

Beikommendes ist die mündliche Antwort, die man ihnen gegeben hat. Sie verlangten sie, und man hat sie ihnen in diesen Ausdrücken diktirt.

Ew Excellenz bitte ich aufmerksam zu sein auf die Worte les cabinets se réuniront aussi bref que possible. Man hat sie gewählt, um nicht der gewöhnlichen sich zu bedienen und es zweifelhaft zu lassen, daß man die Nation nicht abweist, aber auch ohne den König nicht mit ihr unterhandelt.

Die Herren haben uns übrigens von Garantien gesprochen, die wir haben müßten, scheinen wohl willens zu sein, Ludwig XVIII wieder zu nehmen, aber wünschen eine Constitution, die sie für die Eingriffe der Emigranten sichert. Privatim hat man ihnen gesagt, daß die Souveraine derselben Meinung wären. —

Ueber die Garantieen hat man es nicht für Noth gefunden sich mit ihnen einzulassen, ist aber allgemein bei den Continental-Mächten einig, daß sehr starke nothwendig sind, um sich gegen ein solches unruhiges Volk sicher zu stellen.

v. d. Kneseбeck.

Bruchstücke aus den Memoiren des General Hiller von Gärtringen.

Den 30. März 1814 in der Schlacht von Paris war anfänglich die vom General York für meine Brigade ertheilte Aufgabe: der Angriff auf la Chapelle unter der speciellen Leitung des General v. Horn; nachdem der Feind aus diesem Posten delogirt war und sich gegen den Windmühlenberg in der Verlängerung des Montmartre zurückzog, erhielt ich den Auftrag, diese Höhen zu stürmen, so bald ich gewahrte, daß der General Graf Langeron, der mit einem russischen Corps den rechten Flügel bildete, den Montmartre angreifen würde. Sobald ich demnach bemerkte, daß sich jenes Armeecorps in Bewegung setzte, formirte ich meine Brigade in Colonnen nach der Mitte mit Tirailleurs in den Intervallen und schritt ohngeachtet des heftigen Kanonen-Feuers der polytechnischen Schule sofort zum Sturme.

Der Herr General Graf Gneisenau kam, wie ich im vollen Anrennen begriffen und beinahe die Höhe erstiegen hatte, im heftigsten Feuer selbst und benachrichtigte mich, daß der Feind zu kapituliren wünsche und ich das Gefecht einstellen möchte; da es jedoch unmöglich war die Truppen in ihrem bis dahin theuer erkauften, siegreichen Vorschreiten plötzlich anzuhalten, so bat ich um die Erlaubniß nur erst vollends die Höhen ersteigen zu dürfen, indem der Feind noch nicht aufhöre zu feuern, und die Russen zugleich den Montmartre erstiegen. Die natürlich erfolgte Genehmigung aus dem eigenen Augenschein seiner Excellenz fließend, veranlaßte nach einer noch ganz kurzen Anstrengung der Truppen dem Feinde noch eine Menge Geschütze und Munitionswagen abzuquetschen, und das stolze Babel lag zu unsern Füßen. Nachdem ich meine Truppen auf der Höhe wieder geordnet, gesichert, gelagert und die Verbindungen nach allen Seiten hergestellt hatte, ritt ich von der Höhe nach der Barriere von St. Denis, die der Feind verrammelt hielt und dahinter in gedrängten Haufen stand. Der General Graf Gneisenau hielt hier bereits, umgeben von vielen Generälen und Officieren aller Waffen und Truppen, als derselbe mich ankommen sah, sagte er mit lauter Stimme: Meine Herrn machen Sie Platz! Da kommt ein Mann, dem wir sehr vieles verdanken, daß wir uns hier befinden und reichte mir sodann seine Hand.

Der Blick, die Worte und der herzliche Druck dieser Hand waren mir mehr werth, als alle nachherigen Orden und werden noch meinen letzten Athemzug verherrlichen. —

Den 18. Juni 1815, als ich mit der mir untergebenen 16. Brigade im 4. Armee-Corps unter heftigem feindlichen Kanonenfeuer aus dem Walde von Frischemont hervorbrechend, zu deployiren im Begriff war, fand sich der General Graf Gneisenau

vor meiner Front ein und sagte: wir müssen heute Revanche nehmen für Ligni; kurz nach diesen Worten zerschmetterte eine feindliche Kanonenkugel die rechte Hüfte seines Pferdes, so daß es zusammenstürzte und der General unter dasselbe zu liegen kam, ich sprengte hinzu um zu helfen; das Pferd sprang jedoch wieder auf ohne ihn zu beschädigen; ich sagte: nun Sie leben, nun werden wir auch heute siegen! er lächelte und bestieg ganz gelassen ein anderes Pferd, drückte mir die Hand und bat, das arme Thier vollends erschießen zu lassen, und ritt sodann zum Feldmarschall Blücher, der mit einer sehr ansehnlichen Suite nebst dem General v. Grolmann eine Höhe bestieg, um das Schlachtfeld zu übersehen. Nachdem ich meine Truppen geordnet und die Cavallerie unter dem Prinzen Wilhelm Königl. Hoheit, die den Herausmarsch der Infanterie gedeckt und durch eine kräftige Attaque den Angriff auf Planchenoit vorbereitetet hatte, aus dem heftigen Kanonenfeuer zurückgezogen und dagegen Artillerie aufgefahren war, begab ich mich zu dem Feldmarschall auf die Höhe vor meiner Front, um weitere Befehle einzuziehen. Der Feldmarschall sagte eben zum General Graf Gneisenau:

Wenn wir nur das verfluchte Dorf hätten! ich nahm mir die Freiheit zu äußern, daß ich bereit sei es zu nehmen. Der Feldmarschall sagte zum General Graf Gneisenau: Was meinen Sie, Gneisenau, sollen wir ihn loslassen? Letzterer erwiederte: ich glaube, daß der Moment gekommen ist! Der Feldmarschall meinte, ja aber seht Ihr nicht, was der Kerl da hereinschiebt? (nemlich es rückten mehrere Bataillone der alten Garden auf Planchenoit zu) worauf ich erwiederte: daß ich früher herein sein müßte und bäte dann nur um Verstärkung, worauf der Feldmarschall sagte: Nun in Gottes Namen! Nachdem mein dreimal wiederhohlter Angriff auf Planchenoit unter Strömen von Blut endlich gelungen war, ich zwar die Hälfte meiner Mannschaft außer Gefecht verloren; jedoch 8 Kanonen und Munitionswagen erobert und mich im Besitze der Chaussee nach Genappe gesetzt, kam der General Graf Gneisenau mit dem 2. Dragoner-Regiment und anderer Cavallerie angetrabt, nahm die 2 Bataillons meines linken Flügels, die ich unter dem Major von Keller zur Deckung der linken Flanke hatte detaschieren müssen, und die garnicht zum Sturm von Planchenoit gebraucht und also noch gar keinen Verlust erlitten hatten und verfolgte mit diesen den fliehenden Feind auf der Chaussee bis Quatrebras, nachdem er mich zuvor umarmt und befohlen hatte, meinen Truppen einige Erholung zu gönnen, die Blessirten aus dem brennenden Planchenoit möglichst zu retten und dann ihm folgend meinen Bivuak zu Quatrebras zu beziehen.

Noch muß ich erwähnen, daß, nachdem ich Planchenoit erobert und gegen die Chaussee vorrückte, ich von englischen Batterien beschossen wurde, die mich für Feinde hielten und ich meine

ganze Umgebung absenden mußte um diesen Irrthum, der noch einige Todte mehr kostete, aufzuhellen.

Erst den 17. Frühe konnte ich Quatrebras erreichen.

Armee-Bericht der preußischen Armee vom Nieder-Rhein.

(Nach d. Abdruck in der Gesch. d. Feldzuges v. C. v. W.)

Es war am 15. Juny als Napoleon die Feindseligkeiten begann, nachdem er am 14ten 5 Armee-Corps und die Garden zwischen Maubeuge und Beaumont zusammengezogen hatte. Die Conzentrationspunkte der 4 preußischen Armee-Corps waren Fleurus, Namur, Cinay und Hannut, und so gelegen, daß die Armee auf einem dieser Punkte in 24 Stunden versammelt sein konnte.

Napoleon drang am 15ten über Thuin auf beyden Seiten der Sambre gegen Charleroy vor. Der General Ziethen hatte das 1. Armee-Corps bei Fleurus zusammengezogen, und bestand an dem Tage ein heftiges Gefecht mit dem Feinde, der, nachdem er Charleroy genommen, gegen Fleurus marschirte. General Ziethen behauptete seine Stellung bei Fleurus. Der Feldmarschall Blücher war gesonnen dem Feinde so schnell wie möglich eine große Schlacht zu liefern; die 3 übrigen preußischen Armee-Corps waren demzufolge gegen Sombref ($1^1/_2$ Stunde von Fleurus) in Marsch gesetzt worden, wo das 2te und dritte den 15ten und das 4te den 16ten eintreffen mußte. Lord Wellington hatte seine Armee den 15ten bey Ath und Nivelles zusammengezogen, und war auf diese Art im Stande, im Fall es am 16ten zur Schlacht kommen sollte, den Feldmarschall zu unterstützen.

Schlacht vom 16. Juny bei Ligny.

Die preußische Armee stand auf den Höhen zwischen Brie uud Sombref, und über Sombref hinaus, die Dörfer Ligny und St. Amand in der Front stark besetzt haltend. Drey Armee-Corps waren indeß nur versammelt; das 4te, welches zwischen Lüttich und Hannut gestanden hatte, war in seiner Bewegung durch allerley Zufälligkeiten etwas verspätet worden, und nicht herangekommen. Nichts destoweniger entschloß sich der Feldmarschall zu schlagen, da Lord Wellington bereits eine starke Abtheilung seines Heeres, so wie alle seine bey Brüssel stehenden Reserven, ihm zur Unterstützung in Marsch gesetzt hatte, und das 4te Armee-Corps erwartet wurde.

Um 3 Uhr Nachmittags begann die Schlacht. Der Feind entwickelte über 130,000 Mann. 80,000 Mann war das preußische Heer stark. Das Dorf St. Amand ward zuerst vom Feind angegriffen und nach heftiger Gegenwehr genommen. Hierauf wandte sich der Feind gegen Ligny. Ligny ist ein sehr großes massiv gebautes Dorf längs des Ligny-Bachs. Hier nun begann ein Kampf,

der unter die hartnäckigsten gehört, die je gekämpft worden sind. Sonst werden Dörfer genommen und wieder genommen, hier aber dauerte das Gefecht 5 Stunden lang im Dorfe selbst, und bewegte sich nur durch geringe Räume vor- oder rückwärts. Unaufhörlich rückten von beyden Seiten frische Truppen in's Gefecht. Jeder hatte hinter derjenigen Abtheilung des Dorfes, die von ihm besetzt war, große Massen Infanterie aufgestellt, die das Gefecht ununterbrochen nährten und ihrerseits wieder unaufhörlich von rückwärts her ergänzt wurden, und von dieß- und jenseits liegenden Höhen herab war das Feuer von beynahe zweyhundert Geschützen beyder Armeen gegen das Dorf gerichtet, das an vielen Orten zugleich in Brand gerathen war. Nach und nach hatte sich das Gefecht längs der ganzen Stellung ausgedehnt, denn auch gegen das 3. Armee-Corps bey Sombref hatte der Feind viele Truppen entwickelt; bey Ligny indeß lag die Entscheidung. Manches versprach den preußischen Waffen eine günstige Wendung, denn ein Theil des Dorfes St. Amand war von einem Bataillon unter persönlicher Anführung des Feldmarschalls den Franzosen wieder entrissen, und eine Höhe wieder genommen worden, die nach dem Verluste von St. Amand unsererseits verlassen worden war. Bey Ligny jedoch stand die Schlacht mit gleicher Wuth. Jetzt war der Augenblick, wo das Erscheinen der Engländer, oder die Ankunft des 4. Armee-Corps entschieden haben würde; denn kam das 4. Armee-Corps an, so hätte der Feldmarschall unverzüglich einen Angriff mit dem rechten Flügel gemacht, der seinen Erfolg nicht verfehlt haben würde. Doch es ging die Nachricht ein, daß die zu unserer Unterstützung bestimmte Abtheilung des englischen Heeres selbst von einem französischen Armee-Corps heftig angegriffen worden sey, und sich nur mit Anstrengung in seiner Stellung bei Quatre bras behauptet habe; das 4. Armee-Corps blieb ebenfalls aus, und so waren wir denn angewiesen der großen Uebermacht allein zu widerstehen. Es war bereits weit in der Dämmerung, und immer noch wüthete die Schlacht bei Ligny gleich mörderisch und gleich unentschieden fort. Es wuchs die Noth unter vergeblichem Sehnen nach Hülfe. Alle Truppenabtheilungen waren im Gefecht, oder hatten gefochten, und keine frischen Truppen waren mehr zur Hand. Plötzlich griff eine Abtheilung feindlicher Infantrie, die unter Begünstigung der Dämmerung sich auf der einen Seite um das Dorf herumgeschlichen hatte, während auf der andern einige Küraſſier-Regimenter durchbrachen, unsere hinter dem Dorfe aufgestellten Massen im Rücken an. Diese Ueberraschung entschied, doch ward sie nur dann erst entscheidend, als unsere Cavallerie, die hinter dem Dorfe auf den Höhen aufgestellt war, in wiederholten Angriffen von der feindlichen Cavallerie zurückgeschlagen worden war.

Unsere hinter Ligny aufgestellte Masse Infanterie, wenn

schon sie sich zum Rückzuge genöthigt sah, ließ sich jedoch durch die Ueberraschung des Feindes in der Dunkelheit, die dem Menschen jede Gefahr vergrößert, so wie dadurch, daß sie von allen Seiten umringt war, nicht irre machen. In Massen gestellt schlug sie alle Cavallerie-Angriffe kaltblütig ab und zog sich mit Ruhe auf die Höhen zurück, von wo der weitere Marsch gegen Tilly langsam fortgesetzt wurde. Durch das plötzliche Vorbrechen der feindlichen Cavallerie hatten mehrere unserer Geschütze im schnellen Abziehen Richtungen eingeschlagen, wo sie in Defileen geriethen, in welchen sie sich verfuhren. 15 Stück fielen auf diese Art dem Feinde in die Hände. Eine Viertelmeile weit vom Schlachtfelde stellte sich die Armee wieder auf; der Feind wagte nicht zu folgen. Das Dorf Brie blieb die Nacht über noch von uns besetzt, eben so Sombref, wo der General Thielmann mit dem dritten Armee-Corps gefochten hatte, und sich mit anbrechendem Tage langsam nach Gembloux zurückzog, wo das 4. Armee-Corps unter dem General Bülow in der Nacht eingetroffen war. Das erste und zweyte Corps gingen am andern Morgen hinter das Defilee von Mont St. Guibert. Unser Verlust an Todten und Verwundeten war groß, an Gefangenen hatten wir nichts als einen Theil unserer Verwundeten verloren.

Wenn schon die Schlacht verloren war, so war sie es doch so ehrenvoll wie möglich. Unsere Truppen hatten mit einer Tapferkeit gefochten, die nichts zu wünschen übrig ließ; darum war auch bey Niemand der Muth gebeugt, denn die Zuversicht auf die eigne Kraft war nicht erschüttert worden. An diesem Tage schwebte der Feldmarschall in großer Gefahr. Ein Cavallerie-Angriff, wo er sich selbst an der Spitze befand, war mißlungen. Als die feindliche Cavallerie schnell verfolgte, durchbohrte ein Schuß das Pferd des Feldmarschalls. Der Schuß hemmte jedoch nicht des Pferdes Lauf. Der Schmerz trieb es vielmehr immer heftiger zu konvulsivischen Sprüngen an, bis es plötzlich in vollem Rennen todt zu Boden stürzte. Der Feldmarschall lag, vom gewaltsamen Sturze betäubt, unter dem todten Pferde. Die feindlichen Küraſſiere jagten in der Verfolgung heran; unsere letzten Reiter waren schon beym Feldmarschall vorüber; nur ein Adjutant war bey ihm; vom Pferde abgesprungen stand er neben ihm, sein Schicksal zu theilen entschlossen. Die Noth war groß, doch der Himmel wachte über uns. Die Feinde jagten in wilder Eile vorüber, ohne den Feldmarschall zu bemerken, und eben so jagten sie noch einmal bey ihm vorbey, als die Unsrigen sie wieder zurück geworfen hatten. Jetzt erst brachte man mit Mühe den Feldmarschall unter dem todten Pferde hervor, wo er sodann ein Dragonerpferd bestieg.

Am 17. Juny Abends hatte sich die preußische Armee bey Wavre enger zusammengezogen. Napoleon setzte sich an dem Tage

gegen Lord Wellington auf der großen Straße von Charleroy nach Brüssel in Bewegung. Bey Quatrebas bestand eine Abtheilung der englischen Armee ein heftiges Gefecht mit dem Feinde. Lord Wellington hatte auf der Brüsseler Straße eine Stellung genommen mit dem rechten Flügel gegen Braine la Leud, mit der Mitte bey Mont St. Jean, und mit dem linken Flügel gegen la Haye. In dieser Stellung, schrieb Lord Wellington an den Feldmarschall, sey er Willens die Schlacht anzunehmen, wenn der Feldmarschall ihn mit zwey Armee-Corps unterstützen wollte. Der Feldmarschall versprach mit der ganzen Armee zu kommen, und schlug selbst vor, im Fall Napoleon nicht angriffe, ihn am andern Tage mit gesammter Kraft anzugreifen. Hiervon mag man ermessen, wie wenig die Schlacht vom 16ten die preußische Armee zerrüttet und ihre moralische Kraft geschwächt hatte. So ward die Schlacht beschlossen.

Schlacht vom 18ten.

Mit Tages-Anbruch brach die preußische Armee auf; das vierte und das zweyte Armee-Corps wurden über St. Lambert hinaus in Marsch gesetzt, wo sie sich in dem Walde vor Frichemont verdeckt aufstellen sollten, um im günstigen Augenblicke in des Feindes Rücken vorzubrechen. Das erste Armee-Corps erhielt seine Richtung über Ohain in des Feindes rechte Flanke; das dritte Armee-Corps sollte zur Unterstützung langsam folgen. Um 10 Uhr Vormittags begann die Schlacht. Die brittische Armee stand auf den Höhen von Mont St. Jean, die französische auf den Höhen vorwärts Planchenoit; die engliche Armee war gegen 80,000 Mann stark, die feindliche zählte über 130,000. — Es dauerte nicht lange, so war die Schlacht allgemein auf der ganzen Linie. Napoleon schien die Absicht zu haben, den englischen linken Flügel und das Centrum zu werfen, und so die Trennung der englischen von der preußischen Armee, die er gegen Mastricht im Rückzuge glaubte, zu vollenden. Er hatte deßwegen den größten Theil seiner Reserven im Centrum gegen seinen rechten Flügel aufgestellt, und bestürmte hier die Engländer mit unglaublicher Heftigkeit. Die brittische Armee focht unübertrefflich, an der Tapferkeit der Schotten scheiterten die wiederholten Angriffe der alten Garden, und bey jedem Zusammentreffen wurde die französische Cavallerie von der englischen geworfen und zerstreut. Doch Napoleons Uebermacht war zu groß, er drückte fort und fort mit gewaltigen Massen gegen die Engländer und so standhaft auch diese sich noch immer in ihrer Stellung behaupteten, so mußten so große Anstrengungen doch ihre Grenze endlich erreichen.

Es war halb 5 Uhr Nachmittags. Das sehr schwierige Defilee von St. Lambert hatte den Marsch der preußischen Colonnen beträchtlich aufgehalten, so, daß vom vierten Armee-Corps erst zwey Brigaden in ihrer verdeckten Aufstellung angekommen waren. Der

Augenblick der Entscheidung war eingetreten und keine Zeit zu verlieren. Die preußischen Feldherrn ließen den Augenblick nicht entschlüpfen; sie beschlossen ungesäumt den Angriff mit dem, was zur Hand war, und so brach General Bülow mit zwey Brigaden und einem Corps Cavallerie plötzlich vor, gerade im Rücken des feindlichen rechten Flügels. Der Feind verlor die Besonnenheit nicht. Er wandte auf der Stelle seine Reserven gegen uns, und es begann ein mörderischer Kampf. Das Gefecht stand lange Zeit, und ward mit gleicher Heftigkeit gegen die Engländer fortgesetzt.

Ungefähr um 6 Uhr Abends traf die Nachricht ein, daß General Thielmann mit dem dritten Armee-Corps bei Wavre von einem beträchtlichen feindlichen Corps angegriffen sey, und daß man bereits um den Besitz der Stadt schlage. Der Feldmarschall ließ sich jedoch hierdurch nicht erschüttern, vor ihm lag die Entscheidung des Tages, und nicht anderswo, nur ein gleich heftiger mit immer frischen Truppen fortgesetzter Kampf konnte allein den Sieg gewinnen, und wenn hier der Sieg gewonnen ward, so ließ sich jeder Nachtheil bei Wavre leicht verschmerzen. Alle Colonnen blieben demnach in Marsch. Es war halb acht Uhr, und noch stand die Schlacht; das ganze vierte Armee-Corps und ein Theil des zweyten unter dem General Pirch waren nach und nach angekommen. Die Franzosen fochten wie Verzweifelte; allmählig bemerkte man jedoch schon Unsicherheit in ihren Bewegungen und sah wie mehreres Geschütz schon abgefahren ward. In diesem Augenblick erschienen die ersten Colonnen des Armee-Corps vom General Ziethen auf ihrem Angriffspunkte beym Dorfe Smouhen in des Feindes rechter Flanke und schritten auch sogleich frisch an's Werk. Jetzt war's um den Feind geschehen. Von drey Seiten ward sein rechter Flügel bestürmt; er wich; im Sturmschritt und unter Trommelschlag ging's von allen Seiten auf ihn ein, indem zugleich die ganze brittische Linie sich vorwärts in Bewegung setzte.

Einen besonders schönen Augenblick gewährte die Angriffsseite des preußischen Heeres. Das Terrain war hier terrassenartig gebildet, so daß mehrere Stufen Geschützfeuer übereinander entwickelt werden konnten, zwischen denen die Truppen Brigadenweis in der schönsten Ordnung in die Ebene hinabstiegen, während aus dem hinten auf der Höhe liegenden Walde immer neue Massen sich entfalteten. Mit dem Rückzuge des Feindes ging es noch so lange erträglich, bis das Dorf Planchenoit in seinem Rücken, das die Garden vertheidigten, nach mehreren abgeschlagenen Angriffen und vielem Blutvergießen endlich mit Sturm genommen war. Nun wurde aus dem Rückzuge eine Flucht, die bald das ganze französische Heer ergriff und immer wilder und wilder alles mit sich fort

riß. Es war 9½ Uhr. Der Feldmarschall versammelte jetzt die höheren Officiere, und befahl, daß der letzte Hauch von Mensch und Pferd zur Verfolgung aufgeboten werden sollte. Die Spitze der Armee beschleunigte ihre Schritte. Rastlos verfolgt, gerieth das französische Heer bald in eine völlige Auflösung. Die Chaussee sah wie ein großer Schiffbruch aus. Sie war mit unzähligen Geschützen, Pulverwagen, Fahrzeugen, Gewehren und Trümmern aller Art wie besäet, aus mehr als 9 Bivouaks wurden diejenigen, die sich einige Ruhe hatten gönnen wollen und keine so schnelle Verfolgung erwartet hatten, vertrieben; in einigen Dörfern versuchten sie zu widerstehen, doch, so wie sie die Trommeln und Flügelhörner hörten, flohen sie, oder warfen sich in die Häuser, wo sie niedergemacht oder gefangen wurden. Der Mond schien hell und begünstigte ungemein die Verfolgung. Der ganze Marsch war ein stetes Aufstöbern des Feindes in den Dörfern und Getreidefeldern.

In Genappe hatte sich der Feind mit Kanonen, umgeworfenen Munitionswagen und Fahrzeugen verbarrikadirt; als wir uns näherten, hörten wir plötzlich ein Lärmen und Fahren im Orte, und erhielten zugleich vom Eingange her ein starkes Gewehrfeuer, einige Kanonenschüsse, ein Hurrah, und die Stadt war unser. Hier ward unter vielen andren Equipagen Napoleons Wagen genommen, den er so eben erst verlassen, um sich zu Pferde zu werfen, und in welchem er in der Eile seinen Degen zurückgelassen, und beym Herausspringen seinen Hut eingebüßt hatte. So ging es bis zu Anbruch des Tages rastlos fort. Im wildesten Durcheinander haben kaum 40,000 Mann als Rest der ganzen Armee, zum Theil ohne Gewehre, sich durch Charleroy gerettet mit nur 27 Geschützen seiner ganzen zahlreichen Artillerie.

Bis weit hinter seine Festungen ist der Feind geflohen, der einzige Schutz seiner Gränzen, die jetzt unaufhaltsam von unseren Armeen überschritten werden.

Um 3 Uhr Nachmittags hatte Napoleon einen Courier nach Paris vom Schlachtfelde mit der Nachricht abgefertigt, daß der Sieg nicht mehr zweifelhaft sey; einige Stunden später hatte er keine Armee mehr. Eine genaue Kenntniß des feindlichen Verlustes hat man noch nicht; es ist genug, wenn man weiß, daß zwey Drittel der Armee erschlagen, verwundet und gefangen wurden, unter andern die Generale Mouton, Duhesme und Compans, und daß bis jetzt schon gegen 300 Geschütze und über 500 Pulverwagen in unsern Händen sind.

Selten ist solch ein vollkommener Sieg erfochten worden, und beispiellos gewiß ist es, daß eine Armee den zweyten Tag nach einer verlorenen Schlacht einen solchen Kampf unternommen und so glänzend bestanden hat. Ehre dem Heere, in welchem solche Standhaftigkeit und so frommer Muth sich darthun!

Im Mittelpunkte der französischen Stellung, ganz auf der Höhe liegt eine Meyerey, la Belle Alliance genannt; wie ein Fanal ringsumher sichtbar, war der Marsch aller preußischen Colonnen dorthin gerichtet. Auf dieser Stelle befand sich Napoleon während der Schlacht, von hier aus gab er seine Befehle, von hier aus wollte er den Sieg erringen, und hier entschied sich seine Niederlage; hier endlich trafen in der Dunkelheit durch eine anmuthige Gunst des Zufalls der Feldmarschall und Lord Wellington zusammen und begrüßten sich gegenseitig als Sieger.

Zum Andenken des zwischen der brittischen und preußischen Nation jetzt bestehenden von der Natur schon gebotenen Bündnisses, der Vereinigung der beyden Armeen und der wechselseitigen Zutraulichkeit der beiden Feldherrn, befahl der Feldmarschall, daß diese Schlacht die Schlacht von belle Alliance genannt werden sollte.

Hauptquartier, Merbes le Chateau, den 20. Juny 1815.

Auf Befehl des Feldmarschalls Fürsten Blücher.

Der General

Graf von Gneisenau.

Briefverzeichniß.

Seite

Gneisenau an Arndt
Ohne Datum (1814) 276
28. August 1814 279
17. August 1815 605
23. August 1815 610
Gneisenau an Blücher
17. Februar 1815 321
29. Juli 1815 595
10. August 1815 602
10. August 1815 603
23. August 1815 609
25. August 1815 611
14. September 1815 627
Gneisenau an Graf Franz v. Blücher
5. September 1814 282
Gneisenau an Boyen
4. Januar 1814 145
11. Januar 1814 192
13. Januar 1814 153
5. März 1814 200
14. März 1814 209
15. März 1814 210
16. März 1814 211
18. März 1814 214
19. März 1814 215
20. März 1814 217
21. März 1814 219
22. März 1814. 220
22. März 1814 221
24. März 1814 693
24. März 1814 226
3. April 1814 230
26. November 1814 296
9. Januar 1815 309
12. Januar 1815 310
Montag [März 1815] 327

Seite

Allerhöchste Cabinetsordres
23. Mai 1814 258
3. Juni 1814 258
10. April 1815 495
28. Juni 1815 563
11. Juli 1815 584
3. October 1815 641
5. October 1815 641
Benzenberg an Gneisenau
30. August 1815 613
17. October 1815 642
Blücher an Gneisenau
20. Juli 1814 235
Ohne Datum 281
17. Februar 1815 320
28. Juli 1815 594
10. August 1815 604
27. August 1815 612
5. September 1815 619
7. September 1815 620
10. September 1815 627
12. September 1815 629
Boyen an Gneisenau
31. December 1813 191
19. Januar 1814 163
3. März 1814 195
6. März 1814 197
7. März 1814 201
13. März 1814 208
16. März 1814 212
20. März 1814 216
14. April 1814 233
19. April 1814 236
5. Februar 1815 315
15. April 1815 499
23. April 1815 500

Seite

Gneisenau an Boyen
22. März 1815 477
8. Mai 1815 502
13. Mai 1815 508
22. Juni 1815 528
25. Juni 1815 539
4. Juli 1815 562
16. September 1815 631
2. October 1815 640
19. November 1815 644
Gneisenau an Clausewitz
4. Januar 1814 143
28. April 1814 239
12. December 1814 301
30. December 1814 308
17. Januar 1815 311
14. Februar 1815 322
16. April 1815 496
22. Juli 1815 587
23. Juli 1815 588
27. Juli 1815 592
Gneisenau an Frau von Clausewitz
5. Mai 1814 249
24. Juni 1815 535
Gneisenau an Dörnberg
22. November 1814 291
25. Mai 1815 511
Gneisenau an Eichhorn
20. April 1814 234
Gneisenau an Ende
10. Januar 1814 151
Gneisenau an Gibsone
6. Februar 1814 176
19. November 1814 188
16. März 1815 328
4. Juni 1815 512
Gneisenau an seine Frau
1. März 1814 228
24. April 1814 233
17. Juni 1815 522
19. Juni 1815 525
30. Juni 1815 549
Gneisenau an Gröben
19. September 1815 634

Seite

Boyen an Gneisenau
12. Mai 1815 509
18. Mai 1815 510
7. Juni 1815 515
16. Juni 1815 534
23. Juni 1815 545
Clausewitz an Gneisenau
22. April 1814 238
14. Mai 1814 251
21. December 1814 303
9. Februar 1815 316
27. Februar 1815 323
17. März 1815 475
21. März 1815 478
9. April 1815 490
18. Juli 1815 587
24. Juli 1815 590
29. Juli 1815 597
18. August 1815 608
11. September 1815 629
Frau von Clausewitz an Gneisenau
20. April 1814 248
27. Juni 1815 565
Falkenhausen an Gneisenau
26. Januar 1814 134
Gibsone an Gneisenau
7. Januar 1814 175
Gruner an Gneisenau
9. April 1815 490
18. Juni 1815 566
1. Juli 1815 567
Hardenberg an Gneisenau
1. März 1814 202
12. September 1814 283
14. October 1814 284
14. October 1814 284
12. November 1814 287
18. November 1814 296
5. December 1814 298
20. Januar 1815 314
10. Februar 1815 319
29. März 1815 480
21. September 1815 638

Seite

Gneisenau an Gröben
6. October 1815 641
9. October 1815 642
Gneisenau an Justus Gruner
1. Januar 1814 142
1. April 1814 229
14. Mai 1814 256
24. November 1814 292
7. April 1815 487
10. April 1815 492
9. Mai 1815 504
14. Juni 1815 520
24. Juni 1815 538
7. Juli 1815 568
5. April 1819 507
Gneisenau an Hardenberg
9. Januar 1814 150
7. Februar 1814 180
17. Februar 1814 183
10. März 1814 202
12. März 1814 206
1. April 1814 228
15. Mai 1814 254
15. April 1815 495
18. April 1815 497
25. Mai 1815 511
12. Juni 1815 518
22. Juni 1815 529
30. Juni 1815 545
30. Juni 1815 548
30. Juni 1815 571
27. Juli 1815 593
5. September 1815 616
6. September 1815 617
2. October 1815 639
Gneisenau an Hiller
30. Juli 1815 596
Gneisenau an Jacobi
15. Mai 1814 253
Gneisenau an Knesebeck
15. Januar 1814 155
Gneisenau an S. M. den König
2. April 1815 483
3. April 1815 231

Seite

Frau von Imhoff-Helwig an Gneisenau
11. Januar 1814 173
Knesebeck an Gneisenau
22. Januar 1814 164
24. Januar 1814 166
1. Juli 1815 710
Lowe an Gneisenau
16. April 1815 697
Müffling an Gneisenau
5. April 1814 232
22. October 1814 286
9. December 1814 300
5. Juni 1815 514
11. Juni 1815 517
24. Juni 1815 622
27. Juni 1815 542
27. Juni 1815 623
28. Juni 1815 543
1. Juli 1815 551
8. Juli 1815 573
Niebuhr an Gneisenau
Ohne Datum 317
Ohne Datum 325
6. Juli 1815 585
16. Juli 1815 589
24. Juli 1815 600
10. August 1815 607
11. September 1815 635
29. October 1815 643
Radetzky an Gneisenau
28. März 1814 693
Röder an Gneisenau
4. April 1815 485
5. April 1815 483
8. April 1815 489
Stein an Gneisenau
24. Januar 1814 166
2. Februar 1814 171
26. April 1815 569
28. Juni 1815 572
Steinmetz an Gneisenau
15. September 1815 631

Seite

Gneisenau an S. M. den König
8. April 1815 488
14. April 1815 493
8. Juli 1815 574
Gneisenau an Müffling
14. Januar 1814 154
27. Juni 1815 542
29. Juni 1815 544
29. Juni 1815 544
Ohne Datum 551
2. Juli 1815 553
Gneisenau an Niebuhr
13. Februar 1815 318
Gneisenau an Radetzky
15. Januar 1814 159
Gneisenau an Prinzeß Luise, Fürstin Radziwill
5. Juli 1815 564
21. September 1815 637
Gneisenau an Reimer
12. August 1814 278
18. September 1815 633
Gneisenau an Rüchel
5. Januar 1814 147
Gneisenau an Rühs
15. November 1815 643
Gneisenau an Scheffner
30. December 1814 306
Gneisenau an Stein
9. Januar 1814 148
23. Januar 1814 167
28. Januar 1814 169
6. Februar 1814 178
21. Juni 1815 570
Gneisenau an Steinmetz
9. September 1815 620
15. September 1815 630
Gneisenau an Valentini
6. September 1813 187
Gneisenau an Gräfin Voß
2. August 1815 598
Gneisenau an?
Ohne Datum 515

Seite

Thiele an Gneisenau
31. März 1814 228
Valentini an Gneisenau
5. September 1813 186
6. September 1813 190
17. November 1813 191
9. Februar 1814 193
Zieten an Gneisenau
9. Mai 1815 508
Blücher an S. M. den König
16. Februar 1814 182
Blücher an Hardenberg
16. Februar 1814 182
22. Juni 1815 533
26. Juni 1815 541
Blücher an den Kronprinzen von Schweden
23. März 1814 224
Blücher an Davoust
1. Juli 1815 550
Blücher an Wellington
Ohne Datum 564
9. Juli 1815 578
Blücher an?
22. September 1814 284
10. Juli 1815 584
Bülow an Blücher
10. Juli 1815 581
Hake an Hardenberg
27. Februar 1814 194
Knesebeck an Hardenberg
15. Februar 1814 185
17. Februar 1814 186
Röder an Kleist
3. April 1815 484
Kronprinz v. Schweden an Blücher
18. März 1814 202
Ribbentrop an Blücher
10. Juli 1815 582
Thiele an?
18. Februar 1814 195
Wellington an Blücher
2. Juli 1815 556

Errata.

S. 12 Z. 9 v. u. l. Südoſten ſtatt Südweſten.
S. 72 Z. 16 v. o. l. um ſtatt und.
S. 85 Z. 14 v. o. l. einen Act ſtatt eine Art.

Der Bericht Gneiſenau's an S. M. den König vom 3. April 1815 iſt trotz des richtigen Datums unter die Briefe des Jahres 1814 gerathen.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 419